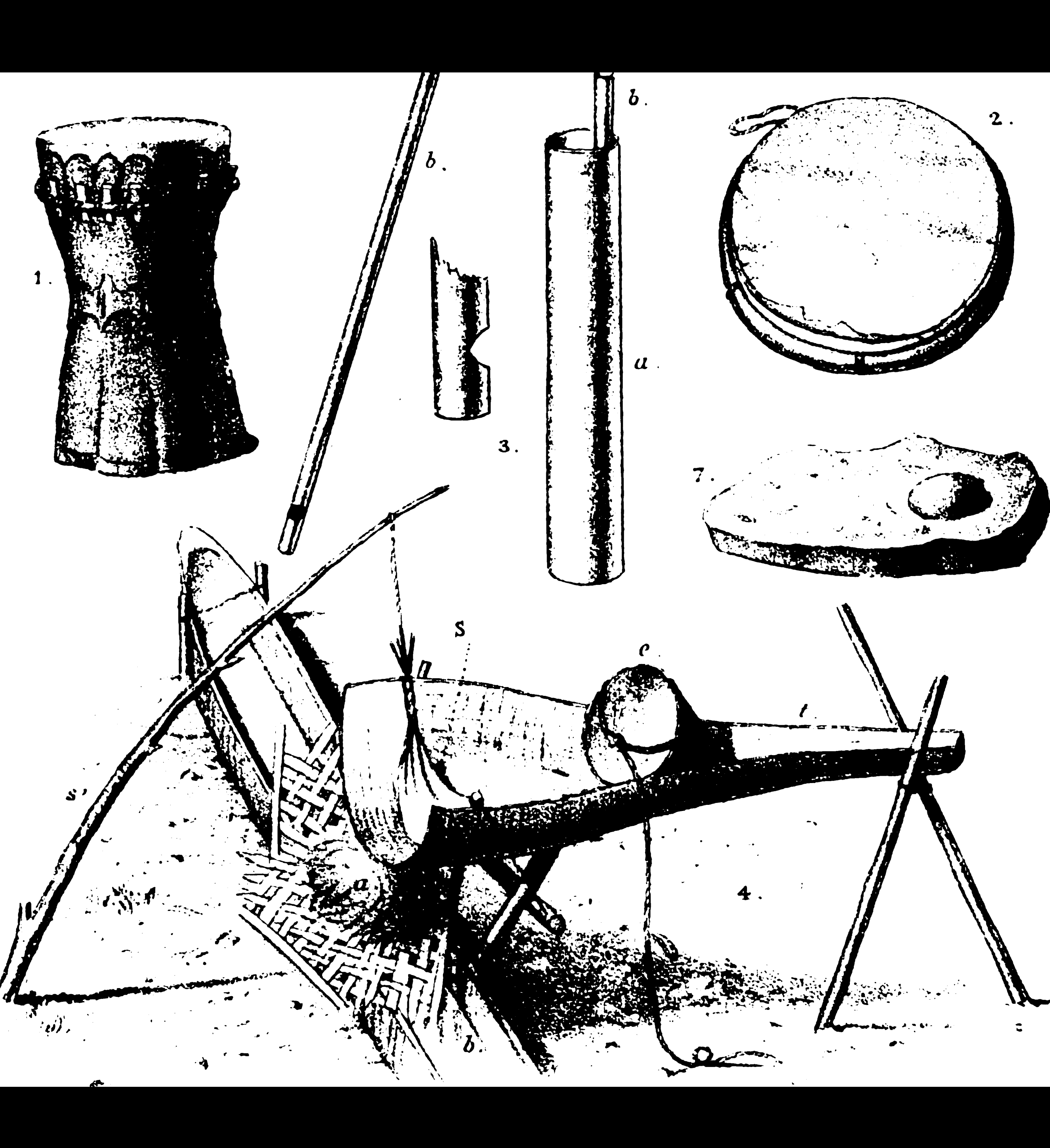


Reisen in den Molukken, in Ambon, den Uliassern, ...

Karl Martin

REISEN IN DEN MOLUKKEN,

IN AMBON, DEN ULIASSERN, SERAN (CERAM) UND BURU.

DRUCK VON E. J. BRILL IN LEIDEN.

REISEN IN DEN MOLUKKEN,

IN AMBON, DEN ULIASSERN, SERAN (CERAM) UND BURU.

EINE SCHILDERUNG VON LAND UND LEUTEN,

VON

K. MARTIN,

Professor für Geologie an der Universität zu Leiden.

MIT 50 TAFELN, EINER KARTE UND 18 TEXTBILDERN.

Herausgegeben mit Unterstützung der Niederländischen Regierung.

LEIDEN.
E. J. BRILL.
1894.

SEINEM HOCHGESCHÄTZTEN FREUNDE,

HERRN

G. W. W. C. BARON VAN HOËVELL,

Residenten von Ambon,

ALS

FÖRDERER UNSERER KENNTNISS VON DEN MOLUKKEN

UND

IN DANKBARER ERINNERUNG AN GEMEINSCHAFTLICH VERLEBTE STUNDEN

GEWIDMET

VOM

VERFASSER.

VORWORT.

Im Beginne des Jahres 1889 entwarf ich in Gemeinschaft mit meinem Kollegen *G. A. Wilken* den Plan für eine ethnologische und geognostische Untersuchung einer Anzahl von Inseln im Umkreise der Bandasee. Derselbe wurde dem Direktorium des *Koninklijk Instituut voor de Taal- Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië* vorgelegt, welches ihn annahm und beschloss, die Niederländische Regierung um die zur Ausführung erforderlichen Geldmittel zu ersuchen. Letztere zeigte sich gerne zur Unterstützung bereit, und so schienen alle Vorbedingungen für ein gutes Gelingen gegeben; doch verzögerte sich die Ausführung der Reise durch unvorhergesehene Umstände. Die Bewilligung der Geldmittel konnte erst im Juni '91 erfolgen, und sie war uns kaum bekannt geworden, als mein Freund *Wilken* heftig erkrankte; ein jäher Tod raffte ihn am 28sten August desselben Jahres dahin, tief betrauert von allen, die ihm nahe standen, und nicht minder von allen Vertretern der ethnologischen Wissenschaft, welche in ihm einen ihrer besten Führer verlor.

So musste ich mich denn leider allein auf den Weg machen. Am 24sten September '91 schiffte ich mich in Genua an Bord des Dampfers *Koningin Emma* der Gesellschaft *Nederland* ein, und am 24sten October langte ich nach günstiger Fahrt in Batavia an. Dort empfing mich Herr Dr. *M. Treub*, der Direktor des botanischen Gartens von Buitenzorg, um mich sogleich in liebenswürdigster Weise als Gast nach seinem schön gelegenen Heim zu entführen und mir fernerhin mit Rath und That zur Seite zu stehen. Der damalige General-Gouverneur von Niederländisch-Indien, S. Exc. Mr. *C. Pijnacker Hordijk*, brachte meinen Reiseplänen ein warmes Interesse entgegen und liess ihnen eine wirksame Unterstützung zu Theil werden. Nach einwöchentlichem Aufenthalte begab ich mich dann nach Batavia zurück, woselbst ich noch einige Tage im gastfreien Hause des Herrn Dr. *J. P. Kloos* verweilte, um am 3ten November mit dem Dampfer

Generaal Pel der *Koninklijke Paketvaart Maatschappij* die Reise nach Ambon fortzusetzen.

Indessen war ich genöthigt, einen weiten Umweg zur Erreichung dieses Zieles zu machen; denn eine direkte Verbindung war derzeit nicht fällig und ein längerer Aufschub der Weiterfahrt musste mit Rücksicht auf meinen nur einjährigen Urlaub vermieden werden. Die Reise ging zunächst die Nordküste von Java entlang, so dass ich noch eine flüchtige Bekanntschaft mit *Samarang*, *Surabaya* und *Banjuwangi* machte, von dort über *Bali* (*Buleleng*) nach *Makasser*, fernerhin um die Südspitze von Celebes nach *Gorontalo* und dann nach *Menado*. Von hier aus machte ich einen Abstecher zum See von *Tondano*, fuhr weiter nordwärts nach den Inseln *Siau* (*Ulu*) und *Sangir* (*Taruna*), berührte *Lirung* auf den *Talaut*-Inseln, gelangte die Nordwestküste von Halmahera entlang nach *Ternate*, dann nach *Batjan* (*Labuha*) sowie dem nahe gelegenen *Mangioli* und traf endlich am 27sten November in *Ambon* ein.

Wiederholt bot sich mir auf dieser Reise von Java nach Ambon Gelegenheit zu geognostischen Beobachtungen, und namentlich gestaltete sich der Ausflug in der Minahassa zum See von Tondano in dieser Hinsicht sehr lohnend; im übrigen war aber mein Verbleib an allen den genannten Stationen zu flüchtig, als dass ich es unternehmen dürfte, hier ein Bild der besuchten Gegenden zu entwerfen. Dasselbe könnte höchstens einen belletristischen Charakter tragen, und möge deswegen eine solche Schilderung berufeneren Personen überlassen bleiben. Für diejenigen Inseln aber, welche mein eigentliches Untersuchungsfeld wurden, glaubte ich mich nicht lediglich auf die Mittheilung der geognostischen Resultate beschränken zu dürfen; denn ich besuchte manche Gegenden, welche niemals ausführlicher beschrieben sind, andere, die meines Wissens noch von keinem Europaeer betreten wurden und welche selbst der Eingeborene zum Theil in heiliger Scheu zu vermeiden pflegt. So unternahm ich es denn, an der Hand der Reisebeschreibung eine allgemeine Schilderung von Land und Leuten zu entwerfen, ermuthigt durch die günstige Aufnahme, der sich früher eine ähnliche Darstellung in meinen „westindischen Skizzen" zu erfreuen hatte. Dies nebensächliche Resultat der geognostischen Forschungsreise liegt im Folgenden vor, die Geologie dagegen soll später gesondert herausgegeben werden; über die Principien, von denen ich mich bei der Zusammenstellung des hier Gebotenen leiten liess, möge indessen noch einiges vorangeschickt werden.

Es kam mir in erster Linie darauf an, authentische Berichte zu geben, und

deswegen ist die Reisebeschreibung zunächst ohne Rücksicht auf die bereits bestehende Literatur entworfen; sie enthält nur Selbstgesehenes und an Ort und Stelle Erfahrenes; jegliche Kompilation ist ihr fremd. Jede Einzelheit gründet sich zudem auf Notizen, welche unterwegs aufgezeichnet wurden, und bei der Verarbeitung der letzteren unterstützten mich hunderte von wohlgelungenen Photographieen und zahlreiche Zeichnungen. So ist denn nichts lediglich aus der Erinnerung geschöpft, und auch dort, wo es sich um Landschaftsbilder handelt, sind dieselben in allen wesentlichen Zügen, bis zum Kolorit, bereits unterwegs festgelegt; denn ohne dies ist eine getreue Darstellung meines Erachtens gar nicht möglich. Was etwaige Mittheilungen aus dem Munde der Eingeborenen betrifft, so sind dieselben möglichst genau kontrolirt, und da mir vorzügliche Dolmetscher zur Seite standen, welche ihrer Aufgabe völlig gewachsen und sich ihrer Verantwortlichkeit wohl bewusst waren, so dürften sich auch in diesen Fällen gröbere Missverständnisse kaum eingeschlichen haben. Ich hoffe auf solche Weise ein wahres Bild der bereisten Gegenden und ihrer Bewohner entworfen zu haben, welche letztere ihre Urwüchsigkeit an manchen Orten mit raschen Schritten zu verlieren scheinen; denn man braucht nicht einmal bis auf Valentijn's Zeiten zurückzugehen, um vielfach eine Aenderung in Sitten und Gewohnheiten konstatiren zu können; die äussere Erscheinung der Alfuren von Buru ist z. B. schon seit Wilken's Bericht (1875) eine andere geworden.

In Bezug auf die Schreibweise der einheimischen Wörter folgte ich so weit wie möglich van Hoëvell's Vokabularium, mit dem Unterschiede freilich, dass ich die holländische Schreibart in die deutsche übertrug. Die wesentlichsten Aenderungen, welche hiedurch geboten wurden, sind bekanntlich der Austausch von *oe* gegen *u*, Verdoppelung des Konsonanten zur Andeutung einer Kürze und Weglassung des doppelten Vokales, den die holländische Sprache als Kennzeichen der Länge gebraucht. Auf Seran und Buru habe ich die Wörter der Landessprache selbst aufgezeichnet, aber da das europaeische Ohr sich nicht leicht an die fremden Klänge gewöhnt, so ist dies stets mit Hilfe meiner, für solche Arbeit sehr gut berechneten Dolmetscher geschehen.

Es ist selbstverständlich, dass ich nicht sämmtliche, für geographische Zwecke gemachten Höhenbestimmungen in diesen Bericht aufnehmen konnte, und noch weniger alle Kompassablesungen. Dennoch glaubte ich eine grössere Reihe von Peilungen angeben zu müssen, als für das Verständniss der betreffenden Gegenden durchaus erforderlich war; denn es sollte hiedurch späteren Reisenden auf den

von mir besuchten Eilanden die Arbeit erleichtert werden. Im übrigen dürfte das Verzeichnen der Kompassdirektionen andere nicht zu sehr stören. Alle Peilungen sind magnetische; als Deklination nahm man zur Zeit meiner Reisen an: 2° 15′ *N O*.

Bei Ambon und den Uliassern ist der Schwerpunkt auf die bis jetzt sehr vernachlässigte Beschreibung der Landschaft gelegt; denn in Bezug hierauf gilt noch immer der Ausspruch, den Bleeker im Jahre '56 that: „Es ist noch weit davon entfernt, dass unsere Kenntniss, selbst von Amboina, ... einigermaassen befriedigend zu nennen wäre" (Reis, II, pag. 4). Die Bevölkerung der genannten Eilande ist dagegen genugsam von anderen Personen, welche dazu eher berufen waren als ich, beschrieben, und so wurde sie denn in meinem Berichte nur so weit herangezogen, als zur Erzielung des Gesammtbildes und im Hinblicke auf das benachbarte Seran durchaus nothwendig erschien. Namentlich dem nichtholländischen Leser dürfte hiedurch ein Dienst erwiesen sein, da die einschlägige, in den Anmerkungen hinzugefügte Literatur ausserhalb Niederlands keine weite Verbreitung gefunden hat, wogegen nun einem jeden leicht Gelegenheit geboten ist, sich eingehender über den Gegenstand zu orientiren. Bei Seran und Buru habe ich, im Gegensatze zu Ambon und den Uliassern, so ausführlich wie möglich geschildert.

Erst nachdem auf solche Weise der eigentliche Reisebericht fertig gestellt war, wandte ich mich dem Studium der einschlägigen Literatur zu, und überall da, wo es mir zur Ergänzung der eigenen Mittheilungen wünschenswerth erschien, sind Auszüge aus den Schriften als Anmerkungen unter dem Text hinzugefügt. Letzterer selbst hat aber nach Anlass der Literaturstudien weder Bereicherungen noch Aenderungen erfahren, und auch gegentheilige, von anderen gemachte Angaben sind einfach als solche in den Noten registrirt, weil ich den Charakter eines Quellenwerkes für den Reisebericht nicht aufgeben wollte. Dass es sich überhaupt lohnte, ein solches zu schreiben und zunächst ohne Rücksicht auf die bereits erschienenen Schriften zusammenzustellen, wird keiner bezweifeln, welcher mit der geringen Bekanntheit der bereisten Gegenden vertraut ist.

Die stattliche Literaturliste scheint dem allerdings zu widersprechen, und dies um so mehr, als es unter den angeführten Schriften nicht an höchst verdienstvollen Arbeiten fehlt, aber dennoch bestehen in der Kenntniss der Molukken ungeheure Lücken, die nicht nur in Europa, sondern auch in vielen Kreisen Indiens ungeahnt zu sein scheinen. Ohne dies im Einzelnen ausführen zu wollen, da die

Richtigkeit des Gesagten einem jeden beim Studium des folgenden Berichtes einleuchten wird, soll an diesem Orte lediglich der Mangel einer nur einigermaassen befriedigenden geographischen Kenntniss der bereisten Gegenden hervorgehoben werden. So ist z. B. von der Insel Ambon nur die Bai und ein Theil von Leitimor gut kartirt im übrigen pflegt man sich an Ort und Stelle mit handschriftlichen Karten zu behelfen, welche nicht einmal dem Bedürfnisse eines halbwegs entwickelten Schülers genügen können, und bereits das Gebirgsland von Hitu ist, abgesehen von dem die Nord- und Südküste verbindenden Landwege, *terra incognita*. Für die Uliasser macht die durch van Hoëvell gelieferte Karte eine günstige Ausnahme (obwohl auch hier eine eingehendere Kenntniss des Innern noch fehlt), aber um so schlimmer sieht es wiederum mit Seran und Buru aus. Denn für Seran ist nicht einmal der Verlauf der Küstenlinie gut festgelegt; die neueste Seekarte enthält vielmehr in Bezug hierauf viele und zum Theil sehr erhebliche Fehler, und ausser der kartographischen Darstellung, welche von Rosenberg von einem Theile des mittleren Seran gegeben hat, ist die Gebirgszeichnung in dem von mir bereisten Gebiete dieses Eilands lediglich Phantasie, während man von den Flüssen nur die Mündungen und Namen kennt. Die Küstenlinie von Buru ist besser aufgenommen und die Lage einiger hervorragender Gipfel dieser Insel durch Peilungen vom Meere aus bestimmt, aber im übrigen gilt hier das Gleiche wie für Seran.

Es kann dies auch kaum anders sein, da es nur sehr wenigen Leuten vergönnt war, ins Innere der beiden letztgenannten, grösseren Eilande vorzudringen, und diese wenigen brachten, mit Ausnahme wiederum v. Rosenberg's, nur unbedeutende Bausteine für die Erweiterung unserer Kenntnisse heim. Einigen von ihnen fehlte es vielleicht an der nöthigen Vorkenntniss für das Anstellen geographischer und naturwissenschaftlicher Beobachtungen, bei anderen dagegen dürften die ungeheuren Strapazen, mit denen die Erforschung des unwirthlichen Landes gepaart geht, die Fähigkeit zu geistiger Arbeit herabgedrückt haben — sind doch von den wenigen, welche das Innere von Buru betraten, sogar noch einzelne infolge der körperlichen Anstrengungen zu Grunde gegangen. Rechnet man endlich hinzu, dass das Reisen im Innern von West-Seran schon mit Rücksicht auf die Bevölkerung gefährlich ist, so darf uns nach alledem die mangelhafte Kenntniss der in Rede stehenden Inseln nicht befremden, und wird man das von mir eingeschlagene, oben erörterte Verfahren auch wohl schwerlich missbilligen.

Für das Zustandekommen des Reiseberichtes in seiner jetzigen Form bin ich übrigens noch einer Reihe von Bekannten zu Dank verpflichtet. Die Höhen-

berechnungen, welche auf eine grosse Zahl von Aneroidablesungen basirt sind, wurden von Herrn Dr. *L. H. Siertsema* ausgeführt. Derselbe wird später eingehend über seine Untersuchungen, die betreffs der Brauchbarkeit des Instruments angestellt wurden, sowie über die Methode seiner Rechnung berichten, und zwar an der Hand von Profilen, welche von mir auf den Reisen durch die verschiedenen Eilande entworfen sind. Es wird daraus erhellen, dass die gefundenen Werthe in der That ein grosses Vertrauen verdienen. Nur in den wenigen Fällen, in denen dies ausdrücklich erwähnt ist, stützen sich die Höhenangaben nicht auf eigene Beobachtungen, und falls es sich nur um Schätzungen handelt, wird der Bericht hierüber keinen Zweifel aufkommen lassen. Herr Dr. *J. G. Boerlage* hatte die Güte, meine botanischen Aufzeichnungen und Objekte durchzusehen und unter Beifügung von Notizen, worüber der Text Näheres enthält, zu bestimmen; Herrn *J. Büttikofer* bin ich für eine Reihe von Vogelnamen verpflichtet. Von den zahlreichen, von mir gesammelten Insekten sind in diesem Reiseberichte nur sehr wenige, besonders charakteristische Arten erwähnt; im übrigen verweise ich auf die später erscheinende Bearbeitung dieser Thiergruppe durch Herrn *J. R. H. Neervoort van de Poll*, dem ich auch die im Folgenden angeführten Artnamen von Käfern und Schmetterlingen verdanke. Die Analyse einiger Wasserproben ist von Herrn Prof. Dr. *J. M. van Bemmelen* ausgeführt, doch wird deren Ergebniss erst im geologischen Theile meines Berichtes ausführlicher mitgetheilt werden. Eine Anzahl von Notizen für die Beschreibung der ethnographischen Gegenstände erhielt ich von Herrn *J. D. E. Schmeltz*. Nicht zum mindesten bin ich endlich Herrn Dr. *J. L. C. Schroeder van der Kolk* verbunden, welcher mir das vorläufige Ergebniss einer mikroskopischen Prüfung von Gesteinsproben mittheilte und demnächst eine ausführliche Arbeit über die gesammelten Felsarten veröffentlichen wird. Da der vorliegende Reisebericht die geologischen Verhältnisse nur in allgemeinen Zügen und in Verband mit den Landschaftsbildern berührt, während ihre nähere Darstellung einem anderen Theile der Arbeit vorbehalten ist, so konnten die Resultate der mikroskopischen Prüfung selbst im Folgenden allerdings keinen Platz finden, doch haben sie dazu gedient, um die erwünschte Kontrole der im Felde gewonnenen Auffassungen für Ambon und die Uliasser zu ermöglichen.

Allen genannten Herren spreche ich für die mir erwiesene Hilfe hiemit meinen verbindlichsten Dank aus, desgleichen dem derzeitigen General-Gouverneur, Sr. Exc. *Mr. C. Pijnacker Hordijk*, sowie dem „Directeur van Onderwijs, Eere-

dienst en Nijverheid", Herrn *P. H. van der Kemp*, ferner den Herren Dr. *M. Treub* in Buitenzorg und Dr. *J. P. Kloos* in Batavia. Sodann ist es mir eine angenehme Pflicht, der unermüdlichen Bereitwilligkeit zu gedenken, mit der alle Beamte in dem betreffenden Gebiete der Molukken mir nicht nur zur Erreichung des vorgesteckten Zieles behilflich waren, sondern auch alles und jedes thaten, was persönliche Freundschaft in diesen entlegenen Gegenden zu thun im stande ist. Welcher Art die Unterstützungen waren, die mir von jedem einzelnen zu Theil fielen, wird aus dem Reiseberichte ersichtlich sein, und so darf ich mich denn an dieser Stelle mit der Anführung der Namen der betreffenden Persönlichkeiten, denen ich hiemit meinen tiefst gefühlten Dank ausspreche, begnügen: dem Residenten von Ambon, Herrn *G. W. W. C. Baron van Hoëvell*, dem derzeitigen Kontroleur von Saparua, Herrn *K. H. F. Roos*, und dem Lieutenant *M. W. E. van Bloemen Waanders*, damals Postkommandant und Befehlshaber von Wahaï. Auch den Posthaltern *A. D. Ch. Pieters* von Hatusua, *L. A. van Gent* von Amahei, *S. J. Hoffman* von Kajeli und *J. G. Hogendorp* von Tifu bin ich für die mir erwiesene Hilfe und Gastfreundschaft sehr verbunden. Manche andere, Missionare, Prediger, Aerzte, Officiere, Kapitäne und Privatpersonen, welche mir ihre Freundschaft, Rath oder Hilfe zu Theil werden liessen, bleiben ungenannt, weil es mich zu weit führen würde, wollte ich eines jeden einzelnen in diesem Verbande gedenken. Manchem von ihnen wird man noch im Reiseberichte begegnen, und allen bewahre ich eine dankbare Erinnerung.

Doch bringe ich meinen Dank vor allen Dingen auch dem Direktorium des *Koninklijk Instituut voor de Taal- Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië* dar, durch dessen Bemühen die Reise nicht nur ermöglicht wurde, sondern ihr Ergebniss auch in der vorliegenden Form herausgegeben werden konnte. Anfang und Ende der Unternehmung lagen in seiner Hand, und deswegen gilt auch ihm dies letzte Wort.

Leiden 22 März '94.

INHALT.

AMBON UND DIE ULIASSER.

SERAN.

BURU.

VERZEICHNISS DER FIGUREN UND BILDER IM TEXTE.

AMBON UND DIE ULIASSER [1].

1. AMBON.

Manche grüne Insel des Niederländisch-Ostindischen Archipels war bereits an meinen bewundernden Blicken vorübergezogen, als ich am Nachmittage des 27sten November '91 auf dem „*Generaal Pel*" der K. Paketvaart-Maatschappij in die Bai von Ambon einfuhr; doch hatten die vielen bis dahin gesehenen Naturschönheiten nicht vermocht, den hohen Reiz des Bildes abzuschwächen, welches sich hier den Augen darbot.

Die Bai von Ambon ist von lang-trichterförmigem Umrisse und schneidet tief von *SW* nach *NO* in die Insel ein, in gleicher Richtung, in der auch die Achse der beiden durch sie geschiedenen Abschnitte des Eilands verläuft; sie kehrt ihre grösste Breite dem Oceane zu, während die Spitze des Trichters weit im Innern liegt, woselbst die schmale, alluviale und kaum über den Meeresspiegel erhobene Landenge von Passo die beiden erwähnten Theile von Ambon verbindet. Von ihnen ist der nördlichere, namens Hitu, bei weitem grösser als der südlich gelegene, welcher Leitimor heisst und jenem gegenüber den Charakter einer Halbinsel trägt. Im Nordosten von Hitu ragt die höchste Spitze Ambons hervor, der von mir auf 1300 m. geschätzte Salhutu [2]), welcher in Gemeinschaft mit einer Reihe kleinerer, besonders benannter Gipfel den Eindruck eines durch die Erosion zernagten, vulkanischen Kegels macht; von den übrigen Bergen des genannten Inseltheiles sind der Latua und Wawani die bedeutendsten und nahezu von gleicher Höhe, welche für den letztgenannten auf 903 m. brechnet wurde; sie hüllen sich auch am häufigsten mit dem Salhutu in eine Wolkenkappe, während alle übrigen Gipfel noch

1) Gregory sprach die Vermuthung aus, dass Ambon von *umbun*, welches Thau bedeutet, hergeleitet werden müsse, da die Luft über dem Eilande fast immer nebelig sei. (Zeemans Gids pag. 175). Ueber eine sich an den Namen der Uliasser knüpfende Sage berichtet Ribbe (l. c. pag. 179), ferner Van Ekris (Kakian-verbond pag. 291) und Van der Crab (Moluksche eilanden pag. 212).

2) Forsten berechnete die Höhe des Salhutu auf 3890 rheinl. Fuss, also 1220 m. (Gregory, Zeemans Gids pag. 174). — Nach Riedel ist die Höhe des Berges laut Messung 1225 m. (Sluik- en kroesharige rassen pag. 80); doch giebt der Autor seine Quelle nicht an. — Andere Höhenangaben sieh bei De Hollander, pag. 828.

klar bleiben. Der Latua, welcher bei der Einfahrt zunächst zur Linken liegt zeichnet sich durch seine scharfgezähnte Spitze aus; dann folgt der doppelgipfelige Wawani und in seiner unmittelbaren Nachbarschaft der flachgipfelige MALAMAN von etwa 700 m. Höhe; noch weiter einwärts, der Stadt genähert, befindet sich der kegelförmig umrissene KARBAU. Dies Bergland von Hitu ist fast ganz und gar dicht bewaldet; nur in geringerer Höhe über dem Meeresspiegel schalten sich Grasflächen zwischen das Grün des üppigen Baumwuchses ein.

Weit unbedeutender als dasjenige von Hitu ist das Gebirge von Leitimor. Sein höchster Gipfel namens HORI liegt im Südosten der Stadt, der Südküste genähert, und ist ungefähr 550 m. hoch; westlich von ihm ragt der SERIMAÜ empor, für den ich 462 m. Meereshöhe fand; doch wird letzterer erst in nächster Nähe der Stadt sichtbar, und auch hier nur für den Eingeweihten, weil er kaum über die niedrigeren, unfern der Küste aufsteigenden Höhen hervorguckt. Der grosse Gesichtswinkel, unter dem man diese wahrnimmt, ist die Ursache, weswegen vom Hori und von einigen anderen Bergen, die dem Serimaü nahe kommen, bei der Einfahrt nichts zu sehen ist. Entsprechend seiner geringeren Erhebung ist der an die Bai grenzende Küstenstrich ärmer an Waldung als Hitu, und namentlich an der niedrigen, südwestlichen Spitze von Leitimor nehmen die Grasfelder überhand. Vielfach fehlen auch diese und zeigt sich ein kahler Boden von rothbrauner Färbung, welche auf tiefgehende Verwitterung schliessen lässt und dem Geologen für seine Untersuchungen wenig einladend erscheinen muss.

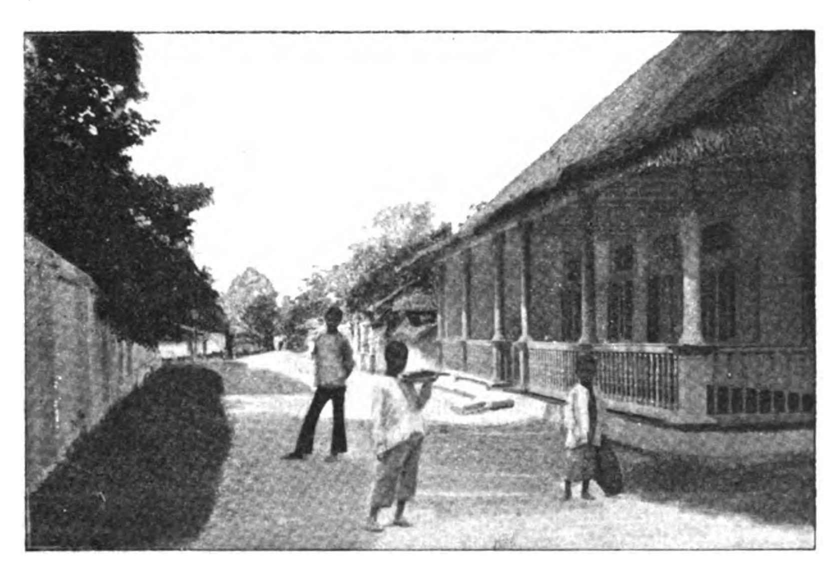
Die Schönheit der Landschaft am Eingange der Bai braucht nach Obigem kaum noch hervorgehoben zu werden. Im Vordergrunde beiderseits die von den Wellen beleckten Klippen der südwestlichen Kaps von Ambon, die sich durch Kolorit und spärliche Vegetation von den dicht bewachsenen, höheren Bergen des Landes abheben; dazwischen die Bai, deren Küstenlinie man fast ganz übersieht, weil sie nach innen hin convergirt, und die eine wunderbare Perspektive auf den über ihrem innersten Winkel hervorragenden Salhutu eröffnet; zur Rechten des letzteren und noch weiter im Hintergrunde die blauen Gipfel des hohen seranesischen Gebirgslandes. Es ist, als hätte Künstlerhand das Ganze mit Sorgfalt componirt, und dies Bild stellt nicht nur den Glanzpunkt der Bai dar, sondern ist überhaupt das Schönste, was Ambon zu bieten vermag.

DIE STADT liegt weit im Innern der Bai an der Nordwestküste von Leitimor auf einem alluvialen Boden, welcher ganz allmählig landeinwärts bis zu 7 m. ansteigt, um an der schroff abgebrochenen Basis des Gebirgslandes zu endigen, so dass sich die äussersten, wenngleich nicht mehr im engeren Sinne zur Stadt gehörigen Wege hart am Rande des letzteren hinziehen. Der Ort ist mehrfach beschrieben und oftmals gepriesen; doch war es mir nicht möglich, ihm besondere

Schönheiten abzugewinnen, und es scheint mir, als ob die reiche Mitgift, welche dieser Tochter Niederlands bescheert war, ihre bescheidene Anmuth in den Augen der Menschen zu bestrickenden Reizen erhöht hat. War doch die holländische Niederlassung in den Molukken, die bereits 1605, vor der Gründung von Batavia, statt hatte, „der Ostindischen Compagnie köstlichste Gebärmutter", wie es in alten Berichten heisst.

Freilich fehlt es dem Innern der Insel keineswegs an Landschaftsbildern, die auch das verwöhnteste Auge durch ihre Lieblichkeit zu fesseln vermögen; aber diejenigen, welche Ambon preisen, haben solche Punkte in den seltensten Fällen gesehen, weil die Reisen auf dem Eilande zu schwierig und umständlich sind; sie müssen somit ihr Urtheil im Wesentlichen auf die Stadt und deren nächste Umgebung gründen. Hier nun giebt es manchen hübschen Weg von üppigem Pflanzenwuchse eingefasst (vgl. Taf. 1, Fig. 1), und überallhin wird der Blick durch das Gebirgsland abgeschlossen; aber letzteres zeigt von den Strassen der Stadt aus eine eintönige Profillinie und macht den Eindruck, als ob es den Ort einer Mauer gleich einschlösse, und so findet man nirgends ein hervorragendes Gesammtbild von einiger Ausdehnung, trotz vieler Schönheit im Einzelnen.

Die wenigen Europaeer wohnen in netten, geräumigen, aber im Vergleiche zu Java sehr einfachen Wohnungen im weiteren Umkreise des an der Bai gelegenen



Strasse in Ambon.

Forts; Mischlinge aller Abstufungen und Färbungen schliessen sich daran an; ferner begegnet man Chinesen, einheimischen Mohammedanern und einzelnen Arabern — aber neben allen diesen Typen, welche man auch in anderen Städten des Archipels zu sehen gewohnt ist, vor allem eingeborenen Christen, meist niedrigeren Standes,

die den Strassenbildern Ambons ihren eigenartigen Stempel aufdrücken. Denn diese Leute (die Männer mit kurz geschorenem Haar und unbedecktem Haupte) lehnen sich nicht nur in ihrer Tracht an die Europaeer an, sondern fallen noch besonders dadurch auf, dass sie für ihre Feiertagskleidung die schwarze Farbe wählen. Es ist das die von den Predigern eingeführte Kirchentracht, welche auf jeden unparteiischen Beurtheiler einen abstossenden Eindruck machen muss und wie eine Parodie auf den lebenslustigen Ambonesen erscheint. Ist es erforderlich, dass der Christ den Gottesdienst in dunkler Kleidung verrichtet, die, obwohl in Europa Sitte, doch nichts mit dem Wesen der Lehre zu schaffen hat und dem Ambonesen ein geradezu abschreckendes Aeussere verleiht? Ich eifere hier selbstredend nicht gegen die Einführung des Christenthums, dessen wohlthätigen und erziehenden Einfluss ich auf meinen Reisen in den Molukken so vielfach zu würdigen Gelegenheit fand, wohl aber gegen seine Aeusserlichkeiten und Auswüchse, und zu letzteren scheint mir auch die eigenthümliche Auffassung zu gehören, welche manche Ambonesen von der brüderlichen Gleichheit erhalten haben oder doch mindestens an den Tag legen. Wo giebt es einen unverschämteren Menschen als den ambonesischen Kuli, der nicht nur erstaunlichen Lohn für die geringfügigste Arbeit verlangt, sondern noch obendrein frech und zudringlich ist, sowie ich es sonst nirgends auf der Welt gesehen! Ein europaeischer Arbeiter ist wohl nie von solch lümmelhaftem Betragen, und der Gegensatz zu Java ist so ausser ordentlich gross, dass der Ankömmling einer guten Weile zur Ueberlegung bedarf, bis er sich in solche Verhältnisse gefügt hat [1]).

In einer Art Pension — denn ein Gasthaus giebt es auf Ambon nicht — fand ich ein leidliches Unterkommen; doch war dasselbe wenig geeignet für ruhige Arbeit und für die Vorbereitung des Gepäcks zum Zwecke der Excursionen, welche ich von der Stadt aus zu unternehmen gedachte. Feinere Instrumente auszupacken durfte ich schon deswegen nicht wagen, weil es trotz tagelanger Bemühungen nicht gelang, die Wirthin zu bewegen, dass sie auch nur den nothdürftigsten Verschluss an meiner stets offenstehenden und selbst der Krücke entbehrenden Thür anbringen liess. Ich war deswegen sehr froh, als der Resident *van Hoëvell*, welcher bis dahin auf einer Dienstreise begriffen gewesen, zurückkehrte und mich alsbald zu sich ins Haus lud, zum schön gelegenen Batu Gadjah, welches sich, mit einem grossen Parke versehen und in völlig isolirter Lage ausserhalb der Stadt, eng in eine winkelige Ausbuchtung des Gebirgsrandes hineinschmiegt. Dort im Logirhause, inmitten der hübschen Anlagen und mit dem Ausblick auf den

1) Ueber solche „Christen" beklagt sich auch Ribbe (l. c. pag. 180), und sogar Van der Crab, der gewiss möglichst günstig über den Ambonesen urtheilt, kann das oben Gesagte nicht leugnen (Moluksche eilanden pag. 158).

Wawani, fand ich Raum in Ueberfluss und Gelegenheit zu ungestörter Arbeit, beim Residenten selbst aber und seiner Gemahlin nicht nur die liebenswürdigste Aufnahme, sondern auch in jeder Hinsicht eine kräftige Unterstützung durch Rath und That, und so wurde denn dieser Ort der Ausgangspunkt aller folgenden Reisen, zu dem ich noch mehrfach zurückkehrte, um mir daselbst von Neuem körperliche und geistige Frische zu weiteren Unternehmungen zu erwerben.

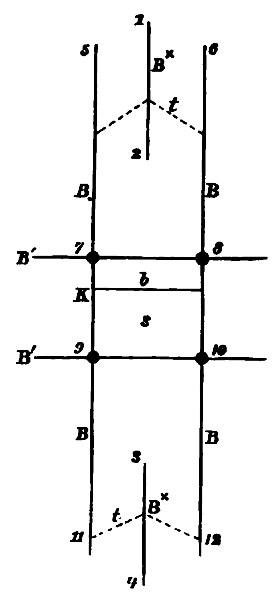
Es ist nun keineswegs meine Absicht im Folgenden eine Beschreibung aller Einzelheiten meiner Reisen auf Ambon und den Uliassern zu geben, so wenig ich auch bemüht war, die Stadt und deren Bewohner ausführlich zu schildern; denn ich möchte weder einen Bädeker für die betreffenden, bereits kultivirten Gegenden schreiben noch oftmals Gesagtes wiederholen. Es soll vielmehr — auch im Gegensatze zu dem Verfahren, welches ich für die weit minder bekannten und ohnehin viel interessanteren Eilande Seran und Buru einzuschlagen gedenke — mein Bestreben sein, das Gesehene in einer Reihe von Gesammtbildern zu vereinigen. Dabei wird die eigentliche Reisebeschreibung sehr in den Hintergrund treten und kaum noch mehr als eine Verbindungskette für die einzelnen Schilderungen bedeuten, die auch dem auf Ambon oder auf den Uliassern bekannten Europaeer noch genug des Neuen bieten dürften.

In dem von mir bereisten Gebiete, auf Ambon und den Uliassern sowohl als, in beschränktem Maasse, auf Buru und dem westlichen Seran, pflegen Beamte und Prediger (fast die einzigen Europaeer, welche auf Reisen gehen) sich eines Tragstuhls als Transportmittel zu bedienen. Denn ein sehr complicirtes Terrain und vielerorts, so namentlich auch in Buru und Seran, eine dichte Bewaldung schliessen beim Mangel an ordentlichen Wegen die Benutzung von Pferden meistens aus, und auf kürzeren Strecken in Hitu, Nusalaut und Haruku, woselbst man geeignete Pfade antrifft, lohnt sich das Halten der Thiere nicht, weil der Inländer ihrer nicht bedarf und Weisse diese Gegenden sehr selten betreten. Aus solchen Gründen findet man denn auch nur in der Stadt Ambon und auf Saparua, im Hauptorte der gleichnamigen Insel, einzelne Pferde; sonst habe ich sie während aller meiner Reisen nirgends angetroffen, und so war ich denn ebenfalls auf die Benutzung des Tragstuhls angewiesen. Ich machte davon Gebrauch, soweit die Wegverhältnisse es zuliessen, und kann daher nicht umhin, die Vorrichtung und ihre Verwendung in kurzen Worten zu beschreiben.

In einem Kasten mit niedrigen Seitenwänden (K) [1]) ist an dem einen Ende ein Stuhl (s) angebracht, während der andere Theil (b) Raum für die Beine lässt und den Füssen einen Stützpunkt gewährt; an den vier Ecken befinden sich durch Punkte angedeutete, vertikale Stäbe, auf denen oben ein längliches Dach

1) Sieh umstehendes Schema.

von Palmblättern als Schutz gegen Sonne und Regen angebracht ist, während an letzterem je nach Umständen noch Gardinen befestigt werden können. Mit den Längsseiten des Kastens sind lange Bambusstäbe fest verbunden (B), ebenso zwei kürzere mit den Querseiten (B'); endlich befindet sich noch hinten und vorne je ein kürzeres Stück Bambus (B*), welches mittelst Tauen (t) an den Enden der längsten Stöcke festgemacht ist, und von je zwei Trägern (1—2 und 3—4) auf die Schulter gelegt wird. Die Länge des Taues (t) ist so gewählt, dass die übrigen Träger (5—12) die Last nicht auf ihre Schultern zu nehmen brauchen, sondern sie mit gekrümmtem Unterarme halten können. Während 1—4 auf leidlichen Wegen die schwerste Arbeit zu verrichten haben, dienen 5—12 hier besonders, um das Kippen und Schwanken des Stuhles zu verhindern; aber bei starker Neigung des Pfades fällt letzteren ebenfalls eine saure Aufgabe zu, und müssen sie dann schwer tragen und beim Aufwärtsgehen heben und ziehen. Die Leute pflegen denn auch von Zeit zu Zeit ihre Plätze zu wechseln, um das mühselige Werk auf diese Weise gleichmässig unter einander zu vertheilen. Auf sehr bequemen Wegen kann man die mit 5, 6, 11 und 12 bezeichneten Träger entbehren [1]).



Es ist erstaunlich zu sehen, wie die Bewohner von Leitimor, und vor allem diejenigen von Ema, mit solchem Tragstuhle über die Berge klettern, vorbei an Abgründen, auf und ab an steilen Gehängen, welche häufig 40—45° und bisweilen bis 50° Neigung haben, so dass der Fuss stellenweise nur mittelst eingehauener Stufen genügenden Halt findet, und das nicht etwa langsam, sondern meistens im Eilschritte, unter Scherzen und Lachen. Im dichten Walde, wo ihnen Zweige auf die entblössten Körper schlagen und Dornen die Haut ritzen, geht es ebenso munter vorwärts wie in offener Gegend; ein Baumstumpf oder irgend ein anderes Hinderniss im Wege wird von einem vorangehenden Manne, dem Weichmeister [2]) (*kapala soa*), welcher in der Regel den Zug beaufsichtigt, zeitig genug angegeben, um den Trägern noch eine Verständigung zu ermöglichen; rasch und ohne irgend welche Verzögerung zu veranlassen greift dann der eine hier, der andere dort ein, und niemals stösst man auch nur unangenehm an. Mit diesen

1) Eine Abbildung des Tragstuhls findet sich auch auf Taf. II.

2) Es ist dies keine eigentliche Uebersetzung der inländischen Bezeichnung, deren Bedeutung im weiteren Verlaufe des Reiseberichtes klar werden wird, sondern nur ein Wort, welches der Funktion des Betreffenden entspricht.

Leuten liessen sich die ungebahntesten Länder bereisen; doch dürfte es schwerlich gelingen, sie von ihrer Heimath zu solchem Zwecke fortzubringen, zumal sie ohnehin sehr ungern tragen und sich dazu nur aus Höflichkeit gegen die Regierung und deren Vertreter zu bequemen scheinen.

Ausserhalb Leitimors lässt dagegen die Fertigkeit der Träger manchmal zu wünschen übrig, und hier möge man sich gut vorsehen, bevor man eine schwierige Reise im Stuhle unternimmt, vor allen Dingen aber letzteren gründlich auf seine Haltbarkeit untersuchen; denn mir selber ist es zwei Mal passirt, dass man mich auf nicht gerade sanfte Weise zu Boden fallen liess, und zwar auf einem ganz vortrefflichen Wege.

Im Uebrigen ist die Benutzung dieses Transportmittels eine grosse Annehmlichkeit. Freilich werden bei manchen Reisen, und namentlich in Leitimor, auch an den Insassen gewisse Anforderungen gestellt, da man sich bei schwierigen Strecken fest an dem Stuhl zu halten und sich mit Rücken und Füssen gegen die Lehne und den Kasten zu stemmen hat, während man bald nahezu auf dem Kopfe zu stehen glaubt, bald wieder mit dem ganzen Körpergewichte auf den Füssen ruht; aber was bedeutet das gegen die unendliche Schwierigkeit, mit der Fussreisen für den Weissen auf Ambon verbunden sind. Sogar mein Dolmetsch *Frieser*, ein geborener Ambonese und kräftiger junger Mann, war auf der kurzen Reise von der Stadt zur Bai von Hukurila so sehr ermüdet, dass er später zum Tragstuhle seine Zuflucht nehmen musste, und ein Europaeer würde in diesem Gebiete nur äusserst langsam vorwärts kommen. Bei bequemeren Wegen gewöhnt man sich auch alsbald so gut an die Bewegung des Stuhles, dass es sogar gelingt, unterwegs kurze Aufzeichnungen zu machen, und wenn man die lästigen Gardinen entfernt, behält man auch einen genügenden Ueberblick über die Umgebung; Gesteine, Hammer u. dgl. m. lassen sich zudem sehr zweckmässig in dem Kasten zu Füssen des Insassen aufheben.

Wer nicht im Stuhle reisen will, kann sich das Gehen auf schwierigen Bergpfaden auch dadurch erleichtern, dass er in jede Hand einen langen Bambusstock nimmt, welcher gleichzeitig von zwei Bergbewohnern angefasst wird, und zwar so, dass einer von ihnen vor, der andere hinter dem Betreffenden seinen Platz findet, alle drei also in einer Reihe zwischen den beiden horizontal getragenen Stöcken hergehen. Auf diese Weise wird die mittlere Person geschoben, gezogen und gehalten, so dass ihr das Auf- und Absteigen wesentlich erleichtert ist. Ob es sich aber nicht lohnen würde, einmal einen Versuch mit der Einführung von Maulthieren zu machen? Mich dünkt, dass sich dieselben wohl verwenden liessen, wenn hie und da den Wegen ein wenig nachgeholfen würde, und alsdann dürfte jeder das Reiten dem Getragenwerden vorziehen; vor allen Dingen aber würden

in diesem Falle die Beamten nicht mehr von der Freundlichkeit der Bergbewohner, welche durchaus nicht verpflichtet sind, sie zu tragen und, wie mir erzählt wurde, sogar einmal einen Residenten am Wege stehen liessen, abhängig sein.

Meine erste grössere Reise auf Ambon trat ich am 5ten December an; sie führte mich über die Dörfer Soja, Hatalai und Ema zunächst an die Bai von Hukurila, also in südöstlicher Richtung quer durch Leitimor.

Der Charakter dieser Gegend wird ganz und gar durch die hier entwickelte Granitformation beherrscht, der gegenüber alle anderen Bildungen in den Hintergrund treten, und welche der Landschaft einen so eigenartigen Stempel aufdrückt, dass ich sie mit keiner anderen zu vergleichen weiss. Schon gleich nach dem Ueberschreiten der ersten, aus dunkelrothen Verwitterungsprodukten (Laterit) gebildeten Vorhügel, welche sich im Umkreise von Batu Gadjah befinden und auch dem Batu Merah („rother Fels") seinen Namen verliehen haben, liegen vereinzelte Granitblöcke an dem nach Soja führenden Wege; weiter nach dem genannten Dorfe hin wird dann ihre Zahl grösser, krönen sie die Gipfel kleiner, steiler Anhöhen, über die der Pfad hingeht, und treten sie ebenfalls in den Niederungen auf; in Soja selbst endlich bildet das Eruptivgestein und sein Verwitterungsprodukt den ganzen Untergrund des Dorfes, welches 357 m. über dem Meeresspiegel liegt, und ohne jegliche Unterbrechung lässt sich nun diese Formation bis zur Südküste hin verfolgen. Das betreffende Gebiet ist durch die Erosion tief zerschnitten; aber man erwarte nicht flache Kuppen und an Maulwurfshügel erinnernde Reliefformen, wie etwa im Odenwalde, zu finden; vielmehr sind es kleine Höhen mit ungemein steil abfallenden Gehängen und von geringer Erstreckung, über die uns der Weg in beständigem auf-und-ab hinführt, und wenn schon der Anstieg bis Soja, vom Klima ganz abgesehen, an Mühseligkeit einer Brockentour gewiss nicht nachsteht, so ist inmitten des Granitgebietes das Fortkommen mit noch weit grösseren Schwierigkeiten verbunden.

Wie überall in den Tropen ist das Gestein bis tief unter der Oberfläche zersetzt, und die Leute haben auf Leitimor seinem unter dem Einflusse der Atmosphaerilien entstandenen Verwitterungsprodukte den Namen *suhur* gegeben; bisweilen ist dasselbe fast so weiss wie Dünensand[1]) und wirbelt es dann in gewaltigen Staubmassen unter den Füssen der Träger auf. Als Reste der Verwitterung blieben concentrisch-schalige, bis 3 m. und mehr im Durchmesser haltende Granitblöcke zurück, welche hie und da zur Bildung kleiner Felsenmeere zu-

1) Wahrscheinlich liegt hierin theilweise der Grund der wunderlichen Vorstellung, welche sich Bleeker von dem geognostischen Aufbau Ambons gemacht hat (Reis, II pag. 57 u. pag. 106). — S. Müller war hierüber bereits besser unterrichtet (Reizen en onderzoekingen II pag. 25 ff.).

sammentreten, und von denen sich bisweilen grosse, schüsselförmige Scherben ablösen. Letztere finden in mehrfacher Weise Verwendung.

So sah ich im Dorfe HATALAI, dessen Häuser zum Theil zwischen gewaltigen, abgerundeten Granitblöcken zerstreut liegen, inmitten der letzteren eine alte Opferstätte, *tongku tiga* (Heerd mit 3 Füssen) genannt, welche dadurch hergestellt war, dass man eine natürliche Granitschale auf einer Unterlage von drei anderen, rohen Gesteinsbrocken wie auf einem Dreifuss aufgestellt hatte (Taf. 8, Fig. 8). Der Platz, an dem sich diese Vorrichtung befindet, heisst *eriwakan* (Versammlungsort), und wenn auch die Leute behaupteten, gar nicht einmal zu wissen, wozu man diesen *batu pamali* [1]) früher benutzt habe, so würden sie doch gewiss nicht gerne seiner Vernichtung beiwohnen. Eine andere kummenförmige Scherbe von Granit, etwa 1 m. im Durchmesser, diente den Einwohnern von Hatalai nach gefallenem Regen als Waschbecken (Taf. 8, Fig. 7); eine dritte, flachere fand ich in Soja als Reibstein für Betel verwendet (Taf. 7, Fig. 7).

Suhur, an dem man bald mehr bald minder deutlich noch die Art seiner Herkunft erkennt, und Granitblöcke, hier gehäuft, dort vereinzelt, treten nun in buntem Wechsel an der Oberfläche zu Tage, und den Bächen verleiht das in abgerundete Massen zerfallende Gestein inmitten der schönen Vegetation einen hohen Reiz, so unter andern bei dem kleinen Wasserfalle EGUINANG zwischen Hatalai und Ema (Taf. 3). In einem derselben, dem in die Bucht von Hukurila mündenden WAË RUPA, unfern des letztgenannten Dorfes, fand ich die Geschiebe mit zahlreichen kleinen, napfförmige Schalen tragenden Schnecken (*Septaria suborbicularis Sow.*) besetzt.

Die Dörfer des Granitgebietes sind wahre Felsennester, deren Häuser zerstreut stehen, weil es an genügendem Raum zur bequemen Ausbreitung fehlt, und in denen nach eingetretener Dunkelheit selbst die Einwohner ihren Weg mittelst Fackeln von gespaltenem Cocos beleuchten. Namentlich EMA, welches auf einer steilen Kuppe liegt, zeigt ein pittoreskes Bild der eigenthümlichsten Art (Taf. 4). Da geht es treppauf, treppab über Stufen im anstehenden Fels, die theils eingehauen, theils von der Natur durch Abbröckeln des Gesteins nach bestimmten Kluftrichtungen gebildet sind. Denn mehrfach begegnet man dort haushohen, abgerundeten Granitmassen, welche gigantischen Zwiebeln gleich concentrisch abblättern, während die einzelnen, so gebildeten Schalen noch wieder durch quer dazu gerichtete Spalten in Blöcke zerfallen. Letztere liefern dann die Stufen, über die der schmale Pfad längs der Felsmasse hinführt. Um die Wohnungen auf solcher Unterlage bauen zu können, bohrt man runde Löcher zur Aufnahme der Stützpfähle ins anstehende Gestein, und in Soja sah ich Sitzbänke, welche aus dem Suhur herausgeschnitten waren.

1) *pamali* = verboten, gleichbedeutend mit dem *tabu* der Polynesier.

Die Häuser der Dörflinge (Taf. 9, Fig. 2) sind überall von sehr einfacher Bauart; ihre Wände werden von Blattstielen der Sagupalme, dem sogenannten *gabba-gabba* hergestellt, oder auch von *atapp* aus den Blättern desselben Baumes, die man ausserdem allgemein zum Decken des mittelst Bambus gestützten, vierflächigen Daches benutzt. An den Querseiten des letzteren bleibt unterhalb der Firste eine Oeffnung für die Ventilation, während die Längsseiten hier nasenartig hervorstehen, um das Einregnen zu verhindern. An gut eingerichteten Wohnungen ragt ausserdem das Dach vorne weit über die Wand hervor, so dass sein Rand durch Stäbe oder Holzpfeiler gestützt werden muss und eine offene Gallerie entsteht, die dann noch weiterhin unten mit einer Brüstung von Atapp oder Gabba-gabba versehen wird, und gelegentlich sieht man eine solche auch an den anderen Seiten der Häuser angebracht. Die kleinen Fensteröffnungen werden durch ein weites Gitter von vertikalen Holzstäben geschützt, und davor hängt man noch Schutzläden von Gabba-gabba. Dass ihre innere Einrichtung manchem Wechsel unterworfen ist, versteht sich in einem kultivirten Lande und bei der Nähe der Hauptstadt von selbst, ebenso, dass die Wohnungen der Regenten sich an diejenigen der besser situirten Bürger des genannten Ortes anschliessen. Ueber solche Häuser, Kirchen und Schulen gedenke ich weiter unten im Zusammenhange mit der Bevölkerung zu berichten, die in gewissem Sinne eine Mittelstufe zwischen dem Küstenbewohner des südlichen Seran und dem Städter Ambons darstellt; hier, wo es sich nur um die allgemeine Charakterisirung der Gegend mit Einschluss der Staffage handelt, dürfen sie füglich vernachlässigt werden.

Die bedeutenderen Höhen des Granitgebietes sind an den meisten Orten von dichter Vegetation bedeckt, und wenn auch hin und wieder verhältnissmässig offene Gegenden vorkommen, so tragen doch die Gipfel der Berge einen üppigen Wald. Dort wächst der Dammarabaum (*Dammara alba Rumph.*), dessen kopalähnliches Harz von den Leuten gesammelt wird, um es an die Händler der Stadt zu verkaufen; zierliche Baumfarne, von deren jungen Blattstielen man eine Zuspeise zum Reis bereitet, strecken in grosser Zahl ihre prächtigen Wedelkronen empor; Ananas, bekanntlich aus Westindien eingeführt und nun verwildert, wächst überall am Wege, und vielerlei Nutzgewächse sind angepflanzt: der Gewürznelkenbaum (*Caryophyllus aromaticus L.* = *kruidnagel* im Holländischen) und der Muskatnussbaum (*Myristica fragans Houtt.*), um derentwillen die Molukken bekanntlich berühmt sind; Cocospalmen (*Cocos nucifera L.*), deren Kerne von den Dorfbewohnern getrocknet und als *kopra* zur Herstellung von Palmöl in den Handel gebracht werden; ferner die Zucker- oder Saguweerpalme (*Arenga saccharifera Lab.*) und an sumpfigen Orten die Sagupalme (*Metroxylon Rumphii Mart.*), welche in ihrem Mark das wichtigste Nahrungsmittel der einheimischen Bevölkerung liefert. Auch

Kaffee und Cacao wird gepflanzt; in der Nähe der Wohnungen wächst selbstredend vielerorts der Pisang (*Musa paradisiaca L.* und andere Arten), der Brodbaum (*Artocarpus incisa L.*) und die Pinangpalme (*Areca Catechu L.*); dann begegnet man dem hochstämmigen, breitverzweigten Canariebaume (*Canarium commune L.*), dessen Kerne einen an Nüsse erinnernden Geschmack haben und nach Art der Mandeln zum Nachtisch gegessen werden, dem Mangistan (*Garcinia mangostana L.*), dem Kapokbaume (*Eriodendron anfractuosum DC.*) und manchen anderen guten Bekannten. Mangga (*Mangifera indica L.*), dessen herrliche Frucht einer alten indischen Sage nach durch den heiligen Affen *Hanamaan* (*Semnopithecus entellus*) aus dem Garten eines mächtigen, auf Ceylon hausenden Riesen gestohlen und so den Indern verschafft wurde, wird auf Ambon verhältnissmässig wenig angepflanzt.

Vielfach sieht man in den Kronen der Areng- und Cocospalmen Köcher von Bambus hängen, welche von den Leuten an den abgeschnittenen Stümpfen von noch unvollständig entwickelten Blüthenständen befestigt sind, um den auströpfelnden Saft aufzufangen und als Palmwein (*saguweer*) zu verwerthen. Dieser ist an und für sich süss, erfrischend und unschädlich; mit sogenanntem Bitterholz [1]) versetzt, gährt er und wird er zu einem etwas bitter schmeckenden, geistigen Getränke. Hin und wieder trifft man im Walde auch wohl eine kleine Hütte, in der Saguweer zur Bereitung des stark berauschenden *kolwater* destillirt wird. Die Einrichtung des hiefür verwendeten Apparates (Tab. 7, Fig. 6) ist ohne eingehendere Erläuterung verständlich; seine Verbindungsröhre besteht aus Bambus; die Gefässe sind von Thon verfertigt und stammen von Ow auf Saparua, einem Orte, der wegen seiner Töpferarbeiten rühmlichst bekannt ist [2]); am Destillirgefässe kann ein kleiner Deckel (*a*) zum Einfüllen des Saguweers abgehoben werden [3]).

Das üppige Grün, nicht minder verschieden an Glanz und Schattirung als an Formen, die primitiven Blätterhütten auf grauem, steinigem Boden und umgeben von abenteuerlich gestalteten Felsmassen — alles das ruft eine Fülle malerischer Bilder hervor, bei denen wir indessen auch die Staffage nicht vergessen dürfen, welche die Bergbewohner, und namentlich die Frauen, liefern. Wie fröhlich ihre bunten Gewänder dort aus dem Walde hervorleuchten, gleich lustig anzusehen wie die Leute selbst, die immer munter und scherzend die steilen Wege wandern und dabei nicht die mindeste Ermüdung kennen. Sie haben sich die Elasticität und Ausdauer der seranesischen Stammesgenossen bewahrt. Legen doch die Leute von Ema den Weg zur Stadt in $2^1|_2$ Stunden zurück, und von Hatalai aus gehen die Mädchen in $1^1/_2$ Stunden dorthin zu Markt (*pasar*), um nach erledigtem

1) Es ist von *Garcinia picrorhiza Miqu.* abkünftig, und zwar nach Teijsmann (verslag pag. 311) die Wurzel dieses Baumes.

2) Ueber die Fabrikation der Töpferarbeiten vgl. Reinwardt (Reis, pag. 444).

3) Ueber Bereitung von Saguweer vgl. auch de Stuers (De Gemoetoe-boom, l. c.).

Geschäfte ebenso zurückzukehren! Das hindert sie aber nicht, zu Hause gleich wieder ihrer gewohnten Thätigkeit nachzugehen und abends zu tanzen.

Zu den schönen, abgeschlossenen, aber engbegrenzten Bildern, welche die Dörfer und viele andere Punkte des Granitgebietes liefern, gesellt sich noch manch prächtiger Fernblick, und in Ema findet sich das alles vereinigt. Da sieht man einerseits über die Wipfel des Waldes hinweg aufs Meer, dessen Nähe schon durch die zahlreich im Dorfe umherliegenden Fischkörbe verrathen wird, andererseits auf die flache Kuppe des im Nordosten aufragenden Hori. Alle Orte anzuführen, von denen aus man bald den offenen Ocean bald die Bai von Ambon oder auch beides zugleich erblickt, kann nicht meine Aufgabe sein; man braucht nur den Batu Merah oder die ersten Höhen im Südosten der Stadt zu ersteigen, bis der gewundene Lauf des Baches von Batu Gadjah im tiefen Thaleinschnitte zur Rechten unter einem liegt, um das herrlichste Panorama der Bai und ihrer weiteren Umgebung zu geniessen; doch muss ich der Aussicht vom Gipfel des Serimaü noch besonders gedenken. Denn dieser Ort, welcher sich von Soja aus in 25 Minuten erreichen lässt, gestattet einen weiten und für das Verständniss des Reliefs sehr lehrreichen Ueberblick über das Gebirge von Hitu. Vom Latua im Westen bis zum Salhutu, dessen höchster Punkt von hier aus $N\,11°\,O$ liegt, breitet sich die Landschaft vor dem Beschauer aus, mit weit complicirteren Formen, als man von der Stadt aus vermuthen konnte, und zwischen den Einschnitten des ambonschen Berglandes erscheinen hohe Gipfel von Seran. Unter uns, über die Wipfel der Baumfarnen (Taf. 5, Fig. 2) hin, die Bai und auch die Stadt, jenseits ein weiter Ausblick auf das südliche Leitimor, bis zur Küste.

Das alles würde aber schwerlich zu sehen sein, wenn der Gipfel des Serimaü nicht durch Menschenhände frei gemacht wäre; denn es fand sich dort ein kleiner, offener Platz, rundlich im Umrisse und von Palmen eingefasst, in der Mitte ein Aufbau von Steinen, einem kleinen, niedrigen Tische gleich. Derartiges hier zu finden, war sehr auffallend; denn Europaeer kommen nicht hieher, und in der Stadt konnte ich nach meiner Rückkunft auch nichts über eine etwaige Benutzung des Ortes erfahren; die inländische Bevölkerung aber hält auf der Spitze des Serimaü selbstredend keine ländlichen Picknicks. Nach dem, was ich auf späteren Reisen kennen gelernt, bin ich geneigt, in der Stätte einen alten Opferplatz zu sehen, an welchem der Steinbau den Batu pamali darstellt, und es würde mich nicht befremden, wenn heidnische Reminiscenzen noch manchen Christen hieherführten, um in der Stille ein Opfer zu bringen [1]).

1) Nach Buddingh (N. O. Indië II, pag. 274) befand sich auf dem Serimaü seit alter Zeit ein heiliges, irdenes Wassergefäss. Ich habe dasselbe nicht mehr gesehen, finde aber in dieser Mittheilung eine Bestätigung der oben ausgesprochenen Vermuthung.

An der Südküste von Leitimor setzte ich meinen Weg von der Bai von Hukurila längs des Strandes nach Lea Hari fort, fuhr dann über See zum Tandjung Hutu Muri, dem Kap an der Südostecke der Halbinsel, und hernach zum gleichnamigen Dorfe, um von dort am Meeresufer eine Strecke weit nach Südwesten zurückzugehen, zu dem ein wenig nördlich von Lea Hari gelegenen Rutung. So lernte ich die ganze Küste zwischen der Bucht von Hukurila und dem Kap Hutu Muri kennen. Von der genannten Bucht bis zum Tandjung Hihar, welches halbwegs zwischen jener und Lea Hari ins Meer vorspringt, tritt das Gebirge unmittelbar an den Strand heran, und überall sieht man die Spuren einer gewaltigen Zerstörung, der es unter dem Andrange der Wogen ausgesetzt gewesen: Archaeische Klippen von dunkler Färbung und mit zackigen Profillinien, oft von sehr ansehnlichen Dimensionen, welche als Erosionsreste am Strande oder im Meere stehen geblieben sind; zungenartig ins Wasser hinausreichende, zernagte Felsmassen und unendliche Mengen von Schotter, welcher streckenweise aus dicht aufeinander gepackten, polyëdrischen Blöcken besteht; dann wieder unterwaschene Klippen, unter welche die Brandung hinspült, um hie und da an der Landseite noch wieder zu Tage zu treten, kleine Brücken und Felsenthore bildend. Wie rasch aber diese Vernichtung vorwärts schreitet, lehren uns einzelne Bäume, unter denen das Gestein zum Theil fortgeführt ist, ohne dass sie noch zu Fall gekommen wären; sie strecken ihre entblössten, nach aussen und abwärts gekrümmten Wurzeln wie riesige Spinnenbeine dem Oceane entgegen. Hier geht es langsam unter überhängenden Baumstämmen von stattlichen Dimensionen fort, von Block zu Block, so dass man kaum Gelegenheit hat, den Blick einmal seewärts zu wenden, woselbst Haruku, Saparua und Nusalaut in der Ferne als schön umrissene Silhouetten sichtbar sind. Vielfach führt indessen der Weg in einigem Abstande vom Meeresufer an dem in scharfe Rücken zerschnittenen Gehänge des archaeischen Gebirges hin; er ist hier kaffeebraun gefärbt, mit Gruss von kantigen Steinen bedeckt, und die lichte Waldung gestattet häufig einen Ausblick aufs Meer. Da sieht man denn bisweilen von oben her ins blaugrüne Wasser zu Füssen des Hanges hinunter, welches von so durchsichtiger Klarheit ist, dass man sogar aus ansehnlicher Höhe noch die Korallenbauten auf seinem Grunde zu erkennen vermag.

Nördlich vom Kap Hihar wird der Abfall des Gebirges minder steil; dann verflacht es sich noch mehr in der Gegend von Lea Hari, und von hier aus zieht sich ein niedriger, schmaler Küstensaum nach *NO* bis zum Gunung Patah, welcher letztere im Kap Hutu Muri ans Meer stösst. Auf diesem Uferstreifen fanden die Dörfer Lea Hari, Rutung und Hutu Muri Raum zur bequemen Ansiedelung, an einer weiten Kreisbucht, auf deren Boden üppige Korallenfelder in märchenhafter Pracht ausgebreitet sind. Schon lange bauten die kleinen Thiere an diesem

Orte, länger als Menschengedenken, bereits zur Zeit, als noch ein Theil des heutigen Ambon unter dem Spiegel des Oceans begraben lag; denn die Höhe am Kap Riki, unmittelbar südlich von Lea Hari, sowie der G. Patah am Kap Hutu Muri sind von Kalkfelsen bedeckt, welche Korallen der heutigen Fauna ihre Entstehung verdanken, und noch an verschiedenen anderen Punkten treten in dieser Gegend unfern des Strandes dieselben Bildungen auf. Leute von der kleinen Insel Buton, im Süden von Celebes, pflanzen darauf Taback, um ihn den Ambonesen zu verkaufen.

Was aber von der Thierwelt des Meeres geschaffen, das suchen die Wellen wieder in seinem Schoosse zu begraben; denn an den beiden Kaps, Riki und Hutu Muri, welche die genannte Bucht Seewehrungen gleich in *SW* und *NO* begrenzen, hat die Brandung bis 5 m. hohe Hohlkehlen ins graue Gestein hineingefressen, vorspringende Nasen und Felsenthore bildend. Mancher Block von mächtigen Dimensionen ist auch bereits abgestürzt, nachdem sein Fuss unterwaschen, und das Durcheinander dieser Trümmer erinnerte mich lebhaft an die gehobenen Korallenkalke von Curaçao. Aber während dort auf der regenarmen Insel das Gestein nur eine spärliche Vegetation von Cacteen und dornbesetzten, krüppeligen Sträuchern trägt, entfaltete sich hier ein üppiger Pflanzenwuchs; Schlinggewächse und Wurzeln hängen in grosser Zahl über die vorspringenden Klippen am Meere herab, um sie in gefälliger Weise zu drapiren.

Gegenüber dem Abbruche an den Kaps steht ein Anwachsen des Landes an der Flachküste, welche sich zwischen jenen im Innern der Bucht ausbreitet, und woselbst verschiedene kleine Bäche Mengen von Geschieben dem Strande zuführen. Hier begegnete ich auch zum ersten Male Gruppen der *Sonneratia alba Smith* [1]), (Tab. 5, Fig. 1) jenen merkwürdigen Bäumen, welche von ihren Wurzeln zahlreiche, als Athmungsorgane dienende Ausläufer an die Oberfläche senden, so dass sie in weitem Umkreise von diesen gleich grossen Spargeln aus dem Boden aufragenden Gebilden umgeben sind. Meistens stehen die letzteren aus reinem Korallenboden der vom Hochwasser überströmten Brandungsterrasse hervor. Im Habitus erinnern die Bäume an unsere Eichen: auf kurzem, knorrigem Stamme eine breite Blätterkrone; sie wachsen niemals gedrängt, reichen aber bisweilen weit ins Wasser hinaus, und wenn ihr Fuss von den Wellen umspült wird, bietet solch ein durchsichtiger Wald im Meere eins der eigenthümlichsten Landschaftsbilder, zumal es zwischen den lebenden Bäumen nicht an todten Stämmen zu fehlen pflegt, welche zernagt und gefallen in phantastischen Formen umherliegen. Diese Bäume, von den Ambonesen

1) Herr Dr. G. Karsten, welcher sich ausführlich mit diesen Pflanzen beschäftigte („Ueber die Mangrove-Vegetation im Malayischen Archipel"; Bibliotheca botanica, Heft 22) und auch auf Ambon reiste, hatte die Güte, mir die Richtigkeit der Bestimmung zu bestätigen.

mangimangi padomara genannt, denen ich noch vielfach begegnete, so unter anderen am Nordstrande von Hitu, westlich von Hitulama, auf Nusalaut und an verschiedenen Punkten der Südküste Serans, wachsen am Strande auch in Gesellschaft der Mangrove (*tonki* nach einheimischer Bezeichnung).

Dass es dort zwischen dem Wurzelgewirr nicht an thierischem Leben fehlt, an Einsiedlerkrebsen, Korallen, Muscheln, Schulpen von Sepien und manchem anderen Auswurf des Meeres, versteht sich von selbst; hier möge in erster Linie eines kleinen Fisches gedacht werden, welches jedem Besucher solcher Küstenstriche sofort auffallen muss und von den Ambonesen *ikan kiss* genannt wird. Es ist eine Varietät des *Periophthalmus koelreuteri Pall.* von 7—8 cm. Länge, graulich, mit dunkleren, schrägen Flecken auf der oberen Körperhälfte. Der Kopf ist hoch, vorne steil abfallend, mit genäherten, vorspringenden Glotzaugen versehen, welche der Gattung den Namen verliehen haben, die Mundspalte fast wagerecht. Mittelst der muskulösen, frei aus dem Rumpfe hervorragenden Wurzeln der Brustflossen springt das Thier zur Ebbezeit auf dem trocken gelegten Strande umher und klettert es aus den Wasserpfützen auf kleinere Steine sowie andere, wenig über den Boden hervorragende Gegenstände, um Jagd auf Insekten und Schnecken zu machen; im Wasser dagegen schiesst es pfeilschnell umher, fast einem Stichlinge gleich; sitzt es still mit zusammengelegten Flossen auf dem Trockenen, so glaubt man beim ersten Hinsehen eher einen Lurch als einen Fisch zu erblicken. Abends bemerkt man im Ufersande nicht selten wie Diamanten leuchtende Pünktchen, welche von kleinen Insektenlarven herrühren.

Von Rutung aus kehrte ich am 10ten December auf dem kürzesten Landwege, welcher Leitimor in der Richtung von *W—O* durchschneidet, zur Stadt zurück. Derselbe führt nördlich vom Hobi hin, woselbst er einen Bach namens Waë Juwa kreuzt, sodann weiter im Westen über den Waë Hila und schliesslich unfern der Bai von Ambon über den Gipfel des G. Karang Pandjang. Man berührt in dieser Gegend kein Dorf, und landschaftlich bietet der betreffende Pfad nichts Hervorragendes, so dass ich von seiner Schilderung, welche an diesem Orte kaum von Interesse sein dürfte, absehe. Die Beschreibung des Reliefs und der bei dieser Gelegenheit beobachteten geognostischen Verhältnisse wird später erfolgen.

Im Ganzen hatte der erste, längere Ausflug auf Ambon sechs Tage in Anspruch genommen, weil es nicht nur galt, mich in völlig neuen Verhältnissen zu orientiren, den ersten Ueberblick über das Relief und die Zusammensetzung des Gebirgslandes, die Bevölkerung und deren Gewohnheiten zu erhalten, sondern vor allem auch deswegen, weil die Regenten sich verpflichtet hielten, mich mit grossen Ehren zu empfangen, und mir diese liebenswürdigen Gesinnungen manche kostbare

Arbeitszeit raubten. Am 11ten und 12ten December fand ich in Batu Gadjah Zeit zum Ordnen meiner bis dahin gemachten Sammlungen und ferner zu Vorbereitungen für eine Reise durch Hitu, welche in der Frühe des 13ten Decembers angetreten wurde.

Hitu besitzt im Gegensatze zu Leitimor in seinem Innern keinerlei Dörfer; alle Ortschaften befinden sich dort am Strande. Demzufolge fehlt es auch an einem ausgebreiteten Wegnetze und ist der grösste Theil des dicht bewaldeten Gebirgslandes sehr schwer zugänglich; nur von dem, gegenüber der Stadt, an der Bai gelegenen Rumatiga führt ein Pfad quer durch die Insel zum Dorfe Hitu an der Nordküste, welches letztere als der Hauptort dem betreffenden Abschnitte Ambons seinen Namen verliehen hat. Diese Verbindung vermittelt nun nicht nur den Verkehr zwischen der Bevölkerung des Nord- und Südstrandes von Hitu, sowie weiterhin mit der Stadt, sondern vor allen Dingen auch zwischen der letzteren und der Südküste Serans, und zwar hier in erster Linie mit den Dörfern an der Ostküste der Halbinsel Huamual. Sie hat um so grössere Bedeutung, als der Weg für einen Gebirgspfad ungemein bequem zu begehen ist; denn er stellt einen niedrigen Pass dar, welcher die Berggruppe des Salhutu von dem Gebirgslande des westlichen Hitu scheidet. Wenn man die Kluft eines kleinen, an der Südgrenze des Gunung Maspait verlaufenden und hienach genannten Baches weit oberhalb des Niveaus der Wasserader (171 m. Höhe) überbrücken wollte, so liesse sich der ganze Weg ohne jede Schwierigkeit mit einem Maulthiere zurücklegen; mit einem Tragstuhle braucht man hiefür jetzt ungefähr $3\frac{1}{2}$ Stunden.

Von Rumatiga aus geht es zunächst nordwärts über eine wenig ansteigende, alluviale Ebene, bis nach etwa 20 Minuten der Rand des Gebirges erreicht ist. Hier führt der Weg anfangs sehr steil, hernach über eine Reihe von Stufen aufwärts, welche durch junge Korallenkalke gebildet sind, und über gleiche Absätze [1]) steigt man später auch wieder zum Nordstrande hinab, während dazwischen, weiter im Innern des Landes, ein schwachwelliges Terrain eingeschaltet ist. Letzterem gehören in der Richtung von Süd nach Nord der Maspait, der Kamalaoë und der Helat an, von denen der erste, am meisten genannte, sich nur 191 m. über den Meeresspiegel erhebt, während der zweite mit etwa 330 m. den höchsten Punkt des Weges darstellt. Da der junge Korallenkalk sich noch eine Strecke nördlich vom Maspait findet, an einem Punkte, welcher letzteren sogar an Höhe noch etwas überragt, so folgt hieraus, dass der grösste Theil des jetzigen

1) Nahe bei Hitu befand sich früher eine Wegstrecke, genannt das „spellewerkskussen", welche wegen der nadelscharfen Korallenkalke kaum passirt werden konnte. Sie ist zu Valentijns Zeit durch Sprengen der Felsen verbessert worden. (Valentijn II, pag. 105).

Passes vor geologisch kurzer Zeit vom Oceane bedeckt war. Vielleicht befand sich hier früher sogar eine Meeresstrasse und stellte die Salhutugruppe eine besondere Insel dar.

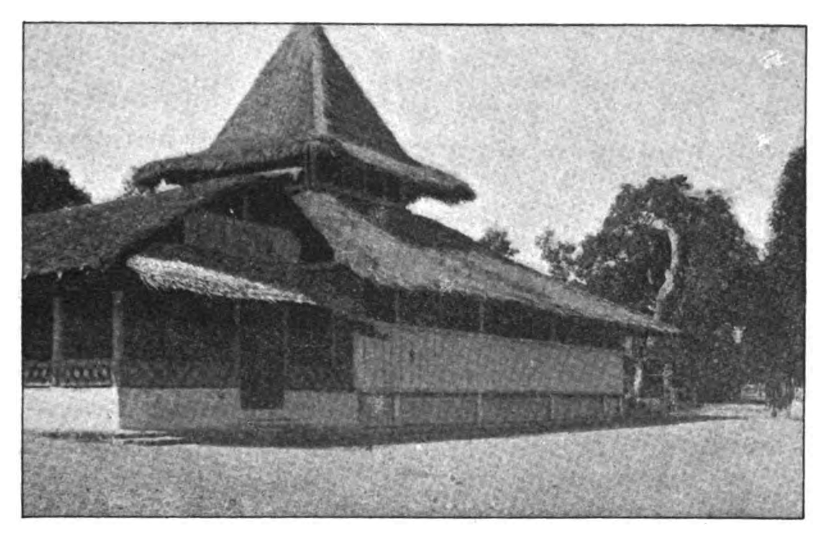
Der Weg führt meistens durch niedrigen und lichten Wald, welcher auf der Höhe vielfach mit Bambus durchsetzt ist; der MASPAIT, eine sehr flache Kuppe, die sich kaum als besonderer Berg aus ihrer Umgebung heraushebt, ist dagegen mit Gras bedeckt und ebenso eine Anzahl flacher Bodenwellen nördlich von ihm. Hier erblickt man den kegelförmigen KARBAU *S* 50° *W*, den ebenfalls zu Hitu gehörigen AMA *N* 45° *O*; später leitet der Weg westlich von der letztgenannten Höhe hin, und eine Strecke vor Hitu sieht man sie bereits *N* 70° *O* liegen. Von einem Punkte unmittelbar im Norden des Maspait nimmt man ausserdem das Granitgebiet der SERIMAU wahr und vom Kamalaoë aus ein Stück SERANS in *NW*, der Gegend von LUHU auf Huamual angehörig. Näher bei Hitu tritt dann Seran abermals hervor, und lange erblickt man auf dem steil abwärts führenden Wege seine blauen Berge, während zu Füssen die Pirubai ausgebreitet liegt. Landschaftlich ist dies das einzig Lohnende, welches der Weg durch Hitu bietet.

Das mohammedanische Dorf HITU, woselbst ich am 13ten December Station machte, zerfällt in zwei Theile, in HITULAMA und das weiter östlich gelegene, aber nur durch einen unbedeutenden Bach von jenem geschiedene HITUMESING; beide haben ein gemeinschaftliches Bethaus (*missigit*). Sie liegen unmittelbar am Meere auf einem schmalen Ufersaume, der sich indessen nach *NO* bedeutend verbreitert, um am TANDJUNG TETULAIN als ein flacher, kaum über den Seespiegel hervorragender und dicht mit Cocospalmen besetzter Landstrich zu endigen; sein Innenrand wird von dem steilen Hange eines hohen Gebirges begrenzt, dessen Fuss etwas nördlich von dem genannten Kap eine schroff abgebrochene Felsenküste bildet. Dort erhebt sich auch der Teufelsberg (G. SETAN), eine pyramidenartige, steile, bis etwa 400 m. aufragende Spitze, welche vom Strande bei Hitu *N* 35° *O*, über das Tj. Tetulain (*N* 10° *O*) hin, sichtbar ist und wohl den augenfälligsten Gipfel der Salhutugruppe darstellt. Mir ist er auf späteren Fahrten in der Pirubai und auf Reisen im südlichen Seran stets ein vortreffliches Merkzeichen gewesen. Von dem gleichen Punkte aus liegt der Gipfel des WAWANI *S* 65° *W*; der Berg fällt landeinwärts mit einer Neigung von 32°, seewärts im Mittel unter 16° ab. Der Weg, welcher längs des Strandes an der Nordküste von Hitu hinführt, endigt ein wenig jenseits vom Tj. Tetulain, woselbst die Dörfer MAMALA und MORELA liegen, weil die Steilküste seine fernere Fortsetzung nach *NO* unmöglich macht; nach Westen dagegen zieht er sich weiter um die Insel herum, zunächst über das nahebei Hitulama gelegene WAKAL nach HILA hin, welches letztere von mir als Ausgangspunkt für die Besteigung des Wawani gewählt war.

Die ganze Strecke zwischen Hitulama und Hila lässt sich in drei Stunden zurücklegen und ist mit grösster Bequemlichkeit zu begehen; denn nur am Tj. Hatelaŭwe, im Westen von Wakal, und dem unmittelbar in der Richtung nach Hila zu sich anschliessenden Tj. Mamua stossen unbedeutende Ausläufer des aus jungeruptiven Gesteinen aufgebauten Gebirges ans Meer; sonst ist überall ein flacher Ufersaum vorhanden. Weite Grasflächen wechseln dort mit lichten Waldungen ab, in denen manche Stellen für die Anlage von Mais- und anderen Pflanzungen niedergebrannt sind; die Umgebung zahlreicher, mit Geröllen beladener Bäche, welche dies Gebiet durchschneiden, um am Nordstrande auszumünden, bietet ferner einen günstigen Boden für Sagupalmen, und dort sieht man die Eingeborenen mit der Zubereitung des Sagus beschäftigt, welcher zwar vorwiegend zum eigenen Gebrauche verwendet, aber auch in kleinen Mengen nach der Stadt hin verkauft wird. Die ebenfalls in dieser Gegend am Strande wachsenden Cocospalmen dienen zur Produktion von wenig Kopra, und auch der Ertrag an Muskatnüssen ist unbedeutend, während der hier gebaute Taback nicht einmal den eigenen Bedarf der Dörflinge deckt. Geräucherte Fische bilden wiederum eine Erwerbsquelle. Hin und wieder sieht man Haufen von Korallenstöcken am Boden liegen, welche aus dem Meere gefischt werden, um zum Kalkbrennen Verwendung zu finden; an Ort und Stelle gewachsene Korallenkalke treten aber nicht nur in der vom Hochwasser überströmten Brandungsterrasse auf, sondern, entsprechend den früher beobachteten Verhältnissen, auch mehrfach im Walde, in einigem Abstande vom Meere, als Zeugen der stattgefundenen Strandverschiebung in quartärer Zeit.

Hila war früher ein Ort von grösserer Bedeutung, da es ein Fort hatte und zu gleicher Zeit der Wohnsitz eines Assistent-Residenten war, eines Beamten, welcher nun nicht mehr auf Hitu anwesend ist. Das Haus des letzteren steht leer; die Feste, welche ihm gegenüber, unmittelbar am Strande und am westlichen Ende des Dorfes, liegt, ist vor reichlich zwanzig Jahren verlassen und dem Verfalle anheimgegeben; die Landungsbrücke am Meere und der Zugang zu der etwa 3 m. über die Hochwasserlinie aufragenden Terrasse, auf dem sich jene sammt der alten Amtswohnung befindet, sind den Unbilden der Witterung und dem Andrange der Fluth erlegen. Nur die herrlichen Waringins auf dem freien Platze zwischen beiden Gebäuden grünen noch wie an einstigen, besseren Tagen, in denen sie als Zeichen herrschaftlichen Wohnsitzes gepflanzt wurden. Eine freundliche Kirche grenzt daran; denn es wohnen hier auch einige Christen (Bürger), obwohl die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung wiederum aus Mohammedanern besteht. Bisweilen hält auch eine handvoll Schützen quasi militairische Uebungen im Schatten der schönen Bäume ab, ein groteskes Schauspiel, ebenso lächerlich wie

nutzlos, welches nur den Wunsch aufkommen lässt, man möge mit ihnen in gleicher Weise verfahren wie mit dem überflüssig gewordenen Fort.



Missigit in Hila.

Nach N und NW hat man von der erwähnten Terrasse einen schönen Ausblick auf das nahe Seran, besonders auf die Halbinsel Huamual, deren Südspitze, Kap Sial, $N\,86\frac{1}{2}°\,W$ liegt, und aus deren grüner Pflanzendecke grosse Klippen eines hellen Gesteins hervorleuchten. Nahe dem Gipfel des die Halbinsel durchziehenden Bergrückens erkennt man darunter deutlich horizontale Bänke, welche mir, mit dem Fernglase betrachtet, den Eindruck von gehobenen Korallenbänken machten, eine später durch die Untersuchung an Ort und Stelle bestätigte Deutung. Bei klarem Wetter tritt ausserdem links vom Kap Sial die Insel Buru hervor, dessen höchste, rundliche Kuppe ($N\,88°\,W$) ohne Zweifel den Batubua darstellt. Dort auf der Höhe sollte nachher allen meinen Reisen in Folge schwerer Erkrankung ein Ende gemacht werden.

Unmittelbar westlich von Hila liegt das Dorf Kaitetu, am rechten Ufer des Waë Loï, welcher zwischen dem Gunung Malaman und dem höchsten Gipfel des Wawani, dem Tunahuhu, entspringt, wie sich nachher bei der Besteigung des letzteren herausstellte. Es ist dies der ansehnlichste Fluss, dem ich auf Ambon begegnete, mit einem Bette, welches beim höchsten Wasserstande nahe der Mündung 154 Schritt Breite besitzt, derzeit freilich nur von einer schmalen Ader durchströmt wurde. Der Wawani, welcher bereits auf dem Wege von Hitulama nach Hila, kurz vor letztgenanntem Orte, in isolirter Stellung hervorgetreten war, lässt vom Waë Loï aus deutlich seine beiden Gipfel erkennen, den weiter östlich gelegenen Tunahuhu und die niedrigere Spitze, welche von der Bevölkerung der

Nordküste als Wawani im engeren Sinne bezeichnet wird. Hienach sollte man den ganzen Berg eigentlich Tunahuhu nennen; doch ist letzterer Name in Leitimor wohl kaum gekannt; stets hörte ich vom Wawani sprechen, und würde also die richtige Namengebung voraussichtlich nur zu Verwirrungen leiten. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, dass kein Weg auf den Gipfel des Berges hinaufführt, ebensowenig, dass man die dicht bewaldete Höhe nur zu Fuss erreichen kann, und ich durfte zufrieden sein, als der alte Radja von Hila, mit dem ich lange Unterhandlungen über die Beschaffung von Leuten für die Besteigung des Wawani führen musste, sich endlich entschloss, eine Anzahl Männer vorauszusenden, welche den besten Pfad suchen und etwaige Hindernisse forträumen sollten. Zum ersten Male lernte ich hier kennen, wie wenig bereitwillig die Mohammedaner sind, irgend welche Dienste zu leisten, selbst bei den wärmsten Empfehlungen seitens der Regierung und gegen gute Bezahlung. Meinem Wunsche, droben eine Hütte zum Nachtverbleib zu bauen, um auf diese Weise gründlichere Untersuchungen anstellen zu können, wollte man durchaus nicht nachkommen, und zwar unter dem falschen Vorwande, dass sich da hinauf kein Atapp transportiren lasse und obendrein die nöthige Bodenfläche für die Errichtung eines Schutzdaches fehle. Es blieb mir nichts anderes übrig, als auf diesen Theil meines Planes zu verzichten; doch erhielt ich das Versprechen, dass man mich auf beide Berggipfel führen wolle.

Inzwischen war die alte, leere Beamtenwohnung, in die ich eingezogen, allmählich mit den nothwendigsten Möbelstücken ausgestattet worden; in langen Zwischenräumen hatte man einen Tisch, einen Stuhl u. dgl. m. herbeigebracht; dann traf auch die Frau des Radja, die *njora*, ein, um für mich kochen zu lassen, und ich hatte nach Erledigung der geschäftlichen Verabredungen über nichts mehr zu klagen. Dass ich stets noch mit Schaudern an eine mohammedanische Bewirthung zurückdenke, wo immer sie mir auch geboten wurde, kann man ja den freundlichen Gastwirthen, welche es wohl mit einem meinten, nicht zur Last legen.

Der ganze Nachmittag des 14ten Decembers war mit Conferenzen verflossen, an denen ausser dem Radja von Hila auch der Regent von Kaitetu und verschiedene Kapalasoas[1]) theilgenommen; dann wurde am 15ten der Weg vorbereitet und am folgenden Tage um 4½ Uhr nachts die Reise angetreten, um die Besteigung des Berges in den kühlen Morgenstunden vornehmen zu können; denn es war bis zum Fusse des Wawani noch zunächst eine grössere Strecke am Strande zurückzulegen. Es ging über den Waë Loï nach Westen, durch Wald und Gras und Bäche, ohne Fackeln; denn der Mond stand klar am Himmel und zauberte einen

1) Vgl. oben pag. 6.

prächtigen Silberspiegel auf die Meeresfläche, welche hin und wieder sichtbar ward, und aus der Seran sich deutlich einer dunklen Mauer gleich heraushob. Gegen das Nachtgestirn hin sah man dunkle, phantastische, rein flächenhaft erscheinende Bilder der Bäume, von ihm weg in den Wald hineinblickend überall glitzernde Strahlen auf den blanken, raschelnden Palmfiedern und fast mannshohen Gräsern. Der Waë Orangkaja, W. Lemann, W. Lolla und W. Olang wurden nach einander passirt, sämmtlich unbedeutende Bäche, und unmittelbar nach dem Ueberschreiten des letzteren befanden wir uns an dem Punkte, wo gleich vom Strande aus der Anstieg zum Wawani begann. Den Abstand von Hila bis hieher hatten wir in 50 Minuten zurückgelegt.

Es galt zunächst einige niedrige, aber sehr steile, spärlich bewachsene Kuppen zu überwinden, welche schon in sehr geringer Meereshöhe einen schönen Ausblick nach *O* hin eröffnen; denn es erscheint über der flachen Landzunge von Hila der hohe, gebirgige Theil des nordöstlichen Hitu, worin sich *N* 85° *O* der Kapahaha als der bedeutendste der wahrnehmbaren Gipfel erhebt, vielleicht doppelt so hoch wie der G. Setan. Letzterer stellt sich von hier aus wiederum als eine scharfe, pyramidenartige Spitze dar, welche aus dem vom Kapahaha ziemlich gleichmässig nach *N* abfallenden Gebirge zahnartig hervorragt; in weiter Ferne die östliche Grenze der Pirubai, eingefasst von den Höhen Serans.

Gleich darauf traten wir in den Wald ein, woselbst die Steigung anfangs nicht sehr bedeutend ist, während rechts vom Wege in der Tiefe der W. Kala Uli fliesst, welcher beim gleichnamigen Kap an der Nordküste ausmündet, und 55 Minuten nach dem Aufbruche vom Strande befanden wir uns am W. Lilla, einem Nebenbache des oben genannten Olang, in 294 m. Meereshöhe. Nun ward der Lilla überschritten, der Weg führte an seinem rechten Ufer aufwärts, und nach kurzem gingen wir auf einem schmalen Grat mit beiderseits steil abfallenden Hängen, bestanden mit hohen Bäumen, unter denen *Dammara alba Rumph.* besonders häufig ist. Auf diesem Rücken geht es fast bis zum höchsten Gipfel des Berges, dem Tunahuhu, aufwärts, oft lange Strecken am Abgrunde hin, welcher zur linken mit fast senkrechten Wänden in die Tiefe stürzt, und über den hinaus man noch einmal einen Blick auf den Nordstrand geniesst. Vielfach beträgt die Breite des Grats nur 15—20 Schritte und gegen die Spitze wird es sogar zu einer dachartigen Firste von kaum 5 Schritt Ausdehnung, über welche der Weg stellenweise mit 30° Neigung hingeht. Gefallene Bäume mehren sich auf dem steilen Pfade; der Stock findet in dem Wurzelgeflechte keinen Boden mehr, und bei unvorsichtigem Auftreten sinkt man selbst leicht einmal bis an die Kniee dahinein.

Je weiter wir aufwärts kamen, desto schwieriger ward das Gehen; denn oben hängen die Wurzeln der Bäume bisweilen geradezu in der Luft, vermuthlich weil

das Erdreich darunter weggespült wurde, und wie Springfedern geben sie dem bodensuchenden Fusse nach. Dabei war alles feucht und schlüpfrig; denn wir gingen im dichten Nebel, und unaufhörlich tröpfelte es von den Bäumen des jetzt ziemlich lichten Waldes, welcher auf dem Gipfel einen höchst eigenthümlichen Charakter angenommen hat, so wie ich es auf späteren Reisen niemals wieder gesehen. Hier begegnet man kaum einem nackten Zweige oder Stamm; sondern fast alles ist mit dickem, licht-gelblich-grünem Moos bekleidet, so dass wenige Finger starke Bäume in dieser Vermummung schon ansehnliche Dimensionen zu besitzen scheinen und der Unterschied im Durchmesser von Aesten und Stämmen nicht sonderlich hervortritt. Bald stehen dieselben gleich Säulen aufrecht neben- bald lehnen sie an-einander, bald wieder sieht man in einem Durchblicke thorartig umrahmte Zusammenstellungen von Bäumen und Zweigen, alle von dem weichen Polster umgeben und mit herabhängenden Bärten und Zöpfen von Moos drapirt. Dazu gesellen sich viele, schlanke *Freycinetien*, die an jedem ihrer spitzen Blätter einen glitzernden Thautropfen tragen, ferner *Nepenthes* (vermuthlich *N. Boschiana Korth.*) in ungezählten Mengen. Ueberall hängen die Blattstielranken der letzteren, welche sich bekanntlich an ihrer Spitze zu einem urnenartigen, aufrechten Schlauch erweitern und daher auf Ambon *tampajan setan* (Teufelskrug) genannt werden, von Bäumen und Sträuchern hernieder; *Lycopodium cernuum Bl.* wächst vielfach am Boden, namentlich auch auf der höchsten Spitze des Tunahuhu (903 m.).

Wir waren bis hieher vom Fusse des Berges fast ohne jede Unterbrechung 3 Stunden und 20 Minuten gestiegen; nur einige Aneroidablesungen hatten einen geringen Aufenthalt verursacht, weil das Sammeln von Gesteinen auf dem Rückwege geschehen sollte. Allmählig lüftete nun der Gipfel hie und da seine Nebelkappe, die ihn in früher Morgenstunde noch bedeckte; bald wurde im Süden bald wieder im Norden ein Stück der Aussicht frei. Ueber den G. Malaman weg, welcher in unmittelbarer Nähe *S* 25° *O* liegt, blickte man auf die Bai von Ambon und Leitimor, jenseits sogleich über die nächsten Baumkronen auf den Strand, da der Tunahuhu nach *N* steil abfällt. Aber eine weite Rundsicht, auf die ich gehofft, war leider nicht vorhanden, weil die Leute von Hila nur einen kleinen Theil der niedrigen Bäume des Gipfels umgehackt hatten und der Platz während meiner Anwesenheit auch nicht mehr frei gemacht werden konnte. So liess sich denn nur eine geringe Zahl von Peilungen anstellen, obwohl der Tunahuhu bei besserer Vorbereitung unstreitig eins der lehrreichsten Uebersichtsbilder geliefert haben würde. Auch hätte man auf dem Gipfel sehr gut eine kleine Hütte für den Nachtverbleib errichten können, wenn auch der Raum daselbst beschränkt ist, und mit Verdruss bemerkte ich, dass der Radja von Hila mir falsche Mittheilungen gemacht habe. Damit noch nicht genug, erklärten mir jetzt auch meine Begleiter,

dass sie einen Weg auf die zweite Spitze des Berges, den Wawani im engeren Sinne, gar nicht kennten. Mag sein, dass sie die Wahrheit sagten; denn ich vernahm später von einem Ambonesen, welcher diesen Gipfel wiederholt bestiegen hatte, dass man am besten von dem westlich von Hila gelegenen Orte Seit hinaufgelange. Indessen war für mich die Enttäuschung gross, und ich hatte nachher um so mehr Grund, das halbe Misslingen der Bergbesteigung zu beklagen, als derselbe Mann mir mittheilte, dass sich auf dem Wawani ein grosses, rundes Meer befinde. Mein Gewährsmann zeigte sich auch über den Tunahuhu so gut unterrichtet, dass wohl kein Grund besteht, seine Aussage in Zweifel zu ziehen, und halte ich es für wahrscheinlich, dass jenes Meer einen alten Krater des Berges darstellt; denn letzterer ist eine Vulkanruine.

Am 17ten December kehrte ich von Hila aus geraden Wegs über Hitulama nach Rumatiga, an der Südküste von Hitu, zurück, um am darauf folgenden Tage noch einen Ausflug nach der Landenge von Passo zu unternehmen. Die Ergebnisse der Excursion können freilich an diesem Orte kaum von Interesse sein; indessen möge noch kurz der Verbindung gedacht werden, welche über die niedrige, nur etwa 1200 m. breite Enge hin zwischen der Bai von Ambon im Westen und derjenigen von Baguala im Osten besteht, und welche namentlich für den Verkehr mit den Uliassern von Bedeutung ist. Zur Vermeidung des langen und oftmals gefährlichen Weges um Leitimor hin hat man hier einen Kanal angelegt, der aber östlich von Passo, an der Bucht von Baguala, wieder versandet ist. Dort pflegt man nun die Prauen etwa 200 Schritte weit über Land zu ziehen, bis sie in den noch offenen Theil des Grabens gelangen, welcher allein zur Fluthzeit mit Wasser gefüllt ist. Der ganze Weg über die Landenge lässt sich in einer guten Viertelstunde zu Fuss zurücklegen.

Die Reise von Rumatiga nach Passo und zurück nach erstgenanntem Orte war meine letzte auf der Insel Ambon; denn ich wollte vorläufig von einer sich gerade bietenden Gelegenheit, Saparua zu besuchen, Gebrauch machen; Zweckmässigkeitsrücksichten führten mich dann nach Nusalaut und Haruku, darauf zunächst nach Seran, weiterhin nach Buru, und als ich später von dort aus nach Ambon zurückkehrte, war ich so schwer erkrankt, dass jede fernere Untersuchung des Eilands unterbleiben musste.

Doch kann ich von ihm nicht Abschied nehmen, ohne noch einen Augenblick seiner wunderbaren Nächte zu gedenken, und in dieser Hinsicht stehen mir einige Stunden in Rumatiga, am Ufer der Bai, als eine der schönsten Erinnerungen vor Augen: Deutlich ist das gegenüberliegende Leitimor beim hellen Licht der Sterne zu erkennen; blauduftig heben sich die Berge aus dem Schoosse des

Meeres hervor, und sogar den Serimaü nimmt man ohne Schwierigkeit wahr; darüber wetterleuchtet's, und ein Silberspiegel liegt auf dem stillen Wasser der Bucht; langsam laufen kleine, leuchtende Wellen auf den Strand; jeder Tritt in seinem Sande lässt ungezählte Funken aufblitzen. Zahlreiche Lichter gleiten hell-lodernd in der Gegend der Binnenbai über die Wasserfläche hin, als ob dort ein Feuerwerk veranstaltet würde. Sie rühren von Fischern her, welche mittelst Fackeln — in der Regel aus Dammer (Harz von *Dammara*) bestehend, welches in Sagublätter eingewickelt ist — die Fische herbeilocken, um sie alsdann mit einem Netze zu schöpfen [1]). Von der gegenüberliegenden Küste schimmern die Lichter der Wohnungen herüber; an einem nahen, blüthenbedeckten Baume gaukeln viele Lampyriden auf und nieder, ohne indessen ihren Platz sehr oft zu wechseln, so dass es bisweilen fast aussieht, als stände da ein Weihnachtsbaum, und riesigen Federbüscheln gleich zeichnen sich die Palmenkronen am Nachthimmel ab. Ihr zartes Rascheln, das Locken und Zirpen der Insektenwelt, ein leises Rauschen der Wellen und vielleicht aus der Ferne der Ton einer *tifa* (Trommel; Taf. 7, Fig. 1) oder eines *gong* — das ist alles, was das Ohr vernimmt.

---

2. DIE ULIASSER.

Am 22[ten] December fuhr ich mit dem Regierungsdampfer *Arend* nach Saparua, der bedeutsamsten unter den drei Uliassern (Haruku, Saparua und Nusalaut). Sie ist zugleich der Sitz eines Controleurs, d. h. eines Beamten, welcher in diesen Gegenden in Wirklichkeit nichts weniger als ein *contrôleur* in des Wortes eigentlicher Bedeutung ist, sondern die höchste, gleich unter dem Residenten stehende und mit den mannigfachsten Geschäften betraute Civilperson.

Schon sofort nach dem Verlassen der Bai von Ambon kamen die Uliasser nebst Seran zu Gesicht, und vor allem der G. Boï auf Saparua trat alsbald als einer der meist charakteristischen Gipfel hervor. Es ist dies ein Berg von nur etwa 280 m. Höhe, der aber doch zu den ansehnlichsten des Eilands gehört und die tiefe, von *S* nach *N* einschneidende Bucht von Saparua in *SW* einem Pfeiler gleich abschliesst. Die runde Kuppe des Boï und seine steil zum Meere abfallende, massive Südwand verleihen ihm eine so eigenartige Profillinie, dass man den Berg sogar von den Höhen, welche auf Seran das Innere der Pirubai begrenzen, mit Leichtigkeit wiedererkennt. Südwestlich von ihm liegt eine kleine, hügelige,

---

1) Bei Piru, im Innern der gleichnamigen Bai an der Südküste Serans, sah ich später dasselbe Schauspiel.

aber vielleicht noch über 100 m. ansteigende Insel namens MELANO, ferner östlich vom Kap Boï, ganz nahe dem Lande, PULU POMBO, eine unbedeutende Klippe, die von 10 m. hohen und steil aus dem Wasser aufragenden Korallenkalken gebildet ist, aber von einem üppigen Pflanzenwuchse gekrönt wird, welcher sich gleich einem riesigen, dem Ankömmlinge hingeworfenen Strausse praesentirt. Hier entlang fahren wir in die erwähnte, tiefe Bucht ein, welche sich nach *N* hin mehr und mehr verengt, um schliesslich in ihrem innersten Winkel noch wieder eine fast kreisförmige Binnenbai zu bilden, die BAI VON SAPARUA genannt. Dort liegt der Hauptort, gleichen Namens mit dem Eilande, und nicht lange, so lässt der Dampfer nach 7-stündiger Fahrt westlich vom Fort DUURSTEDE im sicheren Hafen seinen Anker fallen; der Controleur *K.H.F.Roos* empfängt mich und bietet mir in liebenswürdigster Weise seine Wohnung zum Aufenthalte an, und so kann die Untersuchung von Saparua unter den günstigsten Umständen in Angriff genommen werden.

Die Insel hat nahezu die Form eines schiefen Kreuzes, da von Norden her eine ähnlich dreiseitige Bucht wie von Süden aus ins Land einschneidet, und ihre Berge sind nicht bedeutend, ragen wohl nirgends mehr als 280 m. über den Spiegel des Meeres hervor und dürften im Mittel etwa 200 m. Höhe besitzen, während sie vielerorts weit hinter diesem Maasse zurückbleiben. Sie sind häufig oben horizontal abgeschnitten und dann dicht bewaldet, wie zum Beispiel der G. RILA (224 m.) im *N* des Hauptortes, oder sie bilden flache Wellen, deren Pflanzenkleid bisweilen fast ausschliesslich aus niedrigem Gras besteht, während sich anderenorts *kajuputi* hiemit mischt. Das ist namentlich der Fall in der Mitte der Insel, woselbst unter anderen eine kahle, niedrige und flach gewölbte Anhöhe, die schon gleich bei der Ankunft auffällt, den bezeichnenden Namen FRIKADEL (129 m.) erhalten hat. Ansehnlichere Kuppen wie der Boï, ferner der MASSA und LATAHUHU, im Westen des Eilands und nördlich von Porto, sind wiederum gleich den Bergrücken mit abgeplatteten Gipfeln von dichtem Grün bedeckt [1]). Da es aber an Flüssen von einiger Bedeutung und an ausgedehnten Sumpfgebieten fehlt, so gelangt der Pflanzenwuchs auf Saparua nicht zu der grossartigen Entwickelung, welche den Europaeer in tropischen Gegenden so manchmal zu staunender Bewunderung hinreisst, und trotz vieler Schönheit, welche manche kleinere Vegetationsbilder bieten, ist das Ganze doch ziemlich anspruchslos.

Stimmungen sind der Natur als solcher bekanntlich fremd und haben mit ihrer Schönheit nur indirekt zu schaffen; sie müssen von der Person in die Aussen-

1) Für weitere Einzelheiten, die Geographie der Uliasser betreffend, verweise ich auf die Karte, welche durch G. W. W. C. van Hoëvell entworfen wurde und die meines Wissens das Beste ist, was hierüber existirt. (in: „Ambon en meer bepaaldelijk de Oeliassers").

welt hineingetragen werden und besitzen somit stets eine sehr subjektive Färbung. Ich machte aber auf Saparua an mir selber zum ersten Male die Erfahrung, dass die tropische Vegetation, falls sie nicht durch grossartige Fülle und Urwüchsigkeit imponirt, kaum den Eindruck machen kann, den eine europaeische Waldung hervorzurufen im stande ist. Der melancholisch rauschende Tannenwald, der kräftige, wetterstrotzende Eichwald, der Buchenwald, dessen junges Unterholz durch die ersten Frühlingsstrahlen aus dem Schlafe geweckt wird — sie sind für mich weit schöner als ein Tropenbild bei magerem Boden; denn diesem fehlt die Stimmung! Oder sollte auch hier nur die Macht der Erinnerung und der Gewohnheit gegenüber dem Ungewohnten und Halbbegriffenen einen unverdienten Sieg davontragen?

Wenn aber auch Saparua weder durch Schönheit ausgezeichnete Reliefformen noch imposante Waldungen besitzt, so ist das Eiland mit seiner frohen und anspruchslosen Bevölkerung doch eine liebliche, ländliche Idylle, und mit einfachen Umrissen der Berge und freundlichem Grün vereint sich das Meer zur Bildung von Landschaften, die, ohne Grossartigkeit zu beanspruchen, auf die Dauer mehr und mehr behagen. Sein Glanzpunkt aber ist die Binnenbai, an der auch das Haus meines Gastherrn lag, und auf die ich manche Stunden geblickt habe, durch dünn gepflanzte Cocospalmen und Brodbäume hin, welche hier das Ufer einfassen. Zur rechten liegt Tandjung Paperu (*S* 40½° *O*), welches die Binnenbai von Saparua im Süden abschliesst, in grösserer Ferne (*S* 59° *O*) springt die südöstliche Ecke der Insel, das Tj. Ow, von links vor, und zwischen beide schiebt sich coulissenartig die kleinste der Uliasser, Nusalaut, ein. Der grösste Theil des letzteren ist sichtbar, darunter der etwa 250 m. hohe Rusisina, dessen Fuss die Südwestecke des Eilands (*S* 46½° *O*) darstellt; zwischen ihm und das Kap von Paperu bleibt ein freier Durchblick auf den offenen Ocean.

Bald windbewegt, von tausend kleinen, aufblitzenden Wellen bedeckt, bald still wie ein Binnensee, bald blaugrün gefärbt, bald übergossen von den Strahlen der untergehenden Sonne, ist das Wasser der Bai in stetem Wechsel begriffen — am schönsten aber erschien es mir an ruhigen Abenden: Es schläft das Meer; langsam und regelmässig heben sich die flachen Wellen auf und ab, langen, ruhigen Athemzügen gleich, und wie Traumbilder blitzen darin die phosphorescirenden Thiere auf. Bald ist's, als ob plötzlich ein Stück Phosphor, handgrosses, helles Licht verbreitend, im Wasser entzündet würde, bald als ob feurige Schlangen hindurchführen, und so oft ich auch das Meerleuchten mit all seiner Pracht in den Tropen bewunderte, niemals sah ich Aehnliches, wie bisweilen hier in der Bai. Plötzlich blitzten die Thiere auf, um hernach an Lichtstärke allmählich wieder abzunehmen und bald darauf entweder mit neuer Lebensenergie zu erglänzen

oder anderen Wesen von gleicher Leuchtkraft den Platz zu räumen. Dem Fischer, welcher dort sein Netz aus dem Wasser holt, ist aber all dies Leben nicht viel nutze; denn obwohl die kleineren, feurigen Thierchen ungezählten Edelsteinen gleich mit an Bord gezogen werden, so fehlt doch die Beute. Das Netz selbst ruft im Wasser das Phosphoresciren hervor, und der Fisch, so dumm er ist, fürchtet sich vor dem goldigen Glanze — er geht nicht hinein, und langsam lenkt der Fischersmann sein Boot zum Ufer zurück. Aus dem weisslichen Wasser, welches seine Ruder aufwerfen, triefen und spritzen nach eingetretener Dunkelheit die Funken, einem zerstäubenden Raketenfeuer ähnlich.

Wie ruhig schmiegt sich das Meer in jede Bucht hinein, als ob es dem Lande niemals etwas zu Leide thäte; aber Meer und Land liegen in beständigem Streite, zankenden Kindern gleich, die doch nicht von einander lassen können: Vor geologisch kurzer Zeit noch strömten hier glühende Massen aus dem Schoosse der Erde; denn die ganze Insel ist eine einzige Vulkanruine; sie erstarrten, und Korallenbauten, prächtige Blumenfelder des Meeres, siedelten sich auf ihnen an. Aber noch immer kam die Erde, welche die Eruptivgesteine geboren, nicht zur Ruhe; sie erzitterte wieder und wieder, und allmählig hoben sich die Riffe so hoch über den Spiegel des Oceans, dass sie jetzt riesigen Leichensteinen gleich auf den Gipfeln der Berge lagern, das erkaltete Leben deckend, freundlich verhüllt und umrankt von dem Pflanzenwuchse, welcher sich auf ihnen ansiedelte. Sie sind es, welche den abgeplatteten Höhen ihre charakteristische Profillinie verleihen. Nun dringen die Pflanzen hinein ins Gestein, um es mit ihren Wurzeln zu zersprengen; nun tropft der Regen darauf hernieder; nun beginnt langsam alles zu zerbröckeln und zu verwittern, um unter Mitwirkung des abfliessenden Wassers allmählig wieder dem Meere zugeführt zu werden. Aber auch die Wellen arbeiten am Strande an der Zerstörung des Landes; am Tandjung Paperu sind unter anderem die gehobenen Korallenkalke gewölbeartig bis zu einer Höhe von etwa 10 m. erodirt, und am äussersten Ende desselben ist die oben abgeflachte Gesteinsbank hoch über dem Wasser in Folge solcher Zerstörung lippenartig vorgezogen; daher der sehr charakteristische Name „hängende Lippe". Ueberall aber sind am Meere die Felsen tief zerfressen, willkommene Schlupfwinkel für die zahlreichen Krabben bietend, die hier in grosser Zahl umherkriechen und sich beim Nähern des Bootes schleunigst in die Höhlungen zurückziehen.

So liefert uns die Insel ein lehrreiches Beispiel des Entstehens und Vergehens, und wenn ich mir erlaubte, dies in ein allgemein gehaltenes Bild zu kleiden, wie es dem strengen Naturforscher kaum geziemt, so wird man vielleicht eine Entschuldigung darin finden, dass dem Ganzen zahlreiche Einzelbeobachtungen zu Grunde liegen, welche der Richtigkeit der Schilderung die nöthige Stütze verleihen.

Die Bai von Saparua halte ich für den Hauptkrater des alten Vulkanes, welcher die Insel gebildet hat, und in der Zeit, als die Korallenkalke sich auf den Eruptivgesteinen ansiedelten, ist dieser Krater vermuthlich durch die Meereserosion von Süden her geöffnet worden.

Einige Einzelheiten mögen dem Obigen noch hinzugefügt werden, und unter ihnen in erster Linie das Vorkommen warmer Quellen (*ajar panas*) auf Saparua, Zeichen der jetzt schlummernden vulkanischen Thätigkeit. Folgt man dem bequemen Wege, welcher vom Hauptorte aus quer durch die Insel zu dem am Weststrande gelegenen Porto führt, so gelangt man zunächst in ein nahezu ebenes Gebiet, in dem zahlreiche Djatibäume (*Tectona grandis L.f.*) wachsen. Diese Pflanzungen sind hier früher auf Veranlassung der Regierung angelegt, werden aber jetzt schlecht gepflegt, und das Holz, welches sie liefern, ist nicht so gut wie das Djatiholz von Java [1]); es wird auf Saparua hauptsächlich zur Herstellung von Böten benutzt. Der Boden des lichten Waldes ist mit zahlreichen, losen Blöcken von Korallenkalk bestreut, die, ohne besondere Grösse zu erreichen, durch ihre poröse, schwamm- oder wabenartig erscheinende Oberfläche und ihre graue bis schwarze Verwitterungsrinde auffallen. Auf den ersten Anblick könnte man sie für Ueberreste von früher zusammenhängenden Bänken ansehen; doch lehrt der Vergleich mit recenten Riffen, dass dort ähnliche Blöcke ohne Verband mit den ausgedehnteren Kalkmassen auf den Brandungsterrassen liegen, und eine solche dürfte auch in dieser Gegend ehemals existirt haben.

Nach einem Marsche von 20 Minuten verlässt man den Hauptweg und geht nun in einem ziemlich weiten Bogen noch ebensolange südwärts, nach einem Punkte also, welcher westlich von der Binnenbai der Insel gelegen ist. Dort findet man, umgeben von sehr unbedeutenden Bodenwellen, einen Morast, welcher zur Regenzeit ganz von Wasser bedeckt wird, wogegen zur Trockenzeit nur ein etwa 30 m. langer Pfuhl von ovalem Umrisse übrig bleibt, zu dem man ohne sonderliche Mühe mittelst einiger in den Weg geworfener Baumstämme gelangen kann. Der Boden des seichten Wassers ist mit gelbbraunem Schlamme bedeckt; doch treten darin drei Quellen zu Tage, von denen zwei zur Bildung kraterartiger Oeffnungen Anlass gegeben haben. Eine der letzteren war rundlich, hatte einen Durchmesser von etwa 5 m., eine Tiefe von 2,8 m., und ihr dampfendes Wasser eine Temperatur von 57° C. [2]) Die andere war etwas grösser und ein wenig in die Länge gezogen; ihre Tiefe und Temperatur vermochte ich aber nicht zu mes-

1) Teijsmann schreibt dies dem Kalkboden zu (verslag, pag. 308).
2) In Uebereinstimmung hiemit gab bereits Reinwardt 134° F. an. (Reis, pag. 446).

sen, da sie mir unzugänglich war; denn auch zu der ersterwähnten Quelle konnte man nur mit Hilfe einer eigens zu diesem Zwecke gebauten Brücke gelangen, und es lohnte sich schwerlich der Mühe, dieselbe umständliche Arbeit nochmals verrichten zu lassen. Das Wasser hat nach der Untersuchung von Herrn Professor van Bemmelen die Zusammensetzung eines verdünnten Seewassers; es verliert sich nach *N* hin in den Wald, und hier soll sich in geringem Abstande noch eine andere warme Quelle befinden, die ich aber in dem schwer passirbaren Terrain nicht besuchte.

Im Westen, woselbst der erwähnte Hauptweg kurz vor PORTO über einen niedrigen Ausläufer des Latahuhu hinführt, ist das Land flachhügelig, und in seinen Niederungen befinden sich in der weiteren Umgebung des genannten Ortes zahlreiche Sagupalmen. Denn hier wird mehr Sagumehl bereitet als in allen anderen Dörfern der Insel, so dass dasselbe nicht nur zur Befriedigung des eigenen Bedarfes von Porto, sondern auch noch zum Verkaufe dienen kann; übrigens reicht aber der Ertrag an Sagu, den das Eiland Saparua als Ganzes liefert, keineswegs für seine Bevölkerung aus. Den Ausfall decken die Leute vielfach mit Hilfe der Küstenbewohner des benachbarten Seran, denen sie gegen Lieferung von Sagu wiederum mit anderen, je nach Umständen verschiedenen Dingen aushelfen; denn die betreffenden Dörfer schliessen zu solchem Zwecke einen Bund (*pela*).

Länger als mir lieb war, wurde ich infolge eines Unfalls in Saparua festgehalten; doch erfuhren meine zoologischen Sammlungen in dieser Zeit manche werthvolle Bereicherung.

Durch Vermittelung meines liebenswürdigen Gastherrn, welcher mich brüderlich verpflegte, gelangte ich unter anderen in den Besitz eines lebenden *Nautilus pompilius L.*, ein Glück, welches bislang bekanntlich nur selten einem Naturforscher zu Theil wurde, obwohl es doch gar nicht schwer ist, sich in diesen Gegenden das Thier zu verschaffen. Freilich ist es nicht allzuhäufig, und die Einwohner von Saparua erklären dies durch den Umstand, dass Delphine dem Kopffüsser eifrigst nachstellen; doch wird es öfter auf den Strand geworfen, besonders nach stürmischem Wetter, und das erwähnte, noch lebende Exemplar war sogar in einem Fischkorbe bei der kleinen Insel Melano gefangen. Ein zweites erhielt ich später von Nusalaut, und gewiss werden die Leute, falls sie auf gute Bezahlung rechnen dürfen, einem jeden, der Zeit zu längerem Verbleibe hat, den Nautilus in grösserer Zahl besorgen, so dass hier also dem Zoologen Gelegenheit zur näheren Untersuchung des wichtigen Thieres geboten sein würde.

Das Exemplar, welches mir noch lebend gebracht wurde, war leider schon sehr ermattet, so dass es im Wasser keine Bewegungen mehr ausführte, sondern ins Gehäuse zurückgezogen blieb (Taf. 8, Fig. 5). Hiebei wurde die Mündung

nicht vollständig von der Kopfkappe geschlossen, sondern zeigten sich an der Bauchseite noch der Trichter und jederseits eine Anzahl von Tentakelscheiden, über welche der Schalenrand etwas hervorragte. Die Kopfkappe war schön kaffeebraun gefärbt, hatte aber zahlreiche, farblose Warzen und jederseits von dem dachförmig hervorstehenden Mittelstücke an der Rückseite der Mündung einen lichten Streifen; desgleichen blieben die hier befindlichen Enden ihrer Seitenlappen farblos und ebenso die Ränder der Tentakelscheiden, während die Mitte der letzteren aussen wiederum durch ein lichtes Braun ausgezeichnet war. Die im zurückgezogenen Zustande nicht sichtbaren Theile des Thieres entbehrten jeglicher Färbung.

Leere und zerbrochene Gehäuse trifft man bekanntlich oft genug unter dem Auswurf des Meeres an; aber weder unter ihnen noch unter den Muscheln, welche dieser oder jener bewahrte, fand ich jemals eine genabelte Schale; alle gehörten der gewöhnlichsten Art, dem *Nautilus pompilius*, an.

Weit häufiger als diesen erhält man aber den sogenannten Papiernautilus, *Argonauta argo L.*, welcher bekanntlich nicht nur in den tropischen Seen weit verbreitet ist, sondern auch im Mittelmeere vorkommt. Er ist in den Molukken sehr gemein und wird überall gerne gesammelt, um als Zierrath im Hause zu dienen. Mehrfach sah ich Individuen von sehr ansehnlichen Dimensionen, wenig kleiner als die Schale, welche früher als besondere Art aufgefasst und als *A. maxima de Blainv.* beschrieben wurde. Ausserdem kommt noch *A. hians Sol.* vor, eine kleinere Species, welche sich durch ihre breite Aussenseite leicht von der vorigen, schmal gekielten unterscheidet und anscheinend minder häufig ist als jene. Schalen, in denen sich noch die Thiere befanden, waren ganz und gar kaffeebraun und mit rauchschwarzen Knoten am Aussenrande versehen.

Die kalkbedeckten Höhen der Insel Saparua erwiesen sich als ein guter Fundort für Landschnecken, und der G. Rila lieferte mir in einer Kluft des Korallenkalkes unfern seines Gipfels eine Anzahl interessanter, kleiner Arten: *Macrochlamys Martini Schepm.*, *Trochomorpha planorbis Less.*, *Kaliella milium Mart.*, *Leptopoma vitreum Less.*, *Cyclotus amboinensis Pfr.*, *Cyclotus plicosus Mart.*, *Cyclotus liratulus Mart.*, *Omphalotropis ceramensis Pfr.*, *Helicina oxytropis Gray*, *Helicina suturalis Mart.*, *Helicina Idae Pfr.* [1]).

Die zahlreichen Insekten anzuführen, welche auf Saparua gesammelt wurden, kann nicht meine Aufgabe sein, und muss ich hiefür auf die Publikation meines Freundes Neervoort van de Poll, welcher sie bearbeitete, verweisen; nur einiger Einzelheiten möge hier noch gedacht werden. Zunächst der prächtigen Schmetterlinge, die bekanntlich in keinem Theile der Welt so schön sind wie in den Molukken

1) Sieh Näheres bei Schepman: On a collection of shells from the Moluccas (Notes from the Leyden Museum, Vol. XV, pag. 147). Leiden 1893.

und welche in so mannigfaltigen, grossen Arten und in so vielen Individuen vorkommen, dass sie geradezu einen integrirenden Bestandtheil der Landschaft bilden. Viele gleichen im Fluge auffallend kleinen Vögeln, und manchmal sah ich sie bei oberflächlichem Hinblicken als solche an. Unter anderen erinnert die grosse *Ornithoptera Helena L.*, mit schwarzen Ober- und gelben Unterflügeln, wenn sie sich auf die Blüthen niederlässt, an eine schwebende Taube. Ganz anders die weisse, mit schwarzen Adern und Flecken versehene *Hestia idea Clerck*, deren zarte Flügeln niemals flach liegen, sondern sich in der Luft einem Stückchen Seidenpapier gleich kräuseln und fälteln, so dass man manchmal den Eindruck erhält, als liesse das Thier sich fallen. Der glänzende *Papilio Ulysses L.*, mit grünlich schillernden, lichtblauen und schwarz umsäumten Flügeln, welcher weit seltener als die beiden erstgenannten Arten ist, fliegt wiederum ungemein rasch und im zickzack hin und her, so dass man ihn kaum zu fangen vermag [1]).

Unter den Käfern ist der grosse und plumpe, dunkelbraun gefärbte *Euchirus longimanus L.*, von der Bevölkerung *maï-maï-sageru* genannt, dessen Männchen durch ungewöhnlich lange Vorderbeine ausgezeichnet ist, eine der interessantesten Arten. Das Thier mit seiner trägen Bewegung, gleichsam ein Faulthier aus der Ordnung der Coleopteren, wird sehr viel in den mit Saguweer gefüllten Bambusköchern gefangen, da es gerne von der Flüssigkeit nascht. Die Leute bringen den Käfer alsdann mit dem Palmsafte auf den Markt; weil sie glauben, dass jener den Trank vor schlechten Einflüssen bewahre, und so hat man stets Gelegenheit, ihn bequem zu erwerben. Seine Larve lebt oben im Stamme der Sagupalme; diejenige des ungemein häufig vorkommenden *Xylotrupes Simson Voet.* (*klappertor* im Holländischen), welcher sich auch oftmals in den erwähnten Köchern fängt, hält sich in verfaulendem Holz der Cocospalme auf, die Larve des *Eurytrachelus saiga Oliv.* (*concolor auct.*) im Dadapp-Baume (*Erythrina spec.*), der bekanntlich als Schattenspender für den Kaffeestrauch angepflanzt wird.

In der Frühe des 30ten Januar fuhr ich in Gesellschaft des Controleurs Roos mit einem kleinen, offenen Segelboote nach Nusalaut, der unbedeutendsten der drei Uliasser, im Südosten von Saparua, welche sich vom Dorfe Ow aus in zwei Stunden erreichen lässt. Das kleine Eiland von ovalem Umrisse, dessen Längsachse annähernd in der Richtung von *S W — N O* verläuft, hat eine wenig gegliederte Küste; nur im Nordwesten schneiden zwei Buchten etwas tiefer ins Land

1) Völlig unverständlich ist mir der Ausspruch von Ribbe: „Die farbenprächtigen Falter lieben den dunklen, tiefen Wald; dasselbe lässt sich von den dunkelgefärbten sagen. Die mehr eintönig und lichter gefärbten Schmetterlinge fliegen hauptsächlich in der Sonne" (l. c. pag. 148). Wie reich ist aber gerade die sonnendurchfluthete Landschaft an prächtigen, bunten Faltern!

hinein, diejenige von NALAHIA und die südwestlich von ihr gelegene Bai von SILA, beide dadurch ausgezeichnet, dass sie im Innern von einer halbkreisförmigen Uferlinie begrenzt werden. Im wesentlichen ist Nusalaut von einer einzigen, nahezu schildförmigen Gebirgsmasse gebildet, die sich in der Mitte im LAWAKANO am höchsten erhebt; doch nimmt dieser Gipfel, den ich auf 300 m. schätze, keine dominirende Stellung gegenüber den anderen Höhen ein, und lässt sich deswegen die Insel auch nicht wohl als ein einzelner Berg bezeichnen. Vor allem der RUSISINA an ihrer Südwestecke mit etwa 250 m. Meereshöhe behauptet neben dem Lawakano seine Selbständigkeit, nächstdem auch der HELENNO im Osten der Bai von Nalahia.

Fast überall tritt das Gebirge hart ans Meer hinan, so dass an einem Punkte, am TANDJUNG PELLANO-HUWAI im Südosten des Eilands, der längs der Küste hinführende Weg bei Hochwasser sogar von den Wellen erreicht wird, und die kleinen, annähernd halbmondförmigen Ebenen, welche sich zwischen die zungenartig vorspringenden, felsigen Kaps einschalten, tragen alle mehr oder minder deutlich den Charakter alter Brandungsterrassen. Die grösste derselben befindet sich im Süden der Bai von Sila; denn der Gebirgsrand, welcher dieselbe im Osten begrenzt, zieht sich von hier aus nach *S W*, um erst südlich vom Kap ELEMENANJO das Meer wieder zu erreichen. Hier fand sich denn auch die günstigste Gelegenheit zum Bauen eines jetzt verfallenen Forts, auf der Landzunge, welche die genannte Bucht im Westen begrenzt, und woselbst noch die freundlichen Dörfer SILA und LENITU liegen. Nirgends sah ich so zahlreiche Spielarten von *Croton* wie in den letztgenannten Orten, woselbst sie nicht nur als Einfriedigung in Heckenform, sondern auch als Reihen niedriger Bäume am Wege wachsen; zwischen den prächtigen, höheren Bäumen hindurch, welche vor dem Regentenhause von Lenitu unmittelbar am Meere stehen, hat man ferner einen seltsam schönen und lehrreichen Fernblick: Saparua erscheint in greifbarer Nähe, über seine niedrige Südostecke hinweg in *NW* ein Stück von Seran, zwischen Kap Boï und Melano durch, im Hintergrunde, ein Theil von Haruku; endlich sind von Ambon die Halbinsel Leitimor und einige zu Hitu gehörige Höhen sichtbar (Taf. 6).

Ganz anderer Art, aber kaum geringer an Reiz ist die Bai von NALAHIA, welche ringsum vom Gebirge eingeschlossen wird, und woselbst der Ankömmling in unmittelbarer Nähe des Strandes den Anker fallen lässt; denn das Wasser ist hier noch 20—25 Faden tief, so dass auch Dampfer landen können, und seine tiefblaugrüne, fast oceanische Färbung bildet einen wunderbaren Contrast zu dem üppigen Pflanzenwuchse des Ufers. Einzelne Klippen, auf denen vielleicht ein Mann mit Wurfnetz nach Fischen ausspäht, und zwischen den Bäumen, unmittelbar über uns, ein paar bunte Gewänder von Leuten, die aus Nalahia herunter-

kommen, vollenden die Schönheit des Gesammtbildes. Denn der genannte Ort liegt 42 m. hoch am westlichen Ufer der Bai, weil es im Thale an einem geeigneten Punkte zur Ansiedlung fehlte, und nur auf sehr steilem Wege ist er zu erreichen, während es auch drinnen noch wieder in Stufen aufwärts geht. Die einfachen Wohnungen, gleich denen von Leitimor gebaut, aber im ganzen ärmlicher als diese, ruhen auf einem niedrigen Unterbau von losen Steinen und stehen ferner auf Laterit, welcher stellenweise in unbedeutenden, blutroth gefärbten Anschnitten entblösst ist. Zum Schutze gegen den Wind sieht man versetzbare Schirme von Atapp verwendet.

Auch Titawai, an der Südwestseite des Eilands und an dem nur 10 Schritte breiten Bache Waë Pandila gelegen, hatte wenig Raum zur bequemen Ausbreitung, so dass seine Wege zum Theil am Fusse des Rusisina aufwärts führen; Akon, in der Mitte der Ostküste, befindet sich wiederum auf einem flachen Ausläufer des Gebirgslandes; Abubu, welches südlich, und Amett, welches nördlich von letztgenanntem Orte liegt, wurden dagegen gleich Sila und Lenitu auf einer kaum über den Meeresspiegel hervorragenden, alten Terrasse gebaut. Andere Dörfer als die bereits angeführten, sind auf Nusalaut nicht vorhanden, und sie alle werden durch einen bequemen Weg verbunden, welcher rund um die Insel, bald am Strande bald in unbedeutender Höhe über dem Meeresspiegel, am Hange des Gebirges hingeht, stellenweise durch kleine Schluchten oder schönen Wald. Ich legte ihn in drei Tagen zurück, indem ich den ersten Tag von Nalahia über Sila nach Lenitu, den zweiten über Titawai nach Abubu, den dritten über Akon und Amett wieder zurück nach Nalahia reiste.

An sehr vielen Stellen des Weges, und namentlich dort, wo er sich ganz nahe dem Meere hinzieht, hat man Gelegenheit anstehenden Fels in brauchbaren Aufschlüssen zu untersuchen, während weiter landeinwärts die tiefgehende Verwitterung des Bodens in der Regel nicht viel von seiner Gesteinsart erkennen lässt. Es stellte sich nun eine sehr grosse Uebereinstimmung mit Saparua insofern heraus, als auch hier wiederum ein jüngeres Eruptivgestein auftritt, welches den Kern der Insel bildet und an der Seeseite von gehobenen, quartären Korallenkalken überlagert wird. Dieselben bilden zwar keine weit ausgedehnten, zusammenhängenden Rücken, lassen sich aber rund um das Eiland verfolgen und sind stellenweise von ansehnlicher Mächtigkeit. Dort wo im Süden von Lenitu das Gebirge wieder ans Meer tritt, sah ich unter anderen eine derartige Gesteinsmasse, welche in einer senkrecht zur Küste stehenden Wand vertikal abgebrochen und sicherlich 30 m. hoch ist. Wie so oft bei Riffkalken, fehlte auch dieser gewaltigen Felspartie jede Spur einer Schichtung oder bankförmigen Absonderung.

Noch stets schreitet die Korallenbildung am Strande fort, und augenblicklich

zieht sich eine zur Ebbezeit trocken laufende Brandungsterrasse von grosser Breite und auffallender Gleichmässigkeit rings um die Insel hin. Sie erfährt nur in der Bai von Sila und vor allem in derjenigen von Nalahia kurze Unterbrechungen; sonst bildet das Riff einen geschlossenen Kranz, mit sanft nach aussen geneigter, fast ebener Oberfläche, als wäre es eine riesige Schüssel, auf der die Insel ruhte. Für die Bevölkerung ist diese Terrasse aber von ganz ausserordentlicher Wichtigkeit; denn auf ihr liegen ergiebige Fischgründe, und zur Ebbezeit suchen sich dort nicht nur die Menschen, sondern auch Hühner und Schweine mancherlei niedere Thiere zur Nahrung; sogar abends sieht man noch viele Leute, im seichten Wasser watend, mit Fackeln auf den Fang ausgehen.

Die bereits erwähnte Uebereinstimmung mit Saparua wird noch weiter durch das Auftreten warmer Quellen auf Nusalaut erhöht. Es befinden sich hier, soweit mir bekannt, deren drei, nämlich zwei unfern der Bai von Nalahia, welche ich wiederum als einen alten Krater betrachte, und Eine in der Nähe von Sila. Die bedeutendste der warmen Quellen von Nalahia (*ajer panas besar*) entspringt 10 Minuten Gehens landeinwärts vom südlichen Ufer der Bucht, in einem kleinen, nach der letzteren hin geöffneten Thalkessel. Dort fliessen an verschiedenen Punkten dünne Strahlen aus den Felsen hervor, um zunächst ein Bassin von etwa 3 Schritt Breite und 50 Schritt Länge zu füllen, dessen Wasser am Ufer eine Temperatur von 66° C. besass, und sich gleich darauf mit einem Bache von kaltem Wasser zu vereinigen. Dieser strömt durch Sagupflanzungen hindurch und ergiesst sich am südlichen Strande der Bai von Nalahia ins Meer; er wird ebenfalls *ajer panas* genannt. Die kleinere Quelle (*ajer panas ketjil*) befindet sich gleich westlich vom TANDJUNG NAMAŬLO, welches die genannte Bai in *N W* begrenzt; sie entspringt unmittelbar am Fusse der Höhe, welche das Kap bildet, hart am Strande, und wird vom Hochwasser überströmt; ihre Temperatur betrug 50° C. Ganz ähnlich ist auch die Lage des *ajer panas Sila*, welches am nordöstlichen Ufer der Bucht von Sila an der Grenze der Hochwasserlinie zu Tage tritt und ebenfalls zur Fluthzeit vom Meere bedeckt wird. Man trifft sie am Wege von Nalahia nach Sila, sogleich nach dem Ueberschreiten des am Kap Tolo endigenden Rückens; als ihre Temperatur fand ich nur 44° C. [1]).

Am Morgen des 3ten Februar fuhren wir in der Frühe nach dem Dorfe Ow auf Saparua, von wo ich hernach über Land zum Hauptorte der Insel zurückkehrte; der folgende Tag wurde dann für die Untersuchung ihrer Küste, vom Tandjung Paperu an bis zum Kap Boï, verwendet, und am 5ten Februar machte

---

1) Ueber die warmen Quellen von Nusalaut vgl. auch Reinwardt (Reis, pag. 449).

ich mich wiederum mit meinem Gastherrn auf den Weg nach Porto, um von hier aus nach der Insel Haruku hinüberzufahren.

Von der Westküste von Saparua aus hat man einen sehr schönen Ueberblick über Haruku, welches sich hier in seiner ganzen Ausdehnung von Süd nach Nord praesentirt. In der Nähe zieht sich längs der Ostküste des Eilands ein nicht mehr als 100—150 m. ansteigender Landstrich hin, an dessen nördlichem Ende man zwei deutlich stufenartige Absätze wahrnimmt; dahinter erhebt sich ein ansehnlicheres Gebirge, aus dem in der Mitte eine flache, 400—500 m. hohe und alle übrigen Gipfel überragende Kuppe hervortritt. Es ist der Huruwano, der Nabel der Insel, auch wohl Huruwanira (*ira* = *hira* = gross) oder Huwanira genannt. Durch eine seichte Depression geschieden, bemerkt man weiter südwärts einen zweiten Berg mit flach gewölbtem Gipfel, den etwa 400 m. hohen G. Wajira in *N W* von Aboro, an den sich noch weiter nach *S* hin zwei niedrige, aber sehr steile Kuppen anschliessen, welche auf der Landzunge im Westen der Bai von Aboro gelegen sind und deren bedeutendste vielleicht 150 m. Höhe erreicht. Etwas gleichmässiger fällt das Gebirge nördlich vom Huruwano ab, doch tritt auch hier in der Profillinie eine Reihe kleiner Spitzen hervor.

Wir wandten uns der Südküste von Haruku zu, landeten zunächst bei Aboro, dann bei Wasu und machten schliesslich in dem noch weiter westlich gelegenen Oma Station, von wo aus der zur Westküste der Insel führende Landweg seinen Anfang nimmt. Denn zwischen Aboro und Oma giebt es eine solche Verbindung nicht, da das Gebirge in dieser Gegend überall nahe ans Meer hinantritt, um daselbst stellenweise in sehr steilen Wänden zu endigen. Solche schroffe Abstürze bemerkt man vor allem am östlichen Ufer der Bai von Aboro, ferner in der Kreisbucht westlich von Wasu, welche von den Kaps Totuël und Wasoï Ketjil begrenzt wird, und schliesslich bei Oma selbst, wo unmittelbar hinter den Häusern des auf schmalem Ufersaume gelegenen Dorfes eine vielleicht 100 m. hohe Wand ansteigt.

Die Fahrt längs der Südküste, mit dem Blick auf die schön bewaldeten, nahen Kuppen der Insel, hatte für mich einen hohen Reiz, und ich bedauerte fast, dass sie zu Ende ging, als wir beim Tandjung Akaŭ im Osten von Oma anlangten, woselbst ein Mann auf dem Ausguck stand, welcher den Dörflingen unsere Ankunft frühzeitig melden sollte. Er entledigte sich zu diesem Zwecke seines einzigen Kleidungsstückes, der Hose, um hiemit den Bewohnern von Oma zuzuwinken — die eigenthümlichste Art der Anmeldung, welche mir in meinem Leben zu Theil geworden ist. Nach Abzug der auf die Untersuchung der Küste verwendeten Zeit hatte die Reise von Porto bis Oma reichlich 4½ Stunden in Anspruch genommen.

Der bemerkenswertheste Punkt an der Südküste von Haruku ist ohne Zweifel die Bai von Aboro, eine tief einschneidende Kreisbucht von auffallend regelmässigem Umrisse, welche rings von steilen Bergen eingeschlossen ist. Die Höhen auf der Landzunge im Westen von ihr wurden schon erwähnt, ebenso der G. Wajira im Nordwesten; ein gleich ansehnlicher Gipfel, für den ich leider keinen Namen in Erfahrung bringen konnte, erhebt sich ferner in geringem Abstande nördlich von Aboro, und das östliche Ufer der Bucht ist wiederum von ungefähr 150 m. hohen Bergen eingefasst. Hier sind dem Fusse der steil abgebrochenen Felswände isolirte und abenteuerlich ausgewaschene Klippen vorgelagert, im Gegensatze zu dem schmalen, sandigen Uferstreifen, welcher die Bai im Norden und Westen umgiebt, und auf dem auch die Leute von Aboro Raum zur Ansiedlung fanden. Dort ist das Wasser in der Nähe des Landes sehr seicht, so dass man in ihm deutlich die schönen Korallenfelder wahrnimmt; doch können in der Mitte der Bai grosse Schiffe ankern, und der Resident van Hoëvell theilte mir mit; dass er daselbst gelegentlich einer später vorgenommenen Lothung bei 100 Faden Tiefe noch keinen Grund erreicht habe.

Wie Nusalaut zeigte auch Haruku im geognostischen Charakter eine grosse Aehnlichkeit mit Saparua, und schon gleich bei Untersuchung des langen Aufschlusses am östlichen Ufer der Bai von Aboro ergab sich, dass hier dieselbe Felsart anstehe wie bei Porto; alles weist darauf hin, dass die betreffende Bucht als ein alter Krater aufzufassen sei. Auch im ferneren Verlaufe der Reise längs der Südküste, und weiterhin auf der Insel selbst, stellte sich heraus, das jungeruptive Bildungen dort den Hauptantheil am Aufbau des Gebirgslandes nehmen, während ihnen in weiter Ausdehnung und bis zu ansehnlicher Höhe über dem Meeresspiegel quartäre Kalke aufgelagert sind. Endlich kommen auf Haruku ebenfalls warme Quellen vor. Eine derselben, wiederum *ajer panas besar* genannt, soll im Nordosten von Oma, in etwa 1 „Pfahl" Abstand von dem genannten Dorfe, entspringen [1]), um zum Meere abzufliessen, nachdem sie sich, wie bei Nalahia, mit einem kaltes Wasser führenden Bache vereinigt hat; die andere, *ajer panas ketjil*, tritt gleich östlich vom erstgenannten Orte im Innern der Bucht an verschiedenen Stellen zwischen Sand und Geröllen zu Tage, wird aber, gleich den am Strande von Nusalaut vorkommenden, warmen Quellen, bei Hochwasser überströmt. Ihre Temperatur bestimmte ich auf 54° C.

Der Landweg, welcher von Oma nach Haruku, dem Hauptorte der gleichnamigen Insel führt, schneidet ihre Südwestecke ab, indem er sich durch Wald

---

1) Reinwardt, welcher die Quelle besuchte, fand als ihre Temperatur 178—180° F. Das Wasser war klar und zeigte geringen Schwefelgeruch; es schien ferner viel Kalk zu enthalten (Reis pag. 441).

und Grasflächen im zickzack nach *N W* über das Gebirge hinzieht. Er ist 3 Pfähle (*paal*), also reichlich 4½ Kilometer, lang, nicht sonderlich schwer zu begehen und erreicht seinen höchsten Punkt in einem Berge namens AMAHURATU, der sich 230 m. über den Meeresspiegel erhebt. Man hat von dort eine schöne Aussicht, nach Osten auf die hohen und dicht bewaldeten Kuppen des Eilands Haruku selbst, nach Westen auf das benachbarte Ambon, und mit dem Blick auf die letztgenannte Insel geht es den steilen Gipfel abwärts. Alsbald verflacht sich aber der Berg, und schliesslich führt der Pfad über wenig geneigte Flächen, welche durch einzelne, steile Absätze unterbrochen werden und den Charakter von Plateaus tragen, zum WAË IRA hinunter, an dessen rechtem Ufer der Hauptort der Insel gelegen ist. Jener Strom, welcher nicht mit dem gleichnamigen, weiter nördlich an der Westküste ausmündenden Gewässer verwechselt werden darf, nimmt, kurz bevor er sich ins Meer ergiesst, von rechts den WAË MEMI auf, und sein Bett ist unterhalb des Zusammenflusses beider, woselbst der Weg nach Haruku hindurchführt, etwa 100 Schritte breit. Gleich jenseits befindet man sich im letztgenannten Orte, und von da aus hat man einen prächtigen Ueberblick über den Salhutu, dessen höchster Gipfel *N* 69 *W* liegt. Namentlich in den Morgenstunden war der Berg herrlich beleuchtet; mächtige Cumuluswolken schwebten darüber, deren Schatten das Relief der Schluchten scharf hervorhoben und den von dichter Vegetation bedeckten Höhen ein graulichgrünes Kolorit verliehen, während sich zwischen Ambon und Haruku das Meer still wie ein Binnensee ausbreitete.

Im Dorfe Haruku lernte ich zum ersten Male den eigenthümlichen, zu den Laufhühnern gehörigen *Megapodius* kennen, welcher seine ungewöhnlich grossen Eier durch die von vermodernden Pflanzentheilen erzeugte Wärme oder auch durch den erhitzten Sand am Ufer des Meeres ausbrüten lässt, ohne sich weiter um seine Jungen zu kümmern, die gleich nach dem Ausschlüpfen flügge sind. Der Vogel, welcher den Inseln Saparua und Nusalaut fehlt, wird hier *maleo* genannt, offenbar wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem *Megacephalon maleo Temm.* vom nördlichen Celebes.

Es stellte sich die bis jetzt noch nicht bekannte Thatsache heraus, dass auf Haruku 2 Arten von *Megapodius* leben, deren Eine Compostnester im Walde anlegt, während die andere ihre Eier im Sande an der Küste verscharrt, und da diese Species mir als ein Vogel mit braunen und blaugrauen Binden auf dem Rücken und mit weissem Anus beschrieben wurde, so kann es allein *M. Wallacei Gray* sein, welcher nicht nur von Halmahera und Ternate, sondern auch von Ambon, Seran und Buru bekannt ist [1]). Auf den drei letztgenannten Inseln lebt aber eben-

1) Sieh: Schlegel, Muséum d'Histoire naturelle des Pays-Bas. Tome VIII, pag. 52 ff. — In neuerer Zeit berichtete auch noch Ribbe über Megapodien (l. c. pag. 170).

falls *M. Forstenii Temm.*, und so wird es mehr als wahrscheinlich, dass die zweite Art von Haruku mit diesem Vogel identisch sei, wenngleich ich kein Exemplar hievon gesehen und nur ihre Compostnester kennen lernte.

Schlegel erwähnt ausdrücklich, dass *M. Wallacei* selten sei; doch trifft dasselbe auf Haruku keineswegs zu; er ist an der Westküste dieser Insel sogar sehr häufig, so dass die Landzunge von KAILOLO nach ihm als TANDJUNG MALEO bezeichnet wird und man das Recht des Eiersammelns daselbst jährlich an den Meistbietenden zum Besten der Gemeindekasse verpachtet. Auch auf der kleinen Insel KASA in der Pirubai kommt diese Species vor und werden ihre Eier gelegentlich gesucht.

Bekanntlich begiebt sich der Vogel nur nachts zum Legen an die Küste, und da ich gerne selbst einmal ein Ei ausnehmen wollte, so wurde ein Mann angewiesen, welcher in der Nähe des Ortes aufpassen sollte, ob vielleicht eine Henne daselbst ihr Geschäft besorgte. Der erste Tag verlief resultatlos; doch war nach weiteren 24 Stunden der Zweck erreicht, und bot sich mir nun Gelegenheit die Stelle, an der ein Ei verscharrt war, zu untersuchen. Sie befand sich gleich südlich vom Dorfe auf einer sandigen, ungefähr 2 m. über der Hochwasserlinie und unmittelbar am Meere gelegenen, alten Brandungsterrasse, welche mit einigen Kräutern und niedrigem Gestrüpp bedeckt war. Das Thier hatte daselbst ein Loch von 36 cm. Tiefe gemacht, welches der Art der Sache nach, infolge des Ausscharrens, schräg abwärts gerichtet sein musste, und dessen Lage sich nicht nur nach derjenigen des hiebei ausgeworfenen Sandes, sondern vor allem auch auf Grund der kleinen Bodenvertiefungen beurtheilen liess, welche sich, fünf an Zahl, in seinem Umkreise befanden. Denn aus ihnen war der Sand abkünftig, welcher zum Bedecken des Legeloches gedient hatte, und da der Vogel bei dieser Arbeit selbstredend in etwa gleicher Entfernung vom Ei mit dem Kopfe nach auswärts gestanden, so musste sich die Legestelle in der Mitte zwischen den erwähnten fünf hufförmigen Kratzlöchern befinden. Sie war mit einem ganz flachen Sandhaufen bedeckt, aber keineswegs ausgeebnet, wie ich dies nach der Beschreibung der Leute zu finden erwartete; auch hatte das Thier deutliche Spuren hinterlassen, welche von der betreffenden Stelle wegführten, und nichts wies darauf hin, dass es sich sonderliche Mühe zum Verbergen des Ortes gegeben habe, an dem es ein Ei deponirte [1]). Ebensowenig fand ich die Behauptung bestätigt, dass der Vogel den Boden in etwa Armlänge Abstand hievon aufscharre, um die Aufmerksamkeit abzulenken. Oft soll der Sand, welcher zum Verdecken des Eis dient, nur aus

1) Wallace sagt auch, dass die Eingeborenen ihm erzählt hätten, wie der Vogel besondere Vorsichtsmaassregeln anwende (l. c. II, pag. 160); er selbst scheint aber keine Legestelle dieser Art gesehen zu haben; denn auch die Mittheilung, dass sich mehrere Eier in einem solchen Loche befunden hätten, muss auf einem Irrthume beruhen.

einem einzigen Loche gekratzt sein; die Bewohner sagen, dass dies geschehe, falls die Henne erst gegen Morgen zum Legen aus dem Walde komme, und ihr somit nur wenig Zeit zur Arbeit übrig bleibe. Die Tiefe, in der das Ei liegt, kann nach den mir gemachten Mittheilungen bis zu Armlänge erreichen, und so ist es denn auch verständlich, dass der in der Höhlung sitzende Vogel bisweilen überrascht und lebend gefangen wird.

Das frische Ei, welches ich bei Haruku ausnahm, hatte eine matte, jeden Glanz entbehrende Oberfläche und war dunkel-fleischfarben, so dass es fast an einen lichten Thon erinnerte. Später sah ich angebrütete Eier von demselben Thiere, welche hell-steinroth gefärbt waren, und ich lernte dann auch die Eigenthümlichkeit kennen, dass sich die Farbe abkratzen lässt, und zwar um so leichter, je weiter die Entwickelung des Embryos vorgeschritten ist, letzteres offenbar deswegen, weil die Farbe selbst unter dem Einflusse der Umgebung des Eis sich ändert. Die Bewohner der Eilande benutzen dies zur Beurtheilung seiner Frische, und ich selbst fand in allen Fällen, in denen die Farbe besonders rasch entfernt werden konnte, ein grosses Junges im Innern. Auch die Form der Eier ist einigem Wechsel unterworfen; sie sind 8—8½ cm. lang und 5—5½ cm. dick, können zudem bei gleicher Länge einen verschiedenen Breitendurchmesser besitzen. Bekanntlich entwickeln sie sich ungemein leicht, und deswegen pflegen die Leute die Eier, um sie zum Essen bewahren zu können, zunächst tüchtig zu schütteln. Ich habe sie mehrfach, in Salz gelegt, genossen, vermochte dem Gerichte aber keinen sonderlichen Wohlgeschmack abzugewinnen; der Dotter ist sehr mehlig. Die Leute von Haruku sagen, dass es ihnen unmöglich sei, die Eier der beiden Arten von *Megapodius*, welche diese Insel bewohnen, von einander zu unterscheiden.

Compostnester der zweiten Species habe ich auf meinen Reisen vielfach gesehen und dabei in ihrer Form eine grosse Verschiedenheit wahrgenommen. Meist sind es zwar Haufen von ½ m. Höhe und 3—4 m. Durchmesser; doch kommt es vor, dass das Nest zwischen die Stützplanken grosser Bäume eingekeilt ist, so dass es in mehrere, isolirte Theile zerfällt, statt eine einzige, zusammenhängende Masse zu bilden. Eine derartige Brutstätte, welche hauptsächlich aus vermodernden Holzstücken, Baumrinde und Sand aufgebaut war, während Blätter in ihr nur eine untergeordnete Rolle spielten, fand sich unter anderen in dem Hügellande am rechten Ufer des Maraké, unfern Pelaü, an der Nordküste von Haruku. Es waren zahlreiche Scharrlöcher darin, denn bekanntlich dient ein solcher Bau zur Aufnahme vieler Eier von mehreren Weibchen, im Gegensatze zu den Sandlöchern, die deren stets nur Eins enthalten.

In anderen Fällen beobachtete ich Compostnester, die zwischen verschiedenen kleineren Bäumen aufgehäuft waren, so dass man sie im Walde bei ihrer geringen

Höhe fast übersah; dann wieder bilden sie völlig freistehende Haufen, die mitunter ansehnliche Dimensionen erreichen. Das grösste von allen, die mir begegneten, befand sich im Innern von Buru, auf dem Gunung Wae-Nibe; es hatte die Form eines Kegels mit abgestumpfter Spitze, war 1,12 m. hoch und hatte 5,16 m. Durchmesser; sein Material bestand hauptsächlich aus dürren Blättern mit wenig Zweigen und Erde. Ein zweites Nest von ähnlicher Grösse fand ich nur wenig unterhalb des Gipfels des Batubua von Buru, in reichlich 1200 m. Meereshöhe. Daneben kommen solche Brutstätten an Orten vor, die auf alluvialen Ablagerungen der Flüsse, kaum über dem Spiegel des Oceans, gelegen sind, so zum Beispiel am unteren Toluarang, in der Abtheilung Wahaï auf Seran und am Mala auf Buru, unfern der Südküste, woselbst ich ein Nest fast ganz aus Erde, der nur wenig Bambusstücke beigemengt waren, aufgeworfen fand. Diese Beispiele mögen genügen, um die Verschiedenheit in Form, Material und Höhenlage zu erläutern. Die genaue Untersuchung der Compostnester bringt eine besondere Schwierigkeit mit sich, da sie von äusserst kleinen, als die „Läuse des Maleo" bekannten Thieren (vermuthlich Milben) bewohnt werden, welche sich in der Haut des Menschen festsetzen.

Die Westküste von Haruku, welche ich sowohl auf dem vom Hauptorte nach Rohomoni führenden Landwege als von See aus kennen lernte, ist bis in die Nähe des Tandjung Maleo bei Kailolo von niedrigen Höhen eingefasst, die an der Südwestecke sehr steil zum Meere abfallen, während sich ihnen nördlich von Haruku fast überall ein flacher, sandiger Uferstreifen vorlagert. Jene Ecke wird von einem etwa 100 m. über den Spiegel des Oceans hervorragenden Plateau gebildet; nördlich von der kleinen Ebene, auf der das Dorf Haruku liegt, erreicht dann das Küstengebirge im Mittel 200 m. Höhe; noch weiter nördlich, jenseits des bei Rohomoni ins Meer fliessenden Waë Ira, folgen aber wieder abgeflachte, nur bis etwa 100 m. ansteigende Berge, und an ihrem Fusse springt beim Kap Maleo eine sandige Landzunge ziemlich weit nach Westen vor. Gleichsam in ihrer Verlängerung liegt die kleine Insel Pombo, welche kaum mehr als eine mit Cocos bestandene Sandbank darstellt.

Eine Reihe unbedeutender, nach *W* führender Bäche und Wasserrisse hat die Höhen stellenweise tief zerschnitten, wodurch sie gleich nördlich vom Hauptorte schwer zu begehen sind. Unter den Gewässern verdient aber der soeben erwähnte Waë Ira, welcher unfern der Mündung 30 Schritte breit ist und ein starkes Gefälle besitzt, noch besonders hervorgehoben zu werden, denn er kommt vom höchsten Berge der Insel, dem Huruwano, und hat eine gemeinschaftliche Quelle mit dem an der Nordküste bei Palaü mündenden Marakë, wie mir von den verschiedensten Seiten als ganz sicher mitgetheilt wurde. Der auf dem genannten

Gipfel entspringende Fluss soll sich an einer steilen Klippe gabeln, wonach ein Theil seines Wassers nach *W*, ein anderer Theil nach *N* abfliesst, und Leute, welche sich auf der Jagd verirren, wissen, dass sie, dem Laufe eines grösseren Gewässers in der betreffenden Gegend folgend, entweder bei Rohomoni oder bei Palaü die Küste erreichen. So stellt denn die Nordwestecke von Haruku gleichsam ein grosses Delta dar, im Süden vom Waë Ira (bei Rohomoni) und im Osten vom Maraké begrenzt, und dieser ganze Abschnitt des Eilands fällt ungemein gleichmässig vom Innern aus zur flachen Nordküste ab, um daselbst als ein kaum über den Meeresspiegel hervorragender Ufersaum zu endigen. Seine Profillinie praesentirt sich fast als eine wenig geneigte, schiefe Ebene, die ihren höchsten Punkt im G. Maraké (200—250 m.) erreicht, einem Gipfel mit sehr schroffem Ostabfalle, von dem der gleichnamige Fluss herkommt, und vermuthlich an dessen linkem Ufer gelegen. Das erkennt man nicht nur von der Nordküste der Insel selbst, sondern vor allem auch vom südlichen Seran aus.

Ueber die flachen Ausläufer des Gebirgslandes hin, welche den nordwestlichen Theil von Haruku bilden, legte ich am 8ten Februar den 5 „Pfähle" langen Weg von Kailolo nach Pelaü zurück. Unmittelbar hinter dem erstgenannten Orte steigt derselbe zunächst in stufenartigen Absätzen bis zu 47 m. aufwärts, um sich alsdann in der Richtung des Zieles wieder allmählig nach *N O* zu senken, bald über ganz ebene, bald über etwas geneigte Flächen oder unbedeutende Stufen hin. Ausgedehnte Grasflächen, welche fast an Kornfelder erinnern und eine unerträgliche Hitze ausstrahlen, wechseln hier mit sehr lichtem Walde und unbedeutenden Cocospflanzungen ab; bisweilen stehen mächtige Felsen von Korallenkalk aus dem Boden hervor, dann wieder zeigt derselbe eine lichtbraune Erdkrume, über die nur hin und wieder lose Brocken desselben Gesteins ausgestreut sind; aber von anderen Felsarten ist nirgends eine Spur wahrzunehmen.

Die Reise ist sehr eintönig, bis genau in der Richtung des Weges Tandjung Papela, im Westen von Pelaü, sichtbar wird und zugleich darüber hinaus das hohe Bergland von Seran erscheint. Die Landzunge von Papela sowohl wie das weiter westlich gelegene Tj. Hatu Muri sind ganz flach und mit Mangrove besetzt; zwischen ihnen befindet sich eine kleine Binnenbai, in der nach einer mir gemachten Mittheilung Perlmuscheln leben sollten, was schon auf Grund der Lage des Ortes nicht sehr glaubwürdig erscheinen musste. Als mir später die betreffenden Zweischaler gebracht wurden, stellte sich denn auch heraus, dass sie der *Placuna sella Gmel.* angehörten, welche hier im Boden steckt und von den Leuten mit Hilfe von Stöcken gesucht wird, um als Nahrung zu dienen [1]).

1) Perlen werden auch auf Ambon nicht gefischt.

Kurz vor Pelaü befand ich mich in einer weiten Ebene, von der aus es wieder über Korallenkalk auf einer sehr steilen Treppe zum genannten Orte abwärts geht; aber es lohnte sich, hieselbst noch erst den Blick rückwärts zu wenden, da die Gegend ganz offen ist und man infolgedessen eine prächtige Aussicht auf die Salhutugruppe von Ambon hat. Letztere liegt von dem erwähnten Punkte aus ganz vor einem ausgebreitet, während kein anderer Berg des benachbarten Eilandes hervortritt; selbstredend ist aber auch die Strasse zwischen Ambon und Haruku dem Auge entzogen, und so erhält man den Eindruck, als ob das erwähnte Bergland der letztgenannten Insel angehöre und unvermittelt aus ihrer Ebene am Nordstrande emporsteige. Einzelne Baumgruppen, welche den Hintergrund der letzteren abschliessen und sich nun anscheinend am Fusse des Salhutu hinziehen, vollenden die Täuschung. Zur linken des Weges, also im Süden, bemerkt man bei dieser Stellung in nächster Nähe einen sehr unbedeutenden Rücken von Haruku, zur rechten das Meer und einen Theil des hohen seranesischen Gebirges, welches einer flachen Pyramide gleich zum Tandjung Waë-Aka und Tj. Tihulale abfällt.

Kleinere Ausflüge, die ich von Pelaü aus zum Marakè und ins Hügelland zu seiner rechten sowie mit einer Prau, längs der Küste nach *O* hin, unternahm, mögen hier übergangen werden, da sie kein allgemeineres Interesse bieten. Am Mittage des 9ten Februar kehrte ich mit Herrn Roos im Segelboote nach Porto zurück, welches wir gerade in 4 Stunden erreichten, und alsbald befanden wir uns wieder im Hauptorte von Saparua. Von dort konnte ich am 11ten Februar mit dem *Arend* nach Ambon fahren, um alsdann nach kurzen Vorbereitungen die Reise nach Seran anzutreten, wohin es mich schon lange mit Ungeduld zog, da ich hier und in Buru meine Hauptaufgaben zu lösen hatte.

Die drei Uliasser haben wir als ebensoviele Vulkanruinen kennen gelernt, welche die östliche Fortsetzung der jungeruptiven Höhen von Hitu darstellen, und es ist sehr wahrscheinlich, dass die Bildung der Bai von Ambon (welche Hitu von dem geognostisch so völlig abweichend gebauten Leitimor trennt) in ursächlichem Zusammenhange mit denselben Vorgängen steht, durch welche der Ausbruch der jungeruptiven Gesteine des nördlichen Ambon und der Uliasser erfolgte. Zusammengenommen bilden diese letzteren die Fortsetzung der Reihe vulkanischer Inseln, welche sich von Banda aus über Manuk und Sarua bis nach Roma hinzieht, und deren nördliche Grenze bis heute unbekannt war [1]).

---

1) Wichmann erwähnte noch ausdrücklich, dass Ambon, Haruku und Saparua der genannten Reihe nicht mehr zugezählt werden dürften (Sammlgn. d. Geolog. Reichs-Museums in Leiden I, Bd. II, pag. 197).

3. DIE BEVÖLKERUNG.

Die Bevölkerung von Ambon und den Uliassern beteht bekanntlich zum gegeringsten Theile aus Europaeern, welche ausserhalb der Stadt Ambon nur noch im Hauptorte von Saparua in kleiner Zahl ansässig sind. Der Controleur, Postkommandant, Arzt, Prediger, einige Lehrer, vielleicht noch ein einzelner Unterofficier — damit ist für die Uliasser nahezu alles erwähnt, was wirklich auf den Namen eines Europaeers Anspruch machen kann. Nach der in den Molukken üblichen Bezeichnung gesellen sich freilich noch andere Leute hinzu, welche der Fremde zur grössten Ueberraschung mit derselben Kategorie von Einwohnern vereinigt findet, obwohl man sie manchmal so wenig von den gewöhnlichen Dörflingen zu unterscheiden vermag, als sie selbst im stande sind, auch nur ein Wort einer europaeischen Sprache zu verstehen. Der Grund dieser wunderlichen Gruppirung liegt darin, dass jeder Christ, einerlei ob Europaeer oder Inländer, das Recht hat, seine Kinder und etwaige als Christen zu erziehende Pflegekinder in das Civilregister eintragen zu lassen, woraus dann später die Europaeerschaft der eingeschriebenen Personen, die meistens keinen Tropfen weissen Blutes in den Adern haben, hergeleitet wird. In anderen Fällen ist es ein holländischer Familienname, welcher den Betreffenden in den Augen seiner Mitbürger als Europaeer charakterisirt, wenngleich jener laut mir gegebener Versicherung in vielen Fällen daher rührt, dass die Voreltern seines Trägers freigelassene Sklaven waren, welche von ihren Herren holländische Namen erhielten. Jedenfalls ist auf solche Weise ein ungesunder Zustand geschaffen, welcher den ohnehin unbescheidenen und vorlauten Eingeborenen der herrschenden Klasse zu nahe bringt und unmündigen Menschen zu grosse Rechte zuerkennt [1]).

An die wirklichen Europaeer schliesst sich eine erhebliche Zahl von Mestizen, und in der Stadt Ambon bewohnen Chinesen ein grösseres Quartier, während sich diese Leute in Saparua nur nach einer besonders hiezu ertheilten Erlaubniss niederlassen dürfen. Manche von ihnen kommen allerdings zeitweise auf Grund eines Passes hieher, um Handel zu treiben; dagegen habe ich auf Haruku und Nusalaut nirgends Chinesen angetroffen, gleichwie den beiden letztgenannten Inseln mit den Europaeern auch die Mestizen fehlen. Damit soll nicht gesagt sein, dass daselbst nicht vielleicht doch einzelne Leute wohnen, welche etwas weisses Blut in den Adern haben und nun als Europaeer zu Buch stehen mögen; doch begegnete ich

---

Uebrigens ist der Ausfall des genannten Autors gegen Krümmel (Anmerkung l. c.) ungerechtfertigt, wie ich im geologischen Theile später erörtern werde.

1) Sieh auch: Van Hoëvell, Ambon pag. 48.

auf Haruku und Nusalaut keinem Menschen, der nach seiner äusseren Erscheinung den Namen eines Mischlings verdient hätte.

Mit den Europaeern kann sich dieser Bericht selbstredend nicht befassen; ebensowenig ist es von Interesse, die im Archipel weit verbreiteten Chinesen zu schildern, und auch die Mestizen sind genugsam bekannt, da sie jedem Ankömmlinge in der Stadt Ambon sofort in die Augen fallen. Dagegen darf die Bevölkerung der Dörfer an dieser Stelle nicht übergangen werden, und die folgende Darstellung gilt also in erster Linie dem sogenannten Negoreibewohner; sie passt aber, abgesehen von der Kleidung, auch auf den „Bürger" Ambons. Denn unter dieser Bezeichnung versteht man Nachkommen von Eingeborenen, welche in früheren Zeiten von Herrendiensten freigestellt, aber statt zur Sklavenarbeit zum Schützendienste verpflichtet waren, wie dies noch heute der Fall ist. Der Typus beider Menschenklassen ist aus leicht erklärlichen Gründen der gleiche; ihrem Ursprunge nach sind sie wohl vorwiegend Seranesen, mit denen sich Leute von Halmahera und Ternate sowie Malayen und auch einzelne Europaeer vermengt haben.

Das Äussere dieser Leute, welche so vielfach mit fremden Elementen durchsetzt sind, zu schildern, ist nicht leicht; doch will ich versuchen, aus den zahlreichen Einzelheiten, die ich hierüber aufgezeichnet habe, das Gemeinsame abzuleiten, den herrschenden Typus und die Abweichungen von ihm zu beschreiben. Haruku, Nusalaut und demnächst Saparua, welches letztere nur erst wenige Mestizen beherbergt, dienen mir dabei als Ausgangspunkte:

Die Leute (vgl. Taf. II) sind mittelgross, schlank, wohlgeformt an Gliedern, gewandt und kräftig, unermüdlich bei körperlichen Anstrengungen, aber nur selten sind sie durch hübsche Gesichtszüge ausgezeichnet; denn die Backenknochen stehen hervor, der grosse Mund ist meist wulstig, namentlich bei kraushaarigen Leuten, und häufig wird der Typus prognath; die Nase ist klein, in der Regel concav im Profil und oftmals geradezu eingedrückt. In vielen Fällen treten die Nackenwirbel in auffallender Weise hervor. Die Körperfarbe ist bei manchen hellbraun, fast derjenigen des Indianers gleich, aber meistens dunkler, bei einigen sogar schwärzlich, so dass solche Individuen an Dunkelheit der Haut einem hellen Neger gewiss nicht nach stehen. Das glänzende Haar ist weit öfter kraus als glatt, bei den Frauen von mässiger Länge; bei den Männern zeigt sich in der Regel nur auf der Oberlippe ein dünner Bart, während die Wangen glatt bleiben und ein Backenbart zu den allergrössten Seltenheiten gehört; doch ist immerhin der Bartwuchs im allgemeinen noch weit kräftiger als bei den Malayen.

Neben dem hier geschilderten, herrschenden Typus giebt es auch einzelne Leute mit langen, schmalen Nasen, welche einen nahezu europaeischen Eindruck machen. Das kann man sogar auf Haruku noch sehen, aus leicht erklärlichen Gründen

noch mehr auf Ambon, woselbst die Verschiedenheit im Äussern innerhalb weiter Grenzen variirt, so dass man bald an einen Alfuren, bald an einen Malayen, bisweilen ganz entschieden an einen Semiten erinnert wird. Auffallend war mir, dass ich auf Haruku innerhalb dreier Tage nicht minder als 4 Männer mit Hasenscharten antraf.

Die Christinnen haben die Gewohnheit, ihre Brüste durch ein Leibchen nach unten und platt zu drücken [1]), weil sie dies für anständiger halten, und so besitzen sie, im Gegensatze zu den mohammedanischen Frauen und Mädchen, eine hässliche Büste. Das Haar wird von den Weibern straff nach hinten gezogen, unter Benutzung von viel Cocosöl in einen steifen Strang zusammengedreht und am Hinterkopfe befestigt; vielleicht ist es eine Folge dieser Behandlung, dass es leicht ausfällt. Später werden dann die eigenen, ausgefallenen, sowie fremde Haare mit in den Strang verflochten. Die männlichen Christen pflegen ihr Kopfhaar, wie nach heutiger, europaeischer Sitte, sehr kurz zu scheren, und nur von einigen älteren Leuten wird dieses lang gehalten, hintenüber gekämmt und im Nacken verschnitten, wobei es dann durch einen grossen Kamm, wie an der Südküste Serans [2]), zusammengehalten wird. Das sah ich sowohl auf Ambon (Leitimor) als auf den drei Uliassern und später auch auf Buano, aber stets nur in ganz vereinzelten Fällen als Ueberrest einer veralteten Mode. Das Gebiss der Leute ist sehr schön. Die Strandbewohner (und fast alle wohnen am Meere) pflegen es jeden Morgen mit Seewasser zu reinigen und putzen es ausserdem mit dem kalkigen Sande des Ufers; sodann reiben die Frauen ihre Zähne noch mit Zweigstücken von *Croton* ab, von denen die Rinde entfernt ist. Bei festlichen Gelegenheiten endlich pudern sich die Weiber gerne, und hiefür fand ich in Haruku zerstampften Kalkspath verwendet, gleichwie ich es später auch in Lokki und Tifu sah.

Wie schon angedeutet, zerfällt die Bevölkerung in Mohammedaner und Christen (*orang sarani*). Letztere wohnen besonders auf Leitimor und auf den Uliassern, während erstere auf Hitu (Nordküste) das herrschende Element bilden, ausserdem an der Nordwestecke von Haruku und in einzelnen zerstreuten Dörfern auf Saparua angesiedelt sind, Nusalaut aber gänzlich fehlen. Bisweilen trifft man die Anhänger beider Lehren in Einem Dorfe, aber in zwei getrennten Gruppen, neben einander, und da fällt denn (soweit meine Erfahrungen reichen) ein äusserlicher Vergleich zwischen Christen und Mohammedanern stets zu gunsten jener aus, welche weit reinlicher, ordentlicher und zuverlässiger sind als diese.

Die Kleidung der Mohammedaner kann an diesem Orte füglich übergangen

1) Nach Riedel verhindert man das Wachsthum der Brüste auch dadurch, dass man sie während ihrer Entwicklung wiederholt mit erwärmten Bambuscylindern drückt. (l. c. pag. 76).

2) Vgl. hier Näheres über die Tracht.

werden [1]); dagegen verdient diejenige der christlichen Dörflinge eine nähere Betrachtung, da sie der Bevölkerung des betreffenden Gebietes einen eigenartigen Stempel aufdrückt. Selbstredend zeigen sich auch hierin wiederum im einzelnen mancherlei Unterschiede, je nachdem die Leute in näherer Beziehung zur Stadt Ambon stehen oder sich weiter von diesem Centrum der molukkischen Kultur entfernen; doch ist im ganzen der Charakter der Tracht ein sehr gleichartiger, besonders auf den Uliassern.

In entlegenen Dörfern, wie auf Haruku, sah ich die Kinder bis zum 10en oder gar 12ten Jahre fast alle ganz nackt gehen. Erwachsene, männliche Negoreibewohner tragen bei der Arbeit nichts anderes als ein sackartiges Kleidungsstück, welches die Mitte des Körpers von den Hüften bis kurz über die Kniee bedeckt und unten nur ein paar Oeffnungen zum Durchstecken der Beine besitzt (Taf. II). Ziehen sie sich besser an, so benutzen sie eine helle Hose, welche bis zu den Waden reicht, und in der die Beine noch kaum angedeutet sind; dazu gehört dann eine kurze, weite Jacke, welche nach Art europaeischer Unterkleidung über den Kopf gezogen wird, vorne geschlossen ist und sehr geräumige, dem Träger oft über die Hände fallende Aermel zeigt. Dies *badju*, welches im Vereine mit dem wunderbaren Beinkleide den Männern ein ungemein lotteriges Äussere verleiht, ist für gewöhnlich von beliebiger bunter Färbung, bei festlichen Gelegenheiten aber von glänzend schwarzem Kattun, und womöglich legt der Negoreimann als Staatskleidung auch lange Hosen von demselben Stoffe an. Die Bürger dagegen benutzen stets europaeische Beinkleider, welche an Feiertagen wiederum von schwarzem Kattun sind, und dazu gehört alsdann eine eben solche Jacke, welche vorne offen hängt, so dass eine andere, weisse Jacke unter der schwarzen Oberkleidung sichtbar wird. Das ist auf Ambon und Saparua die Kirchenkleidung; doch wird dieselbe auch beim Tanzen angelegt, oder die Männer wählen bei solcher Gelegenheit für die letzterwähnte Tracht die blaue statt der schwarzen Farbe. In der Regel gehen die Leute, Bürger so gut wie Negoreibewohner, baarhaupt, doch bedienen sie sich als Schutz gegen Sonne und Regen auch wohl eines spitzen, flachkegeligen Hutes (*tudung*); sonst leistet irgend ein Tuch oder ein Kleidungsstück, zur Noth auch ein Pisangblatt, dieselben Dienste.

Die Frauen der Dörflinge kleiden sich zu Hause und bei der Arbeit in einen groben Rock und eine kurze Jacke von beliebiger, grauer oder bunter, Farbe; beim Ausgange tragen sie dagegen zwei Röcke, von denen der obere vielfach zum Schutze des Oberkörpers gegen Hitze und Kälte über die Schultern heraufgezogen

1) Für deren Beschreibung verweise ich auf Van Hoëvell, desgleichen für die nähere Schilderung der Tracht von Bürgern und Mestizen. (Ambon, pag. 78).

wird; sonst lassen die Weiber auch gerne einen der beiden, verschiedenfarbig gewählten Sarongs unter dem anderen hervorstehen. Die Kirchentracht ist, wie erwähnt, auch für das weibliche Geschlecht von glänzendem Schwarz, und hiezu gehört nach der Confirmation noch ein Gürtel (*kain pikol*), welcher über die linke Schulter gehängt und unter den rechten Arm hin schräg über die Brust gezogen wird; oftmals ist derselbe reich mit schwarzen Glasperlen verziert. Im Gegensatze zu den Männern legen aber die Frauen ihre dunkle Kleidung nur bei feierlichen Gelegenheiten und, mindestens auf den Uliassern, nicht beim Tanze an; denn hiefür ist auf den genannten Inseln allgemein der rothe Rock und eine weisse oder hellgeblümte Oberkleidung (*kabaja*) mit langen Aermeln Sitte, welche bis über die Kniee herabhängt und wie ein Nachthemd aussieht. Ins Haar flechten sich die Mädchen bei solchen Festlichkeiten einen Kranz, welcher aus Melatti-Blumen (*Jasminum Sambac L.*) oder aus weissen, spindelartigen Stückchen von Pflanzenmark [1]) (*papatjeda*) mit rother und grüner Wolle hergestellt ist. Dass sich in der Nähe der Stadt gelegentlich noch manch anderer Zierrath hinzugesellt, versteht sich von selbst, bietet aber kein weiteres Interesse. Blau wird von den Frauen als Halbtrauer angelegt, wie etwa in Europa die graue Farbe; selbstredend gehen alle, gleich den männlichen Negoreibewohnern, stets baarfuss.

Lasten trägt man auf dem Haupte, und die marktgehenden Frauen bedienen sich dabei gerne einer runden Holzplatte (*dulang*), auf welche sie bei Regenwetter zum Schutze ihrer Waaren einen Deckel setzen, der von Bambus geflochten ist und dem Hute der Männer gleicht (*tudung*). Um die auf Saparua selbst gefertigten, grossen Wasserkrüge transportiren zu können, pflegen die Weiber einen weichen Ring von Zeug oder dergleichen als Untersatz auf den Kopf zu legen, und da sie jene sehr elegant zu balanciren verstehen, so bieten sie, vom Brunnen kommend, manch malerisches Bild. Wenn sie es eilig haben, wird auch wohl der Haarstrang vom Hinterkopfe abgenommen und nach oben verlegt, um die Stelle jener künstlichen Unterlage zu vertreten, und dann erinnerte mich die Tracht an diejenige, welche ich noch auf den Sangir- und Talaut-Inseln sah, obwohl die Missionäre bereits bemüht sind, sie abzuschaffen. Freilich ist der Typus der Leute auf den letztgenannten Eilanden ein wesentlich anderer; sie gehören bekanntlich zu den Tabukan-Stämmen.

An der Spitze des Dorfes steht ein Regent, welcher ein erbliches, aber von der Regierung zu bestätigendes Amt bekleidet und als Abzeichen seiner Würde einen Handstock mit Wappenknauf trägt. Je nach Verdienst des Oberhauptes ist

---

1) Nach Reinwardt von *Scaevola Lobelia* abkünftig (Reis, pag. 449).

dieser von Silber oder von Gold. Selten gebietet ein Regent über mehrere Dörfer, wie es derzeit beim Radja von Ema der Fall war, dem ausser dem genannten Orte auch noch Lea Hari untergeben war, und so sind denn diese Beamten den Bügermeistern kleiner Gemeinden zu vergleichen, deren Mitgliederzahl im allgemeinen von wenigen hunderten bis über tausend schwankt. Während meiner Reisen zeichnete ich mit Hilfe der Regenten selbst Folgendes über die Einwohnerzahl der ihnen unterstellten Dörfer auf. Sie betrug in Soja 239, in Hatalai 600, in Ema 610, in Lea Hari 110, in Hutu Muri 950, in Rutung 300, in Hitu 1400 (Hitulama und Hitumesing zusammengenommen), in Hila 700, in Rumatiga 300, in Porto 1100, in Nolot 1317, in Nalahia 700 [1]). Die Machtsphäre der einheimischen Gebieter, von denen einige stolze, portugiesische Namen tragen, ist somit eine unbedeutende, und ebenso ist es durchweg mit ihrem Besitzthume beschaffen; denn die meisten erfreuen sich nur eines, nach europaeischen Begriffen, bescheidenen Wohlstandes, und einzelne sind nahezu arm. In den Häusern, welche sich den städtischen Wohnungen Ambons anschliessen (vgl. Taf. 8, Fig. 6), ist alles ordentlich und sauber (einmal sah ich sogar Rosen in einem Vorgarten angepflanzt); aber ihre Einrichtung übertrifft niemals dasjenige, was man in sehr kleinbürgerlichen Verhältnissen Europas zu sehen gewohnt ist, bleibt vielmehr in den meisten Fällen noch weit dahinter zurück. Originelles ist gar nicht vorhanden; das Ganze stellt vielmehr den Wiederschein der städtischen Bevölkerung von Ambon dar. Die Leute selbst zeichnen sich sammt ihren Frauen durch tadellose Manieren aus, und wenn einen der christliche Regent im schwarzen Rock oder gar im Frack empfängt, so vergisst man fast, dass man einem Eingeborenen gegenübersteht; einzelne von ihnen dürfen auch ihrem Wissen nach wohl Anspruch auf die Bezeichnung gebildeter Männer erheben.

Durch eine vor dem Hause hängende Trommel (*tifa*), deren Signale weithin vernehmbar sind, ruft der Regent seine Leute zusammen, und zwar in erster Linie die *kapala soa's*, Vorsteher einer *soa* oder eines grösseren Familienverbandes, welche die Anordnungen des Oberhauptes den Dörflingen zu überbringen und für ihre Ausführung zu sorgen haben. Auch das Amt dieser Würdenträger ist auf bestimmte Geschlechter beschränkt [2]). In den christlichen Gemeinden zeichnen sich die Kapalasoa's dadurch aus, dass sie zu der sonntäglichen Kleidung ein Kopftuch oder ein anderes buntes Stück Zeug über eine Schulter oder hinten um den Nacken

---

1) Ueber die Bevölkerung der Uliasser im Jahre 1874 sieh Van Hoëvell, l. c. pag. 8; ferner über diejenige von Ambon und den Uliassern in den Jahren 1859 u. 1860 Van der Crab, Moluksche eilanden, pag. 156, 199 u. 231. Weitere Einzelheiten daselbst in der angehängten Tabelle.

2) Sie werden aus der *bangsa katsil* gewählt (v. Hoëvell, Ambon pag. 47).

gelegt tragen; es ist dies aber kein officielles Abzeichen, sondern lediglich eine Volkseinrichtung.

Die Wege in den Dörfern werden häufig durch lebende Hecken von *Croton* eingefasst; doch sieht man an ihrer Stelle auch wohl niedrige, mauerartige Einfriedigungen, welche nach Art des Unterbaus der Wohnungen von lose auf einander gelegten Rollsteinen hergestellt sind. Die Häuser der Negoreileute wurden oben bereits beschrieben; ich will indessen nicht unterlassen, noch hinzuzufügen, dass sie in entlegenen, mohammedanischen Orten abseits vom Hauptwege oftmals ausserordentlich ärmlich und verfallen sind, so dass sie nicht selten Ställen ähnlicher sehen als menschlichen Wohnstätten. Selbstredend heben sich die Gotteshäuser in den Dörfern durch ihr Äusseres besonders hervor, und in den christlichen Gemeinden liegt die Kirche in der Regel, gleich der Schule, dem Hause des Regenten gegenüber. Beide stellen meist luftige Holzgebäude dar, welche nach Art der gewöhnlichen Wohnungen aufgeführt sind, aber nur Einen Raum umschliessen und aus erklärlichen Gründen der Gallerieen entbehren.

Die Kirchen sind theilweise über 200 Jahre alt, wie sich unter anderen in Soja noch an der Hand zweier darin befindlicher Gräber von Predigern nachweisen liess [1]); in Hutu Muri sah ich ein solches Gebäude von Stein aufgeführt und so gut eingerichtet, dass manche europaeische Dorfkirche dagegen zurücksteht; nur Eingesessene hatten daran gearbeitet — freilich schon seit dem Jahre 1832. Auch die Einrichtung der Schulen [2]) kann mit derjenigen unserer niederen Volksschulen wetteifern; es fehlt weder an genügenden Lehrmitteln, noch sind die Unterrichtserfolge gering; besonders überraschten mich die schöne Schrift, die Zeichnungen und der herrliche Gesang der Kinder. Um ein Beispiel anzuführen, möge erwähnt werden, dass die Zahl der Schüler im Dorfe Ema derzeit 134 betrug; sie waren in 4 Klassen vertheilt und wurden von einem Hauptlehrer, 3 Hilfslehrern sowie von einem Lehrerzöglinge unterrichtet.

Diese Leute, nächst dem Regenten die Respektspersonen des Dorfes, tragen sich durchaus europaeisch und zeichnen sich durch taktvolles Auftreten aus. Freilich geht die Bildung bei ihnen nicht sonderlich tief; die meisten von ihnen lesen nichts anderes als ihre alten Schulbücher und haben geringes Interesse für Dinge, die sie nicht direkt angehen, so dass man stets von neuem getäuscht wird, wenn

---

1) Die älteste Kirche befindet sich in Ema, woselbst auch die ersten Christen von Ambon wohnten, die in der geschützten Lage des Dorfes Zuflucht vor den heidnischen Alfuren suchten. Das Dorf soll reichlich 500 Jahre alt sein (nach Buddingh, N. O. Indië II, pag. 270).

2) Ich lernte dieselben allerdings nur in einigen Dörfern auf Leitimor näher kennen, und will nicht behaupten, dass mein günstiges Urtheil auf alle Schulen in gleichem Maasse angewandt werden darf. Immerhin scheint aber doch eine wesentliche Verbesserung gegenüber den früheren, durch van Hoëvell geschilderten Zuständen eingetreten zu sein (l. c. pag. 219).

man unter der mit gewisser Eleganz getragenen, europaeischen Kleidung einen dem entsprechenden Menschen sucht. Sie sind eben indifferent, wie die Bewohner der Tropen überhaupt, und in dieser Beziehung ist es bemerkenswerth, dass selbst der Schulunterricht nicht im stande ist, die eingeborene Gleichgiltigkeit zu beseitigen.

Wie wenige Leute kannten die Namen der Berge auf ihrer eigenen, kleinen Insel, selbst derjenigen, welche sie täglich vor Augen hatten! Keinen Menschen habe ich auch angetroffen, welcher gewusst hätte, dass sich ein Schmetterling aus der Puppe entwickle; sogar ein eingeborener Arzt, welcher nach Beendigung seiner medicinischen Studien in seinem Geburtsorte Hitu als *docter djawa* ansässig war, brachte mir einmal eine leere Puppenhülle, die er seit Jahren als grosse Merkwürdigkeit in Watte bewahrte, mit der Frage, was das wohl sein möchte, und ich fand in der weiteren Umgebung mit meiner Erklärung des Gegenstandes wenig Glauben. Auf Haruku behauptete ferner ein Mann, dass er 7 Väter habe; er rechnete nämlich seine Oheime auch dazu, und vielleicht ist hierin noch eine Reminiscenz an die auf Seran übliche Art der Eheschliessung gelegen, bei welcher der Mann zu seiner Frau ins Haus zieht, so dass er dem Kinde als eine den Brüdern der letzteren etwa gleichstehende Persönlichkeit erscheinen mag.

Die Unterrichtssprache ist ambonsches Malayisch, welches infolge dessen auch überall von den Christen dieser Inseln, nicht aber von den Mohammedanern, verstanden wird, und für den Verkehr um so grössere Bedeutung hat, als die Landessprache (*bahassa*) sehr reich an Dialekten ist, die wiederum sehr grosse lokale Verschiedenheiten zeigen [1]). Gleichwohl bedienen sich auf den Uliassern, ausserhalb des Hauptortes Saparua und Tiow, auch noch die Christen im eigenen Dorfe unter einander des Bahassa. Auch Seran und Buru besitzen wiederum ihre eigene Sprache, so dass man bei längeren Reisen in allen diesen Gegenden nicht nur eines Dolmetsch für ambonsches Malayisch bedarf, sondern daneben noch anderer Hilfe für die überall wechselnden Dialekte der verschiedenen Dörfer.

Ausser Kirchen und Schulen verdienen noch die für Versammlungen errichteten Häuser, welche *baileo* genannt werden, besonderer Erwähnung. Was ich hievon auf den Uliassern sah, schliesst sich indessen so ganz und gar an die für gleiche Zwecke bestimmten Gebäude der Südküste Serans an, dass ich behufs näherer Schilderung auf sie verweisen darf. Nur dort, wo das alte Rathhaus verfallen war und die lässige Bevölkerung sich noch nicht über den Bau eines ordentlichen neuen Baileo einigen konnte, hatte man in jüngster Zeit letzteren auf ebener

1) Vgl. hierüber die interessanten Mittheilungen van Hoëvell's (l. c. pag. 89, ff.), sowie über ambonsches Malayisch das „Vocabularium" desselben Verfassers.

Erde errichtet, statt, wie es der Brauch erfordert, einen auf einem Unterbau von Pfählen ruhenden Schuppen herzustellen.

Unmittelbar ausserhalb der christlichen Dörfer befindet sich der Kirchhof, dessen Gräber zum Theil nach europaeischem Vorbilde mit steinernen Denkmälern geziert sind; die Ruhestätten der Aermeren, welche uns hier mehr interessiren müssen, weisen dagegen nur einen länglich-ovalen Ring von losen Felsbrocken auf, in den man zu Kopf- und Fuss-Ende des Todten noch je einen einzelnen, grösseren Stein gesetzt hat. Ueber das Ganze ist dann häufig ein niedriges Dach von Atapp gebaut (Taf. 7, Fig. 5). Bisweilen findet sich auch eine Anzahl von Gräbern durch einen gemeinschaftlichen Steinring umgeben und von einem einzigen Dache überdeckt, wobei dann die grösseren Steine zu Köpfen und Füssen der Leichen fehlen; auch vermisst man mitunter bei Einzelgräbern den Stein am Fussende. Mohammedanische Grabstätten, ohne Schutzdächer, aber mit den gleichen, ovalen Steinringen, trifft man vielfach in den Pflanzungen zerstreut an.

Die eingeborenen Christen sind auf ihren, oftmals rein äusserlichen, Glauben sehr stolz, und da sie die Kirche regelmässiger besuchen als die Europaeer, so sollen sich manche von ihnen über diese erhaben fühlen, was mir in Anbetracht des alfurischen Sinns nicht unmöglich zu sein scheint. Dass trotzdem der Aberglaube [1]) noch üppige Blüthen unter der christlichen Gesellschaft dieser Gegenden treibt, kann keinen befremden; aber auffällig war es mir doch, zu erfahren, dass auch vielfach rein heidnischer Sitte gemäss geopfert wird [2]). Es geschieht das auf den Bergen im Walde, an Plätzen wo früher die Dörfer gelegen waren, und in der Insel Saparua besonders auf dem Amaïhel, bei dem Orte Nolot, auf dem sich die Negorei Iha befand, bevor *Arnold de Vlaming van Oudshoorn* sie zerstörte und ihre Bewohner zwang, sich am Strande anzusiedeln. Die Opferstätten sollen Steine sein, um welche man eine vierseitige Einfassung von *Croton* angelegt hat. Eine sehr zuverlässige, mir vertraute Persönlichkeit beobachtete auch einmal, dass ein angesehener Bewohner von Saparua einer kleinen, metallenen, scheinbar aus Gold gefertigten Schlange opferte [3]). Der Stein beim Baileo [4]) gilt den Eingeborenen ebenfalls für heilig. Alte Schüsseln, Teller, Geldstücke und andere Werthgegenstände, welche länger in der Familie vererbt worden sind, erfreuen sich ferner einer abergläubischen Verehrung, und die Leute fürchten, dass

1) Van Schmid hat hierüber in seinen „aanteekeningen" interessante Mittheilungen gemacht.

2) Van Hoëvell's Ausspruch, dass die Leute nur dem Namen nach Christen seien (Ambon pag. 116), ist in vielen Fällen gewiss nicht zu hart. Ich habe selbst Prediger gesprochen, welche dies ziemlich unumwunden eingestanden.

3) Vgl. hierüber auch Riedel (l. c. pag. 58).

4) Vgl. Näheres bei Seran.

ihnen ein Unglück zustösst, falls sie jene fortschenken oder verkaufen. In die Kategorie des Aberglaubens gehört ausserdem das sogenannte *matakau*, ein Drohmittel, dem wir im weiteren Verlaufe der Reise noch häufiger begegnen werden, und welches ich zuerst auf Saparua durch Vermittelung des Herrn Roos kennen lernte:

Dem Regenten von Tuhaha im Norden des Eilands war Geld gestohlen, und er griff zum Matakau, um wieder in den Besitz seines Gutes zu kommen. Zu diesem Zwecke verfertigte er aus Gabbagabba die Taf. 8, Fig. 9 u. 10 abgebildeten Gegenstände, von denen der eine (Fig. 10) ein Krokodil, der andere (Fig. 9) eine Schildkröte darstellen soll. Der 40 cm. lange Saurier ist freilich sehr unglücklich ausgefallen, obwohl sein Vorbild bisweilen auf Saparua selbst angetroffen wird, unter anderen im Waë Ila, in den das Thier hin und wieder von Seran aus gelangt. Um die Mitte seines Körpers ist ein rother, wollener Lappen gelegt; sein Hinterkopf ist mit einem Stück Flittergold verziert; die Augen sind von der bekannten, kleinen, halb schwarz, halb roth [1]) gefärbten Bohne (*Abrus precatorius L.* = *saga*) hergestellt. Auch die 11,5 cm. lange Schildkröte ist in der Mitte mit einem rothen Zeugstreifen von Wolle geschmückt, und ihre Augen sind aus demselben Stoffe gemacht; der Panzer ist mit gelben Flecken versehen. Beide Thierbilder wurden auf einen niedrigen, von vier Stöcken getragenen Tisch gesetzt, und dann ein Schutzdach darüber angebracht, so dass der ganze, ½ m. hohe Bau etwa einem kleinen Hause mit offenen Seitenwänden glich; darauf sprach der Bestohlene eine Zauberformel, durch welche dem Dieb ein Unglück angedroht wurde. Die Bedeutung des Krokodils bedarf keiner weiteren Erläuterung; durch die Schildkröte soll aber eine Geschlechtskrankheit für den Schuldigen heraufbeschworen werden, bei welcher sich der Penis zurückzieht, gleichwie der Kopf des Thieres sich zwischen seinen Schildern zu verbergen vermag [2]).

Ein solches Matakau ist sehr gefürchtet; kein Inländer wagt, es zu berühren oder gar fortzunehmen; der Bedrohte aber kommt entweder, um sich zu entschuldigen, oder er bringt das Gestohlene heimlich zurück. Freilich geschieht dies nicht immer sogleich; wenn aber dem Betreffenden selbst oder seiner Familie irgend eine Krankheit oder ein Unheil zustösst, so schreibt er dies seinem Verbrechen zu und sucht dann dasselbe wieder zu sühnen. Die Drohzeichen, mannigfach an Art, werden indessen nicht nur gesetzt, um Gestohlenes zurückzubekommen, sondern auch, um Diebstahl zu verhüten.

Stets sind die Gegenstände, welche als Matakau dienen, sehr roh oder auch

---

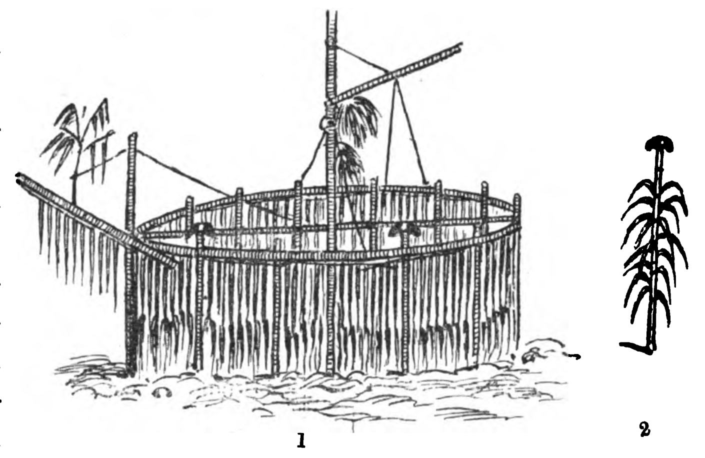
1) Das ist jedenfalls von Bedeutung; denn nach Riedel (l. c. pag. 62) bedeutet *matakau* „rothes Auge".

2) Van Schmid giebt hiefür eine andere Erklärung (Aanteekeningen, pag. 500), die aber schwerlich richtig sein kann.



gar nicht bearbeitet; wenn man z. B. eine Schlange darstellen will, so begnügt man sich mit einer gekrümmten Wurzel oder einem anderen, beliebigen Gegenstande aus dem Pflanzenreiche, welcher einem solchen Thiere oberflächlich ähnelt. Derselbe wird einfach auf zwei Gabelstöcke gelegt, und damit ist die Schlange fertig. Die schönen Thierbilder, welche Riedel auf Tafel 8 abbildet, dürften denn auch zum Theil der Phantasie des Zeichners entsprossen sein.

Mit dem Matakau darf das *sassi* nicht verwechselt werden, welches nur ein Verbotszeichen ist und keinerlei Bedrohung enthält. Man setzt es z. B. in der Nähe der Küste ins Meer, um Fremden an den betreffenden Orten das Fischen zu verbieten, und zu solchem Zwecke fand ich einmal ein Sassi angebracht, welches aus einem einfachen, in den Boden gepflanzten Stocke mit daran gebundenen, jungen Blattfiedern der Cocospalme bestand. In einem anderen Falle war das Zeichen im Meere complicirter und stellte es einen Mast nebst roh angedeuteter Takelage dar. In Haruku sah ich ferner einen ganz ähnlichen, grossen Bau (1), dem auch der Schiffsrumpf nicht fehlte [1]). Dieser war dadurch hergestellt, dass man die Cocosfiedern an ein ovales, ins Erdreich eingetriebenes Gerüst von Bambusstöcken gehangen und hernach an ihren unteren Enden zerspalten hatte, damit sie bis zum Boden herabreichten. Auch am Bugspriet hingen wieder die gleichen jungen Fiedern, und darüber waren einige Bambusblätter angebunden; sodann hatte man auf ein paar der vertikal stehenden Stäbe des Schiffsrumpfes Stücke von Cocosnusschalen gesteckt; denn das Ganze stellte eine Vorrichtung gegen das Pflücken von Cocosnüssen dar. Zu gleichem Zwecke befanden sich in derselben Gegend noch kleinere Sassi's (2), einzelstehende, aufrecht in den Boden gepflanzte Bambusstöcke von halber Mannshöhe, mit daran gebundenen, jungen Cocosfiedern und an der Spitze wiederum mit einem Stücke der Fruchtschale des verbotenen Baumes versehen. Alle diese Zeichen waren auf Haruku von Buschwächtern angebracht, welche hiedurch das unzeitige Ernten der Früchte verbieten, dem Eigenthümer so



Sassi von Haruku.

1) In der nebenstehenden, schematischen Figur sind die Stöcke nur der Deutlichkeit wegen geringelt.

gut wie jedem anderen, während dem Zuwiderhandelnden eine Strafe auferlegt wird [1]). Aehnliche Sassi's werden aber nicht nur für die Cocospalme, sondern auch zum Schutze anderer Feldfrüchte von den Buschwächtern errichtet, und die Zahl dieser Leute, welche als Abzeichen ihrer Würde einen rohen Rottanstock zu tragen pflegen, ist infolge dessen sehr gross.

Die Erträge seiner Nutzbäume, welche letztere bereits bei der Beschreibung der ambonschen Landschaft erwähnt wurden, und zwar in erster Linie des Gewürznelkenbaums, verschaffen in heutiger Zeit dem als Landeigenthümer geborenen DÖRFLINGE (Negoreibewohner) ein sorgenfreies Dasein, um so mehr, als er nur bis zu einem Maximum von 5 Gulden an Steuern zu entrichten hat und sonst jeder Verpflichtung gegenüber der Regierung enthoben ist. Denn die Herrendienste sind im Jahre 1864 völlig abgeschafft, meiner Ansicht nach mit Unrecht, da es doch nicht mehr als billig wäre, wenn der Staat für seine auf die Verwaltung des Landes und die Erziehung der Bevölkerung verwendete, grosse Mühe auch ein entsprechendes Aequivalent erhielte, während die Eingeborenen viel zu lässig sind, um ohne einen gewissen Zwang durch ihrer Hände Arbeit die Produktionsfähigkeit des Landes zu steigern. Sie sind eben noch unmündig, gleichwie sie unreif für europaeische Rechtsverhältnisse zu sein scheinen, welche man rücksichtslos einzuführen bestrebt ist — ein Umstand, der bei der Verwaltung der Inseln zu mancherlei Misständen Anlass giebt [2]).

Dass die Bevölkerung nicht arbeitsam ist, steht im engsten Verbande mit ihrer Bedürfnisslosigkeit; denn sie ernährt sich ebenso einfach wie billig. Etwas Sagu, frisch oder in der Form von Bröden, dazu täglich eine Cocosnuss und ein Fischchen von der Grösse eines Härings; das ist alles, dessen eine erwachsene Person zu ihrem Unterhalte bedarf. Die Fische fängt sich selbstredend ein jeder selbst, und auch die Pflanzen, welche man gelegentlich zur Bereitung von Ge-

---

1) Nach Riedel geschieht die Errichtung der Sassi's, um den Regenten und Buschwächtern ihren Antheil an der Ernte zu sichern (l. c. pag. 48). Ueber den Ursprung des Gebrauchs sind die interessanten Betrachtungen von Wilken zu vergleichen (Alfoeren van h. eiland Boeroe, l. c. pag. 28), die gewiss auch auf Ambon und die Uliasser passen. — Ueber Buschwächter vgl. ausserdem van Hoëvell (Ambon etc. pag. 187); ferner über *sassi* daselbst pag. 205.

2) Ich brauche wohl kaum hervorzuheben, dass ich nicht die traurigen und menschenunwürdigen Zustände wieder herbeiwünsche, welche zur Zeit der O. I. Compagnie die Inseln ruinirten; doch kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, als ob der Uebergang von elendester Knechtschaft zu ungebundene Freiheit ein zu rascher und für die Bevölkerung selbst nachtheiliger gewesen sei. Ein gelinder Zwang, VON DURCHAUS RECHTLICHEN UND GEBILDETEN, EUROPAEISCHEN BEAMTEN AUSGEÜBT, könnte meines Erachtens nur dazu beitragen, die Entwicklung der Wohlfahrt zu befördern. Es dürfte in den Augen des Eingeborenen auch schwerlich einen Unterschied bedeuten, ob er Steuern in der Form von Geld oder in den Erträgen seiner Anpflanzungen oder endlich in der Leistung von „STAATSDIENSTEN" zahlt. Bleekers Betrachtungen hierüber (l. c. II pag. 152) muss ich mich auch heute noch ganz und gar anschliessen. Van Hoëvell's Darstellung scheint man bis jetzt auch nicht genügend gewürdigt zu haben (vgl. Ambon, l. c. pag. 65 ff.).



müsen sucht und zu denen unter anderen als Leckerbissen das Mark von jungen Stammtheilen der Rottanpalme gehört, brauchen nicht bezahlt zu werden. Besitzt man selbst keine Sagubäume, so kann man sie bequem um ein geringes kaufen; bei Lokki auf Huamual (Klein-Seran), wohin sich viele Leute von Saparua und auch von Ambon zum Saguklopfen begeben, kostet z. B. eine ganze, zur Verarbeitung reife Palme je nach der Grösse nur 2½—4 Gulden [1]). Ein einzelner, guter Baum genügt aber, um einen Mann ein ganzes Jahr hindurch zu ernähren, und so lange halten sich auch die gebackenen Sagubröde, während das Mehl im frischen Zustande 3 Monate lang bewahrt werden kann. Im Nothfalle braucht also für je eine Person nur Ein Mal im Jahre ein einzelner Baum verarbeitet zu werden, und auch die Cocosnüsse sind leicht zu erschwingen; sie kosten an genanntem Orte 2 Cents das Stück, bisweilen aber nur die Hälfte. Die Dörflinge auf Ambon und den Uliassern brauchen also nur einen sehr geringen Gewinn (jährlich 10—12 Gulden für die Person) aus ihren Nelken- und anderen Nutzbäumen zu ziehen, um hievon ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können.

Als eine Besonderheit möge Obigem noch hinzugefügt werden, dass auf Saparua in den Dörfern PAPERU und TUHAHA Hundefleisch gegessen wird, und dass man in ABUBU auf Nusalaut einen graulichweissen Thon [2]) verspeist. Letzteres geschieht namentlich von Frauen in Zeiten der Schwangerschaft [3]).

Im Gegensatze zu den Negoreileuten führen die in den Hauptorten von Ambon und Saparua ansässigen MESTIZEN und BÜRGER eine wunderliche Existenz. Der männliche Theil der erstgenannten Kategorie von Menschen findet sein Ideal darin, Holländisch zu erlernen, europaeische Kleidung zu tragen und entweder nichts zu thun oder höchstens als Schreiber an irgend einem Bureau thätig zu sein. — alles Dinge, durch welche sich die Leute den holländischen Beamten, und somit den Weissen überhaupt, nahe gerückt fühlen. Das Handwerk spielt aber weder bei Bürgern noch Mestizen eine nennenswerthe Rolle, und der Handel befindet sich fast ganz in den Händen von Fremden; Grundbesitz endlich haben jene Menschen nicht. Wovon ernähren sie sich denn? Fragt man darnach, so heisst es gewöhnlich: „Ich suche, Herr" (*mentjari, tuwan*), und in der Stadt Ambon mag ein solches Suchen ohne feste Beschäftigung noch erklärlich erscheinen, nicht aber in Saparua.

---

1) De Stuers sagt, dass ein Sagubaum 5—8 Gulden kostet (l. c. pag. 368); van Hoëvell giebt als Werth, je nach seiner Güte, 4—10 Gulden an (l. c. pag. 55), van der Crab 8 Gulden, (l. c. pag. 205) Riedel für Ambon und die Uliasser 1—8 Gulden (l. c. pag. 46), Ribbe für Seran (Ost-Seran) 18 Mark, also auch fast 8 Gulden (l. c. pag. 211). Der Werth scheint also in den verschiedenen Gegenden wohl zu variiren; ich habe aber die obigen Preise an Ort und Stelle notirt, und Moorrees giebt in Uebereinstimmung mit mir an, dass eine Sagupalme an der Elpaputibai 2½ Gulden koste (l. c. pag. 659).

2) Nach Bleeker geschieht dies auch auf Saparua (l. c. II, pag. 181).

3) Nach Ludeking: „um weisse Kinder zur Welt zu bringen" (schets, pag. 81).

Freilich liefert auch den Mestizen und Bürgern dieses Eilands die Vegetation, der Fischfang und die reiche Fauna der Strandriffe, welche zur Ebbezeit abgesucht werden, sowie die Jagd einige Nahrung. Den Tauben und Kalongs, hier *marsego* genannt, wird eifrigst nachgestellt, sodann dem *cuscus* und den zahlreich vorkommenden Wildschweinen. Auch sollen bisweilen Hirsche von Seran aus herüberschwimmen [1]); keinenfalls dürfen aber diese Thiere, welche auf Haruku vielfach angetroffen werden, für Saparua als Wild in Rechnung kommen. Das unregelmässig bestriebene Jagen kann auch unmöglich als eine bestimmte Erwerbsquelle angesehen werden, und somit bleibt von Obigem der Fischfang und das Suchen von Kräutern als Wesentlichstes für die Beschaffung von Nahrungsmitteln übrig. Dann werden noch Hühner gehalten, bei denen mir auffiel, dass ihre Federn häufig aufgerichtet und umgewendet stehen, statt dem Körper anzuliegen, eine Erscheinung, die ich schon in Surinam beobachtet hatte, und welche man auch künstlich hervorbringen zu können behauptet, indem man das Ei erst in heisses, sodann gleich in kaltes Wasser legt, also gleichsam abschreckt, und darauf bebrüten lässt [2]).

Bei alledem bleibt es räthselhaft, wie die betreffenden Leute ihren Lebensunterhalt beschaffen, wenngleich ihre Ansprüche in dieser Beziehung nicht höher sind als diejenigen der Dörflinge; noch minder erklärlich ist es aber, dass sie obendrein stets ordentlich oder gar sehr gut gekleidet gehen und oftmals auch bessere Wohnungen besitzen als die letzteren. Die Häuser der Mestizen machen bisweilen, wenn sie hübsch weiss getüncht und mit Fenstervorsätzen von rothem Zeug versehen sind, sogar einen recht freundlichen Eindruck; für die Herstellung der Wände benutzt man neben Gabbagabba auch Holz, und ausserdem macht man von den Blattstielen der Sagupalme Decken in den Wohnräumen. Womit wird das alles bestritten?

Allerdings fehlt das Handwerk auch auf Saparua nicht ganz; aber vielleicht wird nur die Kleidermacherei regelmässig betrieben, da die Leute so sehr viel auf ihre äussere Erscheinung geben und sich für die Erzeugnisse der Schneiderkunst selbstredend immer Abnehmer finden. Viele Frauen backen auch Kuchen, um sich durch deren Verkauf eine Erwerbsquelle zu eröffnen — das alles wird aber

---

1) Dass diese Thiere in der That bisweilen übers Meer kommen, geht aus einer Mittheilung von Ver Huell ganz sicher hervor. Alfuren sahen inmitten der Strasse, welche Ambon und Haruku scheidet, zwei Hirsche, die von Ambon nach dem letztgenannten Eilande hinüberschwammen. Einer derselben erreichte sein Ziel, der andere dagegen wurde im Meere gefangen (Herinneringen I, pag. 214).

2) Es ist denkbar, dass in den Tropen einzelne Eier von Hühnern auch ohne Zuthun des Menschen einer ähnlichen Einwirkung unterworfen sind, und deswegen führe ich obige Mittheilung, die ich einem sehr entwickelten Mestizen von Saparua verdanke, auch hier an. Selbstredend muss ihre Brauchbarkeit noch durch das Experiment bestätigt werden, und vielleicht findet sich ein sorgfältiger Hühnerzüchter einmal zu Versuchen über den Gegenstand bereit.

die soeben gestellte Frage nicht beantworten können, und ich muss die Auskunft über diesen Punkt schuldig bleiben.

Es würde übrigens sehr unrichtig sein, wenn man aus Obigem ableiten wollte, dass die Bevölkerung der in Rede stehenden Gegend überhaupt keine Fertigkeiten besässe; sie ist im Gegentheile sehr geschickt und würde unter anderen Verhältnissen gewiss ein sehr nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft abgeben. Die schöne, von Dörflingen hergestellte Kirche in Hutu Muri wurde schon erwähnt; sodann sah ich Schulbänke, welche mit den besten europaeischen Modellen, nach denen die Eingeborenen sie gefertigt, wetteifern könnten, und manche andere, gute Holzarbeiten; in Soja fand ich sogar eine selbstgemachte Violine, welche einen sehr leidlichen Ton gab, und Saiten, die zu kaufen den Leuten zu theuer ist, wissen sie aus Bindfäden u. dgl. mittelst Beschmieren, Drehen u. s. w. herzustellen. Alles und jedes können die Bewohner dieser Inseln nachahmen, freilich nur weniges selbst erdenken, und Originelles findet man bei ihnen fast gar nicht. Betrachtet man die ungemein niedrige Entwicklungsstufe, auf der die stammverwandten Seranesen stehen, so kann das allerdings kaum auffallen; denn jene besitzen so ausserordentlich wenige, noch dazu für die allernothwendigsten Bedürfnisse des Lebens eingerichtete Geräthe und Waffen der primitivsten Art, dass man begreift, wie die Kultur jede Reminiscenz hieran auf Ambon und den Uliassern verwischen musste.

Frohsinn ist eine der schönsten Gaben, der die Bevölkerung theilhaftig geworden, Musik und Tanz ihre höchste Lust. Hier verdient in erster Linie der *tjakalele* hervorgehoben zu werden, der Kriegs- und eigentliche Nationaltanz dieser Gegend, welcher aufgeführt wird, wenn ein höherer, europaeischer Beamter, und zwar vor allem der Resident, ein Dorf zum ersten Male besucht. Die Bewohner von Leitimor glaubten nun, auch mich mit besonderen Ehren empfangen zu müssen, und so hatte ich Gelegenheit, den Tjakalele aus eigener Anschauung kennen zu lernen [1]).

In Rutung wurde der Tanz von sieben Personen (Taf. 1, Fig. 2) aufgeführt, welche lange, rothe Hosen, ein weisses Hemd, eine bunte Leibbinde, kreuzweise von den Schultern über Brust und Rücken gelegte, bunte Zeugstreifen und einen Hut mit hohem Federbusche trugen. Die Kopfbedeckung deutete in ihrer Form auf alte portugiesische Sturmhauben, deren es noch einige in den Dörfern giebt; ihr Schmuck war aus Hahnen- und Casuarfedern gefertigt; sodann hatten die Leute

1) Sowie Valentijn den *tjakalele* schildert (II, pag. 171), wird er heutzutage meines Wissens nicht mehr getanzt.

unter den Hut ein Tuch gelegt, an das seitlich noch wieder ein Halstuch befestigt war, offenbar um auf solche Weise Schuppenketten anzudeuten. In der Linken trugen sie einen kleinen Schild von schwarzer Farbe und mit weissen Papierfiguren beklebt, im Umrisse an eine Sanduhr erinnernd, in der Rechten einen europaeischen Säbel, der so weit verkürzt war, dass er dem in dieser Gegend gebräuchlichen, langen Messer etwa an Grösse gleichkam. Die jungen Bursche bildeten eine aus drei Paaren bestehende Doppelreihe, während der siebente von ihnen als Vortänzer auftrat; unter drehender und windender Bewegung tanzten sie in der Kniebeuge abwechselnd auf dem linken und rechten Beine, während sie sich langsam vor mir ins Dorf zurückzogen. Der Vortänzer sucht dem Ankömmlinge hiebei scheinbar mit der Waffe den Eintritt zu wehren, und es gilt als besondere Ehre, bei solchen Gelegenheiten lange aufgehalten zu werden.

Die kleinen Schilde (Taf. 8, Fig. 2) sind, wie sich später herausstellte, eine Nachbildung der auch auf Buru gebräuchlichen Wehr [1]), und die aufgeklebten Papierfiguren sollen offenbar die Muschelstücke ersetzen, mit denen letztere eingelegt ist; es herrscht aber in der Anordnung dieser Verzierung, welche auch von Buntpapier sein kann, grosser Wechsel, und während man hierin bisweilen noch deutlich den Charakter des Vorbildes erkennt, ist er in anderen Fällen fast ganz verloren gegangen. Vielfach findet man solche Schilde in den Häusern der Dörflinge als Zierrathe bewahrt.

Auch die Bekleidung der Hüte ist mannigfachen Abänderungen unterworfen, und in Saparua machen sie einem anderen Kopfputze Platz, welcher bereits einigermaassen an einen solchen von Seran erinnert (Taf. 8, Fig. 1). Dort benutzt man nämlich anstatt des Hutes einen einfachen Ring, an den vorne ein Schild angebracht wird, und an der Rückseite des letzteren befestigt man alsdann den Hauptfederschmuck, bestehend aus Hahnenfedern, welche rosettenartig an Stöcke gebunden und vorherrschend von weisser Farbe sind. Auf diese Weise wird eine hohe, breite und flache Verzierung über der Stirn des Trägers hergestellt; oder es fehlt auch das vordere Schild, und die mit Federn versehenen Stöcke werden nun kronenartig zurückgebogen. Hinten am Kopfringe sind ausserdem noch kleinere Büschel angebracht, die wiederum aus Hahnen- oder auch aus Casuarfedern bestehen können (Taf. 8, Fig. 1[a]). Sodann benutzt man auf Saparua statt der europaeischen Waffe ein hölzernes Messer (Taf. 8, Fig. 3), welches genau dem auf Seran üblichen Parang nachgebildet, oben aber mit einem Büschel von Hahnenfedern geschmückt ist. Darin befindet sich ein Glöckchen; derjenige Theil des Geräthes, welcher die Klinge darstellt, ist zur Hälfte schwarz, zur anderen Hälfte mit weissem Papier beklebt.

1) Vgl. Näheres bei Buru.

Der *menarie* wird bei den Christen [1]) hauptsächlich von Mädchen zum Empfange höherer Personen getanzt. Sie rühren sich hiebei kaum vom Flecke, aber heben und senken die Arme unter zierlichen Handbewegungen abwechselnd links und rechts, während sie sich dazu in den Hüften wiegen. Bisweilen sinken sie in die Kniee, ohne aber in solcher Stellung die erwähnten Bewegungen zu unterbrechen, und wenn sie langsam diese Beuge machen, um sich hernach in gleicher Weise wieder aufzurichten, so glaubt man eher einer gymnastischen Uebung als einem Tanze beizuwohnen. Die Mädchen singen dazu Lieder, denen ein improvisirter Text unterlegt wird, indem bald diese bald jene als Vorsängerin auftritt, und als Begleitung dienen die einheimischen Trommeln (*tifa*) nebst dem von Java eingeführten *gong* und *tatabuan*. Letzterer besteht aus zwölf Metallbecken, welche in ebensovielen Abtheilungen eines länglichen Bambuskastens auf Kreuzbändern ruhen und mit einem Stocke angeschlagen werden; es ist dasselbe Instrument, welches man auf Java *bonang* nennt.

Zu den einheimischen Tänzen gehört ferner das *orembai tikang ikan* [2]), das heisst „in der Orembai (einem Boote) Fische stechen". Hiefür wird eine Art Fahrzeug construirt, indem man den Bootrand durch einen länglich-ovalen Ring von Bambus darstellt, von dem junge Cocosfiedern herabhängen. Diese sollen die Seitenwände andeuten, während von dem gleichen Materiale ein niedriges Schutzdach gemacht ist, welches die Kajüte des Bootes nachahmt, und an den beiden Enden desselben Fahnen angebracht sind. Die ganze Vorrichtung wird am oberen Rande getragen, von Leuten, die zum Theil als Insassen des Bootes fungiren und unter Gesang die Bewegung des Fahrens getreu nachahmen. Ein Einzelner steht vorne, um das Kommando zu führen und hernach einen der am Boden sich hin- und herbewegenden Fische zu harpuniren. Dieselben werden von Personen dargestellt, welche auf dem Rücken eine schildartige, von Cocosblättern geflochtene Hülle tragen, und an ihr sind die Flossen durch hervorstehende Enden der Fiedern sehr gut markirt, so dass die Nachahmung der Thiere überhaupt ungemein gelungen erscheint. Wenn schliesslich ein Fisch erlegt ist, so wird er herangetragen und gegen ein Trinkgeld verkauft; dann zieht die Gesellschaft weiter, um bei hellem Mondscheine an anderen Orten das Gleiche zu wiederholen.

1) Bei den Mohammedanern ist der Menarie allgemein beliebt; doch sah ich diesen Tanz auf Ambon und den Uliassern nicht von ihnen aufführen. Wohl lernte ich den mohammedanischen Menarie in Nuniali, an der Nordküste Serans, sowie bei den Alfuren im Innern von Buru kennen, woselbst dieser Tanz auch noch in allen wesentlichen Punkten mit der Schilderung übereinstimmt, welche van Hoëvell für Ambon und die Uliasser gegeben hat (l. c. pag. 167).

2) Derselbe kommt in ganz ähnlicher Weise auf den Kei-Inseln vor und trägt hier den Namen *bebeen wingwud*. Van Hoëvell lieferte eine Beschreibung dieses Tanzes (De Kei-Eilanden, Tijdschr. voor Ind. Taal- Land- en Volkenkunde, Deel XXXIII, 1890, pag. 128).

Knaben sowohl wie erwachsene Männer führen dies Tanzspiel auf, welches ich in Saparua bei Gelegenheit der Neujahrsfeier kennen lernte, in einer Zeit, in der die Tanzlust ihren Höhepunkt zu erreichen scheint. Denn im Beginne des Jahres hörte man zwei Wochen lang Tag und Nacht die Trommel, und bevor der Controleur dem Unwesen entgegentrat, feierten die Leute sogar einen ganzen Monat lang Fest. Derzeit sah ich auch zum ersten Male den *tjakaïba*, eine ergötzliche Nachahmung und bewusste Karrikirung der europaeischen Française, bei welcher die steife Grazie unserer kultivirten Gesellschaft, gegenüber den geschmeidigen Bewegungen der Eingeborenen, die Zielscheibe des Spottes bildete. Den Tänzern unbewusst, wurde aber das Komische der Situation noch durch die französischen Kommandos erhöht, welche in wunderbarster Aussprache und Verstümmelung von den Lippen der Saparuanesen flossen. Inzwischen war die geschickte Nachahmung europaeischer Gala-Uniformen von höheren Beamten und Seeofficieren zu bewundern, und auch die von maskirten Männern dargestellten Damen, welche lange, weisse Ballkleider sowie eine Art Kappe mit Schleier trugen, spielten ihre Rolle in vollendeter Weise.

Den Tjakaïba tanzten die Leute sowohl auf Saparua als bei der Feier des chinesischen Neujahrsfestes in Ambon, um damit Geld zu verdienen, und zu gleichem Zwecke sah ich auch einen Tanz aufführen, den man in Ambon *horlofipp*, in Saparua *orlepé* nennt. Dabei stellen sich 4 bis 6 junge Männer in zwei Reihen einander gegenüber auf, und nun macht die eine Partei der anderen, auf welche sie zutanzt, die wunderbarsten Kunststücke mit den Füssen vor, während die Hände in die Seiten gestemmt bleiben. Oftmals bewegen sich die Tanzenden gleichzeitig in der Kniebeuge vorwärts, und die bei solchen Gelegenheiten von den Bergbewohnern entfaltete Kraft und Geschmeidigkeit hat bei mir wiederholt staunende Bewunderung erregt. Was nun die eine Reihe vormacht, muss die andere wiederholen, und die Zuschauer entscheiden, welcher von beiden bei diesem Wettbewerbe der Sieg zukommt. Unzweifelhaft ist dieser Tanz der weit verbreitete, englische *hornpipe*, welcher in Amsterdam *horlepijp* genannt wird und hienach die ambonsche Bezeichnung *horlofip* erhalten haben dürfte.

Auch einen seranesischen Kriegstanz sah ich nackte Kinder in den Strassen Ambons mit Geschick reproduciren, als Erinnerung an eine Festlichkeit, welche vor einigen Jahren zu Ehren des früheren Residenten stattgefunden und an der sich unter anderen Strandbewohner von Seran betheiligt hatten — kurzum in allem und jedem tritt einem auch hier wieder die grosse Gabe der Nachahmung, welche der Bevölkerung von Ambon und den Uliassern eigen ist, entgegen. So viel der Tänze aber auch sein mögen, sie werden doch durch die gewöhnlichen europaeischen Weisen verdrängt; ich habe mindestens bei den zahlreichen Festlich-

keiten, denen ich auf meinen Reisen beiwohnte, fast nur unsere einheimischen Tänze gesehen, die selbst in den entlegensten Dörfern bekannt waren. Allerdings erhalten dieselben bisweilen dadurch einen eigenartigen Charakter, dass die Leute Reminiscenzen aus dem Menarie hineinflechten, namentlich bei der Française.

Musikalischer Sinn ist bei der Bevölkerung hoch entwickelt, so dass der Gesang mich auf Ambon oftmals an die deutsche Dorfschule erinnerte und ich bisweilen nicht umhin konnte, mitzusingen. Denn zahlreiche Lieder sind deutschen Ursprungs und werden auch von den Eingeborenen noch als fremde bezeichnet; andere dagegen halten die Bewohner der Eilande für ihr persönliches Eigenthum. Dennoch stellen auch die letzterwähnten Melodieen nichts weiter als umgemodelte, europaeische Musik dar [1]), in der man oftmals noch unschwer die anfängliche Form wiedererkennt, und es ist ganz ergötzlich zu beobachten, wie sich die Leute irgend eine sentimentale Weise, die ihnen als solche nicht behagt, mundgerecht zu machen wissen. Wiederholt sang ich ihnen das ursprüngliche Lied vor; doch wurde mir alsdann bedeutet, dass dies falsch sei, weil die Erinnerung hieran verloren gegangen war. Selbstredend besitzt aber solche Musik kein ethnographisches Interesse, und machte ich daher von dem vielfach seitens der Lehrer gemachten Anerbieten, die Lieder für mich aufschreiben zu wollen, keinen Gebrauch.

Nur eine einzige Melodie vernahm ich, welche sich durch ihren fremdartigen Charakter von allen übrigen unterschied. Sie liess sich hiedurch denn auch sofort wiederkennen, aber wegen der Abweichung von alle dem, was ein europaeisches Ohr zu hören gewohnt ist, war ich nicht im stande, sie meinem Gedächtnisse dauernd einzuprägen. Es ist eine Weise, die ich zuerst bei einer Bootfahrt auf dem Meere von Tondano in der Minahassa hörte, woselbst sie mir schon als alte Musik bezeichnet wurde; der Steuermann trug die Strophen vor, und die Ruderer sangen bei ihrer Arbeit den Refrain dazu. Dasselbe Lied fand ich dann später sowohl auf Saparua als auf Hitu wieder, und hier erklärten die Leute im Einklange mit Obigem, dass es eigentlich zum Rudern gesungen werde und dass es von den früheren Beherrschern des Landes, den Ternatanen, abkünftig sei.

Mit den europaeischen Liedern haben auch unsere Musikinstrumente Eingang gefunden, vor allem die Violine, nächstdem die Harmonika und hie und da auch

---

1) Riedel hat das bereits sehr richtig bemerkt (Sluik- en kroesharige rassen, pag. 88); er sagt, dass sie eine Umarbeitung spanischer und deutscher Melodieen seien, und Joest ist gewiss im Irrthume, wenn er dies bezweifelt. (Malayische Lieder und Tänze, Anmerkung zu pag. 8). Auch Land sagt: „Die Melodieen sind durchaus europaeisch" (Vierteljahrschrift f. Musikwissenschaft IX, 1898, pag. 241, Anmerkg 2). So liegt dem von Joest unter N°. 12 pag. 83 publicirten *„Victoria ja nona"* das bekannte, holländische Lied *„Daar ging een patertje langs de kant"* zu Grunde. Vgl. über Letzteres: Land, het Luitboek van Thysius N°. 15, ferner Böhme, Altdeutsches Liederbuch N°. 128.



eine Soldatentrommel. Doch vermochte diese die einheimische *tifa* und die *rabana* (Taf. 7, Fig. 2) nicht zu verdrängen; *gong* und *tatabuan*, welche daneben in Gebrauch sind, wurden oben bereits erwähnt. Höchst eigenthümlich ist ferner ein Instrument aus Bambus (Taf. 7, Fig. 3), welches auf Saparua und Nusalaut gespielt wird und dessen Erfindung, laut mir gegebener Versicherung, erst in der allerjüngsten Zeit daselbst gemacht ist. Es besteht aus einem weiten, unten geschlossenen Rohrstücke (a), in das ein zweites, viel dünneres und etwas längeres Bambusrohr (b) frei hineingesteckt wird. Letzteres ist 72—73 cm. lang, an beiden Enden offen und unten mit einem seitlichen Ausschnitte versehen. In dies dünne Rohr blässt der Musiker, welcher die verschiedenen Töne nicht nur durch die Art des Anblasens, sondern auch dadurch erzeugt, dass er jenes mit der rechten Hand langsam in dem weiteren Köcher auf und ab bewegt. Eins oder mehrere solcher Instrumente dienen zur Begleitung einer Reihe von Flöten, welche ebenfalls aus dünnen, an beiden Enden offenen Rohrstücken von Bambus in einfachster Weise dadurch hergestellt werden, dass man einen Pfropfen hineinbringt und diesen so lange hin- und herschiebt, bis die Flöte den gewünschten Ton hat. Ich hörte Psalmen von einem solchen Orchester blasen, und war erstaunt, wie getreu die Instrumente die Klangfarbe der Orgel nachahmten.

Im Anschluss an Musik und Tanz sei es mir erlaubt, noch mit ein paar Worten des sittlichen Charakters der Bevölkerung zu gedenken. Dabei glaube ich zunächst hervorheben zu müssen, dass ich bei den Dörflingen Ambons und der Uliasser während des Tanzens nicht ein einziges Mal irgendwie Anstössiges gesehen habe; die Leute betrugen sich UNTER EINANDER vielmehr so sittsam, dass jede gebildete Dame ihren Vergnügungen hätte beiwohnen dürfen, und Männer, welche kein Interesse daran hatten, irgend etwas zu beschönigen, versicherten mich, dass dies stets so sei. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass Festlichkeiten in der Stadt Ambon und in Gesellschaft von EUROPAEERN [1]) zu mancherlei Unsittlichkeit Anlass geben mögen; aber diese Stadt ist eben ein Hafenplatz wie viele andere und kann aus solchen Gründen nicht als Maasstab dienen. Es ist mir denn auch unverständlich, weshalb man den Tanzvergnügungen der Dörflinge so sehr entgegenarbeitet; denn sie haben nichts mit dem zu schaffen, was den Predigern mit Recht verhasst ist, dem freien und zügellosen geschlechtlichen Umgange unter jungen Leuten.

Bekannt ist, dass die Eingeborenen den Uterus als ein lebendes Wesen be-

1) Deswegen will ich auch die Erfahrungen von Joest nicht in Zweifel ziehen; doch sind mir selbst solche Dinge, wie Joest sie unter anderen auf pag. 6 schildert, nicht ein einziges Mal begegnet.

trachten, welches ab und zu mit Sperma gefüttert werden müsse, um seine Wirthin vor Krankheit zu bewahren. So sieht man denn auch nichts Anstössiges im geschlechtlichen Verkehr von Unverheiratheten, und gewiss sind die Folgen dieser Auffassung der Art, dass sie einem Europaeer als grösste Unsittlichkeit erscheinen möchten. Ich selbst will sie keineswegs vertheidigen oder gar preisen; nur glaube ich, dass man Unrecht thut, die Bevölkerung solcher Zustände halber einfach liederlich zu nennen; denn wir sind nicht berechtigt, unsere, durch die Macht der Verhältnisse geborenen und durch lange Kultur anerzogenen Begriffe vom Wohlanständigen unverändert auf Menschen anzuwenden, die, obwohl dem Namen nach Christen, noch fest im Heidenthume wurzeln. Dazu kommt, dass auch dem ärmsten Mädchen die Liebe nicht feil ist, und es sich nur aus Zuneigung dem Manne hingiebt; man versicherte mich ferner, dass in jetziger Zeit Mann und Frau, falls ein Kind die Frucht ihres Umganges ist, sich zu heirathen pflegen oder doch mindestens von da ab das Leben gemeinschaftlich fortführen; die Ernährung und Erziehung der Kinder braucht endlich in diesem gesegneten Lande den Leuten keinerlei Sorgen zu bereiten. Somit fehlen denn auch einige der wesentlichsten Dinge, welche den freien geschlechtlichen Verkehr verwerflich erscheinen lassen, und ich glaube, dass manche Angehörige unserer europaeischen Landbevölkerung sich nicht besser betragen würden als die Bewohner von Ambon und den Uliassern — wenn ihnen die Sünde so leicht erträglich gemacht würde.

Einen nicht zu unterschätzenden Vortheil hat sich die Bevölkerung dieser Eilande infolge ihrer heidnischen Sitten noch bewahrt, den nämlich, dass venerische Krankheiten ausserhalb der Stadt Ambon kaum vorkommen. Auf Saparua gehören sie sogar schon im Hauptorte zu den Seltenheiten; sonst fehlt diese Geissel der Kultur dort, wie auf den Uliassern überhaupt. Es möge hier gleich hinzugefügt werden, dass, abgesehen von den mit militairischen Besatzungen belegten Dörfern, auch Seran und Buru bis jetzt von diesem schrecklichen Uebel verschont blieben. Wie lange wird das noch währen?

Diebstahl kommt auf den in Rede stehenden Eilanden so selten vor, dass ich stets ruhig mit offenen Thüren und Fenstern schlafen konnte; Rohheiten sieht man kaum einmal; die Leute pflegen sich im Gegentheil durch sittsames Auftreten auszuzeichnen — kurzum, der Gesammteindruck, den die Bevölkerung auf den Fremden macht, ist ein durchaus günstiger, und so abstossend der Kuli der Stadt Ambon erscheint, so liebenswürdig fand ich seine Landsleute draussen in den Dörfern.

Das Reisen auf Ambon und den Uliassern könnte sich nach Obigem nur angenehm gestalten, wenn es nicht durch einen einzelnen Umstand beeinträchtigt

würde. Es bedarf nämlich der Empfehlung seitens der Regierung, damit man des Dienstes der Bevölkerung versichert sei, und eine solche veranlasst nun die letztere zu umständlichen Empfangsfeierlichkeiten und Festen, welche den mit ernsten Arbeiten beschäftigten Fremden um Ruhe und Erholung bringen. Bei den vorhergehenden Schilderungen sind derartige Einzelheiten der Reise, soweit sie nicht in den Rahmen anderer Erörterungen hineinpassten, übergangen; zum Schlusse darf aber wohl noch in aller Kürze die Art eines feierlichen Empfanges skizzirt werden:

Vor dem Dorfe, vielleicht in einem Palmenhaine, erwarten einen die Tjakalele-Tänzer; an seinem Eingange oder auch vor der Wohnung des Regenten steht dieser selbst in europaeischer Festkleidung und mit dem wappengezierten Handstocke als Zeichen seiner Würde in der Hand, daneben etwaige Lehrer und selbstredend die ganze Schaar der Dörflinge, Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder. Die Gassen sind mit Fiedern von jungen Cocospalmen verziert, welche an Bambusgerüsten aufgehangen werden; die holländische Fahne ist gehisst und bisweilen sind auch die Pfeiler an der Vordergallerie des Regentenhauses mit Flaggentuch umwickelt, wozwischen sich dann Guirlanden von Grün hinziehen. Die Frau des Oberhauptes empfängt den Ankömmling am Eingange der Wohnung. Drinnen ist ein einfaches Zimmer hergerichtet, in dem sich ein sauberes Bett befindet; seine Gardinen sind mit Kunstblumen verziert; das Laken hat man gleich dem Waschwasser mit den duftenden, weissen Blüthen von *melatti* (*Jasminum Sambac L.*) bestreut.

Die Mahlzeit, welche dem Besuche angeboten wird, besteht fast immer aus Reis, der Festspeise dieser Gegend, nebst Fisch und Huhn, und wird bei den Christen ausserordentlich sauber hergerichtet. Dabei ist man bestrebt, möglichst viele Schüsseln auf den Tisch zu bringen, und deswegen wird ein einzelnes Huhn über zahlreiche Teller vertheilt; jedes Bein, jeder Flügel u. s. w. sind einzeln servirt, und auch jeder Fisch wird gesondert aufgestellt. Der Regent, bisweilen auch seine Frau, und die Lehrer sitzen mit zu Tische, unterhalten sich aus Respekt sehr diskret und geniessen so wenig, dass man bei der folgenden Mahlzeit in der Regel genau das gleiche Bild der Tafel wiederfindet.

Mitunter erscheinen schon während der Abendmahlzeit tanzlustige, geputzte Mädchen, und auf Nusalaut erlebte ich einmal, dass dieselben in eintönig recitirendem Gesange alles beschrieben, was bei Tische vorging. Die Speisen, welche wir genossen, das Wechseln der Teller u. s. w. wurde von diesen, gleich Bildern in langer Reihe an der Wand stehenden Schönen besungen. Wenn es irgendwie angeht, wird dann am Abende getanzt, ein Vergnügen, welches man bis zum Morgengrauen fortsetzt, und falls nun die Musik aus Tifa, Violine und Flöte besteht, so ist es auch für denjenigen, welcher sich von der Festlichkeit fernhält,

um die Nachtruhe geschehen. Man kann aber die Leute nicht gut fortschicken, da sie das beleidigt, und so wird denn ihre gute Gesinnung, welche sie dem Fremden gegenüber an den Tag legen, in Wirklichkeit zu einer schrecklichen Strapaze.

Doch mögen sie fortfahren zu singen und zu tanzen diese fröhlichen Menschen, welche gegenüber unseren niederen Volksklassen ein wahrhaft paradiesisches Leben führen und gerade genug von der Kultur empfangen haben, um sich dessen ungestört freuen zu können!

SERAN.

1. ALLGEMEINES.

Die grosse Insel, welche sich im Norden und Nordosten von Ambon ausdehnt; nennt man am besten *Seran*, wie bereits durch van Hoëvell betont worden ist [1]), die Riedel'sche, auch auf der Karte des Hydrographischen Bureau's und auf anderen Blättern vorkommende Schreibart *Serang* ist dagegen unrichtig, da sie nur der ambonschen Mundart entspricht [2]), während die noch ältere *Ceram* gar keine Berechtigung besitzt.

Bekanntlich zerfällt die Bevölkerung Serans in zwei grosse Gruppen, diejenige der *pata-siwa* im Westen und der *pata-lima* im Osten (gleichbedeutend mit „neun" und „fünf Theile" oder „Stämme"), von denen jene in früheren Zeiten unter Ternate, diese dagegen unter Tidore stand; aber geographisch lassen sich dieselben nicht mehr scharf trennen. Man pflegt zwar ziemlich allgemein als Grenze zwischen den Pata-siwa und den Pata-lima eine Linie anzugeben, welche von Warasiwa, an der Nordküste des westlichen Wahaï, zur Mündung des Mala, in der Nordwestecke der Elpaputibai, verläuft [3]); doch ist dieselbe in genanntem Sinne überhaupt werthlos, weil sie den *pata-siwa-puti*, die sich viel weiter nach Osten verbreitet haben, keine Rechnung trägt.

Es scheiden sich nämlich die Pata-siwa noch wieder in zwei Gruppen, die *p.-s.-hitam* und *p.-s.-puti*, welche letztere sich vermuthlich von ihren Stammesgenossen losgelöst haben, um dem mächtigen Drucke seitens der Priester zu entfliehen. Denn nur die ersteren sind Mitglieder des gefürchteten Geheimbundes, des *kakéan*, und tragen ihre Bezeichnung „schwarz" deswegen, weil sie als Angehörige der genannten Genossenschaft dunkel tatuirt sind. Fürchtet man die Pata-siwa schon im allgemeinen als die gefährlichsten Kopfjäger Serans, so sind unter ihnen die

1) Notulen van de Algemeene en Bestuursvergaderingen van het Bataviaasch Genootschap v. Kunsten en Wetenschappen. Deel XXV. Batavia 1888. pag. 189.

2) Vgl. hierüber das „Vocabularium" van Hoëvell's pag. 1.

3) Ludeking zieht die Grenze sogar vom Mala bis nach Nuniali an der Nordküste (Schets, pag. 68).

P.-s.-hitam wiederum die am meisten berüchtigten. Die Hauptmasse dieser Kakeanisten wohnt nun allerdings im Westen der eben genannten Linie [1]); dagegen haben sich einige von ihnen viel weiter östlich angesiedelt, und namentlich sind die P.-s.-puti ganz und gar unter den Angehörigen der Pata-lima zerstreut, während sie gleich letzteren dem engeren Gebiete der Kakeanisten durchaus fern bleiben [2]).

So wird z. B. das unmittelbar an Wahaï sich anschliessende Hatuë von Leuten der P.-s.-puti bewohnt, ebenso Wailulu [3]); Lumasokat und Paä dagegen, welche gleich dem letztgenannten Orte im Umkreise der Bucht von Sawaï liegen und mit Hatuë einer einzigen Völkerschaft angehören, sind P.-s.-hitam. Hatiling bei Wahaï ist wiederum P.-s.-puti, und dasselbe gilt von den ihm untergebenen Dörfern Ajer Besar, Wairama, Solok, Nisawele, Pasahari, Isal, Sariputi, Samal, Kobi, Boti und Ternate. Das oben genannte Warasiwa, welches noch unter dem Radja von Sawaï steht und sich in der Nähe der Abtheilung Kairatu befindet, gehört allerdings zu den Pata-lima, so gut wie Massisihulan an der Binnenbai von Sawaï; aber man sieht, dass sich die Pata-siwa an der Nordküste bis zur Grenze der Abtheilung Waru ausgebreitet haben, und vielleicht werden sie noch weiter ostwärts angetroffen. Ganz ähnlich liegen auch die Verhältnisse an der Südküste; denn hier gehören z. B. Amahei und Makariki am östlichen Ufer der Elpaputibai zu den P.-s.-puti, und Leute dieser Gruppe wohnen sogar noch an der Telutibai in dem Dorfe Haja.

Geographisch lassen sich somit allein die Pata-lima und Pata-siwa-puti einerseits von den Pata-siwa-hitam oder Kakeanisten andererseits scheiden; doch ist auch dies, wie angegeben, nur in allgemeinen Zügen möglich. Die westliche Grenze der P.-s.-hitam dürfte etwa mit Piru, im innersten Winkel der gleichnamigen Bai, zusammenfallen; denn die schmale, *N—S* verlaufende Halbinsel, welche die tief einschneidende Bucht von Piru im Westen abschliesst, wird nicht mehr von Kakeanisten bewohnt. Dieser als Klein-Seran oder Huamual bei den Küstenbewohnern bekannte Theil des Eilands steht vielmehr in nächster Beziehung zu der Bevölkerung von Ambon; dem bergbewohnenden Alfuren bietet er keine hinreichend abgelegenen und schwer zugänglichen Orte, wie er solcher zur Wahl seines Wohnsitzes benöthigt.

---

1) Nach Boot, dem die Pata-siwa-puti auch bekannt sind, und welcher in diesem Punkte wohl am zuverlässigsten ist, gehört die Negorei Uin Patahuë (*Oewin Patahoewe* holl.), gleich westlich von dem genannten Warasiwa, zu den Pata-siwa-hitam, und gilt das Gleiche für alle sich westlich anschliessenden Dörfer. (Korte schets, pag. 885).

2) Wenn Joest sagt, dass der Kakean-Verband „auch viele Pata-lima umfasst" (Verhandlgn. d. Berl. Ges. pag. 64), so beruht dies auf einem völligen Verkennen der seranesischen Zustände.

3) Nach Boot ist Wailulu von Leuten der Pata-siwa-hitam bewohnt (l. c. pag. 885 und 887). Meine gegentheilige Angabe stützt sich auf die Mittheilung des Radja von Sawaï.

Die Pata-siwa-hitam zerfallen abermals in drei verschiedene Gruppen, welche nach den bedeutendsten Flussgebieten ihrer Länder benannt werden, nach dem Etti, dem Sapalewa und dem Talla. Erstgenannter Strom mündet nördlich von Kaibobo im nordöstlichen Winkel der Pirubai, der zweite an der Nordküste der Insel, im Nordwesten der Abtheilung Kairatu, der dritte im südwestlichen Theile der Elpaputibai. An der Spitze einer jeden Gruppe steht ein *kapala saniri*, das „Haupt der Landesversammlungen", dem auch alle Regenten des betreffenden Gebietes untergeben sind, und welcher in der Ausübung seiner Funktionen durch 3 Leute niederen Ranges unterstützt wird. Alle vier werden auch wohl abgekürzt einfach *saniri's* genannt. Durch Vermittelung jener mächtigen Kapala-saniri's pflegt nun die niederländische Regierung mit den Alfuren der Pata-siwa zu unterhandeln, und es werden zu diesem Zwecke von Zeit zu Zeit unter dem Vorsitze eines Regierungs-Commissärs und der genannten Oberhäupter an der Küste grosse, berathende Versammlungen (*saniri's*) abgehalten, um Streitigkeiten beizulegen, namentlich nach Anlass von Mordthaten [1]).

Demgemäss ist dem Kapala-saniri sammt seinen drei Helfern auch eine Amtskleidung verliehen, welche in eigenthümlicher Weise dem Geschmacke der Bevölkerung Rechnung trägt; denn sie besteht aus einem langen, bunten Beinkleide, einer Art Militairjacke, mit langen, frackartigen Schössen und dreizipfliger, auf die drei genannten Gewässer deutender Mütze (Taf. 11, Fig. 1), und zwar sollen ursprünglich alle diese Kleidungsstücke bei den Etti-Alfuren roth, bei denjenigen vom Sapalewa gelb und bei den Saniri-Mitgliedern vom Talla blau gewesen sein. In neuerer Zeit hat man, vermuthlich aus Unkenntniss der Ueberlieferung, auch Grün eingeführt und obendrein die Farben durcheinander geworfen [2]); denn ich sah später den Kapala-saniri vom Sapalewa in Roth mit grünen Aufschlägen gekleidet; Gelb habe ich dagegen niemals mehr angetroffen. Jeder der Leute trägt ferner, falls die Uniform vollständig ist, vor der Mütze eine Silberplatte, auf der in gothischen Lettern die Funktion des Betreffenden verzeichnet steht; das Oberhaupt endlich besitzt ausserdem als Zeichen seiner Würde einen 1,75 m. langen Stab, mit dreizinkiger Eisenspitze, an der oben eine ovale Silberplatte mit dem holländischen Wappen befestigt ist. Dieser Stab war beim Haupte der Talla-Alfuren von Palmrinde hergestellt, unten zugespitzt und an beiden Enden mit rohen, ringartigen Einschnitten versehen, zwischen denen zum Theil einfache Zickzacklinien verliefen, eine primitive, auch im Innern von Buru gebräuchliche Verzierung (Taf. 22, Fig. 2).

---

1) Ueber die Art und Weise, in der die Versammlungen abgehalten wurden, ist van Doren zu vergleichen. (Fragmenten I, pag. 144).

2) Schon van der Crab giebt für die Kleidung des Kapala-saniri vom Talla Roth an (Moluksche eilanden, pag. 175).

Die ganze Tracht, deren Zeug an gewöhnlichen Tagen von Tuch, bei festlichen Gelegenheiten aber von Seide ist, macht in Verband mit der Baarfüssigkeit auf den Europaeer einen urkomischen Fastnachts-Eindruck.

Der Einfluss der Saniri's kann selbstverständlich nur unter der Voraussetzung von Kraft bleiben, dass die Mitglieder dieser Räthe hoch angesehene Alfuren sind, dass ferner keinerlei Beschlüsse unter dem Andrange des bei den Berathungen als Praesident gegenwärtigen Regierungs-Commissärs genommen werden, welche dem *adat* der Alfuren widerstreiten, und dass schliesslich die einmal getroffenen Entscheidungen auch mit genügendem Nachdrucke aufrecht erhalten werden. Gegen dies alles scheint aber gesündigt zu sein, und man versicherte mich, dass sich ein Posthalter sogar in die Ernennung der Raths-Mitglieder gemischt habe, was selbstverständlich von vornherein zu verurtheilen ist und dem ganzen Einflusse der Regierung den Boden entziehen muss. Bei solchen Maassnahmen kann es denn auch nicht befremden, dass die Alfuren sich, wie unten näher dargelegt werden soll, dem Ausspruche der Saniri-Versammlungen bisweilen widersetzen, und dass sie mir einmal in Honitetu, als ich den Rath erwähnte, mit Hohngelächter antworteten.

Die niederländischen Civilbeamten, welche auf Seran, gleichwie an manchen anderen Orten der Molukken, angestellt sind, tragen den Titel von Posthaltern (*posthouder*), eine häufig missverstandene Bezeichnung; denn diese leitet sich nicht etwa daher, dass die betreffende Person unter anderen auch die Funktionen eines Postbeamten in den abgelegensten Gebieten des ostindischen Kolonialbesitzes wahrzunehmen hat. Der Posthalter ist vielmehr der Inhaber eines vorgeschobenen Postens, in Gegenden, welche nur in lockerer Beziehung zur niederländischen Regierung stehen, eines „Postens", den er zu „halten" hat, mit anderen Worten der Flaggenbewahrer. Er ist Gerichtsperson, Vorstand der Lehrer und Geistlichen, hat für Kirchen und Schulen, für Anlage von Wegen, die Eintreibung von Steuern zu sorgen. Der *vaccinateur* ist ihm untergeordnet, desgleichen der einheimische Arzt (*docter djawä*), wenn ein solcher im Orte anwesend ist, während die Arzeneikunst im andern Falle vom Posthalter selbst, der nun auch wiederum Apotheker ist, ausgeübt wird. Kurzum — der genannte Beamte hat eine sehr vielseitige Aufgabe zu erfüllen, ähnlich dem Controleur, dessen amtliche Bezeichnung in den Gegenden ausserhalb Java's auch wenig dem Charakter der ihm obliegenden Geschäfte entspricht. Wenn nun auch in den Ländern, welche Posthaltern unterstellt sind, die Civilisation bis jetzt kaum eingedrungen ist, und somit die zu erfüllenden Arbeiten mehr durch die Zahl ihrer verschiedenen Qualitäten als durch Quantität sich auszeichnen, so erfordert das Amt doch einen praktischen und umsichtigen Mann, der vor allem auch willens und befähigt ist, sich ein gesundes

Urtheil über die Sitten und Gebräuche der einheimischen Bevölkerung zu bilden. Kennt er die Bewohner des Hinterlandes nicht, so wird er auch die Interessen der ihm unmittelbar unterstellten Strandbewohner nicht genügend wahrnehmen und vor allen Dingen die Regierung nicht in befriedigender Weise über die ihm zugewiesene Abtheilung unterrichten können, so dass Verwicklungen aller Art hievon die Folge sind.

Bevor ich nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen zur Schilderung der Reise zurückkehre, möge noch Folgendes über die von mir gewählte Darstellungsform erwähnt werden:

Gerne hätte ich meine Beobachtungen über Land und Leute zu einem einzigen Gesammtbilde vereinigt; aber die Zeit hiefür ist noch nicht gekommen, und es ist vorläufig nicht wohl möglich, das Allgemeine aus den bekannten Einzelheiten abzuleiten, um so weniger, als auch die bestehende Literatur kaum hiefür Brauchbares bietet. Augenblicklich erscheint dem Beobachter in den verschiedenen Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung noch ein buntes Mosaïk, und wer alles hierauf Bezügliche zusammenfassen wollte, würde die einzelnen Bausteine aus ihrem Verbande rücken und nothwendig zur Darstellung eines unrichtigen Gesammtbildes gelangen. Man kann nicht die Bevölkerung als Ganzes beschreiben, nicht einmal die Bergbewohner einerseits, die Strandbewohner andererseits als gleichwerthige Gruppen behandeln; denn bereits unter ihnen giebt es zahlreiche, lokale Verschiedenheiten. Die bergbewohnenden Alfuren des nördlichen und südlichen Seran zeigen sogar innerhalb des Gebietes der Kakeanisten schon mancherlei Unterschiede in ihren Gewohnheiten, und bei der Strandbevölkerung beider Küsten finden wir dasselbe in noch weit höherem Maasse — gar nicht zu reden von den östlicher gelegenen Theilen der Insel.

Aus solchen Gründen habe ich es für angezeigt gehalten, meine Beobachtungen an der Hand des Reiseberichtes dort zu geben, wo ich sie gemacht, wobei ich selbstverständlich zur Vermeidung ermüdender Wiederholungen das Gleichwerthige in enger abgegrenzten Gebieten zusammentasste oder Aehnliches aus entfernteren Gegenden zum Vergleiche heranzog. So hoffe ich jede Mittheilung gut lokalisirt und dabei innerhalb kleinerer Kreise bis zu einem gewissen Grade abgerundet zu haben. Auch bei Buru werde ich mich derselben Darstellungsweise bedienen.

---

2. HATUSUA UND BENACHBARTE DÖRFER.

Am 16ten Februar nachmittags langte ich in Begleitung des Residenten vor Hatusua, dem jetzigen Wohnorte des Posthalters der Abtheilung Kairatu an, welche

letztere ihren Namen nach dem ein wenig südöstlich von Hatusua gelegenen Stranddorfe trägt; denn hier war jener Beamte früher stationirt, bis die Bevölkerung des Ortes im Jahre '87 in Folge einer Pockenepidemie grösstentheils zu Grunde ging. Die Fahrt hatte von Ambon aus, welches wir in der Frühe desselben Tages mit dem Regierungsdampfer verlassen, 7 St. 40 M. in Anspruch genommen. Das Schiff musste in ziemlich grosser Entfernung vom Lande den Anker auswerfen, weil die Küste nicht nur hier, sondern auch im Innern der Pirubai und rings um Huamual fast überall von weit ausgedehnten, flachen Korallenbauten umgeben ist, so dass grössere Fahrzeuge sich ihr nicht nähern dürfen und an vielen Orten nicht einmal die kleinsten Prauen bei niedrigem Wasserstande bis auf Büchsenschussweite herankommen können. Das unbedeutende Dorf, welches derzeit 480 Einwohner zählte, liegt auf einem weit ausgedehnten, flachen Küstensaume im Grünen; im Hintergrunde ragt eine hohe Waldung und weit landeinwärts ein Gebirge von 500—800 m. Höhe empor.

Instruktiv ist der Blick von hier auf Ambon; denn bei klarem Wetter übersieht man ganz Hitu vom Tandjung Hunimua im *N O* bis zum Tj. Assilulu, gegenüber den Pulu Tiga, im *S W* jener Insel. Der Salhutu, dessen höchste Spitze vom Dorfe aus *S* 12° *W* gelegen ist, zeigt dann zahlreiche, vom Gipfel zum Meere herabführende, tiefe Schluchten, welche durch dunkle Schlagschatten markirt sind und eine Reihe von Nebenspitzen aus der flachkegeligen Gebirgsmasse herausmodellirt haben. Zu ihnen gehört auch der bereits früher erwähnte G. Setan. Weiter in *S W* wird deutlich der zweigipflige Wawani sichtbar, dann Tj. Sial, die Südspitze der Halbinsel Huamual, welche letztere man ebenfalls zum grössten Theile überblickt; davor hebt Pulu Kasa sich kaum über den Meeresspiegel heraus, während nördlich von dieser Insel die Südspitze von Pulu Babi und gleich dahinter das niedrige Gebirge von Kaibobo folgt, dessen dreiseitig zerschnittene Höhen leicht die unrichtige Vorstellung einer vulkanischen Landschaft hervorrufen.

Die Landung war bald bewerkstelligt, und da der Resident sich erst seit kurzem in Ambon befand, so wurden ihm in Hatusua diejenigen Empfangsfeierlichkeiten zu Theil, welche beim ersten Besuche eines Beamten dieses Ranges gebräuchlich sind. Ein buntes Bild wartete unser. Vor der üblichen Ehrenpforte am Strande fiel zunächst eine Reihe von Mitgliedern der *saniri* in ihrer bereits beschriebenen Kleidung auf, sodann eine Anzahl von Regenten verschiedener Stranddörfer, nach Art ihrer ambonschen Amtsgenossen in die Tracht der dortigen Christen oder Mohammedaner gekleidet und zum Theil mit grellfarbigen Schirmen (*pajong*) versehen, welche diesen Leuten für im Amte erworbene Verdienste ertheilt werden und bei ihnen etwa den Werth unserer Ritterorden haben. Es giebt deren drei verschiedene Klassen, von denen die 1te gelb, die 2te weiss und die 3te blau ist; ferner gehört zu diesen

Abzeichen noch das Recht, einen Wimpel zu führen, dem ein entsprechend gefärbtes Stück Zeug hinten angenäht ist, dort wo jener an der Stange befestigt werden muss. Mehr als durch diese Würdenträger wird aber der Blick durch eine Gruppe von Alfuren gefesselt (Taf. 11, Fig. 2), welche unter Begleitung von Tifa und Gong ihren Tjakalele am Ufer aufführen.

Es sind schlanke, elastische Gestalten, welche ausser dem schmalen Lendenschurze nur noch ein buntes Kopftuch als Kleidung tragen, während sie in der Linken einen langen, schmalen Schild oder ein Gewehr, in der Rechten ein schwertartiges Messer nach dem Takte der Tanzweise schwingen. In Ringe am linken Oberarme haben sie Büschel von *Croton* gesteckt (hier *kadihu* genannt), welche bis zur Mitte des Oberschenkels oder gar bis zum Knie herabhängen, und einzelne haben eine bunte Perlenschnur über die rechte Schulter und von dort unter den linken Arm durch gelegt, so dass sie sich schräg über die Brust hinzieht; selbstredend besitzen sie alle die Tatuirung des Kakean-Bundes. Die weiteren Einzelheiten betreffs der erwähnten Waffen und Kleidungsstücke der Alfuren, welche aus Taniwel, einem Stranddorfe der Nordküste, abkünftig waren, mögen an dieser Stelle übergangen werden, da sie später im Zusammenhange mit den bei den Bergbewohnern gemachten Beobachtungen geschildert werden sollen.

Im Dorfe selbst gesellen sich andere Tjakalele-Tänzer hinzu, halbwüchsige Knaben der christlichen Einwohnerschaft, welche den von ihren Stammesgenossen und Vorfahren abkünftigen Reigen nach ambonscher Weise in bunter Kleidung aufführen. Bei der Wahl ihrer kurzen Hosen und Jacken scheinen sie die rothe und gelbe Farbe besonders zu lieben; bunte Kreuzbänder ziehen sich über die Schultern, und auf den Kopftüchern haben sie einen hoch aufragenden, schlanken Federschmuck befestigt. Dies und die ansehnliche Länge ihrer bunten Schilde bringt uns, im Vergleiche mit der auf Ambon und den Uliassern gebräuchlichen Tracht, sogleich in Erinnerung, dass wir uns an einer der Ursprungsstätten des auf genannten Eilanden noch weiter umgemodelten und entarteten Tjakalele befinden.

Endlich sehen wir uns vor der Wohnung des Posthalters noch durch eine Anzahl von Mädchen aufgehalten (Taf. 10), welche in einer doppelten Reihe aufgestellt sind und beim Klange der genannten Instrumente langsam vor den Ankömmlingen rückwärts weichen, während sie mit Armen und Händen die bekannten, auch beim Menarie gebräuchlichen Bewegungen ausführen. An der Spitze dieser *djudjaro's* stehen zwei besonders ausgezeichnete Mädchen, die sogenannten *kapala djudjaro's*, welche nicht nur jetzt je eine Reihe von Tänzerinnen anführen und sich von allen anderen durch ihre besondere Tracht unterscheiden, sondern überhaupt bei sämmtlichen Festlichkeiten den übrigen Mädchen vorstehen. Die Kleidung der Djudjaro's, welche althergebracht, aber augen-

blicklich bereits im Aussterben begriffen ist, verdient wohl eine nähere Beachtung.

Die Hauptschaar der Mädchen trägt einen braunen, mit blauen und weissen Querstreifen versehenen Sarong und eine kurze, blaue Jacke, ferner einen handbreiten, rothen Gürtel, welcher schräg von der linken Schulter unter den rechten Arm hindurchgelegt und mit zahlreichen, aus weissem Papier geschnitzten Figuren bedeckt ist (Taf. 22, Fig. 4). Diese, offenbar ein Ersatz für Spitzen und andere Verzierungen, zeigen keinen einheitlichen Charakter, scheinen vielmehr ganz willkürlich gewählt zu sein. Das Haar ist straff zurückgekämmt und hinten in einen Knoten (*konde*) geschlungen, um den herum ein Kranz von buntem Kattun und Wolle gelegt ist oder auch einzelne Silbernadeln eingesteckt sind. Nur junge Mädchen dürfen den Kranz geschlossen und die Nadeln sternförmig angeordnet tragen, während bei verheiratheten Frauen alle Verzierungen an der rechten Seite angebracht sind. Ein Taschentuch und vielleicht gar ein Fächer in der Rechten vervollständigen den Anzug, zu dem sich dann noch je nach Umständen eine mehr oder minder grosse Zahl von Armringen (Taf. 22, Fig. 6—10) gesellt, welche reihenweise übereinander am Handgelenke getragen werden und fast immer von Silber sind. Die meisten dieser Ringe lassen durch wellige Biegung oder schuppenartige Verzierung eine Nachahmung der Schlangenform erkennen, und eine goldene Schlange als Armband muss auch stets im Brautschatze vertreten sein. Die Zähne der Mädchen sind, alfurischem Brauche gemäss, an den Spitzen gerade abgefeilt, eine Operation, welche durch Schaben mit Steinen in 3—4 Stunden ausgeführt wird, sobald das Mädchen heirathsfähig geworden ist, wobei dann die Alfuren grosses Fest zu feiern pflegen. Auch bei den Dorfbewohnern von Ambon und den Uliassern hat sich diese Behandlung der Zähne noch erhalten [1]).

Die Kapala-djudjaro's zeichnen sich vor den übrigen Mädchen zunächst dadurch aus, dass sie einen gewöhnlichen, bunten Sarong und eine weisse Jacke tragen, während unter letzterer noch eine breite, weisse, mit Spitzen und schellenartigem Blech besetzte Schärpe an einer Seite hervorhängt; ausserdem haben sie sich statt des Gürtels einen rothen Brustlatz (Taf. 22, Fig. 5) umgelegt, welcher mit seinen zwei langen Enden jederseits über die Schultern geschlagen ist und über den Rücken herabfällt. Dieser *salendang* ist mit weissen Litzen, blauen Perlen und zierlich gearbeiteten Silberplättchen benäht, 50 cm. lang und vorne 12 cm. breit; er wird, gleich der ganzen, hier beschriebenen Kleidung, auch auf Saparua bei Hochzeitsfeierlichkeiten getragen, ist aber nicht immer roth; ich sah ihn vielmehr auf genannter Insel auch in gelber und blauer Farbe. Mehr modern

1) Vgl. Riedel pag. 7b. — Nach Riedel wird die Operation auf Seran kurz vor dem Eintritte der *menses* vorgenommen (p. 187); doch wird das Mädchen alsdann schon als heirathsfähig betrachtet (p. 188). — Sieh ferner van Hoëvell, l. c. pag. 33.



ist eine silberne, 10 cm. lange Zitterblume (*bunga gojang*. Taf. 22, Fig. 3), welche eine der Kapala-djudjaro's als Haarschmuck besass, bestehend aus einer Nadel, an der 2 rundliche Platten horizontal befestigt sind, um an kleinen Ketten dreiseitige Blechstückchen zu tragen; die alte Form ist statt dessen nur Pflanzenmark (*papatjeda*), welches auf Kupferdraht angebracht wird.

Zur Empfangsfeierlichkeit trugen ausserdem die beiden Führerinnen der Mädchen in ihrer rechten Hand, gleichzeitig mit dem unvermeidlichen Spitzentaschentuche, noch einen ganz besonderen, aus Federn hergestellten Schmuck (Taf. 23, Fig. 5). Derselbe ist im ganzen etwa 50 cm. lang, wenn man in der Stellung, in welcher er getragen wird, den Abstand zwischen seinen beiden äusserten Enden misst, und besteht aus einem Stocke, an den bunte Federn in geschmackvoller Farbenzusammenstellung festgebunden sind. Darunter befinden sich kleine, weisse, rothe und grüne Federn von Papageien und vom Kakadu, sowie einzelne grössere, orangefarbene aus dem Schopfe des letztgenannten Vogels; ausserdem hängt an der Basis ein dichter Büschel von Casuarfedern herab, und oben endigt der Stab mit zwei langen Hahnenfedern; endlich sind an die Spitzen dieser sowohl als an diejenigen der Casuarfedern einzelne kleinere Federn angebunden, welche wiederum von Papageien und vom Kakadu oder auch allein von ersteren genommen werden. Diese Zusammenstellung ist keine willkürliche; auch der Kopfzierrath der christlichen Tjakalele-Tänzer ähnelte ihr, und dass derselben eine alte Ueberlieferung zu Grunde liegen muss, lehrt schon der Vergleich mit dem aus Federn hergestellten Kopfschmucke der Alfuren, welcher uns später beschäftigen wird.

Die Häuser von Hatusua und benachbarten Dörfern sind denjenigen der Uliasser gleich gebaut und in der Regel sehr ärmliche Wohnungen mit drei Abtheilungen, welche als Küche, Wohn- und Schlafraum dienen, mit Wänden von Gabba-gabba und Atappdach, fast stets ohne Fenster (angeblich aus Furcht vor den Alfuren) und ohne Veranda — wenngleich aus leicht ersichtlichen Gründen diejenigen von Regenten und etwaigen Lehrern hievon eine Ausnahme machen, indem sie sich den besseren Dorfswohnungen Ambons nähern. Früher wurden sie allgemein von den Wegen durch niedrige, aber ganz geschlossene Zäune aus Gabba-gabba abgeschlossen, welche wiederum mit einem schmalen Atappdache versehen waren; aber unter dem Einflusse der Beamten sind diese Einfriedigungen mehr oder minder vollständig durch lebende Hecken ersetzt, wodurch die ganzen Ansiedelungen ein weit freundlicheres Äussere erhalten haben. Von Piru, im Innern der gleichnamigen Bai, bis Paulohi am westlichen Ufer der Bucht von Elpaputi ist übrigens der allgemeine Charakter der Dörfer und ihrer Bewohner ein so gleichartiger, dass sie hier wohl gemeinsam betrachtet werden dürfen. Nur machen die

Mohammedaner, welche in Latu und benachbarten Orten, also im *SW* der letztgenannten Bai und gegenüber der *NO*-Ecke von Saparua, wohnen, in ihrer Kleidung selbstredend eine Ausnahme.

Das wichtigste Gebäude eines jeden Ortes ist dasjenige, in welchem die Versammlungen der Gemeinde abgehalten werden, der sogenannte *baileo* [1]), und dieser war besonders in Piru mit einem gewissen Aufwande errichtet, weswegen er von dort beschrieben werden möge. Das Rathhaus des genannten Dorfes (Taf. 24, Fig. 1) ist ein grosser, bereits 1834 gebauter Schuppen, mit hohem, spitzem Atappdache und über dem Erdboden gelegener Flur, zu der man auf einer 1½ m. hohen Treppe (*a*) hinansteigt. Seitenwände fehlen; nur ist statt deren eine niedrige Brüstung von Atapp (*b*) rings herum angebracht. Das Dach wird von dicken, vierseitig behauenen und von der Erde heraufreichenden Balken (*c*) getragen, deren an jeder Querseite drei stehen, wozwischen noch je zwei an den Längsseiten. Ueber der aus gespaltenen Pinangstämmen hergestellten Flur liegt in der Mitte, der Länge nach, noch ein vierseitiger Balken (*d*); es ist dies der Sitzplatz für die Priester und die im Kriege anführenden *kapitans*. An einer der Längsseiten befindet sich ferner eine breite, ebenfalls mit Pinang belegte Pritsche für den gemeinen Mann (*e*), und an ihr sind einzelne, rundlich ausgehöhlte Halter für Dammer-Fackeln angebracht. Diese werden durch Feuer entzündet, welches in einem vierseitigen, mit Sand gefüllten Holzkasten inmitten der Versammlung unterhalten wird. Ueber den vertikalen Hauptstützen des Gebäudes liegen dort, wo man nach unserer Bauart eine Decke erwarten würde, nur einige Querbalken (*f*); welche aber wiederum vier aufrecht stehenden, dünneren Pfeilern (*g*) zur Stütze dienen. Letztere sind ebenfalls vierseitig, aber auf jeder der vier Seitenflächen kunstvoll mit schönen Arabesken, welche nach oben in eine Spitze auslaufen, verziert; sie tragen nahe unter der Firste des Hauses einen kleinen Boden (*h*), und darüber sieht man, an Stützen des Daches aufgehangen, drei menschliche Schädel (*i*), wogegen ein vierter an der östlichen Seitenwand des Daches seinen Platz gefunden hat. Gegenüber, im Westen, ist noch ein zweiter Zugang zum Gebäude vorhanden, während die Haupttreppe nach Süden und der Seeseite zugekehrt liegt. Einzelne grosse Exemplare von Muscheln (*Cassis cornuta Linn.* und *Triton*) liegen am Boden umher, zu Trompeten eingerichtet, um die Leute zur Versammlung herbeizurufen. Ausser den bereits erwähnten Pfeilern ist noch das Aussenende des über die Flur gelegten Mittelbalkens geschnitzt (Fig. 1[b]) und vor allem das obere Ende der Treppe (Fig. 1[a]). Weder diese Schnitzarbeiten noch den als Sitzplatz dienenden Balken trifft man aber sonst in den Baileo's an, und vielleicht ist die Ursache

---

1) Es entspricht dies offenbar dem *bale* von Sumatra, welches auch ganz ähnlich gebaut ist.

hiefür in dem höheren Alter dieses soliden Bauwerks von Piru gelegen. Dass die Flur mit einer Reihe von Bambuspfählen unterlegt ist, welche wiederum durch zahlreiche, vertikale Stützen (*k*) getragen und mit den Hauptpfeilern des Gebäudes verkoppelt sind, dass ferner auch der Dachrand an den Seiten noch durch einige dünnere, von der Flur aufragende Pfähle gestützt wird, ist theils selbstverständlich theils unwesentlich. Vereinfacht, und oftmals kleiner, findet man ein solches Gebäude in allen Stranddörfern und bekanntlich auch auf den Uliassern wieder.

Dazu gehört indessen noch ein sogenannter *batu pamali* (*l*), ein stets flacher Opferstein, welcher etwa 1 m. Durchmesser besitzt, übrigens von unregelmässiger Form ist und auf einem etwa ½ m. hohen Unterbau von beliebigen anderen Steinen horizontal, ausserhalb des Baileo aufgestellt wird. In Saparua wird allgemein [1]) behauptet, dass man an der Lage des heiligen Steins, den zu verletzen die Leute eine grosse Scheu haben, erkennen könne, ob die zugehörigen Dörfer dieser Insel ursprünglich zu den Pata-siwa oder zu den Pata-lima gehörten, je nachdem sich nämlich jener an der See- oder an der Landseite des Rathhauses befinde. Auch sagte man mir, dass die Farbe der Bootsegel bei beiden Stämmen verschieden sei, bei den einen dunkelbraun, bei den anderen dagegen weiss; doch fand ich die betreffenden Angaben auf Seran nicht bestätigt.

Was die Lage des Steins betrifft, so ist diese in den verschiedenen Dörfern der Pata-siwa von Seran sehr verschieden. Er befindet sich an der Seeseite in Piru, Etti und Waisamu, nördlich von Hatusua, dagegen an der Landseite in Rumakaï; endlich trifft in Hatusua und Paulohi weder das eine noch das andere zu, da hier der Batu pamali seitlich vom Baileo aufgestellt ist. Nach langem, vergeblichen Fragen erfuhr ich schliesslich in Paulohi, dass der Stein stets dem Aufgange der Sonne zugewendet sei. Leider konnte ich den Werth dieser Angabe späterhin nicht mehr überall controliren, aber in Hatusua liegt der Batu pamali in der That nach Osten gekehrt, in Paulohi nach *N O* und in Piru, wenn ich nicht irre, nach *S O*; es scheint somit in der That nach obiger Angabe bei der Aufstellung des Steins gehandelt zu sein, wobei es nicht zu verwundern ist, wenn die Leute die erforderliche Himmelsrichtung nicht immer genau innehielten. Paulohi selbst weicht in diesem Sinne bereits ab, und lokale Umstände, Pflanzenwuchs etc., mögen die Ursache sein, weswegen man sich geringe Abänderungen erlaubte, um den Gegen-

---

1) Das ist auch vielfach in der Literatur angegeben. Sieh: Van Schmid, aanteekeningen, pag. 616; Van Ekris, Zending op Ceram, pag. 819 u. Kakian-Verbond, pag. 291; Ludeking, schets pag. 58; Van Hoëvell, Ambon, pag. 156. — Riedel (l. c. pag. 90) behauptet, dass auf Seran der Opferstein bei den Pata-siwa an der Seeseite liege, als Zeichen dafür, dass dieselben von auswärts gekommen seien. — Joest erwähnt die betreffende Lage des Steins auch speciell für Seran, dürfte sich hiebei aber kaum auf eigene Beobachtungen stützen (Verh. Berl. Ges., pag. 67).



stand der Verehrung dem Lichte zuzuwenden. Sollte darin vielleicht der Ueberrest eines jetzt vergessenen Sonnencultus gelegen sein? [1])

Uebrigens scheint die Gewohnheit, den Batu pamali beim Baileo zu errichten, ursprünglich im Westen Serans gar nicht zu Hause zu sein; denn bei den Bergbewohnern von Kairatu liegt der Opferstein, so weit meine Erfahrungen reichen, niemals in der Nähe des Rathhauses, sondern an verborgener Stelle im Walde. Ich halte es nun nicht für unmöglich, dass die Angehörigen der Pata-siwa auf Ambon und den Uliassern von solchem Herkommen abwichen, weil auf den kleinen Inseln überhaupt keine hinreichend versteckte Plätze zu finden waren, und dass dann später die ambonsche Sitte auf die Küstendörfer des südwestlichen Seran überging. Bei dem regen Verkehre, welcher zwischen diesen und den Bewohnern von Ambon und den Uliassern herrscht, könnte das kaum befremden, sowie es andererseits erklärlich ist, dass der Brauch sich nicht auf die Nordwestküste Serans ausdehnte [2]). Die Unterscheidung der Pata-siwa und Pata-lima nach der Lage des Batu pamali könnte aber, falls die Hypothese richtig ist, auf den genannten, kleineren Eilanden späterhin eingeführt oder erfunden sein.

Schädel sind in den meisten Baileo's der Strandbewohner dieser Gegend nicht mehr anwesend; [3]) sie werden vielmehr, aus älterer Zeit abkünftig, im Walde in einem heiligen Hause bewahrt (dem *ruma pamali*). Früher musste stets ein frisch abgeschlagener Kopf vorhanden sein, wenn ein Rathhaus gebaut oder gedeckt wurde, und um ihn herum pflegte man dann einen Tanz aufzuführen, den die Leute *mako* oder auch *karori* nennen. Letztere Bezeichnung findet sich bei den meisten Pata-siwa und vor allem an der Nordküste West-Serans, woselbst ich später Gelegenheit hatte, diesen Tanz selbst mitzumachen, freilich nicht um einen erbeuteten Kopf; denn derselbe Reigen wird auch nach Anlass anderer Festlichkeiten ausgeführt. Statt des Schädels pflegt man aber jetzt eine Schüssel zu nehmen, welche dann ebenfalls, sowie es früher mit jenem geschah, nach dem Feste im Baileo aufgehangen wird.

Offenbar ist dies ein Opfer für die im Versammlungshause weilenden Geister der Verstorbenen, wie auch aus folgenden Einzelheiten hervorgeht, welche ich in Makariki erfuhr. Dort werden bei grossen Festlichkeiten, zu denen auch wiederum das Decken des Baileo oder eine Reparatur seines Daches gehören, zwei Leute zu Vorstehern erwählt, welche *malessi* [4]) heissen. Diese geben einen Hund zum Geschenke, welcher unter einem Waringin (*Ficus benjamina L.*) todtgeschlagen wird.

1) Dies wird mir um so wahrscheinlicher, als van Doren von den Alfuren berichtet: „sie beten Sonne, Mond und Sterne zu bestimmten Zeiten an" (Fragmenten I, pag. 170).

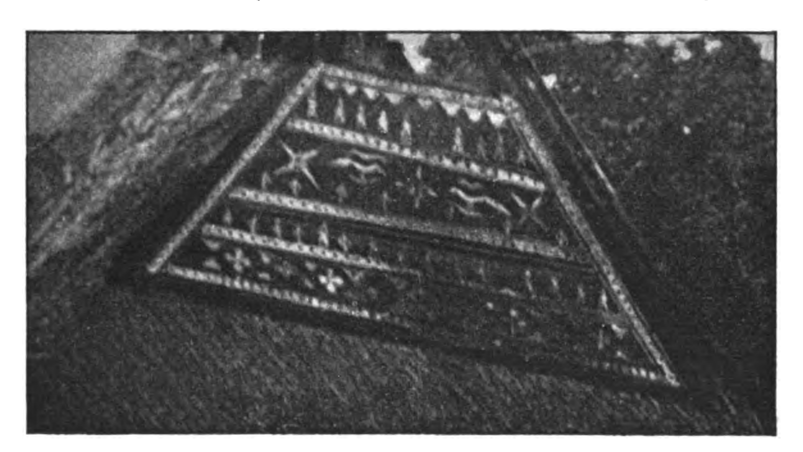
2) In Wahaï ist allerdings wieder ein Batu pamali beim Baileo vorhanden (Boot, l. c. pag. 1202).

3) In van Doren's Zeit waren diese Baileo's noch reich an Schädeln (Fragmenten I, pag. 334).

4) Ueber *malessi* vgl. auch Willer, Boeroe, pag. 12.

Alsdann kocht man das Herz des Thieres in einem Bambusrohre, zerschneidet es, legt es auf Blätter, die als Teller Dienst thun, und steckt schliesslich das Ganze als Opfer für die Geister der Voreltern zwischen den Atapp des Baileo-Dachs. Ebenso wird auch in Amahei gehandelt (beide Orte gehören, wie erwähnt, zu den Patá-siwa-puti) und in früheren Zeiten dienten die erbeuteten Köpfe demselben Zwecke [1]).

Ausser dem Baileo für die Gemeinde giebt es an manchen Orten der Pata-siwa-hitam (ob überall, ist mir unbekannt) noch ein zweites, ähnliches und auch gleich benanntes Gebäude, welches ausschliesslich für die Kakeanisten bestimmt ist und diesen nicht nur als Versammlungsort, sondern auch als Schlafstätte dient, wenn sie nach gefeierten Festen [2]) noch länger im Orte verbleiben, um an der Küste Sagu zu klopfen oder anderen Beschäftigungen nachzugehen. Solche Häuser befinden sich unter anderen in Piru und in Hatusua. Einen heiligen Stein vermisst man bei ihnen; dagegen besitzt der betreffende Baileo in Hatusua eine andere Eigenthümlichkeit in einem dreiseitigen, bemalten Brette, welches an einer seiner Querseiten im Giebel, unmittelbar unter der Dachfirste, angebracht ist. Das Brett ist schwarz und mit weissen Figuren bemalt, welche in horizontalen Reihen angeordnet sind, der Art, dass letztere durch je einen zierlichen, weissen Streifen geschieden sind,



Giebel des Baileo in Hatusua.

wie ein solcher auch den Rand des ganzen Schildes umgiebt. Unter den Figuren der einzelnen Felder kommen zahlreiche rohe, menschliche Gestalten vor, ausserdem Vögel, Sterne und andere Gebilde, welche anscheinend Blumen darstellen [3]). Neben diesem Baileo steht das Haus eines Hohenpriesters der Kakeanisten, eines

1) An der Nordküste ist dies noch heute der Fall (vgl. unten).

2) Vgl. hierüber unten.

3) Solche Verzierungen werden auch an der Aussenseite der eigentlichen Kakeanhäuser, in denen die Aufnahme der neuen Mitglieder stattfindet, angebracht. (Vgl. van Schmid, Het Kak. Verbond, l. c. pag. 80).

maoïn besar, welches ganz ähnlich verziert ist; nur fehlen dem an ihm angebrachten Schilde die menschlichen Figuren. Als ich den Priester, einen zitternden, alten Greis, über die Bedeutung der Darstellungen befragte, erklärte er die Vögel für Möven, behauptete aber ferner nichts von dem Gegenstande zu wissen. Es ist indessen ganz offenbar, dass die genannten Bilder in mancher Beziehung mit den Tatuirungen übereinstimmen, welche man bei den Mitgliedern des Geheimbundes antrifft, und wenn der Maoïn nichts zu wissen vorgab, so ist dies wohl nur eine Folge des Umstandes, dass alles auf die Kakean-Gemeinschaft Bezügliche Fremden gegenüber in tiefstes Dunkel gehüllt bleibt. Das Wenige, welches ich selber über diese berüchtigte Verbindung gelegentlich meiner Reisen erfuhr, werde ich später kurz zusammenfassen.

Schliesslich finden sich ausser den beiden oben beschriebenen Baileo's noch andere in grösserer Zahl in den Dörfern, je einer für eine *soa*, und in Hatusua gab es deren fünf. Sie sind nichts anderes als kleine, an den Seiten offene Schuppen, mit einem über dem Boden erhabenen Sitzplatze, welche den Mitgliedern der betreffenden Soa als Versammlungsort dienen. Das Bauen steinerner Häuser darf bei den Pata-siwa nur gegen Entrichtung einer Abgabe an den Kapala-saniri geschehen; allein Kirche, Schule und Regentswohnung machen hievon seit 1886 eine Ausnahme, da sie auf einer in jenem Jahre abgehaltenen, grossen Versammlung der Alfuren (*saniri*) von der Steuer freigestellt wurden. Auch durfte früher kein Kalk auf der Insel gebrannt werden.

Die Strandbewohner zwischen Piru im Westen und Paulohi im Osten sind mittelgross, schlank und kräftig gebaut, von dunkelbrauner Hautfarbe, ausnahmsweise so dunkel, dass sie fast an einen Neger erinnern, beinahe alle kraushaarig, und zwar ist das krause Haar entweder negerartig, wollig und widerspänstig, mit einem Stich ins Braune, oder schwarz und glänzend, wie bei den Malayen und dann stark gewellt und hinten lockig. Sie haben hervorstehende Backenknochen, zeigen starken Prognathismus und eine breite, im Profil concave Nase, deren grosse Oeffnungen von vorne sichtbar sind; die wulstigen Lippen werden bei den Männern von einem spärlichen Barte bedeckt, und nur selten nimmt man einen kurzen Backenbart wahr; das Kinn ist, von vorne gesehen, spitz. Ausnahmsweise ist das Gesicht minder breit, und schien es mir, als ob die längliche Form besonders bei glatthaarigen Individuen angetroffen werde; doch herrschen papuanische Gesichtszüge ganz entschieden vor [1]).

1) Ribbe's Ausspruch, dass die Malayen „die Stammeltern der jetzt am Strande der Molukken wie auch auf Seram lebenden Bevölkerung" seien (l. c. pag. 130), ist in dieser allgemeinen Fassung sicherlich falsch. — Virchow untersuchte Schädel aus einem Stranddorfe der Südwestküste und kam zu dem Resul-

Die Männer tragen ihr langes Haar bisweilen in einem einfachen Knoten, den sie nach Art unserer Frauen am Hinterkopfe feststecken; in der Regel aber wird dasselbe hinten etwas verschnitten, so dass es nur bis zum Nacken herabreicht, und nun einfach zurückgestrichen. Damit diese Tracht aber nicht hinderlich bei ihren Bewegungen sei, halten die Leute das Haar auf verschiedene Weise zusammen. Manche bedienen sich dazu eines Kammes von Schildpatt, den die Strandbewohner selbst verfertigen, und welcher im allgemeinen den Haarkämmen unserer kleinen Mädchen ähnelt (Taf. 22, Fig. 1). Er misst von vorne bis hinten 19 cm. und wird horizontal getragen, der Art, dass die beiden äusseren, zinkenfreien und rundlich ausgeschnittenen Enden (1c) vorne über die Ohren hervorstehen. Mittelst eines Blechstreifens werden die beiden Hälften, aus denen ein solcher Kamm verfertigt ist, hinten in der Mitte verbunden (1a), und ähnliche Blechstücke bringt man ausserdem jederseits nahe den vorderen Enden (1c) als Zierrath an. Der Werth des Gegenstandes beträgt 2 bis 2½ Gulden, für den armen Strandbewohner also immerhin ziemlich viel, und hierin ist auch einer der Gründe gelegen, weswegen die Tracht mehr und mehr abkommt, besonders da es jetzt auch den gewöhnlichen Dörflern erlaubt ist, die Haare kurz zu schneiden, während dies früher nur den Mitgliedern der Regentenfamilien gestattet war. Vermuthlich hängt diese Wendung mit der grösseren Ausbreitung des Christenthums zusammen. Falls aber die Leute, und es sind dies meist die älteren unter ihnen, das Haar nicht kurz halten wollen, so nehmen sie beim Mangel eines Kammes als Ersatz vegetabilische Streifen. Meist besteht ein solcher aus Bambus; bisweilen wird er auch von einem Blatte verfertigt und dann hin und wieder mit kreuzweis durchgenähten, rothen Fäden verziert, oder er ist aus schmalen, gelb und schwarz gefärbten Blattstreifen zusammengeflochten. Einen solchen Kranz nennt man *lastara*; fehlt auch dieser, so begnügt man sich mit einem umgebundenen Tuche oder gar mit einem Riemen, welcher ursprünglich zum Leibgurt bestimmt war. Uebrigens wird ein Lastara bisweilen auch von Leuten getragen, welche ihr Haar in einen Knoten gebunden haben, so dass er alsdann lediglich als Zierrath dient.

Knaben gehen bis zum Alter von etwa 14 Jahren häufig ganz nackt, und die gewöhnliche Bekleidung der Männer besteht ausschliesslich in der bereits von den Uliassern beschriebenen Sackhose, welche über den Hüften zusammengebunden wird und vielfach schon oberhalb der Kniee endigt (Taf. 13). Ausserhalb Hatusua ist es eine grosse Ausnahme, wenn der Mann an gewöhnlichen Tagen neben dieser

---

tate: „dass die Ceramesen in ihrer Hauptmasse keine Papuas sind, dass sie sich aber auch von den eigentlichen Malayen unterscheiden" (Alfuren-Schädel, pag. 85). Ich glaube betonen zu müssen, dass es sich hier um die Schädel von Strandbewohnern handelte, welche ohne Zweifel gemischt sind, und dass das Resultat der Untersuchung Virchow's nicht ohne weiteres auf die Bergalfuren übertragen werden darf.

Sackhose noch eine kurze Jacke benutzt, obwohl man dies in genanntem Orte bisweilen sieht. Als einzigen und obendrein noch seltenen Zierrath fand ich bei der männlichen Bevölkerung kleine, zinnerne Ohrringe, von der Grösse, wie sie von unseren Schiffern getragen werden.

Fast jedermann ist tatuirt, und zwar, wie behauptet wird, auch unter den Christen, wenngleich diese die Zeichen gerne unter einer Jacke verbergen, so dass dies Kleidungsstück besonders aus genanntem Grunde in Hatusua in Ehren stehen soll. Die Tatuirung, welche von blauer Farbe ist, wird am häufigsten links auf der Brust angebracht, demnächst zwischen Schlüsselbein und Achsel, seltener an Armen und Oberschenkel, nur ausnahmsweise auch auf dem Rücken. Zahl und Anordnung der Figuren ist einem sehr grossen Wechsel unterworfen, ebenso ihre Zeichnung; doch herrscht die Kreuzform vor allen anderen vor. Dieselbe ist entweder durch Linien oder durch Punktreihen dargestellt, oder auch durch Combination von beiden; oft ist ein einzelnes Kreuz die ganze Tatuirung, und selten ist dieselbe so ausführlich wie an den beiden von mir gezeichneten Individuen (Taf. 26, Fig. 9 u. 10). Wie letztere zeigen, gesellen sich zu dem Kreuze noch Sterne, rautenförmige Figuren und Arabesken; nur ein einziges Mal beobachtete ich dagegen ein vierfüssiges Thier (Taf. 26, Fig. 12), über dessen Natur ich keine nähere Aufklärung erhalten konnte. Die Leute antworten, falls sie nach solchen Dingen gefragt werden, dass sie nichts wissen und dass die Zeichen ihnen vom Teufel gemacht seien [1]). Niemals sah ich bei den Frauen der Strandbevölkerung eine Tatuirung, obwohl diese im Innern dem weiblichen Geschlechte nicht immer fehlt. Auf andere lokale Verschiedenheiten werde ich später zurückzukommen Gelegenheit haben.

Sobald sich die Männer von Hause entfernen, führen sie ein grosses, schwertartiges Messer mit sich, den sogenannten *parang*, in der Landessprache als *totoï* bekannt (Taf. 26, Fig. 4—7). Dieser ist 70—73 cm. lang, wovon etwa 20 cm. auf den Griff kommen; seine Klinge verbreitert sich nach vorne und ist hier in eine dreiseitige Spitze ausgezogen, welche dadurch gebildet wird, dass der übrigens gerade Rücken vorne stumpfwinklig abfällt. An die leise convex gebogene Schneide schliesst sich hinten in der Nähe des Griffs ein kurzes, concaves und ungeschärftes Stück der Klinge an, eine sehr wesentliche Einrichtung; denn sie gestattet, das Messer auf den gekrümmten Unterarm oder über die Schulter zu legen, während die Hand den Griff umspannt hält, und erleichtert so die Mitführung der Waffe; auch können die Leute diese ohne Schaden zwischen Schulter und Kinn festklemmen,

1) Die Tatuirung ist bei der Aufnahme in den Kakeanbund gemacht. (vgl. später). Die Geheimnisse des Bundes zu verrathen, gilt aber als schwerstes Verbrechen bei den Kakeanisten und wird mit dem Tode bestraft; die Nennung des Teufels in obigem Falle geschieht ferner auf Befehl der Priester (vgl. Ludeking, schets pag. 78).

falls sie beide Arme bei ihren Handthierungen gebrauchen müssen. Die Klingen werden von Ambon bezogen, weil die Bewohner der Abtheilung Kairatu nicht zu schmieden verstehen; die in ihrer Form sehr wechselnden Griffe der Parangs fertigen sie aber selbst an.

Die gewöhnliche Kleidung der Frauen von Hatusua besteht wie auf den Uliassern in einem bunten Rocke (*sarong*), meist von rother oder blauer Farbe, nebst kurzer, auch oftmals blau gefärbter Jacke, wozu sich dann bei besonderen Gelegenheiten noch ein zweiter Rock gesellt. Die Haartracht und Festkleidung ist bereits oben beschrieben; ich vermag indessen über das Äussere aller Frauen ausserhalb Hatusua wenig zu urtheilen, da das weibliche Geschlecht sich bei Ankunft von Fremden ungemein zurückhält und sich vor ihnen wohl kaum in seinem gewöhnlichen Werktagsanzuge zeigt. In Kaibobo, welches wegen seiner eifersüchtigen Männerwelt und zahlreicher, der Frauen halber begangener Morde berüchtigt ist, sah ich zum Beispiel kein einziges erwachsenes Mädchen und nur sehr wenige Kinder dieses Geschlechts, während es von unnützen Buben in meiner Nähe wimmelte. Es ist mir deshalb auch fraglich, ob die Tracht der Frauen von Hatusua ebenfalls auf die übrigen Stranddörfer der betreffenden Gegend übertragen werden darf; denn genanntes Dorf ist gleichsam die „Residenz" der Abtheilung Kairatu und ahmt so viel möglich die Sitten und Gewohnheiten von Ambon und den Uliassern nach; ist doch sogar schon die ganz schwarze Tracht für kirchgehende Männer und Frauen, welche die Prediger auf den erwähnten Eilanden in bedauernswerthem Uebereifer eingeführt haben, hiehergedrungen!

Aus ähnlichen Gründen beobachtete ich während meines wiederholten Verbleibs in Hatusua nur wenige Gebräuche, welche der Erwähnung werth wären; dazu gehört das Begräbniss eines christlichen Kindes. Gleich nach seinem Ableben begann die Mutter in eintöniger, recitirender Weise ein Klagelied anzuheben, in welchem die guten Eigenschaften des Kindes gepriesen wurden, und setzte dies 24 Stunden lang bis zur Begräbnisstunde ununterbrochen fort, indem sie am Morgen nach dem Tode durch verschiedene andere Frauen darin unterstützt wurde. Die ganze Nacht hindurch hatte ich die Klage aus dem meiner Wohnung gegenüberliegenden Hause vernommen, so dass ich hiedurch schliesslich in einen unerträglich nervösen Zustand gerathen war. Kurz vor dem Begräbnisse wurden dann die Leute, welche das Grab gegraben, am Strande bei dem Sterbehause bewirthet; es waren dort auf Pinangblättern Portionen von Reis, Sagubröde, Fisch und Bananen für sie ausgebreitet. Im Hause und am Grabe sprach der einheimische Prediger, der *guru*, in würdiger Weise, und das Kind wurde einem feststehenden Gebrauche gemäss so in die Erde gesenkt, dass sein Kopf nach Osten, die Füsse nach Westen gekehrt waren. Nachdem endlich der Sarg mit Erde gedeckt und ein niedriger Grabhügel aufgeworfen,

pflanzte man da hinein *Croton* und *Plumeria acutifolia Poir*. Letztgenannter, aus Amerika stammender Strauch, mit grossen, lanzettförmigen Blättern und weissen Blüthen, welcher den einheimischen Namen *kambodja* trägt, findet eine allgemeine Verwendung auf Kirchhöfen, und ebenso der Croton, welcher bei keinerlei Freudes- oder Trauerfesten zu fehlen scheint. Seiner Benutzung beim Tjakalele wurde oben bereits gedacht; auch sah ich einmal in Hatusua, dass alte, betrunkene Weiber Büschel der Pflanze in den Händen trugen, als sie tanzend, unter Begleitung von Gong und ohrbetäubendem Kreischen, ein Familienfest feierten. Es war der Tag, an dem ein etwa 4 Monate altes Kind, der Sitte gemäss, zum ersten Male ins Freie getragen wurde. Bisweilen pflanzt man ferner in der Abtheilung Kairatu Croton um den Batu pamali, und auf Saparua versicherte man mich, wie schon erwähnt, dass dort dasselbe bei Steinen geschähe, auf denen an verborgenen Stellen geopfert wird; Croton ist ferner auf Saparua und benachbarten Inseln der beliebteste Festschmuck der Wohnungen [1]).

Nachdem die Pflanzen eingesteckt sind, je Eine zu beiden Enden des Hügels, wird dieser vorläufig mit Atapp zugedeckt; später errichtet man um das Grab einen niedrigen, etwa fusshohen Wall von Steinen, ganz wie auf Ambon gebräuchlich ist, während die Atappbedeckung nicht wieder erneuert wird und man auch das Wachsthum der Pflanzen der Fürsorge der Natur überlässt. Ein mit unregelmässigen, länglich-ovalen Steinringen bedeckter Platz, auf dem vielfach Croton und Plumeria umherstehen, beliebig gewachsen und beliebig über die ziemlich weite Fläche vertheilt — das ist das öde, von Verwahrlosung zeugende Bild, welches der Kirchhof von Hatusua darbietet. Vereinzelt verirrt sich zwischen die christlichen auch ein heidnisches Grab; eine irdene Schüssel, in der Scherben von Gläsern und Tellern sowie der Griff eines grossen Messers liegen, kennzeichnen genügend die Ruhestätte des Heiden. Woher er kam, weiss Keiner zu sagen.

Die Hauptnahrung der Strandbewohner besteht bekanntlich aus Sagu und Fisch. Freilich wird in Hatusua auch Reis auf trockenem Boden gebaut, ferner etwas Pisang, Bataten, Ubi (*Manihot utilissima Pohl.*), Kladie (*Colocasia antiquorum Schott.*) und verhältnissmässig viel Taback; die Erträge der Pflanzungen sind aber so gering, dass man in der Abtheilung Kairatu kaum Steuern erhebt [2]).

---

1) Ueber die Benutzung von Croton oder *kadihu* durch die Priester ist van Schmid zu vergleichen (Aanteekeningen, pag. 495). Hier ist *gadihoew* geschrieben.

2) Die Gegend ist hier gewiss sehr geeignet für Planzungen; aber es werden dafür kaum Arbeitskräfte zu bekommen sein. Wenn Moorrees die Bewohner der Stranddörfer fleissig (*nijver*) nennt, so ist das jedenfalls eine sehr optimistische Vorstellung, sowie auch seine Angaben über abbauwürdige Mineralien auf Seran der nöthigen Sicherheit entbehren (l. c. pag. 664 und 668). Für grössere Landbau-Unternehmungen sind meiner Ueberzeugung nach in dieser Gegend nur dann einheimische Arbeitskräfte zu bekommen, wenn durch den Posthalter ein Druck auf die Bevölkerung ausgeübt wird, was aber schwerlich die Zustimmung

Ausser den hiehergehörigen Inseln Manipa und Buano, werden nur noch die Händler mit Abgaben belastet, welche von anderen Gegenden des Archipels nach Seran kommen, um *tripang* (Holothurien), Schildpatt und Dammerharz zu erwerben.

---

3. DIE PIRUBAI UND HUAMUAL.

Von Hatusua aus, welches ich zunächst als Standquartier erwählt hatte, sollten in erster Linie die Ufer der Pirubai untersucht werden; denn da letztere tief von Nord nach Süd ins Land einschneidet, während aus mancherlei Gründen ein west-östliches Streichen der Gebirgsformationen vorausgesetzt werden durfte, so hoffte ich auf diese Weise am ehesten einen vorläufigen Einblick in den geologischen Aufbau Serans zu erhalten. Die zu genanntem Zwecke erforderlichen Seefahrten waren aber selbstredend vor allem von Wind und Wetter abhängig, und dürfte es daher wohl angezeigt sein, einen kurzen Blick auf die Witterungsverhältnisse dieser Gegend zu werfen.

Bekanntlich herrscht in den Molukken von Mai bis September meistens der reguläre S O-Passat, im australischen Sommer dagegen ein N W-Muson, weil in dieser Jahreszeit die grosse Erwärmung im nördlichen Neu-Holland eine Auflockerung der Luft zur Folge hat, und somit daselbst ein Anziehungspunkt für die Luftmassen des nördlich vom Festlande befindlichen Meeres gebildet wird. Dieser N W-Muson dauert nun in den Molukken von November bis März; die Monate April und October sind die Zeiten des Passatwechsels (*kentering*). Es wehen aber an der Südküste Serans während des N W-Musons bisweilen auch W- und S W-Winde, welche letztere stürmisch zu sein pflegen; ebenso kommen zur Zeit des S O-Musons nicht selten O-Winde vor; der Kürze halber werden beide Passate im gewöhnlichen Leben einfach als West- und Ost-Muson bezeichnet. Dieser weht ununterbrochen, Tag und Nacht hindurch, und an der Südküste Serans steht in der betreffenden Jahreszeit in der Regel eine so gewaltige Brandung, dass Fahrten in Segel- oder Ruderböten kaum auszuführen sind [1]); der West-Muson dagegen weht hier meistens nur über Tag, während es nachts, morgens früh und gegen Abend ruhig zu sein pflegt. Deswegen lassen sich auch während seiner Herrschaft Küstenfahrten in beliebiger Richtung unter Zuhilfenahme der Nachtstunden

---

der Regierung erwerben dürfte. Es ist ein derartiges Verfahren ohnehin dringend abzurathen, da die Bewohner des Innern sich bei solchen Maassnahmen aus Furcht noch mehr von Holland zurückziehen würden, als sie es jetzt bereits thun; denn sie sind über die Vorgänge am Strande stets gut unterrichtet.

1) Vgl. auch Ribbe, l. c. pag. 158.

ausführen, und sind die Monate November bis März als die beste Zeit für Reisen in der betreffenden Gegend zu bezeichnen.

Da beide Passate übers Meer streichen und sich ihnen nun auf Seran ein hohes Gebirgsland in den Weg stellt, so bringen sie auch beide Regen an; aber selbstredend scheidet das Gebirge, welches von West nach Ost durch Seran zieht, die Niederschläge; während die Windseite ihre Regenzeit hat, ist die Gegend, welche an der Leeseite, im Windschatten der Höhen, liegt, trocken. Deswegen hat die Nordküste des Eilands ihre Regenzeit während der Dauer des N W-Passats, die Südküste während derjenigen des S O-Passats — allerdings mit einer Ausnahme, welche auf den ersten Blick sehr befremdlich erscheint; denn während sich Hatusua und der ganze östlich von dort gelegene Küstenstrich in der Regenzeit befindet, ist die Gegend von Kaibobo, das Innere der Pirubai und Huamual, bis zum Tandjung Sial, trocken. Das Reispflanzen, welches bekanntlich in der Regenzeit geschehen muss, wird aber in diesen Gegenden im December und Januar vorgenommen, also in derselben Zeit, in der auch die Nordküste Serans ihre Regenzeit hat; in Hatusua, welches nur ein wenig südöstlich von Kaibobo liegt, pflanzt man dagegen schon den Reis im Juni und Juli. Somit schliesst sich Huamual und die Küstenlinie im Innern der Pirubai bis Kaibobo betreffs der Vertheilung von Regen- und Trockenzeit nicht an die südliche, sondern an die nördliche Hälfte Serans an. Die Erklärung hiefür glaube ich durch Zuhilfenahme der Gestaltung des Bodenreliefs von West-Seran und der südlich von ihm gelegenen Inseln geben zu können:

Die Feuchtigkeit, welche der S O-Passat anbringt, wird im Westen durch das hohe Gebirgsland von Ambon aufgefangen, und Huamual liegt alsdann im Windschatten dieser Insel, verhält sich also zu Ambon ebenso wie die Nordküste Serans zu seiner Südküste. Gegenüber Hatusua und dem östlich sich anschliessenden Küstensaume können aber die Uliasser nicht die gleiche Rolle spielen, da sie weit niedriger sind als Ambon und noch überdies durch breite Meeresstrassen von einander geschieden werden. Die Feuchtigkeit des S O-Musons wird also hier im Osten erst an der Küste Serans abgesetzt; dort aber stellt sich dem Passate im *N* und *N W* von Hatusua ein Höhenrücken in den Weg, welcher die Ebene von Hatusua begrenzt und bei Kaibobo einen Ausläufer bis unmittelbar ans Meer sendet. Dies ist der regenscheidende Gebirgszug, und da Kaibobo während des S O-Musons an der Leeseite gelegen ist, so hat es auch dann seine Trockenzeit.

Die umgekehrte Rolle spielt derselbe Gebirgszug während der Dauer des N W-Musons; denn die schmale Brücke, welche Huamual mit der Hauptmasse Serans verbindet, trägt sehr niedrige Berge, an denen der Niederschlag nur zum geringen Theile stattfinden wird, während die Feuchtigkeit sich weiterhin an dem zwi-

schen Piru und Kaibobo gelegenen Gebirge absetzt, so dass also Hatusua trocken bleibt. Dass sich im übrigen Huamual und auch Buano im West-Muson gleich der Nordküste Serans in der Regenzeit befinden, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Es lassen sich demnach die obigen Betrachtungen dahin zusammenfassen, dass Ambon und die Uliasser sowie die Südküste Serans, von Kaibobo an ostwärts, ihre Regenzeit im Ost-Muson haben, die Nordküste Serans dagegen und Buano, gleich einem Theile der Südküste, von Tandjung Sial ab bis nach Kaibobo, im West-Muson. Dass ferner Nord- und Süd-Buru sich im wesentlichen ebenso zu einander verhalten müssen, wie die Nord- und Südküste von Seran, ist von vornherein einleuchtend [1]).

Da es noch Februar war, so konnte eine Untersuchung der Pirubai nach Vorstehendem recht wohl stattfinden; doch mussten wir uns gleichzeitig auf manches Regenschauer gefasst machen, als wir uns in der Frühe des 19ten dieses Monats an Bord einer sogenannten Orembai (Taf. 12) begaben, um mit ihr zunächst nach Kaibobo zu fahren.

Der Name *orembai* ist eine Verstümmelung von *orang baik*, so wie derselbe laut mir gegebener Versicherung auch in allen alten Vorschriften und Akten geschrieben steht, und wird aus der Zeit der berüchtigten Hongizüge hergeleitet, welche früher aus Handelsinteressen zur Vernichtung von Spezereibäumen unternommen wurden. Er bedeutet also so viel wie „gut Freund" [2]). Das Boot ist mit europaeischer Takelage, nach Art eines Schuners, versehen und besitzt in der Mitte zwischen beiden Masten eine kleine Kajüte mit flachem Dache. Vor und hinter ihr sitzen die Ruderer oder *musnaits*, zehn bis zwölf braune, tatuirte Gestalten der Strandbewohner, mit ihrer Sackhose und einem Kopftuch bekleidet, manchmal reich an Narben, oft mit Geschwüren oder mit Ichthyosis behaftet und stets sehr schmutzig. Nur bei schwerem Regen und in der Mittagshitze finden die Ruderer es nöthig, ihren Kopf mit dem bekannten, flachkegeligen Hute, dem *tudung*, zu bedecken; sie stehen unter dem Kommando eines Steuermanns, eines angeseheneren Bewohners von Hatusua, der aber von Segelstellung sehr wenig Begriff hat, und rudern sehr ungeschickt, kaum jemals genau im Takte. Dies kann bei den Seranesen überhaupt nur dann annähernd erreicht werden, wenn Musik-

---

1) Ueber Regenwahrnehmungen an der Südküste Serans sind zu vergleichen die „Meteorologische Waarnemingen in Nederlandsch-Indië", welche regelmässig von S. Figee in „Natuurkundig Tijdschrift van Nederlandsch-Indië" publicirt werden Das darin genannte Awaija liegt im Jnnern der Elpaputibai; für *Hatoe Soela* ist *Hatoesoea* (deutsch: *Hatusua*) zu lesen. — Ferner finden sich Regenwahrnehmungen von Ambon und den benachbarten Gebieten (Hitulama, Saparua, Amahei, Wahaï und Kajeli) im Regeerings-Almanak voor Nederlandsch-Indië.

2) v. Rosenberg ist denn auch im Irrthume, wenn er Bikmoore dafür tadelt, dass er *orangbaai* schreibe und dies mit „guter Kerl" übersetze (Mal. Archipel pag. 290). — Auch van Doren schreibt noch *orangbaai* (Fragmenten I, pag. 334, 361 etc.).

begleitung vorhanden ist, und deswegen dürfen einige Trommel (*tifa*)- und Gongschläger, welche auf dem flachen Dache der Kajüte Platz finden, niemals fehlen. Sie bearbeiten ihre Instrumente mit einem beliebigen Stocke, und der Trommelschläger weiss gleichzeitig mit der noch frei bleibenden Hand den Klang der Trommel zu modificiren, indem er die Finger über den Rand hin abwechselnd auf das Fell drückt und wieder davon abhebt, wobei dann dieselbe Hand das Instrument in der erforderlichen Stellung festhält. Unermüdlich musiciren diese Leute, und wenn sie vor Erschlaffung fast einschlafen und die Lider herabsinken, so arbeiten doch ihre Hände noch mechanisch fort. Auch der Musnait rudert manchmal unverdrossen den ganzen Tag hindurch, wenn er sich nur bisweilen durch etwas Pinang erfrischen kann, aber er arbeitet unregelmässig; bald hört dieser bald jener ein wenig auf, weil beständig etwas am Ruder oder seiner Befestigung, am Sitzplatze u. s. w. zu thun ist. Glaubt er indessen günstigen Wind erwarten zu dürfen, so greift der Seranese nur sehr ungern zum Ruder, auch wenn jener ausbleibt und die Segel schlaff herniederhängen; er versucht dann lieber eine zeitlang durch Pfeifen und Flöten die günstige Luftströmung herbeizurufen und ist sehr schwer von der Erfolglosigkeit seiner Anstrengungen zu überzeugen. Falls aber wirklich guter Segelwind eintritt, was ich leider auf meinen vielen Fahrten nur äusserst selten erlebte, so geniesst der Musnait diese Zeit in vollen Zügen; der Steuermann (*djurumudi*) singt ein Lied vor, und der Chor der Ruderer wiederholt die Strophen, selbstredend wieder unter Begleitung von Tifa und Gong.

Die Leute bedienen sich für die Orembai eines Ruders, welches eigentlich nicht auf Seran zu Hause ist, sondern von den Uliassern stammt (Taf. 24, Fig. 2). An einen beliebigen, langen Stock, ohne Handhabe, ist ein lang-rautenförmiges, oben und unten abgestutztes Brett mittelst Rottan befestigt. Es ist dies dadurch geschehen, dass das Brett mit einer Doppelreihe von Löchern versehen wurde, welche der Lage nach den Aussenrändern des Stockes entsprechen, und durch die man nun den Rottan kreuzweise hindurch- und um letzteren herumschlingt. Der grösseren Haltbarkeit wegen wird zwischen die Doppelreihe von Löchern noch der Stiel eines Palmblattes eingeschnürt, welcher somit dem an der Rückseite befindlichen Stocke aufliegt. An einer Schlinge, deren unteres Ende durch eine Oeffnung im Bootrande(r) gezogen und innen befestigt ist, wird ferner das Ruder lose aufgehangen, oder, besser gesagt, es ist durch diese Schlinge hingesteckt, und die ganze, primitive Vorrichtung ist durchaus ungenügend, um beim Anziehen des Ruders einen festen Stützpunkt zu gewähren, so dass viel unnütze Kraftvergeudung dabei statt findet.

Leute von Kaibobo sah ich später für die Orembai Ruder benutzen, deren Schaufeln rund statt rautenförmig waren, welche im übrigen aber mit dem oben

beschriebenen ganz übereinstimmten; die gewöhnliche Form der Ruder dieser Gegend ist indessen eine gänzlich hievon abweichende (Taf. 24, Fig. 3). Sie sind in Kaibobo 146 cm. lang, bestehen aus einer lanzettförmigen Schaufel mit rundlichem Stiele, welcher sammt jener aus Einem Stücke geschnitzt ist, sowie aus einer kurzen Krücke, die aufgesetzt und gleich dem oberen Abschnitte des Stieles mehrkantig abgeschabt wird. Während des Ruderns hält die eine Hand das untere Ende des Stockes und umspannt die andere oben die Krücke, so dass also das Ruder völlig frei gehalten wird.

Die Fahrten in einer Orembai sind in der Regel höchst unerquicklich. Bei Tag bietet die Kajüte mit ihren kleinen Fenstern keinen angenehmen Aufenthalt, so dass ich sie zu dieser Zeit auch fast nur bei eintretendem Regen aufzusuchen pflegte und mir in der Regel, so gut es eben gehen wollte, einen Platz am Bug des Schiffes, inmitten der Ruderer, verschaffte; bei Nacht dagegen findet man auf den harten Holzbänken nur unvollkommene Ruhe, wenn es auch glücken mag, mit den übrigen Bewohnern des engen Raumes (in diesem Falle dem Posthalter und meinem Dolmetsch) unangenehme Berührungen zu vermeiden. Denn beständig lärmt einem über dem Kopfe die unerträgliche Musik, deren Eintönigkeit mich bisweilen in eine rasende Unruhe versetzte, und bei jedem Anziehen der Ruder wird man noch obendrein hin- und hergeschüttelt. Dennoch musste ich manche Nachtstunden in dem Fahrzeuge zubringen, da es ohne ihre Benutzung oftmals unmöglich gewesen wäre, die Reise weiter fortzusetzen.

Dass ich über Tag die Orembai möglichst mied, ist leicht verständlich; ich konnte das langsam hinkriechende Fahrzeug ohnehin nicht für die nähere Untersuchung der Ufer benutzen, da mit ihm eine häufige Landung des flachen Küstensaumes wegen unmöglich auszuführen war. So bediente ich mich denn zu diesem Zwecke einer gewöhnlichen, kleinen, inländischen Prau, während gleichzeitig ein grösseres Fahrzeug dieser Art meine Bagage mitführte; die Orembai spielte im wesentlichen nur die Rolle einer schwimmenden Station, von welcher aus die erforderlichen Excursionen unternommen werden konnten, und so wurde denn auch meine Geduld nicht allzusehr auf die Probe gestellt, wenn ich sah, wie sie hübsch langsam, und aus Furcht vor dem Strome [1]) in unmittelbarer Nähe des Landes, einer alten Grossmutter gleich vorwärts schlich, jeder der vielen Kreisbuchten des Ufers getreulich folgend, und immer unverdrossen mit demselben langweiligen Trommelschlag ihren gewichtigen Gang begleitend. Mit solchem Fahrzeuge zu

1) Es giebt in diesen Gewässern sehr kräftige Strömungen. In der Strasse von Kelang, zwischen der gleichnamigen Insel und Manipa, sah ich am 27ten April von Bord des „Arend" aus sogar starke Strudel, in denen Holzstücke im Kreise herumgedreht wurden.

reisen erfordert Stumpfsinn oder Engelsgeduld; wer weder das eine noch das andere besitzt, der bleibe ihm möglichst ferne!

Landschaftlich ist die Pirubai von hoher Schönheit. Da sie fast ringsherum, von Seran einerseits, von Ambon und den Uliassern andererseits, eingeschlossen wird und sich sogar vom Strande Huamuals aus noch die Berge von Saparua erkennen lassen, so erhält man manchmal den Eindruck, als befände man sich auf einem riesigen Binnenmeere. Die Klippen, welche an manchen Stellen die Ufer der Bucht umgeben, da fast allerorts die Berge nahe herantreten, sind nirgends von solcher Ausdehnung, dass sie nicht bereits in kurzem Abstande von der Küste bedeutungslos erschienen, und nahezu ununterbrochen zieht sich vom Fusse bis zum Gipfel des Gebirgslandes eine dichte Vegetationsdecke aufwärts. In der Nähe zeigt dieselbe das saftigste Grün, aber mit allmähliger Abstufung sieht man diese Farbe in grösserem Abstande sich in Blau verlieren, bis die fernsten Gipfel in zartestem Himmelblau mit der Luft zusammenfliessen; dazwischen alle möglichen Schattirungen bis zur Farbe des Indigo, hervorgerufen durch tiefe Schlagschatten der über die Thäler hinziehenden Wolken. Wenn es am Lande regnet, während draussen über dem Wasser klarer Sonnenschein ausgegossen ist, lagern sich in die Thaleinschnitte des blauen Gebirgslandes hinein grauweisse und weisse Wolkenmassen, mächtigen Wattentuffen ähnlich, und nicht selten erblickt man alsdann einen Regenbogen, welcher mit dem Fusse im Meere steht und sich in vollster Farbenpracht vom dunklen, satten Hintergrunde abhebt. Dann wieder sind die höchsten Gipfel (vor allem diejenigen von Ambon und das Küstengebirge, welches sich auf Seran den Uliassern gegenüber befindet) durch eine dichte Wolkenkappe verschleiert, und bei stiller Luft lagern sich bisweilen ausgedehnte Massen von Cumulus so an das Gebirge von Ambon, namentlich an den Salhutu und Wawani, sowie an die ganze Küste von Huamual hin, dass sie mit genau horizontaler Fläche nach unten zu abschneiden, während darüber hinaus noch wieder blaue Spitzen hervorragen. Diese Erscheinung, welche durch die verschiedene Temperatur der Luftschichten leicht erklärlich ist, war nicht selten so scharf ausgeprägt, dass ich die untere, dem Meeresspiegel parallele Grenze der Wolkenschicht zur rohen Vergleichung der Höhen verschiedener Gipfel verwenden konnte.

Das Meer erscheint in der Ferne stahlgrau bis blau, die seichten Stellen um den Inseln sind silbern mit grünlichem Schimmer; befindet man sich in der Nähe von Pulu Kasa, so sieht man einen lichtgrünen Wasserstreifen von dort aus weit ins blaue Meer hineinziehen; die Insel selbst mit blendend weissem Sande am Ufer und mit lichtgrünen Casuarinen bewachsen; ganz im Hintergrunde wieder ein duftiges Bergland. Dunkelblau ist das Wasser, wenn man zu Seiten des Schiffs

an tieferen Stellen von oben hineinblickt, und da entdeckt man bei ruhigem Wetter unten zahlreiche, mit bläulichem oder lichtgrünem Glanze leuchtende Pünktchen, welche von kleinen, freischwimmenden Thieren ausgehen, und deren Licht man allmählich erblassen sieht, wenn sie der Oberfläche des Wassers zu nahe kommen. Hie und da schwimmt ein weisses Segel am Horizonte, nahe der Küste, von kleinen, inländischen Fahrzeugen herüberblickend, den einzigen Zeugen menschlicher Existenz in diesen Gewässern.

Unmittelbar am Strande wachsen fast überall Korallenthiere, deren Bauten wegen ihrer hohen Schönheit besonders von Ambon her so lange bekannt sind; aber gewiss sind diese Seegärten (*zeetuinen*), wie man sie zu nennen pflegt, an der Küste von Huamual nicht minder prächtig als an derjenigen von Ambon; mir will es fast scheinen, als überträfen sie die Riffe von letztgenannter Insel sogar bei weitem, und so zahlreiche Korallenfelder ich auch in den Molukken gesehen (sie alle aufzuzählen würde zu ermüdend sein), so haben doch keine einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht wie diejenigen, welche Huamual umgeben.

Wenn man am frühen Morgen, bevor noch ein Windhauch die Wasserfläche kräuselt, in kleiner Prau langsam am Ufer hingleitet, liegen diese Korallenbauten in wunderbarer Schönheit vor dem Auge ausgebreitet. Blickt man vom Bug aus vorwärts ins grünliche, krystallklare Wasser hinein, so macht es in Folge der Lichtbrechung selbstredend den Eindruck, als ob der bunte, formenreiche Boden nahe der Oberfläche gelegen sei, und so scheint er denn beim Weiterfahren einer Märchenwelt gleich vor einem in die Tiefe zu sinken. Aber er versinkt nicht ganz; viele Meter weit sieht man deutlich hinab, und da nimmt man alle die guten Bekannten unserer Sammlungen wahr, so dass ohne jegliche Schwierigkeit die Gattung, bei einzelnen, charakteristischen Arten sogar die Species bestimmt werden kann; und mächtige Stöcke, bisweilen bis 1 Meter im Durchmesser, findet man darunter, so wie sie wohl selten nach Europa gebracht werden dürften und mir bis jetzt noch nicht begegnet waren. Die Färbung des Wassers wird durch diejenige der Thierwelt in mannigfaltiger Weise modificirt, sowie durch die Vertheilung von Licht und Schatten zwischen den weissen, lichtgelben, grauen, braunen, violetten und rothen Korallen und Alcyonarien. Man weiss nicht, was mehr bewundern, die Farbenpracht oder den Reichthum an Formen. Da wuchern die gewaltigen, halbkugeligen Stöcke der *Maeandrinen*, die vielfach verzweigten, zu den grössten Arten gehörigen *Madreporen*, die blumenähnlichen *Trachyphyllien*, die blatt- und becherartigen *Montiporen*, die schlanken, elegant gebogenen Büschel von *Alcyonarien* und so zahlreiche andere Formen. Und dazwischen glitzernde, bunte, vielfaltig gestreifte, gefleckte oder auch einfarbige Fische, unter denen eine kleine meergrüne und vor allem eine andere, winzige Art auffällt, welche ganz und gar

himmelblau gefärbt ist und überall in Scharen vorkommt. Nahrung suchend gleiten sie durch die Thierbauten hin oder sie flüchten beim Annähern des Bootes eiligst in deren Schutz.

Zerstreut zwischen den Korallenthieren liegen viele Seesterne am Boden, worunter solche von ansehnlichen Dimensionen und mit lasurblauem Rücken; ebenso zahlreiche Muscheln, welche alle Einzelheiten so deutlich erkennen lassen, dass man die bekannteren, grösseren Formen ohne Mühe vom Boote aus bestimmt. Hier in der Pirubai, angeblich bei Lokki, kommt auch der geschätzte *Conus gloria-maris Chemn.* vor, jene seltene Kegelschnecke, welche von den Sammlern mit hunderten von Gulden bezahlt wird, obwohl sie nur durch zierliche Zeichnung, aber keineswegs durch besondere Farbenpracht hervorragt; lediglich die Seltenheit macht ihren hohen Werth, und in den Augen des Liebhabers auch wohl zum Theil ihre grosse Schönheit, aus. Die Schnecke scheint in der That nur sehr vereinzelt vorzukommen und lebt vielleicht in grösserer Tiefe, wenngleich ihre Gattungsgenossen für die Litoralzone charakteristisch sind und die Art selbst gelegentlich auf Riffen bei Niedrigwasser gefunden ist (Philippinen); ich habe stundenlang an manchen Tagen nach ihr ausgespäht und sie niemals entdeckt, so wenig wie ich sie auch unter den Muscheln antraf, welche überall gelegentlich von der einheimischen Bevölkerung gesammelt werden. Austern, die zum Theil bis an den kaum klaffenden Schalenrand in den Kalk der Korallenbauten eingewachsen sind, entfalten bisweilen ein indigo- bis lasurblaues und bunt getüpfeltes Blatt (Mantel), welches sich den Falten der Schalen entsprechend kräuselt und einer länglichen, bunten Rosette gleicht; dann wieder liegen dunkelbraune, plumpe, walzenförmige *Holothurien* (Seegurken) in grosser Zahl am Boden — kurzum es zeigt sich dort ein ewiger, bunter Wechsel an Farben und Formen, und manchmal musste ich mich, eingedenk anderweitiger Aufgaben, mit Gewalt von dem fesselnden Bilde losreissen, welches hier, einer schönen Nixe gleich, vom Meeresgrunde aus verführerisch emporschaut, als mahnte es einen, da hinabzusteigen.

Aber auch an der Oberfläche des Meeres regt sich thierisches Leben. Da scheint in einigem Abstande das Wasser plötzlich durch zahlreiche, kleine Wellen gekräuselt, als ob allein an dieser Stelle ein Windhauch darüber hinführe; beim Näherkommen gewahrt man, dass es Scharen kleiner, blinkender oder meergrüner Fische sind, die schwimmend und springend unmittelbar an der Grenze des Wasserspiegels ihren Weg verfolgen. Das kundige Auge des Fischers entdeckt die Thiere, welche sich bisweilen in ungeheuren Mengen zusammenfinden, bereits aus grosser Ferne, und in Wahaï sah ich, wie man sie bei solchen Gelegenheiten aus dem Meere auffängt. Eine Anzahl von Böten stellt sich zu diesem Zwecke in einer fortlaufenden Reihe nahe nebeneinander auf, dem Schwarme von Fischen, dessen

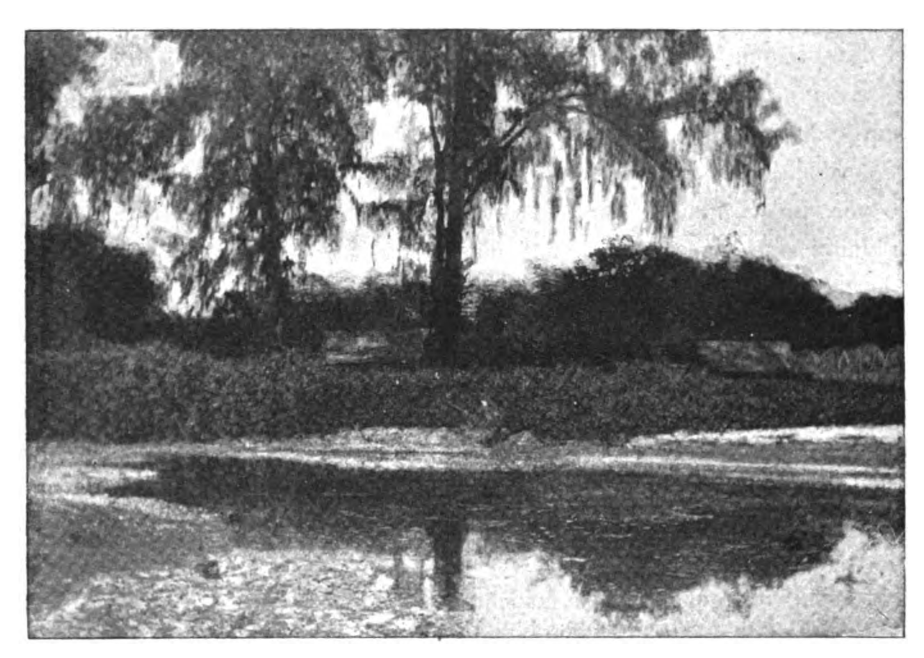
Bewegungsrichtung man deutlich wahrnimmt, in den Weg, und erwartet nun die Thiere mit untergetauchten, weiten Schöpfnetzen, welche beim Herankommen des Zuges emporgeholt werden. Bisweilen sind es auch Scharen grosser Fische, welche Delphinen gleich auf- und niedertauchen oder über dem Wasser Purzelbäume schlagen und dieses aufwerfen, als ob es im Meere brandete. Auch die Delphine ziehen mitunter an uns vorüber oder eilen dem Boote voraus, auf und ab sich tummelnd; wenn sie in langer Reihe hinter einander schwimmen und bald hier bald dort ein krummer Rücken auftaucht, so erinnern sie an eine gewaltige Schlange, und oft riefen sie mir die Fabel von der grossen Seeschlange ins Gedächtniss zurück. Nur selten sonnt ein Krokodil unfern des Strandes seinen schildbedeckten Rücken im Meere; lautlos, und ohne die Ruhe des Wasserspiegels zu stören, taucht es unter, sobald es die Nähe von Menschen wittert.

Unmittelbar am Ufer der Pirubai hinfahrend, gewahrt man zu alledem noch vielerorts pittoreske Felsmassen, die, ohne besonders hoch zu sein, doch einen eigenthümlichen Reiz besitzen. Vor allem gilt das von gehobenen Korallenkalken, welche fast stets dort angetroffen werden, wo auch heute noch die Riffe am Strande fortwuchern, und die nun durch den Wellenschlag unterwaschen und mit abenteuerlichen Profillinien versehen sind. Vielfach stehen sie über die Wasserfläche hervor und gestaltet sich alsdann die erodirte und gehobene Hohlkehle zu einem hohen, gewölbeartigen Dache, während das helle, an manchen Orten fast kreideweisse Gestein sich prächtig vom Meere und der üppigen Vegetation abhebt.

Von den Bäumen, welche das Ufer einfassen, möge an dieser Stelle nur eine einzelne Species erwähnt werden, der sogenannte Casuaribaum (*Casuarina equisetifolia Forst.*), welcher vielfach an sandigen Küsten von Seran und Buru angetroffen wird und hieselbst zu den am meisten charakteristischen Pflanzenarten gehört; in der Pirubai ist derselbe zwar im allgemeinen nicht häufig, aber auf Pulu Kasa wächst er in so grosser Menge, dass er aus diesem Grunde bei der Schilderung der weiten Meeresbucht nicht fehlen darf. Der lichtgrüne, zierlich verzweigte Baum, welcher dort, wo er auftritt, auch in der Regel die herrschende Pflanzenform des Ufersaumes ist, gleicht während seiner Jugend im Habitus einer Lärche; später biegen sich die Aeste wie bei einer Trauerweide in eleganter Krümmung abwärts, und oftmals macht es den Eindruck, als wären sie ganz und gar mit Moosbärten behangen; hin und wieder sieht man einzelne lange, dünne Zweige grosser Bäume schweifartig, einer an einem Ende losgelösten Guirlande gleich, aus der Höhe herniederreichen. Am schönsten fand ich den Casuari bei Waëmangi, an der Nordküste von Buru; am Waë Sifu, welcher bei Bara mündet, wächst er noch in grossen Mengen weit landeinwärts am Fusse des Gebirges.

Zahlreich bemerkt man in der Vegetation des Uferlandes Vögel, welche man

sonst im tropischen Walde bekanntlich nur sehr selten zu Gesicht bekommt, und manche von ihnen lieferten uns eine willkommene Jagdbeute. Da sind in erster



Casuarinen am Strande von Waëmangi.

Linie zwei Taubenarten zu erwähnen, *Myristicivora bicolor Scop.* und *Carpophaga neglecta Schleg.*, die bisweilen sogar vom Boote aus erlegt werden konnten, und von denen erstere auch auf Buru vorkommt, während für letztere auf dieser Insel *Carpophaga perspicillata Temm.*, eine nur wenig verschiedene Art, an die Stelle tritt. *Myristicivora bicolor*, in den Sammlungen der Museen wohl immer verblichen, ist im Leben zart geblichweiss, fast licht-eigelb, mit grauschwarzen Schwingen und ebenso gefärbter Schwanzspitze, während sich auch noch ein schieferfarbener Streifen jederseits vom Schenkel bis zum Schwanze hinzieht; sie besitzt die Grösse unserer Haustaube. *Carpophaga neglecta* dagegen, minder häufig als die andere, ist etwa gleich gross wie die Holztaube, hat einen glänzenden, bläulich-grünen Mantel und ist im übrigen grau gefärbt. Häufig ist ferner der schieferblaue Zwergreiher, *Demiegretta sacra Gm.*, welcher hier mit gelben Beinen vorkommt und sich gerne an felsigen Uferstellen aufhält, sodann, neben verschiedenen anderen Papageien, der weisse Kakadu mit orangefarbigem Schopfe, *Cacatua moluccensis Gm.* Das possirliche Thier, mit seinem närrisch klingenden *kaka* [1]),

1) Merkwürdigerweise behauptet Ribbe: „Die Vögel geben nicht.... einen Kakadu ähnlich klingenden Schrei von sich" (l. c. pag. 165). Ich habe das aber so oft gehört, dass ich dieser Angabe Ribbe's ganz bestimmt widersprechen darf.

fliegt schreiend davon, wenn es aufgestört wird, und kreischt gerade so, als ob es sich hierüber beklagen wolle; es liebt besonders die Kajuputi-Waldungen nahe der Küste, steigt aber bisweilen hoch ins Gebirge hinauf, und selbst auf dem Gipfel des Batubua von Buru habe ich diesen Vogel noch wahrgenommen.

Buceros plicatus Penn., der grosse Pfeffervogel mit schwarzem Gefieder und weissem Schwanze, welcher ein abgeflachtes, mit Querfalten versehenes Horn auf dem Schnabel besitzt, kommt in kleinen Trupps, vielleicht bis zu 20 Stück, im Walde vor. Er wird auch hier „Jahrvogel" genannt, da man glaubt, dass er mit jedem Jahre eine neue Furche auf dem Schnabel bekomme, bis zu sieben hin. Sein hartes Gefieder und die starken Schwungfedern verleihen ihm einen schwer rauschenden Flug, woran man den Vogel im Walde auch dann zu erkennen vermag, wenn man ihn nicht sieht. Vereinzelt sitzt auch eine Wasserschnepfe am Ufer des Meeres, darunter *Totanus* und *Numenius phaeopus Latham.*, unser kleiner, europaeischer Brachvogel, welcher gleich jenem aus der palaearktischen Region einerseits nach Afrika andererseits nach den Sunda-Inseln und über Japan nach den Molukken zieht, endlich auch noch in Timor und Australien angetroffen wird. Obwohl der Vogel in den Tropen noch niemals brütend gefunden ist, bleibt er daselbst auffallender Weise doch manchmal das ganze Jahr hindurch.

Die Fahrt ging am 19ten Februar zunächst die weite Ebene von Hatusua entlang; dann stiegen wir am östlichen Ufer der gebirgigen Landzunge von Kaibobo, im innersten Winkel der dort befindlichen Bucht, an den Strand. Der Ort heisst SADURUË, und Leute von Kaibobo haben hier ihre Pflanzungen; doch liegt daselbst kein Dorf. Indessen war mir gesagt worden, dass unfern des Strandes Kohlen anständen, und ein kurzer Gang auf einen der benachbarten Hügel brachte mich alsbald an den Punkt, wo solche Schätze zu finden sein sollten. Leider waren aber die vermeintlichen Kohlen nichts anderes als verschiedene dunkle, krystallinische Felsarten des archaeischen Gebirges, und ich lernte auf diese Weise zum ersten Male die ausserordentliche Unzuverlässigkeit von Angaben über das Vorkommen nutzbarer Mineralien in solchen abgelegenen Gegenden kennen Diese Thatsache, welche ich späterhin noch mehrfach bestätigt fand, kann an und für sich ja kaum bedauerlich erscheinen, sie wird es aber durch den Umstand, dass leichtgläubige und spekulative Köpfe auf Grund solcher vager Mittheilungen Concessionen für bergmännische Unternehmungen von der Regierung erbitten, und ich kenne einen Fall, in dem die erforderliche Erlaubniss auch ertheilt wurde, obwohl in der betreffenden Gegend nicht mehr Garantie für die Anwesenheit abbauwürdiger Schichten bestand als an dem hier erwähnten Orte.

Kaum hatten wir am Nachmittage die Endigung der Landzunge von Kai-

bobo, und somit des oben erwähnten, regenscheidenden Gebirgszuges, erreicht, als es auch bereits in Strömen vom Himmel herniedergoss; nicht einmal in der Kajüte, welche man leider vergessen hatte, noch mit Atapp zu decken, fanden wir ein trockenes Fleckchen, weil der schwere Regen durch alle Ritzen des Daches hindurchtröpfelte, und völlig durchnässt langten wir gegen 5 Uhr nachmittags in Kaibobo an. Auf der Fahrt von Hatusua nach hier, welche nach Abzug des Aufenthaltes bei Saduruë 8¼ Stunden in Anspruch nahm, lernte ich somit schon gleich die Richtigkeit dessen kennen, was oben über die Vertheilung von Trocken- und Regenzeit an der Südküste von Kairatu mitgetheilt worden ist.

Kaibobo liegt gegenüber Pulu Babi, auf einem schmalen Ufersaume; denn bereits unmittelbar hinter dem Dorfe steigt das Gebirge steil bis über 200 m. an, und aus dem Grase, welches mit Ausschluss jeglicher anderer Vegetation seine höchsten Höhen bedeckt, sieht man schon vom Strande aus mächtige Granitblöcke hervorstehen. Am Landungsplatze ragt ausserdem nördlich eine gewaltige, ungeschichtete, feinkörnige Kalksteinmasse empor, welche etwa 30 m. hoch ist und senkrecht nach der Wasserseite abfällt; die gegenüberliegende, kleine Insel dagegen wird von einem 50—80 m. hohen, flachwelligen Hügellande gebildet und kennzeichnet sich genügend als ein nur oberflächlich von dem benachbarten Gebirgszuge Serans losgelöstes Bruchstück. Denn die Strasse zwischen Kaibobo und Pulu Babi macht fast den Eindruck eines unbedeutenden Flusses und ist so seicht, dass ihr sandiger Boden zur Ebbezeit grösstentheils trockengelegt wird; nur eine sehr schmale, etwa 6 m. tiefe Durchfahrt bleibt bei Niedrigwasser bestehen. Vom Strande des Ortes aus erblickt man das westliche Ambon und einen Theil von Huamual.

Ein Ausflug, welcher am 20ten Februar auf die benachbarten, das Dorf überragenden Höhen unternommen wurde, erwies sich als sehr lohnend, da man von dort einen sehr weiten Ueberblick geniesst; sogar das Gebirgsland von Leitimor, Haruku und die Südwestspitze von Saparua sind sichtbar. Von einer Erisepa genannten Spitze aus, welche diesem Küstengebirge angehört und vom Strande her in 1½ Stunden zur erreichen ist (217 m. hoch), liegt auch eine ganze Reihe von Höhen des bei Kaibobo ans Meer stossenden Berglandes vor dem Auge ausgebreitet, und zwischen ihnen erscheinen die Buchten Serans, im Westen und Osten der Landzunge von Kaibobo, von diesem Punkte aus wie Binnenseen, weil man ihren Zusammenhang mit dem offenen Meere nicht wahrnimmt. Stellenweise sind über die grasbedeckten Hänge vereinzelte Kajuputibäume zerstreut, eine Pflanze, der wir noch manchmal in Seran und Buru auf unfruchtbarem Boden begegnen werden, und in den scharf eingeschnittenen Wasserrissen, welche am halbmondförmig begrenzten Gebirgswalle seewärts nach Kaibobo herablaufen, wächst di Arengpalme. In Pflanzungen, die sich in einem weiten Thaleinschnitte nordwestlic

vom Dorfe befinden, bemerkte ich ausser Pinang- und Sagupalmen noch Pisang, Brodbäume, Mangga und sogar Zuckerrohr.

Noch vor kurzem durften die Bewohner von Kaibobo es nicht wagen, allein und unbewaffnet, selbst in unmittelbarer Nähe des Dorfes, in ihren Pflanzungen zu arbeiten, da sie beständigen Anfällen von seiten der Bergbewohner ausgesetzt waren; doch schien zur Zeit meiner Anwesenheit die Unsicherheit nicht mehr so gross zu sein.

In der Frühe des 21ten Februar wurde um 7 Uhr die Reise längs der Küste, nach Piru hin, fortgesetzt, und da von jetzt ab häufig anstehender Fels direkt ans Meer hinantritt, so begann die Untersuchung mittelst der kleinen, inländischen Prau; doch stellte sich alsbald heraus, dass hiemit noch weit grössere Schwierigkeiten gepaart gingen, als ich anfangs geglaubt hatte. Selbst mit einem so kleinen Fahrzeuge, in dem ausser zwei Ruderern und mir selber nur noch zur Noth ein Diener und der Dolmetsch Platz fanden, ist nämlich das Landen an klippigen Uferstellen vielerorts unausführbar, weil die Brandung das Boot an den überall umherliegenden, losgelösten Blöcken zu zerschellen droht, während in anderen Fällen kaum unter dem Wasserspiegel verborgene, grobe Gerölle oder Korallenbauten die Annäherung an die Küste unmöglich machen. Da bleibt denn nichts anderes übrig, als aus der Prau zu steigen, um halb entkleidet und watend die letzte, oft noch recht lange Strecke bis zum Strande zurückzulegen, für einen Europaeer eine schwere Aufgabe. Bald gleitet der Fuss von einem rundlichen Steine, auf dem man glaubte genügenden Halt zu finden, hinunter in Tiefen, die für den noch bekleideten Oberkörper bedenklich werden, bald zieht man ihn von einem zackigen Steine oder Korallenstocke so eilig zurück, dass das Gleichgewicht des Körpers verloren geht; ist aber die Sache gut abgelaufen, und gelingt es, mit leidlich trockenen Kleidern wieder ins Boot zu kommen, so schlägt vielleicht hernach unversehens eine Welle über Bord, oder es erhebt sich plötzlich ein Windstoss, und im Handumdrehen setzt der Regen ein. Zur Orembai, die irgendwo in der Ferne herumtreibt, zurückzukehren, ist nicht immer möglich, und geschieht es, um die Kleidung zu wechseln, so wiederholt sich bisweilen nach kurzem dasselbe Spiel — bald verfügt man nicht mehr über trockenes Zeug und ergiebt man sich dann, so gut es gehen will, in das Unabänderliche der Lage.

Ueberrascht einen der Regen am Lande, so ist es allerdings im Schutze der Vegetation und unter Zuhilfenahme eines papierenen Schirmes (*pajong*) wohl möglich, sich einigermaassen vor dem Durchnässtwerden zu bewahren, und oftmals suchte ich in solchen Augenblicken einen Zufluchtsort unter der fast überall vorkommenden Mangrove, deren Wurzeln noch obendrein einen bequemen Sitzplatz gewährten, während Einsiedlerkrebse, Muscheln und anderer Auswurf des Meeres

für die Verkürzung der Zeit sorgten. Auffallend war mir, dass die genannten Krebse häufig genau die Färbung der ihnen als Wohnung dienenden Schale nachahmten, wobei ihr Äusseres zwischen Roth, Olivengrün und Violett wechselte; doch trifft die Uebereinstimmung keineswegs immer zu, wie ich beim Sammeln einer grösseren Anzahl von Objekten bald erfuhr.

Mein Dolmetsch war in der Brandung, welche das Bötchen nicht selten einem Spielballe gleich hin- und herwarf, leider fast stets seekrank und dann so that- und energielos, wie man es eben nur, und auch gar nicht anders, von einem Ambonesen erwarten kann, obwohl derselbe Mann mir sonst die grössten Dienste erwiesen hat. Er war von rein seranesischem Blute, geboren in Amahei, bedeckt mit Narben der Pockenkrankheit, welche bekanntlich hier und auf den benachbarten Inseln bisweilen in erschreckender Weise zu wüthen pflegt, und auf einem Auge erblindet. Christ und Schreiber an der Landeskasse von Ambon, war dieser *P. Kuhuwael* genannte Mann von grösster Ordnung und Zuverlässigkeit, und obwohl ich denselben anfänglich nur als Dolmetsch angenommen hatte, überliess ich ihm späterhin doch die ganze Aufsicht über die Bagage sammt den Instrumenten, und dies um so mehr, als ich selbst allmählig lernte, mich mit den Dienern zu verständigen. So ist er mir denn eine wesentliche Stütze auf den Reisen in Seran gewesen, indem er mich überall hin begleitete, auch in Gegenden, in denen es dem Posthalter nicht geheuer scheinen mochte, bis Kuhuwael schliesslich nach der Durchquerung des Eilands durch schwere Krankheit genöthigt wurde, nach Ambon zurückzukehren. Bootfahrten waren und blieben aber seine schwache Seite, und das musste ich auf der Reise von Kaibobo nach Piru zunächst zu meiner nicht geringen Enttäuschung erfahren.

Die Küste, welche sich im Innern der Pirubai nördlich von Kaibobo annähernd in der Richtung *N—S* ausdehnt, wird von einem in der Regel steil abfallenden Gebirge gebildet, dessen Höhe zwischen 50 und 200 m. schwankt, in der Nähe des Ufers aber meistens 100 bis 150 m. betragen dürfte. Ein wenig südlich vom Flusse Etti zieht sich dieser Rücken landeinwärts, um sich westlich von Piru wiederum mit demjenigen zu vereinigen, welcher als eine schmale Brücke Huamual mit dem grösseren Theile von Seran verbindet; dazwischen dehnt sich am Meere eine Ebene aus, in welcher die Dörfer Piru, Sole und Etti gelegen sind und ausser dem Flusse Etti noch der Kolekole ausmündet.

Südlich von der genannten, alluvialen Fläche, welche reich an Morästen und Krokodilen ist, hat die Erosion tiefe Kreisbuchten in das Küstengebirge eingeschnitten, die wiederum in ihrem Innern durch kleinere Buchten zertheilt sind, und in letzteren ist der Strand in der Regel sandig, reich an Mangrove und *Pandanus*. An den vorspringenden Zungen dagegen, deren Klippen vielfach mit

Polypodien bewachsen sind (Farne derjenigen Gruppe, zu welcher auch *P. Linnaei Bory* gehört; an der Basis mit Mantelblättern, die verwelkten Eichblättern gleichen) tritt eine archaeische Formation in zahlreichen Aufschlüssen ans Meer heran, namentlich an den bedeutenderen Kaps, welche in der Richtung von Süd nach Nord die folgenden Namen tragen: MARUA, TAPAN, SISI und TETUNATEN, das letztere unfern der Mündung des Etti gelegen.

Mit vieler Mühe landeten wir gegen 4 Uhr bei PIRU; denn das Wasser ist daselbst am flachen Strande ungemein seicht. Die Orembai hatte von 7 Uhr morgens an ihre Fahrt bis hieher ohne Unterbrechung fortgesetzt. Wie gewöhnlich fanden wir ein Unterkommen in der Wohnung des dortigen Dorfshauptes oder Regenten, und ich will hier gleich hinzufügen, dass man als Europaeer am Strande von Seran um ein Nachtquartier nicht besorgt zu sein braucht, wenn es überhaupt nur gelingt, ein Dorf zu erreichen. An der Südküste dieser Insel und auf Huamual nahmen uns die Regenten stets sehr gastfreundlich auf, und an der Nordküste giebt es an vielen Orten ein Logirhaus. Freilich ist manchmal nicht mehr als ein sehr primitives Gebäude vorhanden, in dem selbstredend das unbedeckte Erdreich die Flur bildet, und für die Bewirthung sorgt man am besten selbst, da die Leute kaum etwas besitzen und nur im allergünstigsten Falle etwas Reis mit Huhn oder Fisch anbieten können; aber man ist doch gut untergebracht und findet einen geeigneten Schlafplatz. Immerhin dürfte letzterer ohne weitere Herrichtung dem Europaeer nur in den seltensten Fällen ganz genügen, und thut man gut, selbst eine Matratze mitzubringen oder, wie es mir am besten behagte, eine Hängematte zu benutzen.

Die ersten Stunden nach der Ankunft an einem solchen Orte galten stets der Zubereitung der Mahlzeit, welche trotz ihrer Einfachheit öfters die ungeheuerlichsten Umstände verursachte, weil der Gastherr doch auch gerne selbst etwas dazu beisteuern wollte, und wir hiedurch in der Regel verhindert wurden, sogleich den Appetit an unseren eigenen Speisen zu stillen. Reis, den ich von Ambon mitgebracht hatte, da man ihn in Seran nicht kaufen kann, bildete dabei nebst einigen Conserven stets die Hauptschüssel, und dies Mahl wurde nicht selten mit grosser Ungeduld erwartet, da über Tag während der Reisen und Untersuchungen an ein geregeltes und nur einigermaassen genügendes Essen kaum jemals gedacht werden konnte. Die kurzen Zeiten, welche ich bei den Posthaltern und anderen Beamten verbrachte, abgerechnet, erinnere ich mich nur selten mit Ruhe und Genuss eine Speise zu mir genommen zu haben, bevor das Tagewerk vollbracht war; bis dahin mussten ein paar Zwiebäcke, einige Pisangs oder dergleichen den Magen zufrieden stellen, und das bedeutet eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit. Manchmal litt ich wegen ungenügender Nahrungsaufnahme an heftigen Kopfschmerzen;

doch war es ohne Vernachlässigung der gesteckten Arbeitsziele nicht möglich, hierin die erwünschte Aenderung zu bringen.

Von Piru aus erblickt man im Südosten einen Theil des Gebirges, welches die Ebene von Etti im Innern umgiebt, darunter den Manuala und *S* 13° *O* den Kupanuë, welcher in flachen, langgestreckten Wellen allmählig zum Tandjung Tetunaten abfällt, ausserdem dies Kap selbst und Tj. Sisi. Letzteres steigt landeinwärts ebenfalls zu einem niedrigen Gipfel an, welcher gleich zwei anderen, bei Kaibobo gelegenen über die Landzunge von Tetunaten hin sichtbar wird; alle tragen denselben Charakter, sind nahezu gleich hoch und repraesentiren sich aus der Ferne wie kleine Kuppen. Jenseits vom Tj. Sisi schauen einzelne, niedrige Spitzen von Ambon herüber, und im Westen von Piru liegt der schmalste Theil von Huamual, ein 100—150 m. hohes Hügelland, welches flachwellig ist und mit sanft geneigten Gehängen an der Bai endigt, bedeckt mit Gras und dünner Kajuputiwaldung. Dann folgt etwas weiter südlich eine schroff abstürzende Höhe, die steilste an der ganzen Ostküste Klein-Serans, welche G. Naga heisst, weil das Volk ihr Profil mit demjenigen eines liegenden Drachen vergleicht. Der auf 250 m. geschätzte Gipfel soll mit einem anderen, unfern Etti befindlichen und ähnlich geformten, in ehelicher Verbindung leben; bisweilen nähern sich die beiden Berge, welche Mann und Frau sind, und schrumpft dann die Breite des zwischengelegenen Wassers ein.

Nach einer nasskalten, unter feuchter Decke zugebrachten Nacht schifften wir uns am 22ten Februar um 8 Uhr morgens wieder ein, um zunächst einen Ausflug auf die Höhen des schmalsten Theiles von Klein-Seran zu unternehmen; denn es führt dort ein bequemer Fussweg quer über Land, welcher vielfach für die Verbindung mit Buano und der Nordküste Kairatu's benutzt wird, zur Vermeidung der langen und nicht selten gefahrvollen Reise um das Kap Sial hin. Der Punkt, an dem dieser Pfad an der Pirubai beginnt, heisst Ruïn, derjenige, an dem er gegenüber Buano endigt, trägt den Namen Katania; doch befindet sich weder hier noch dort ein Dorf oder auch nur ein einzelstehendes Haus. Von Piru aus dauerte die Fahrt bis Ruïn fast 1½ Stunden; dann wurde der höchste Punkt des Weges (143 m.) in dem aus archaeischen Gesteinen aufgebauten Hügellande erstiegen und der Marsch noch bis dahin fortgesetzt, wo man einen instruktiven Ueberblick über Buano geniesst. Indessen legte ich diese ganze Strecke später nochmals zurück, als ich über Katania nach letztgenanntem Eilande reiste, und mögen deswegen die weiteren Einzelbeobachtungen in der betreffenden Gegend an dieser Stelle übergangen werden.

Eine gute Stunde Ruderns, entlang der Küste von Huamual nach *S* zu, brachte

uns von Ruïn aus zu einem Punkte, an dem sich unmittelbar nördlich vom G. Naga und nur 50 Schritt landeinwärts eine kleine, beim Volke als *telaga* bekannte Wasseransammlung befindet. Die Erwartungen, welche ich hieran auf Grund mir gemachter Mittheilungen geknüpft, gingen leider nicht in Erfüllung; denn dieser „See" ist nur ein unbedeutendes Binnengewässer, welches durch einen schmalen Kanal mit dem Meere in Verbindung steht; seine Ufer sind gleich dem Strande an der Bai sandig und mit Mangrove bestanden; als grösste Tiefe ergab sich 27 m.; die Länge schätzte ich auf 180 m., die Breite auf 120 m.

Bald wurde die Fahrt nach Lokki hin fortgesetzt, und nachdem der G. Naga passirt war, lag vor uns zur Rechten die schildförmige Masse des Gebirges, welches den mittleren und breitesten Theil von Klein-Seran bildet, um sich im Wauwangi bis zu etwa 500 m. zu erheben. Der genannte Berg, kegelförmig und mit abgeflachtem Gipfel, fällt allseitig mit sehr geringer Neigung ab, und an seinen Fuss lagert sich längs der Bai ein breiter, alluvialer Ufersaum, welcher sich bis nach Lokki hinzieht und mit ausgedehnten Saguwäldern bestanden ist. Die Regierung hat diese Anpflanzungen für reichlich 3000 Gulden einem Araber verpachtet, der nun die einzelnen Bäume wieder an Fremde verkauft. Ambonesen und vor allem auch Saparuanesen kommen hieher, um ihren Sagu zu bereiten, und schon in Piru hatte ich fremde Mohammedaner angetroffen, welche sich dort zu gleichem Zwecke aufhielten.

Hin und wieder blickte ein Haus aus dem Ufergrüne des niedrigen Landes zu uns herüber oder verriethen aufsteigende Rauchsäulen die Anwesenheit der fremden Gäste. Inzwischen war es Abend geworden und segelten wir langsam die Küste entlang südwärts, während Ambon einer blauen Mauer gleich den Hintergrund abschloss und die Sonne mit prächtigem Abendroth von uns Abschied nahm; erst um 9 Uhr lagen wir, nach $5\frac{1}{2}$-stündiger Fahrt vom Telaga aus, vor Lokki, woselbst mit Hilfe langer Bambusfackeln die Landung bewerkstelligt wurde.

Beim Prediger *Birkhoff*, dem einzigen Beamten dieser Kategorie, welcher in Kairatu angestellt ist, fand ich freundliche Aufnahme und einen angenehmen Verbleib; denn das Dorf bildet einen erfreulichen Gegensatz zu den unansehnlichen Wohnstätten, die ich sonst in dieser Abtheilung gesehen, und kann den Vergleich mit ambonschen Negoreien in jeder Hinsicht aushalten. Schöne, gerade und breite Wege, eingefasst von lebenden Hecken von Croton, ordentlich gebaute Wohnungen und eine ansehnliche, allerdings noch im Bau begriffene Kirche, dazu mancher Nutzbaum bei den Häusern, welche in freundlichem Grün gelegen sind — alles das lässt einen fast vergessen, dass man auf Seran ist. Von den 272 Einwohnern, welche Lokki zur Zeit meiner Anwesenheit zählte, waren auch mehr als zwei Drittel „Bürger" im ambonschen Sinne.

Ueberall wo ich Geistliche auf meinen Reisen antraf, frappirte mich auch die Ordnung, welche in den Dörfern herrschte, und ich bin geneigt, diese Leute für die besten Förderer des materiellen Wohlbefindens der Bevölkerung zu halten, ohne über die geistliche Ausbildung ihrer Schüler und Gemeindemitglieder ein Urtheil fällen zu wollen. Leider giebt es beständig Zank und Reibereien mit den Posthaltern, die den Predigern übergeordnet sind, ohne aber, aus leicht ersichtlichen Gründen, den gleichen Einfluss auf die Bevölkerung auszuüben wie jene; das aber kränkt die Eigenliebe der Posthalter in höchstem Maasse und giebt nun Anlass zu Eifersüchteleien der kleinlichsten Art, wie ich solche aus dem Munde der Erstgenannten selbst mehrfach erfahren habe. Dass hierarchische Bestrebungen ebenfalls manchen Unfrieden erzeugen mögen, soll hiebei keineswegs in Abrede gestellt werden; staatliche und kirchliche Gewalt liegen hier eben schon in den ersten Stufen des Kulturlebens, bei ihren beiderseits übertriebenen Ansprüchen auf Herrschaft, mit einander in Streit.

Der nächste Tag (23 Febr.) wurde zu Peilungen verwendet, für die Lokki ausserordentlich günstig gelegen ist, sowie zu kleineren Excursionen, längs des Strandes nach *N* zu und, durch verwahrloste Cacao-Pflanzungen hin, eine Strecke weit landeinwärts. Ueberall zeigte zich dabei Grand, und in den Wasserrissen grober Schotter, von Gneissen und krystallinischen Schiefern, welcher auch den Meeresboden weithin pflastert, während anstehender Fels erst in etwa 1½ Wegstunden Abstand vom Ufer vorkommen soll. Da ich indessen aus den Geröllen entnehmen durfte, dass ein Besuch des Gebirges kaum ein weiteres Interesse bieten könne, so wurde von einer Reise dorthin abgesehen, und war ich vor allem bestrebt, die Namen einer Reihe von Gipfeln für die Anfertigung einer Uebersichtskarte näher festzustellen. Das ist nicht so leicht, wie es einem Europaeer auf den ersten Blick erscheinen mag; denn die Leute kennen bisweilen nicht einmal für die in allernächster Nähe ihres Dorfes gelegenen Berge einen Namen, und man muss sich hüten, dass sie einem nicht etwa aus Gefälligkeit und aus Furcht unhöflich zu erscheinen falsche Bezeichnungen angeben. So kostete es unter anderen eine gewaltige Mühe, den Namen des Wauwangi zu erfahren, obwohl dieser ansehnliche Gipfel sich doch unmittelbar nördlich von Lokki erhebt und jedem Einwohner des Dorfes bekannt sein muss.

Die Käferjagd war mit Hilfe der Schulkinder an diesem Orte sehr ergiebig, und zu meiner grossen Freude erhielt ich hier auch einen schönen, schwarzen, mit orangefarbigen Querbändern versehenen Bockkäfer (*Nemophas Grayii Pasc.*).

Zwischen Lokki und Luhu, wohin wir uns am 24ten Februar auf den Weg machten, tritt anstehender Fels nur an Einem Punkte unmittelbar ans Meer hinan, das ist in der Gegend des Tandjung Batu Kapal, so genannt, weil dort in einer

gehobenen Bank von Korallenkalk eine tiefe Hohlkehle ausgewaschen ist, welche, in Verband mit der senkrecht über ihr ansteigenden und oben abgeflachten Felsmasse, ein an einen Schiffsbug erinnerndes Profil hervorruft. In der Bucht, welche die Landzunge des genannten Kaps im Norden begrenzt, stehen Conglomerate an, und die steil abgebrochenen Wände dieser Formation zeigen, soweit der Wellenschlag des Meeres reicht, eine tief-rostbraune Verwitterungsrinde, welche die Leute mit Kupfer verglichen haben, und wonach der betreffende Berg als Batu Tambaga (Kupferberg) bekannt ist. Selbstredend knüpften sich hieran wieder grosse Erwartungen für bergmännischen Abbau, und ich habe den Batu Tambaga von einem gebildeten Europaeer in Java allen Ernstes, auf Grund so loser Gerüchte hin, als den „grossen Erzberg" Serans bezeichnen hören.

Landschaftlich ist dieser Punkt sehr schön, denn die grauen Felswände sind am Meere mit Farnen und weiter aufwärts mit durchsichtigem Kajuputigehölz bewachsen, welches von einigen in der Nähe angesiedelten Leuten zur Oelfabrikation ausgebeutet wurde, und durch losgelöste Blöcke hin, die zerstreut unfern des Ufers liegen, erblickt man den Wawani, weiterhin das östliche Ambon mit dem Salhutu. An vielen Stellen der Bai steigen in dem krystallklaren Wasser Blasen aufwärts, welche man trotz der nicht unbedeutenden Tiefe bis zur Ursprungsstelle am Boden verfolgen kann, und deren vertikale, perlende Reihen den gleichen Eindruck machen wie im Eise eingefrorene Blasen von Sumpfgas. Vermuthlich verdanken sie einer warmen Quelle ihre Entstehung; doch liess sich dies nicht mit Sicherheit feststellen. Die Korallenkalke sieht man auch noch etwas landeinwärts an dem Gehänge des zum Batu Kapal abfallenden Hügels liegen; südlich von hier traf ich sie später in ausgedehnten Bänken und bis zu beträchtlicher Höhe über den Meeresspiegel an, so namentlich in der weiteren Umgebung von Luhu. Die Lage dieser jungen Bildungen, in Verband mit deutlich ausgeprägten Uferterrassen, beweist, dass Huamual gleich Ambon und den Uliassern noch vor geologisch kurzer Zeit eine ansehnliche Hebung über das Niveau der Pirubai erfahren hat.

Selbstredend ist aber dies Ereigniss nicht in die allerjüngste Vergangenheit unseres Geschlechts zu versetzen, zumal von ihm keinerlei historische Ueberlieferung besteht, und ich erwähne dies deswegen, weil man eine Strandverschiebung von vielleicht 25 m. aus anderen, wie ich meine, nicht stichhaltigen Gründen angenommen hat. Anlass hiezu gab der Umstand, dass unfern der Spitze des Kaps Lauma, im Süden von Luhu, hoch im Dache einer gewölbeartigen, riesigen Hohlkehle Pfeile stecken, wonach der betreffende Fels jetzt Batu Pana genannt wird. Unter der Annahme, dass diese Pfeile bei einem kriegerischen Vorgange abgeschossen seien und nun unmöglich so weit ihr unmittelbar über dem Meeresspiegel

befindliches Ziel gefehlt haben könnten, dass sie in den lockeren Korallenkalk an der Decke des Gewölbes gelangten, ist geschlossen worden, sie seien durch eine Hebung des Landes in die jetzige, verhältnissmässig hohe Lage gerückt. Nun bedarf es aber nur eines Jagdobjekts, um die Anwesenheit der Pfeile an der betreffenden Stelle auch ohne Zuhilfenahme der besagten Hypothese zu erklären, und ich habe an ähnlichen Stellen des Ufers von Buru eine *Viverra* gesehen, ein Thier, welches mit Hilfe der Vegetation gelegentlich wohl auch an das aus lockeren Korallenästen gebildete Dach des Batu Pana hinklettern könnte. Damit würde dann das Räthsel der etwa 25 m. hoch über dem Wasser steckenden Pfeile aufgelöst sein.

Luhu ist von Lokki aus mit einer Prau in etwa 4 Stunden zu erreichen; die Orembai gebrauchte dafür indessen, nach Abzug eines jeden Aufenthaltes, nicht minder als 7½ Stunden. Zwischen beiden Dörfern liegt noch manches Haus am Ufer des Meeres; aber es sind das keine festen Wohnsitze, sondern nur zeitweilige Niederlassungen von Leuten, welche sich monatelang von ihren Dörfern entfernen, um in den Pflanzungen zu arbeiten. Ueberhaupt befindet sich ausser Lokki und Luhu, sowie den mit letzterem unmittelbar zusammenhängenden Negoreien Ila und Kulor, augenblicklich kein einziges Dorf mehr auf Huamual, eine traurige Thatsache im Hinblick auf die dichte Bevölkerung des vor der Zeit der Ostindischen Compagnie so blühenden Landes.

Luhu ist ein schmutziges, mohammedanisches Dorf, dessen Häuser an den Wegen durch Zäune von Gabba-gabba mit darüber angebrachtem, kleinem Atappdache eingefasst sind, so wie man dies auch an der Nordküste von Hitu sehen kann. Es befindet sich daselbst ein verlassenes Fort, und in den Ortschaften Ila und Kulor, welche etwas freundlicher aussehen, sind die Wohnungen zum Theil aus Karang aufgemauert, der mit Kalk geglättet wird, während Trittsteine von der auch in dieser Gegend noch anstehenden, archaeischen Formation vor den Thüren liegen. Schon diese steinernen Mauern könnten uns darüber belehren, dass die Bevölkerung nicht mehr zu den Pata-siwa gehört. Aber auch die Bewohner tragen ganz unverkennbar das Gepräge der Dörflinge von Hitu, und diese Uebereinstimmung besteht nicht etwa lediglich in der Kleidung, sondern überhaupt im gesammten Typus der Bevölkerung und nicht minder in ihrem Betragen. Da ist nichts mehr von Zurückhaltung wahrzunehmen. Alles drängt sich beständig in unsere Nähe, um stundenlang unter stumpfsinnigem, bestialischem Glotzen zu beobachten, was wir treiben. Gleichgiltig gegen Freundlichkeit sowohl wie gegen Zorn sind diese Menschen höchstens durch Prügel zu vertreiben, und oftmals wenden die Kapalasoa's allzu unverschämten Burschen gegenüber dies Mittel an. Die schmutzige und zerrissene Gesellschaft ist auch in jeder Hinsicht unzuverlässig, und die Kinder sind selbst gegen hohe Belohnung nicht zum Fangen von

Käfern zu bewegen — kurzum, es ist eine unerträgliche Bande, wohl geeignet auch die grösste Geduld auf eine harte Probe zu stellen, und das Einzige, was an diesem Orte mein Interesse fesseln konnte, war ein mohammedanischer Tanz, den die Leute am Abende mir zu Ehren aufführten.

Es war ein Reihentanz, hier *menarie parisi* genannt, an dem sich nur junge Männer und keine Mädchen betheiligen. Die Tänzer trugen weisse Beinkleider, darüber rothe und gelbe Sarongs, ferner weisse Jacken und silberverzierte, meist kreuzweise über die Brust gelegte Schärpen, dazu in der Regel einen bunten Gürtel. Ihre mit Flittern behangene Kopfbedeckung war turbanähnlich oder auch fächerartig zusammengelegt; in jeder Hand trugen sie ein schönes, meist durchbrochen gearbeitetes Taschentuch, ausserdem führten sie aber noch eine Reihe anderer Dinge mit sich. Die meisten hatten kleine, runde, bunt beklebte und an den Rändern mit Federn verzierte Schilde, wie ich solche gelegentlich auch auf Saparua gesehen, und dazu ein gleichfalls an den Enden mit Federn geschmücktes Stöckchen, womit jene angeschlagen wurden. Andere trugen baumartig verzweigte, mit Buntpapier umwundene Stäbe oder dolchartige, ebenso bekleidete Instrumente, wieder andere den beim Tjakalele auf den Uliassern verwendeten, kleinen Schild, der aber eine bedeutende Wandelung erfahren und nur noch seine Grundform bewahrt hatte.

Dieser Schild ist nämlich mit weissem Papier beklebt, welches man mit roh gemalten, blauen und rothen Arabesken verziert hat, oder auch einfach mit Buntpapier bedeckt; sodann ist er an den Querseiten von Wurzelfasern eingefasst, die wiederum mit weissen Sternchen beklebt wurden, und von denen einzelne an beiden Enden lang herunter hängen; oder es treten an Stelle der letzteren Casuarfedern, an welche dann noch kleine Hühnerfedern angebunden sind. Alle Einzelheiten der Verzierungen zu beschreiben, kann aber weder bei den Schilden noch den übrigen Instrumenten und der Kleidung von Interesse sein; denn es scheint damit zu gehen wie mit dem deutschen Weihnachtsbaume: jeder macht die Sache nach eigenem Geschmacke, und nur der Grundgedanke bleibt derselbe. Das zeigen auch schon die zwei Vortänzer, welche bei den beiden Gruppen des doppelt zur Aufführung gelangenden Reigens sehr verschieden, nur weit schöner als die übrigen Burschen gekleidet sind; sie tragen im Gegensatze zu der sonst baarfüssigen Gesellschaft Sandalen und einen langen, mit einem Kranze von herabhängenden Casuarfedern verzierten, hölzernen Speer [1]).

Die Männer stellen sich nun in zwei geraden Reihen so auf, dass je zwei gegenüberstehende Personen die gleichen Instrumente oder Zierrathe tragen und

1) Lanzen von Neu-Guinea sind ebenso verziert (vgl. De Clercq u. Schmeltz; Nederlandsch Nieuw Guinea p. 148, tab. 27, fig. 6).

also ein Paar bilden. In der Gasse zwischen beiden Reihen bewegt sich der Vortänzer mit seinem Speere; die übrigen Leute bleiben am Platze stehen und führen durch Wendungen des Körpers, Heben und Senken der Arme und dergleichen mehr unbedeutende Figuren nach dem Takte der Musik aus, während gleichzeitig die runden Schilde mit dem erwähnten Stöckchen hienach geschlagen werden. Zur Begleitung dienen Rabana und Flöte.

Die schon mehrfach erwähnte Rabana (Taf. 7, Fig. 2) ist eine flache, an den Seiten abgerundete Trommel von schüsselähnlicher Gestalt und in der Regel mit Ziegenfell bekleidet, welche mit der Hand geschlagen wird. Unten im Holzkasten befindet sich ein weiter, kreisförmiger Ausschnitt, und durch diesen bringt man auch den Rottanstreifen hinein, mit dessen Hilfe die Trommel gespannt wird, indem man ihn im Innern zwischen Fell und Holzkasten am Rande einklemmt.

Es war beschlossen worden, von Luhu aus quer durch Huamual zur Westküste zu gehen, um dann von dort aus die Reise mit der Orembai um das Kap Sial hin weiter fortzusetzen. Das Boot wurde deswegen nach KAMBELLO, dem Endziele unseres Weges an der jenseitigen Küste von Klein-Seran, vorausgesandt und der unbedeutende, schlecht begehbare Pfad für meine Zwecke weiter hergerichtet, wobei ein Theil des Waldes auf der Höhe des Gebirges niedergebrannt werden musste. Inzwischen gewann ich noch Zeit, um am 25ten Februar die Untersuchung der Küste von Luhu aus weiter nach *S* hin auszudehnen.

Das erste bedeutendere Kap im Süden von Luhu heisst TJ. SALUKU; dann folgt TJ. LAUMA mit dem BATU PANA, das Ziel meiner Küstenfahrt an dem genannten Tage. Es ergab sich, dass bis dorthin gehobene Korallenkalke eine weite Verbreitung besitzen, indem sie vielerorts die älteren Gesteine bis zu ansehnlicher Höhe landeinwärts bedecken. Diese Kalke tragen auch viel zur Erhöhung des landschaftlichen Reizes bei, und zur Mittagszeit, als sich einmal ausnahmsweise Gelegenheit zum Abkochen fand, verweilten wir an einem Punkte von ungewöhnlicher Schönheit.

Es war ganz in der Nähe eines kleinen Wasserfalls, WAË PUTI genannt, welcher ein wenig nördlich vom Tj. Lauma, etwa 8 m. hoch über Karang hernieder, direkt ins Meer fällt, und bei dem vorüberfahrende Prauen gerne in langen Bambusköchern ihren Wasservorrath einnehmen. Unmittelbar an dem wenige Schritte breiten, sandigen Ufersaume steigen fast senkrecht kreideweisse Kalkwände hoch empor, mehrfach mit Höhlungen versehen, welche dem Meere zugekehrt und mit Tropfsteinbildungen behangen sind, während ihr Inneres durch dunkle Schlagschatten einen scharfen Kontrast zu den hell leuchtenden Felsmassen bildet. Darüber hin kriechen Pflanzen, welche zum Theil als lockere Draperieen herab-

hängen und am Strande neigen sich ansehnliche Bäume über die plätschernden Wellen des ruhigen Meeres; umgefallene Stämme und losgelöste Blöcke liegen darin, und durch das alles hindurch erblickt man das gegenüberliegende Ufer Serans. Schnurgerade steigt der Rauch unseres Feuers aufwärts, um dann langsam an den steilen Hängen emporzukriechen. Aber freilich — auf der Rückfahrt hätten wir gerne diese friedliche Stille durch einen erfrischenden Windhauch gestört gesehen; denn die Hitze, der wir in den Nachmittagsstunden im offenen Nachen ausgesetzt waren, machte sich an diesem Tage noch unangenehmer als sonst bemerkbar. Nach dreistündigem, ununterbrochenem Rudern war indessen Luhu vom Tj. Lauma aus wieder erreicht.

26ter Februar. Die Hähne, an denen jedes Dorf hier überreich ist, begrüssen das graue Dämmerlicht des Morgens mit unendlichem Geschrei — eine gute Gesellschaft zum Wecken, und da um 6 Uhr die Reise quer durch Huamual angetreten werden soll, so werfe ich mich rasch in die Kleider; eiligst Chokolate und trockene Zwiebäcke genommen und nach den Leuten gerufen — die natürlich wieder nicht da sind! Der Posthalter beginnt bereits zu schimpfen und zu fluchen wie ein Türke; indessen bringt der unfreiwillige Aufenthalt doch noch etwas Gutes, Briefe von Hause, welche mir von Ambon aus nachgeschickt waren; denn die Post wird durch einen Boten über den schmalsten Theil von Hitu nach Huamual gesandt und geht von da aus mittelst Prau von Regenten zu Regenten bis zum Posthalter von Hatusua, hernach um die 14 Tage auf demselben Wege zurück, wobei die Regelmässigkeit ihres Eintreffens in erster Linie von der mehr oder minder grossen Rührigkeit ihrer Empfänger auf den einzelnen Stationen abhängt. Amahei steht mit Saparua und von dort aus mit Ambon in Postverbindung.

Inzwischen sind auch die Träger angelangt, eine lärmende, zankende, schmutzige und zerrissene Bande, deren unmittelbare Nähe alle meine Sinne auf das Empfindlichste beleidigt, und dies um so mehr, als sich zu all den übrigen, zweifelhaften Ausdünstungen der Personen noch der entsetzliche Geruch des Durian (*Durio zibethinus L.*), gesellt, an dem sich manche noch vor kurzem zu gute gethan haben.

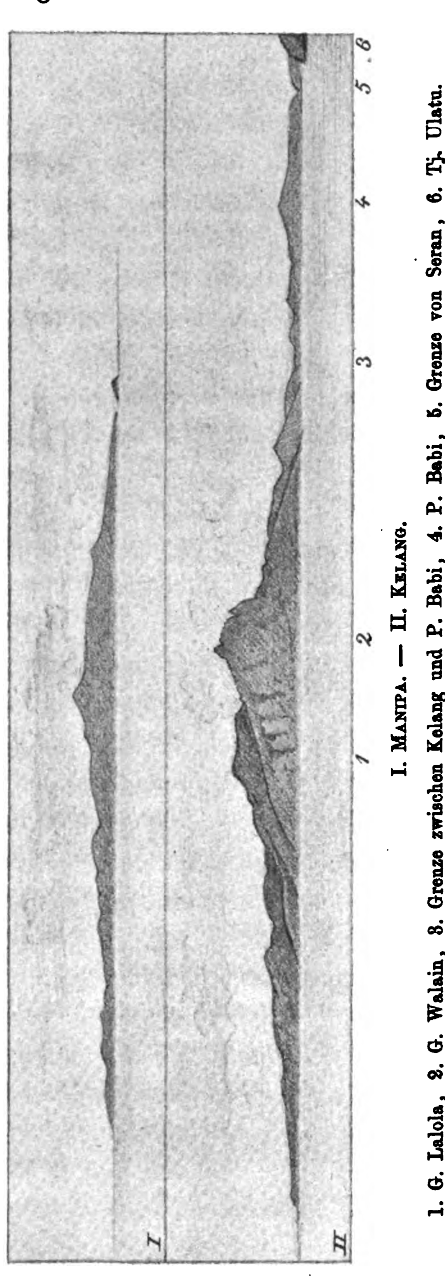
Einem kleinen Thaleinschnitte folgend, welcher bei Luhu von Westen her aus dem Gebirge herabführt, sehen wir schon nach wenigen Minuten Gehens zu beiden Seiten ein unbedeutendes Hügelland auftreten, und ½ Stunde nach dem Verlassen des Ortes befinden wir uns am Fusse einer niedrigen, aber steilen Höhe, welche mir von den Leuten als *Tome-tome Weru* bezeichnet wird, da auf ihr *tome-tome* genannte Bäume (*Flacourtia inermis Roxb.*, dessen Früchte gegessen werden) wachsen. Zur Linken fliesst das Ajer Manuru, welches wir bereits in der Ebene

passirten und zu dem wir jenseits des genannten Gipfels nochmals hinabsteigen, um in seinem, mit groben Schottermassen bedeckten, 30 Schritte breiten Bette eine Strecke weit aufwärts zu gehen. Alsbald führt dann der Weg wieder über zahlreiche, unbedeutende Bodenwellen hin, zunächst durch Wald, unter langsamer Steigung, hernach aber sehr steil auf einen mit Kusukusu (*Imperata arundinacea Cyrill*) bedeckten Gipfel der archaeischen Formation hinauf, welcher G. Menapele heisst. Dies bedeutet „quer", und der Name findet seine Erklärung darin, dass der Berg quer in dem beide Küsten von Huamual verbindenden Pfade gelegen ist. Gerade 4 Stunden nach dem Aufbruche von Luhu befanden wir uns auf der 443 m. über den Meeresspiegel hervorragenden Höhe, von wo aus das Gebirge beiderseits, nach *W* und *O* hin, abfällt.

Der Menapele liegt in der Achse des Klein-Seran aufbauenden Rückens, und die benachbarten Gipfel in *S* und *N* zeigen im wesentlichen den gleichen Charakter, sind auch nahezu von derselben Höhe; nur der Muralatetu, südlich von Luhu, dürfte unseren Standpunkt noch um etwa 50 m. überragen. Da die Spitzen mit Gras bestanden sind und der dichte Wald erst etwas weiter abwärts beginnt, so geniesst man von oben einen schönen Ausblick; beiderseits schaut das Meer herüber, darin im Westen Kelang und Manipa, im Osten Ambon und die Uliasser. Aber der Genuss der Landschaft ward uns durch die fürchterliche Hitze in dem Kusukusu des Gipfels sehr wesentlich geschmälert; war es doch nicht möglich gewesen, beim Anstiege auf die Spitze das Aneroid, trotz sorgfältigster Verpakkung, auf weniger als 34,7° C. zu halten, und es kostete viel Ueberwindung, dort auf der kahlen Höhe um die Mittagszeit die erforderlichen Peilungen ruhig und gewissenhaft zu verrichten.

Wir sind froh, als um 11 U. 35 M. der Abstieg beginnen kann. Es geht über ein scharfes Grat hin, welches senkrecht zur Gebirgsachse gerichtet ist, während beiderseits, in *N* und *S*, gleich schmale Rücken zur Küste hinablaufen, die offenbar alle der Einwirkung der Erosion ihre Entstehung zu danken haben. Stellenweise ist das Grat, auf dem wir hinuntersteigen, nur 2—3 Schritte breit, und weite Strecken führt der Pfad über rauchende und glimmende Baumstämme weg, weil die Vegetation hier zum Theil niedergebrannt worden ist. Dadurch wird es möglich, auch an den sonst dicht bewaldeten Stellen des Weges die Formationen zu überblicken, während anderenorts die steilen Hänge kaum bewachsen und mit unendlichen Mengen von Schotter bedeckt sind. Etwas weiter als halbwegs zwischen dem Gipfel des Menapele und der Küste ist eine besonders schwierige, aber nur kurze Strecke zu überwinden; denn es stellen sich hier einige steile, rundliche Kuppen in den Weg, deren Eine auf einem kaum 2 Fuss breiten Pfade am Abhang passirt werden muss. Sie tragen den Namen Garuda Ketjil (*garuda* = Adler). Von

dort geht es dann sehr steil zum Waë Tamua hinunter, einem unfern Kambello ausmündenden Bache, an dem wir um 2¼ Uhr anlangen, und während wir zunächst seinem Bette, darauf, über alluviale Ablagerungen hin, einem bequemen Waldpfade folgen, befinden wir uns nach einer weiteren halben Stunde am Strande, etwas südlich von dem nun bald erreichten Reiseziele. Meine Begleiter versicherten mich, dass sie den ganzen Weg von Luhu bis nach Kambello in drei Stunden zurücklegen könnten; ich hatte aber dafür in Folge des vielfachen Aufenthaltes nicht minder als neun Stunden gebraucht, und ziemlich zerschlagen von der ununterbrochenen Arbeit längs des Weges kam ich in der Niederlassung an.



I. Manipa. — II. Kelang.

1. G. Lalola, 2. G. Walain, 3. Grenze zwischen Kelang und P. Babi, 4. P. Babi, 5. Grenze von Seran, 6. Tj. Ulatu.

An Ruhe ist indessen noch nicht zu denken; denn Manipa und Kelang [1]) liegen vom Strande aus so scharf umrissen und unbewölkt mir vor Augen, dass es unverzeihlich gewesen sein würde, die Gelegenheit zur Aufnahme der Profillinien ihrer Höhen unbenutzt vorbeigehen zu lassen (sieh nebenstehende Zeichnungen). Und interessant genug sind diese letzteren, namentlich diejenige des Walain, welcher mit dem Lalola die höchsten Gipfel von Kelang bildet, vielleicht 800 m. hoch ist und so eigenthümlich zerrissen, dass ich ihn derzeit nur mit Dolomitbergen vergleichen konnte; später sah ich freilich ähnliche Reliefformen noch vielfach in der Kalksteinformation von Seran und Buru vor-

1) Kelangs Bevölkerung ist durch van Oudshoorn im Jahre 1656 nach Manipa in den Bereich der Festung *Wanirouw* gebracht, so dass die Insel augenblicklich nur noch hie und da von Fremden besucht wird, aber keine dauernden Bewohner mehr besitzt.

kommen. Weiter östlich erblickt man eine kleine, niedrige, aber ebenfalls gebirgige Insel, welche PULU BABI heisst (gleich dem kleinen Eilande bei Kaibobo) und zwischen Kelang und Huamual gelegen ist, dann ein weit vorspringendes Kap des letzteren, genannt TJ. ULATU, endlich in allernächster Nähe von Kambello, am nördlichen Ufer der dort befindlichen, weiten Kreisbucht und vielleicht in 10 Minuten erreichbar, den GARUDA BESAR. Letzterer ist ein gewaltig scharfgratiger, auf 250 m. geschätzter Berg, welcher unmittelbar ans Meer stösst und in seinem Profile an den GARUDA KETJIL erinnert, weswegen auch beide Höhen den Namen eines Adlerberges tragen.

An dem wohlbekannten Orte [1]) KAMBELLO befindet sich augenblicklich kein Dorf, sondern nur eine zeitliche Niederlassung von Sulanesen, Ternatanen und Tidoresen, welche hier Pflanzungen angelegt und, zerstreut in der Waldung des Ufers oder am Strande selbst, unansehnliche Wohnungen errichtet haben. Im Schatten des überstehenden Daches eines der grössten, auf Pfählen ruhenden Häuser ist rasch eine rohe Holzbank zusammengeschlagen, und nicht lange, so kocht über dem Feuer der Reis, welcher nebst einigen unterwegs geschossenen Papageien unsere Hauptmahlzeit ausmacht. Man erwarte indessen hier keine Schilderung culinarischer Genüsse; denn wodurch sich Papageienfleisch von demjenigen des Pfeffervogels, einer Schnepfe oder Taube unterscheidet, habe ich bei der mangelhaften Art der Zubereitung niemals erfahren können. Die Vögel wurden nämlich stets nur ein wenig gekocht und alsdann über dem Feuer geröstet, wobei sie ein ziemlich trockenes Fleisch lieferten, dem jeder Wohlgeschmack abging; aber dennoch zog ich solchen primitiven Braten den Conserven, welche einem sehr bald zuwider werden, vor, und so lange dazu noch Pisang erhältlich ist, darf man über zu grosse Einfachheit des Mahles nicht klagen.

Nun bricht die Dunkelheit herein; aber die Orembai, welche längst erwartet wurde, ist noch immer nicht angelangt, und es fehlt an Licht, da ich noch schreiben muss. Zwar erleuchten lange Fackeln den Wald hinreichend ringsumher; doch lässt sich dabei nicht arbeiten, und so versuchen wir denn mit gutem Erfolge, uns selbst eine Lampe zu construiren: etwas Wasser und Cocosöl in ein Glas gethan, ein wenig Bauwolle in ein zum Schwimmer hergerichtetes Zweigstück gesteckt, und das Ding ist fertig.

Endlich erreicht aus weiter Ferne der Ton von Trommel und Gong unser Ohr; rasch eilen meine Leute ans Ufer, um dort ein grosses Feuer von dürren Palmblättern anzuzünden; denn sonst kann die Bemannung der Orembai uns nicht finden. Nun wird das Schiff langsam sichtbar, gespenstisch hebt es sich vom dunklen

1) Früher befand sich hier das in der ambonschen Geschichte so wohl bekannte Dorf Kambello, welches laut der Ueberlieferung der bedeutendste Ort von Klein-Seran gewesen sein soll.

Nachthimmel ab; noch eine Weile, und die Ruderer kommen ans Ufer. Sie waren durch Gegenwind und Strömung unterwegs länger aufgehalten, als sie erwartet hatten, und langten daher erst so spät an; denn oftmals müssen die Leute bei ungünstigem Strome umkehren, und nicht selten treiben sie ab, selbst wenn sie sich in unmittelbarer Nähe des Ufers halten.

Bald darauf bin ich sammt Posthalter und Dolmetsch wieder an Bord, und richten wir uns daselbst, so gut es geht, zur Nachtruhe ein; das Boot wiegt uns in Schlaf; nur die anrauschenden Wellen unterbrechen die Stille. — Und wieder wird es Morgen; der kühle Wind und die starke Brandung haben uns geweckt; wir kehren mit Tagesgrauen noch eben an den Strand zurück, um dort bequemer Wäsche halten und frühstücken zu können, kochen im Voraus für den Mittag ab und setzen dann die Reise weiter fort.

Es ging schon gegen 7½ Uhr, als wir am Morgen des 27ten Februar zum Tandjung Sial aufbrachen, ich selbst wieder in einer kleinen Flügelprau, welche ich von den Sulanesen in Kambello erhielt. Letztere leisteten auch die Ruderdienste, hatten sich aber gleichzeitig für die Fischjagd mit einem Wurfspeere ausgerüstet, da sie keine Lebensmittel besassen, als sie die Fahrt antraten — eine gewöhnliche Erscheinung bei den Eingeborenen, welche immer ohne Vorsorge nur von der Hand in den Mund leben. Der erwähnte Speer, den ich noch mehrfach an der Küste Serans angetroffen habe, besitzt drei in einer Ebene gelegene, kurze Zinken, welche je einen einzelnen Widerhaken tragen, und von denen die beiden äussersten etwas einwärts gebogen sind, wobei sich dann die Haken gleichzeitig nach innen kehren; die mittlere Zinke ist gerade und fällt in die Verlängerung des Schaftes [1]).

Es ist erstaunlich zu sehen, wie diese Leute schon aus grosser Ferne die Fische im Wasser bemerken; doch wollte der Wurf niemals gelingen, was ich dem Umstande zuschreibe, dass sich die Sulanesen nur sehr beiläufig mit der Jagd beschäftigen durften, um nicht zu weit vom Kurs abzuweichen und das Ruder nicht zu oft aus der Hand zu lassen. Das Ausspähen nach Beute nahm mir schon ohnehin zu viel Zeit in Anspruch, und so halfen wir denn den um ihren Mundvorrath sehr besorgten Leuten lieber mit unsern eigenen Mitteln aus.

Das Gebirge tritt in dieser Gegend überall unmittelbar ans Ufer hinan, und ausgedehnte Bänke von Rollsteinen lagern sich an seinen Fuss, um sich bis weit ins Meer fortzusetzen und Zeugniss von der gewaltigen Zerstörung abzulegen, der die Westküste unter dem Andrange der Wellen ausgesetzt ist. Diese Gerölle, welche zur Zeit der Ebbe auf grosse Strecken hin blossgelegt werden, haben na-

1) Aehnlich, nur ohne Widerhaken an der mittleren Zinke, von Ron (Neu-Guinea) beschrieben. Vgl. De Clercq u. Schmeltz l. c. pag. 105, tab. 27, fig. 1.

mentlich an einem Tj. Tawano genannten Vorsprunge, etwas südlich von Kambello, eine ausserordentliche Ausdehnung erlangt. Dennoch ist aber das Ufer nicht reich an kahlen Felswänden, da nach erfolgtem Abbruche von Gesteinsmassen die Vegetation zu rasch wieder Fuss fasst, und um so mehr fällt aus diesem Grunde eine noch weiter südlich gelegene Klippe auf, welche als Batu Lobang oder „Löcherfels" bekannt ist.

Es ist dies eine etwa 15 m. hohe, mauerartig ins Meer vorspringende Felsmasse, welche bankartige Absonderung zeigt und nach Westen treppenförmig zum Oceane abfällt. Unmittelbar über dem Meere gräbt sich das Wasser an der Nordseite eine Hohlkehle ins Gestein, und aufwärts befinden sich, einige Meter hoch über dem Seespiegel, drei grosse Oeffnungen, welche der Klippe den Namen gegeben haben. Wie die nähere Untersuchung lehrte, verdanken auch diese Löcher ihre Entstehung der Erosion des Meeres, welches die Mauer zum Theil durchgewaschen hat; denn sie gehören einer alten, gehobenen Strandlinie an. Von der Südseite her kann man zu den Oeffnungen des Felsens emporsteigen, und blickt man alsdann wie über die Brüstung eines alten Burgfensters nach *N* hin auf eine prächtige Landschaft. Die vielen, einspringenden Buchten Serans, begrenzt durch ein unmittelbar vom Meere aus ansteigendes, grünes Gebirgsland, runden sich in dem felsigen Rahmen zu einem vortrefflich geschlossenen Bilde ab, welches in leichter zugänglichen Ländern gewiss als Sehenswürdigkeit ersten Ranges einen Strom von Menschen herbeilocken würde.

Nach weiteren $\frac{3}{4}$ Stunden Ruderns gelangen wir vom Batu Lobang aus zu einer kleinen, alluvialen Fläche, der ersten, welche seit Kambello am Ufer zu sehen war. Diese Gegend heisst Elli; es liegt aber auch hier kein Dorf. Gleich südlich von ihr erhebt sich der Makanopa, der mit 45° Neigung zum Meere abfällt, und an dessen Fuss eine hohe Gesteinswand in steilen Abstürzen entblösst ist, das Tandjung Makanopa. Letzteres stösst mit breiter Front ans Wasser, welches hier reich an Klippen ist, und da die See sehr hoch ging, wiederholt Wellen ins kleine Fahrzeug schlugen und mich bald bis auf die Haut durchnässten, an Landung vorläufig auch nicht zu denken war, ebensowenig wie an das Verrichten irgendwelcher Arbeit vom Boote aus, so kehrte ich für kurze Zeit in die Orembai zurück. Denn ausnahmsweise befand sich diese, durch günstigen Strom und Wind getrieben, in allernächster Nähe, und konnte der Uebergang von dem einen schwankenden Fahrzeuge ins andere nach einigen vergeblichen Versuchen schliesslich doch bewerkstelligt werden. Noch eine Zeit lang halten steile, bis zu 40 m. hohe Abstürze am Ufer an, und $1\frac{1}{2}$ Stunde Ruderns von Elli entfernt befinden wir uns am Tandjung Mulu (= Mund), dem Ende einer Kreisbucht, an deren Südspitze früher ein Dorf gelegen haben soll. Man sagte mir, dass

daselbst auf einem vorspringenden Felsen, welcher noch den Namen Missigit Lama (alte Moschee) trägt, ein mohammedanisches Gotteshaus stand, welches durch die See vernichtet wurde.

Nun verflacht sich die Küste, und ausgedehnte Ablagerungen von gehobenem Korallenkalke begleiten das Ufer, vielfach unterwaschen und mit Höhlungen versehen. In einer derselben, an einer Stelle, wo eine Lücke im felsigen Ufersaume zu landen gestattete, traf ich die primitivste Wohnstätte, welche ich jemals gesehen; denn sie bestand lediglich in dem überhängenden Dache des gelbgrauen, abenteuerlich ausgewaschenen Kalksteins. Im Innern der wenige Schritte tiefen Höhle befindet sich an der Erde eine mit zerklopftem Bambus bedeckte Lagerstätte; nahe dem Eingange ist über der Feuerstätte ein rohes Gerüst mit Gitterwerk aus Zweigen zum Trocknen aufgebaut; unter der rauchgeschwärzten Decke hängen an Stöcken einige gelbliche Maiskolben. Ausserdem findet sich noch ein Blätterkorb mit etwas Sagu, ein wenig getrockneter Fisch und ein Bambusrohr mit Wasser; über das Meer hinaus hängen ferner an Sträuchern Schildkrötenpanzer zum Trocknen; denn der Bewohner dieser Höhle beschäftigt sich mit dem Sammeln von Schildkrot. Es ist ein hagerer Alter, mit greisem Schnurr- und Kinnbart, selbstredend nur mit Kopf- und Lendentuch bekleidet, welcher dort ruhig auf den Hacken vor seiner Behausung hockt und durch nichts seine Verwunderung darüber zu erkennen giebt, dass hier plötzlich ein Weisser zu ihm ans Land steigt. Er bleibt so unbeweglich sitzen, dass ich nicht nöthig habe, ihn beim Photographiren zur Ruhe zu ermahnen, und gleichgültig, wie er uns kommen sah, beobachtet er auch wieder unseren Fortgang.

Noch mehrfach zeigen Höhlungen im Karang des Strandes Spuren früherer Benutzung, und der Charakter der Küste bleibt anfangs unverändert, bis wir in der unmittelbaren Nähe des Tandjung Sial einen langen, schmalen und sandigen Ufersaum treffen, und da es bereits vorbei 5 Uhr abends ist, so wird beschlossen, hier den Anker auszuwerfen. Gerade im Osten liegt landeinwärts ein etwa 200 m. hoher, flacher und mit steilen Wänden nach *S* und *W* abfallender Gipfel, ganz unverkennbar eine gehobene Uferterrasse; an ihn schliesst sich ein Hügelland, welches zum Kap hin ganz allmählig an Höhe abnimmt und am Tj. Sial selbst nur noch 20 m. über den Meeresspiegel hervorragt. Dahinter befindet sich das südwestliche Ende von Ambon, dessen äusserster Punkt in *S* 3° *O* sichtbar ist, und endlich folgen noch etwas weiter westlich die drei kleinen Eilande Pulu Tiga.

Auf der ganzen Reise von Kambello bis hieher hatten wir kein einziges Haus gesehen, nur bemerkten wir in der Nähe des Batu Lobang Gerüste von kleinen, verlassenen Hütten, welche, wie man mir sagte, zeitweilig von Alfuren der Nord-

küste bewohnt gewesen; denn diese Leute kommen des Fischfangs wegen auch an die Westküste von Huamual.

Wie am vorigen Tage, so diente uns heute wiederum das Ufer zum kurzen Verbleibe, die Orembai zur Schlafstätte, und als ich am Abende vom Bug aus noch einen Blick aufs Wasser warf, überraschte mich das Glitzern über dem Korallenriffe so sehr, dass ich anfangs glaubte, es sei der Reflex von Sternen im Meere. Aber oben am Himmel verhüllten die Wolken jedes Licht, während mir zu Füssen ein anderer, von der Thierwelt herrührender Sternenteppich ausgebreitet lag, in dem die leuchtenden, wie Diamanten blitzenden und funkelnden Punkte in beständiger Bewegung begriffen waren.

Der 28te Februar brachte uns in der Frühe einen starken Westwind; die Luft war dick, die Ferne ganz verschleiert, und wenn wir das Tandjung Sial (= Unglückskap) noch passiren wollten, so war Eile von nöthen; denn die Fahrt um diese Südspitze Serans ist bei schlechtem Wetter sehr gefährlich. Unter Regen brachen wir kurz nach 7 Uhr auf; aber kaum waren wir einige Minuten gerudert, als das Schiff in unmittelbarer Nähe des Kaps trotz grösster Anstrengung der Musnaits keinen Fussbreit mehr weiter wollte. Wir befanden uns ganz nahe dem Ufer; die Felsen stürzen hier wieder steil ab, sind blauschwarz und machen durchaus den Eindruck von vulkanischen Schlacken und Schuttanhäufungen; in der Hochwasserlinie zieht sich an ihnen ein grauer, von angewachsenen Thieren herrührender Streifen hin, und darunter wird die Färbung des Gesteins kupferroth. Das Fahrwasser ist hier im Westen der Südspitze noch tief; erst an ihrem äussersten Ende liegen viele Klippen im Meere.

Fast übermenschlich sind die Anstrengungen der Ruderer, welche sich gegenseitig durch Zurufe anfeuern oder einander Lässigkeit vorwerfen; aber fast ½ Stunde lang kommen wir keine Handbreit vorwärts, und wir beschliessen schon fast, wieder umzukehren; da kommt endlich ein günstiger Augenblick, und dieser kurze Moment, in dem die Leute Fortgang bemerken, giebt ihnen selbst nochmals Muth und doppelte Kraft — mit wildem Jauchzen und Kreischen wird kurz vor 8 Uhr die Spitze des Kaps umfahren, und mit einem Male befinden wir uns an der Ostküste in ganz ruhigem Wasser; denn Tandjung Sial spitzt sich so scharf nach *S* zu, dass der Uebergang von seiner West- zur Ostküste in wenigen Minuten verläuft, und ich hatte fast das Gefühl, als ob mir träumte, als plötzlich die wilde Brandung hinter uns lag und das Meer sich an der Seite der Pirubai sofort glättete, so dass hier auch die Untersuchung der Küste mittelst kleiner Prau wieder aufgenommen werden konnte.

Alsbald treten am Ufer wieder gehobene Korallenkalke auf; doch wechselt

das jungeruptive, die Spitze des Kaps bildende Gestein mehrfach mit ihnen ab, bis die Karangformation in der tiefen Bucht, südlich von dem uns bereits bekannten Tj. Lauma eine bedeutendere Entwicklung erlangt und landeinwärts verschiedene, über einander gelegene Terrassen zeigt. Die Südgrenze der erwähnten Bai wird vom Tandjung Hatamata gebildet, in dessen Nähe ich wiederum von Menschen bewohnte Grotten sah. Dem Tj. Lauma mit dem Batu Pana sowie dem Waë Puti wurde nochmals ein kurzer Besuch gebracht; es bot sich auch noch mancherlei Gelegenheit zur Anfüllung der früher in dieser Gegend gemachten Notizen, ausserdem hielt die Jagd uns bisweilen auf, und so langten wir denn erst gegen Dunkelheit wieder in Luhu an, woselbst man sich unseretwegen schon Sorgen gemacht hatte.

Am 29ten Februar kehrten wir von dort aus direkt nach Hatusua zurück, nachdem wir noch erst einen kurzen Besuch an Bord eines makassarischen *padewakan* gebracht. Die Makassaren, diese Juden des Indischen Archipels, versorgen nämlich auch die Molukken mit allen erdenklichen Erzeugnissen der Kultur; sie bringen an die entlegensten Küsten Zeugstoffe, Sandalen, gestickte Pantoffeln, Zierrathe, Körbe, Kupferdraht zum Fischen u. dgl. m., sogar einzelne Spielsachen, und es thut sich zu solchem Zwecke immer eine grosse Zahl von Händlern zusammen, welche zwar alle auf demselben Schiffe fahren, aber jeder für sich ihre Geschäfte machen und nur für den Verbleib an Bord eine Miethe entrichten.

Kurz nach 7 Uhr wurde aufgebrochen, indem wir zunächst nach *N* zum Batu Kapal ruderten und von dort direkt auf Pulu Kasa anhielten. Zu arbeiten gab es für mich währenddessen selbstredend nicht viel; aber gerne benutzte ich solche Gelegenheit, um noch dies und jenes von den Ruderern und anderen Begleitern zu erfahren. Das Fragen musste indessen bald wieder eingestellt werden; denn, wie ich es schon so oft bei meinen Praufahrten erlebt, so auch hier: richtet man sich an Eine Person, so halten alle anderen gleich dieser mit ihrer Arbeit inne, und das Boot kommt nicht aus der Stelle. Das Rudern aber war unerlässlich, denn der mit Bestimmtheit erwartete Westwind blieb wieder einmal aus, und spiegelglatt lag die See da. Wie oft waren wir schon in solcher Weise getäuscht worden!

Endlich, um 11 U. 35 M., waren wir am Ufer von Pula Kasa, woselbst gelandet wurde, um abzukochen und zu baden; denn an seinem flachen, sandigen Strande brauchte man weder Haifische noch Krokodile zu fürchten, und nachdem ich an anderen Tagen so oft unter der Obhut der Eingeborenen ein Bad genommen, gewährte es doppelten Genuss, sich an dieser Stelle frei im Wasser tummeln zu können. Freilich wurde die ersehnte Erfrischung durch die fürchterliche Hitze, welche der blendendweisse Strand ausstrahlte, sehr wesentlich beeinträchtigt.

Ich fand daselbst Mengen von Bimstein, welche von der grossen Eruption des Krakatau im Jahre 1883 herrührten, und wenngleich ich dasselbe Gestein noch an sehr zahlreichen anderen Orten der von mir bereisten Küsten antraf (zu zahlreich, um hier einzeln aufgezählt zu werden), so habe ich es doch nirgends in solcher Masse beobachtet wie auf Pulu Kasa. An dem Strande von Porto auf Saparua sollen diese Auswürflinge etwa 16 Tage nach dem Ausbruche des Berges eingetroffen sein. Die kleine Insel ist unbewohnt, da ihr das Trinkwasser fehlt; nur hin und wieder kommen auf kurze Zeit Leute hieher, um zu fischen oder Eier des *Megapodius Wallacei* zu suchen.

Als wir nach einer Stunde Aufenthalt wieder von dem Eilande aufbrachen, erhob sich glücklicherweise etwas günstiger Wind. Der Steuermann warnte nun davor, die Ruder so hinzulegen, dass ihr unteres Ende der Richtung, aus welcher die Luftströmung kam, zugekehrt sei, da dann Gegenwind einträte, und glücklich langte unser Fahrzeug nach Verlauf von vier Stunden wieder bei Hatusua an, welches wir vor 10 Tagen verlassen.

---

4. REISE NACH HONITETU.

Honitetu liegt im Innern der Abtheilung Kairatu, nördlich von dem mit ihr gleichnamigen Dorfe an der Südküste, und wird von Alfuren bewohnt, welche zu den gefürchtetsten Kopfjägern Serans gehören. Ausser einer militairischen Expedition, welche 1865 hindurchzog, nachdem das Dorf im Jahre 1860 erobert worden [1]), hatte meines Wissens noch niemals ein Europaeer das betreffende Gebiet betreten, und noch im Jahre '88 liess der Häuptling von Honitetu einen Saniri-Boten des Residenten am Strande, in unmittelbarer Nähe von Hatusua, ohne weiteres erschiessen. Zwei Jahre später unterwarf sich derselbe zwar formell der niederländischen Regierung und erhielt er gleich dem ihm untergebenen Häuptlinge von Rumatita den Stock mit silbernem Knopfe als Abzeichen seiner Würde sowie eine bunte Phantasiekleidung nebst Fahne; der Aufforderung, sich mit seinen Leuten am Strande anzusiedeln oder mindestens eine Anzahl von Häusern daselbst zu errichten, weigerte sich der Häuptling von Honitetu aber energisch zu entsprechen, während derjenige von Rumatita ihr durch das Bauen einiger Wohnungen in der Negorei Kairatu nachkam. Die übrigen zum Lande Honitetu gehörigen Dörfer blieben gleich ihrem angesehen-

1) Die Bewohner von Honitetu steckten selbst ihr Dorf in Brand, als sie die starke, feindliche Macht kommen sahen; dann flüchteten sie. Wer die Beschreibung solcher militairischer Expeditionen liest, kann sich wohl kaum des Eindrucks erwehren, dass die durch sie erreichten Resultate den aufgewandten Mühen schwerlich entsprechen (vgl. van Rees, de Pionniers pag. 188).



sten Oberhaupte im Gebirge, und man sagt, dass die Abneigung gegen die Küste ihren Grund in der Furcht vor den Ternatanen habe; denn in den Jahren '58, '60 und '65 hat die niederländische Regierung Alfuren von Halmahera gegen die Seranesen zu Hilfe gerufen [1]), und diese müssen auf der Insel in schrecklicher Weise gehaust haben. Schwerlich dürfte aber hierin die einzige Ursache gelegen sein, weswegen die Bergbewohner nicht ans Meer ziehen wollen [2]); ist es doch sehr verständlich, dass sie die Wälder des Innern lieben, weil sie in ihnen aufwachsen, dort ihre Pflanzungen haben, der Jagd bequemer nachgehen und vielleicht auch vor stammverwandten Feinden sich besser schützen können. Zudem geben sie sich am Strande völlig in die Hände der Regierung, wie diese es wünscht, den Alfuren des Innern aber keineswegs behagen kann; denn thatsächlich vermag ihnen im Gebirge niemand erheblichen Schaden zuzufügen, wenn man nicht eben wiederum die Ternatanen auf sie loslassen will. Es wird auch schwerlich in absehbarer Zeit dahin kommen, dass irgend eine europaeische Macht einen anderen als rein formellen Einfluss auf die Bergbewohner des westlichen Serans erlangt, und man darf froh sein, wenn es gelingt, die Kopfjagden in den Stranddörfern zu unterdrücken oder auch nur einzuschränken.

Es war nun schon seit geraumer Zeit das Vorhaben des Posthalters *Pieters* von Hatusua gewesen, nähere Beziehungen zu den Leuten von Honitetu zu suchen, was er am besten durch Ueberbringen von Geschenken erreichen zu können glaubte; aber es fehlte ihm, wie er mir später eingestand, doch an Muth, dies allein zu thun. Meine Anwesenheit schien ihm inzwischen die beste Gelegenheit zur Erreichung seines Zweckes zu sein, da Pieters mit Recht annahm, dass man es nicht leicht wagen würde, mir als einem reinen Weissen und höheren Beamten etwas zu Leide zu thun, und dass somit mein Geleite auch ihn selbst schützen werde. Der Resident, welcher selbstredend sein Urtheil über die Ausführbarkeit des Planes auf die Mittheilungen stützen musste, welche der Posthalter über den augenblicklichen Zustand der ihm unterstellten Abtheilung machte, verlieh seine Einwilligung unter der Bedingung, dass wir zunächst noch alle möglichen Erkundigungen einzögen und uns nicht muthwillig in Gefahr begeben würden. Ich brauche kaum hinzuzufügen, dass dies auch keineswegs unsere Absicht war.

Pieters hatte aus solchen Gründen, während wir die Reise in der Pirubai und um Huamual ausführten, dem Regenten von SERUAWAN aufgetragen, mit den Bergbewohnern wegen des beabsichtigten Besuches ihres Landes in Ueberlegung

---

1) Ueber die seranesischen Unruhen von '57—60 berichtete van der Crab ausführlicher (Moluksche eilanden pag. 223 ff.). Vgl. ferner van Rees (l. c. pag. 107 ff.).

2) Die Vorstellung, welche Wallace von der Entvölkerung des Innern Serans hat (l. c. II, pag. 89), ist durchaus unrichtig, wie sich aus den folgenden Schilderungen meiner Reise genugsam ergeben wird.

zu treten; denn das Dorf Seruawan, welches am Strande Serans (an dem gegenüber der Nordwestecke von Haruku und südöstlich von Kairatu befindlichen Kap) liegt, steht einerseits mit Honitetu in freundschaftlichem Bunde (*pela*) und andererseits unter dem unmittelbaren Einflusse des Posthalters und somit der Regierung. Der genannte Regent hatte also unseren Wunsch überbracht, zugleich mit der Mittheilung, dass es unsere Absicht sei, Geschenke im Auftrage der „Compagnie" (d. i. der niederländischen Regierung) anzubieten, wogegen wir indessen verlangten, dass der Weg nach Honitetu einigermaassen für einen Europaeer hergerichtet werde und die Häupter von Honitetu und Rumatita als Beweis des guten Einvernehmens zunächst bei uns in Hatusua ihre Aufwartung machten. Es war nach Anlass dessen ein Rath in Honitetu gehalten und unser Vorschlag daselbst gut geheissen worden.

So kamen denn am 2ten März wirklich, der Verabredung gemäss, die Häuptlinge von HONITETU und RUMATITA nach Hatusua, nur von drei jungen Leuten von etwa 14—18 Jahren begleitet und alle ohne Waffen. Da kein Dampfer auf der Rhede lag, vor dessen Gegenwart die Alfuren stets eine grosse Scheu zeigen, und die Leute gewiss genau mit dem Zustande im Dorfe bekannt waren, so durften sie den Besuch ohne Furcht ablegen; denn ausser ein paar Jagdgewehren und Revolvern war in ganz Hatusua keine Schusswaffe vorhanden, und ohne Zweifel verfügten die Alfuren selbst in nächster Nähe des Ortes über eine genügende Anzahl streitbarer und gut ausgerüsteter Leute.

Waren das nun die gefürchteten Häuptlinge des Innern? Diese Frage stiess mir unwillkürlich beim Anblicke der schmächtigen Gestalten auf, welche da in ihrer bunten, vom Posthalter gelieferten Kleidung auf uns zutraten; denn ein rothes Beinkleid und ein ebenso gefärbter, langer Rock mit lauchgrünen Aufschlägen verhüllten die Gestalten der Leute so vollständig, dass nichts ihre Kraft und Geschmeidigkeit, welche ich späterhin reichlich zu bewundern Gelegenheit hatte, verrieth. Kleine, schmale Gesichter blickten daraus hervor, beim Radja von Honitetu mit äusserst spärlichen, schon ergrauenden Bartstoppeln auf Oberlippe und Wangen versehen, bei demjenigen von Rumatita nur mit etwas Flaum bedeckt; dazu die Haare hinten im Knoten, gleich einem Chignon, aufgesteckt, so dass diese Alfuren einen geradezu weibischen Eindruck machten. Das galt namentlich vom Häuptlinge von Rumatita, welcher obendrein ein schmales, wohlgeformtes und freundliches Antlitz zeigte, so dass man Mühe hatte, seinen Kopf als denjenigen eines Mannes zu nehmen; er machte in jeder Hinsicht einen Vertrauen erweckenden Eindruck und bewies auch später, dass er dies Vertrauen wohl verdiene; er ging mit in mein Zimmer, bewunderte die Einrichtung und manche meiner Sachen, kurzum zeigte durch nichts Argwohn oder Furcht. Anders der Häuptling von Honitetu, welcher finster und wortkarg draussen sitzen blieb.

Die Kleidung wurde bei dem einen noch durch einen schäbigen Strohhut, bei dem anderen durch einen ebensolchen Fez vervollständigt; den Stock mit silbernem Knopfe führten beide mit sich; als einzigen Zierrath trug endlich Rumatita eine lange Perlenschnur, Honitetu ein stählernes Medaillon von einer alten Uhrkette. Ich hackte daher eine überzählige und entbehrliche Nickelkette mit Krokydolithen in zwei Stücke und machte die beiden hohen Herren sehr glücklich damit. Ihre Begleiter besassen keine andere Kleidung oder Zierrathe, als sonst bei den Alfuren des Innern üblich sind, und verweise ich deswegen hiefür auf die weiter unten folgende Schilderung der Begbewohner. Selbstredend suchte ich aber in meinem Skizzenbuche schon jetzt, während der kurzen Dauer des Besuches, so viel wie möglich von den Leuten festzuhalten, wobei ich die Erfahrung machte, dass den Alfuren dies nicht angenehm sei; die jungen Leute fürchteten, dass ich ihnen die zum Abzeichnen erbetenen Gegenstände nicht wiedergäbe, und die Aelteren sahen ungern, dass ich die Kakeanzeichen zu Papier brachte.

Alsbald war die Verabredung getroffen, dass ich am folgenden Tage mit dem Posthalter nach dem Dorfe Kairatu kommen und von dort aus im Geleite der Alfuren die Reise nach Honitetu antreten sollte, und ich will hier gleich hinzufügen, dass beide Häuptlinge meiner festen Ueberzeugung nach keine anderen als sehr freundschaftliche Gesinnungen gegen uns hegten. Wohl war Honitetu, wie sich später herausstellte, voll Argwohn und hatte er aus solchem Grunde allerdings auch gewisse Vorsichtsmaassregeln für nöthig befunden; aber ohne jeden Zweifel war es die Absicht der Leute, uns freundlich zu empfangen, und wenn schliesslich die Reise nicht ganz nach Wunsch verlief, so ist dies besonderen Umständen zuzuschreiben, auf deren Erörterung ich unten zurückkommen werde.

Wir machten uns also am 3ten März in einer Sarua[1]) auf den Weg nach Kairatu, von einer kleinen Bagageprau begleitet. Ihre Tifa hatten die Leute für diesmal zu Hause gelassen, aber da sie sich der einheimischen, oben von Kaibobo beschriebenen Ruder bedienten, so wurde dem Mangel gewohnheitsgemäss dadurch abgeholfen, dass die Musnaits mit der Schaufel im Takte gegen die Seitenwände des Fahrzeugs schlugen, sowie man dies auch schon in der Bai von Ambon sehen kann. Sie wissen die Trommel noch weiter dadurch zu ersetzen, dass der Mann, welcher den Takt angiebt, bei jedem Ruderschlage sich nicht nur der Schaufel, sondern darauf auch der oberen Handhabe seines Instruments zum Anschlagen bedient, indem er letztere mit dem Bootrande in Berührung bringt. Kehren die Fischer nach gutem Fange heimwärts, so bringen sie die frohe Botschaft auch beim Mangel einer Tifa auf solche Weise bereits aus grosser Ferne den Dorfsbewohnern zur Kenntniss.

1) Eine besondere Art von Boot, welche nach feststehendem Modelle vielfach auf Sarua gebaut wird.

Nach 1¼ Stunde ununterbrochenen Ruderns langten wir am Strande des heidnischen Dorfes Kairatu an, woselbst uns die beiden Häuptlinge von Honitetu und Rumatita wiederum in ihrer gestrigen Kleidung empfingen, umgeben von einer grossen Schaar nackter Alfuren, die einen überaus wüsten Eindruck machten, aber unbewaffnet waren. Auch der Regent von Seruawan, unsere Mittelsperson, und derjenige von Kairatu erwarteten uns; beide sollten uns ins Innere geleiten, da der Letztgenannte ebenfalls mit den Leuten von Honitetu eng befreundet ist. Diese Strandbewohner sind nämlich den Alfuren unentbehrlich, weil sie die Handelsbeziehungen mit den Fremden vermitteln, welche von den Uliassern herüberkommen, um die Bedürfnisse der Bergbewohner an einigen Kleidungsstücken, Zierrathen sowie vor allem an Waffen, Pulver und Blei zu befriedigen und dafür Dammerharz einzutauschen. Auch zur Zeit meiner Anwesenheit befanden sich in Kairatu einige Händler von Haruku; sie können hier im Dorfe, welches von den Bergbewohnern anscheinend nur unbewaffnet betreten wird, ruhig und sicher ihren Aufenthalt nehmen, gehen aber niemals ins Innere.

Zunächst nahmen wir nun unseren Weg nach dem unfern des Ufers gelegenen Hause des Regenten von Kairatu, welches trotz seiner Aermlichkeit durch den Besitz eines gallerieartigen Vorraumes ausgezeichnet war, und während die Bagage auf die verschiedenen Träger vertheilt und für den Transport hergerichtet wurde, fand ich reichlich Musse, die uns dicht umdrängenden Alfuren näher zu mustern. Was ich hiebei und im ferneren Verlaufe der Reise über ihre äussere Erscheinung wahrgenommen, möge an dieser Stelle kurz zusammengefasst werden.

Der allgemeine Typus der Bergbewohner stimmt mit demjenigen der Strandbevölkerung, welcher oben bereits geschildert wurde, überein; nur sieht man noch mehr ausgeprägte Papua-Physiognomieen. Die Männer sind bis zu 1¾ m. gross, in der Regel ein wenig kleiner, oft knabenhaft in ihrem Äussern, schlank und elastisch gebaut, selten von etwas gefüllter Körperform; sie besitzen dunkelbraune, nur ganz ausnahmsweise lichtgelbe Hautfarbe und fast stets krause Haare. Ihr Bartwuchs ist sehr dünn und meistens nur über den Mundwinkeln etwas mehr entwickelt, zudem nicht beliebt, so dass junge Leute die zerstreut stehenden Haare des Gesichts gerne ausziehen und ein wirklicher Bart zu den grössten Seltenheiten gehört. Ich sah nur einen einzelnen Mann mit langem, dünnen Kinnbarte, aber ohne jeden anderen Haarwuchs auf Wangen oder Lippen, welcher inmitten der übrigen Gesellschaft einen höchst eigenthümlichen Eindruck machte.

Das Haupthaar, bei kleinen Kindern kastanienbraun und später dunkelschwarz, wird von Erwachsenen stets lang und unverschnitten getragen, und während Knaben es manchmal nach Art der Strandbewohner mittelst eines Bambusstreifens

zusammenhalten, schlingen die Männer es in der Regel in einen Knoten, den sie am häufigsten am Hinterkopfe befestigen. Doch wird der Haarknoten auch sehr oft in der Mitte oder links über der Stirn angebracht, wobei er dann bald mehr bald minder weit von dieser zurücktritt, bisweilen aber auf sie herunterhängt. Stellenweise sah ich ferner ein rothes Tuch kranzartig um den schief auf dem Kopfe befestigten Haarknoten geschlungen, so dass dieser Schmuck sich fast wie das Cerevis eines deutschen Studenten ausnahm; zur Befestigung dient auch mitunter eine Nadel, welche vom Knochen des Casuars hergestellt wird. Ich zeichnete eine solche von 12 cm. Länge, flach, oben verbreitert und in ihrer Gesammtform von dreiseitigem Umrisse, dabei etwas gebogen (Taf. 25, Fig. 7). Mitunter, und nicht gerade selten, wird dagegen das Haar einfach straff nach hinten gezogen und nun unmittelbar am Hinterkopfe fest zusammengebunden, so dass die Enden in Gestalt eines buschigen Schweifes lose herabhängen und also jeder Knoten fehlt. Vereinzelt sieht man endlich das Haar gescheitelt und nun ganz frei getragen; doch machen die Leute sich bisweilen auch dann einen Scheitel, wenn sie einen Knoten am Hinterkopfe besitzen [1]).

Gelegentlich wird ein kammartiges Instrument, welches aber nur zum Kratzen dient, in das an Ungeziefer überreiche Haar gesteckt (Taf. 23, Fig. 9 u. Taf. 25, Fig. 1). Es ist aus Bambus verfertigt, 24—29 cm. lang und mit fünf schmalen, spitzen Zinken versehen, welche bis zu $\frac{3}{5}$ der Gesammtlänge des Kammes betragen können. An der Basis der letzteren ist das Instrument vor dem Zerspalten durch einen vegetabilischen Streifen geschützt, welcher entweder einfach darum gewunden oder als Flechtwerk angebracht ist. Die Handhabe hat linealische Gestalt, ist nahe dem Aussenende beiderseits schwach eingekerbt und unten mit einem hervorstehenden Rande versehen, welcher sich an den Seiten zu mehr oder minder ausgebildeten Spitzen verlängert und das Abgleiten der Umwindung an der Basis der Zinken verhindern soll [2]).

Kopftücher scheinen nur bei besonderen Anlässen benutzt zu werden; denn die meisten Leute gingen zur Zeit meiner Anwesenheit baarhaupt. Diejenigen, welche sich eines Kopftuchs bedienten, trugen es entweder hoch emporstehend, wobei es fest um Stirn und Haarknoten gewunden war (so auch bei den alfurischen Tja-

---

1) Zu Valentijn's Zeiten wurde das Haar oben über eine Cocosschale oder ein Stück Holz hingebunden, und bedienten sich die Alfuren auch theilweise anderer Schmuckgegenstände als jetzt (Valentijn II, pag. 76). — Auch Brumund erwähnt noch, dass die Alfuren ihr Haar über eine Cocosschale zusammenbänden (Aanteekeningen, pag. 61), ebenso Buddingh (N. O. Indië, II, pag. 162) und van Doren (Fragmenten I, pag. 158); ich selbst habe das niemals gesehen; vielleicht geschieht es nur bei festlichen Gelegenheiten.

2) Ein ähnliches Instrument, wenngleich in Einzelheiten abweichend, kommt auch auf Neu-Guinea vor (De Clercq u. Schmeltz l. c. pag. 18).

kalele-Tänzern in Hatusua), oder sie knüpften es einfach vorne über der Stirn zusammen und liessen die Enden hinten offen über den Knoten herabfallen. Es wird wohl lediglich von der Art der Haartracht des einzelnen Individuums abhängen, ob man der einen oder der anderen Befestigungsweise des Tuches den Vorzug giebt. Dasselbe zeigt in der Regel ein Muster von röthlicher Farbe oder ist auch einfach dunkelroth, selten ganz schwarz.

Das einzige, nie fehlende Kleidungsstück der Männer besteht in dem sogenannten *tjidako* (Taf. 23, Fig. 1 u. 2; Taf. 24, Fig. 4—6), einem langen, schmalen Lendenschurze, welcher aus Baumbast [1]) hergestellt ist. Derselbe wird mittelst gekerbter Steine zusammengeklopft, und diese Art der Behandlung lässt sich an dem Zeugstücke auch noch stets deutlich in den Riefen und Furchen seiner Oberfläche erkennen. Schöne Tjidako's, welche bei festlichen Gelegenheiten benutzt werden, besitzen eine steife, vegetabilische Einlage (vielleicht von der Blattscheide einer Sagupalme verfertigt?), welche länglich-rautenförmig gestaltet ist und einen den Leib ziemlich vollständig umschliessenden Gürtel darstellt. Darüber hin wird der Zeugstreifen gelegt, nach innen umgeschlagen und bisweilen auch roh festgenäht, während seine beiden Enden jederseits lang herabhängen. Bei einem mir vorliegenden, derartigen Kleidungsstücke ist das eine Ende, vom Mittelpunkte des Gürtels an gemessen, reichlich 2 m. lang, das andere, welches beim angelegten Tjidako vorne herabhängt, 1,50 m., so dass also die ganze Binde 3,50 m. Länge besitzt. Dieselbe wird nun so umgethan, dass die Mitte ihres rautenförmigen Theiles, also ihre grösste Breite, hinten im Kreuz zu liegen kommt (Taf. 24, Fig. 4), und die beiden Enden werden darauf nach vorne und wieder rückwärts um den Leib geschlungen, wodurch ein vollständiger Gurt entsteht. Alsdann zieht der Alfure das eine, an der Spitze breitere Ende (1) von hinten und rechts her zwischen die Beine und darauf vorne zwischen Leib und Gürtel durch, lässt es über letzteren herabhängen und breitet es über den Schamtheilen schurzartig aus; das schmäler zulaufende und längere Ende (2), welches noch einmal mehr um die Mitte gelegt werden kann, wird dann zunächst hinten um das andere Ende (1) geschlungen und nun schräg aufwärts, zwischen Leib und Binde hindurchgezogen (2^a), so dass es an der linken Seite endigt. Um dasselbe besser anziehen zu können, ist daran häufig ein Ring befestigt (Taf. 24, Fig. 5); bei schönen Tjidako's aber wird es sehr lang angefertigt, damit es links weit herabhängt. Ist der Gürtel gut umgebunden, so ist die zweite Umwindung des Leibes unter der ersteren, mit einer Einlage versehenen, verborgen; auch der

1) Nach Teijsmann von *Broussonetia papyrifera* abkünftig, woneben aber auch noch andere Bastarten benutzt werden mögen (verslag, pag. 321). — Joest sagt: „Der Stoff hierzu wird von den Frauen aus dem aufgeweichten Bast des Gunda-Baumes mit Steinen geklopft" (Verh. Berl. Ges. pag. 65).



als 2[a] bezeichnete Theil des einen Endes wird unter den mit 2 versehenen Abschnitt weggesteckt, und es ist nicht leicht, die Art der Befestigung zu erkennen, wenn der Mann das Kleidungsstück bereits angelegt hat. In den Zeichnungen auf Taf. 24 sind nur der Deutlichkeit wegen 2 und 2[a] auseinandergehalten, und geben die punktirten Linien den weiteren Verlauf der Binde an.

Der Tjidako, welcher täglich von dem Bergbewohner benutzt wird, entbehrt der beschriebenen Einlage, da sie dem Träger bei seinen Bewegungen wahrscheinlich etwas hinderlich ist, und ich selbst sah auf meiner Reise nach Honitetu keinen einzigen Gürtel mit rhombischem Rückenschilde in Gebrauch. Vermuthlich ist der gewöhnliche Gurt ursprünglich stets weiss, mit lichtgelben Flecken und Streifen versehen; doch ist dies Gelb in vielen Fällen an dem von Unreinheit starrenden Kleidungsstücke, welches oft wie ein schmutziggraues Schüsseltuch vorne herabhängt, nicht mehr wahrzunehmen. Bunter verzierte Tjidako's (Taf. 23, Fig. 1 u. 2), bei denen namentlich das Rückenschild und die äussersten Enden der Binde mancherlei Figuren zeigen, dürfen nur von Leuten getragen werden, welche bereits einen Kopf erbeutet haben, und die Zahl der abgeschlagenen Köpfe soll daran durch die Anzahl von schwarzen Ringen angegeben sein [1]). Doch sah ich auch derartig verzierte Gürtel nie im täglichen Gebrauche.

Unter den Zierrathen verdienen in erster Linie schmale Schildkrotringe Erwähnung, deren man eine Reihe zur Herstellung eines breiten Bandes mittelst Bambus zusammenflicht. Das so erhaltene Band wird an beiden Oberarmen getragen; falls der Alfure aber nur eins besitzt, legt er dasselbe links an, da es zum Einstecken von Croton dient und dieser Schmuck stets an der linken Seite befestigt wird. An der Art und Weise, in der dies geschieht, kann man, gleichwie an der Färbung des Tjidako, erkennen, ob der betreffende Alfure sich bereits als Kopfjäger ausgezeichnet hat oder nicht; ist nämlich der Crotonbüschel so eingesteckt, dass seine abgeschnittenen, unteren Enden aufwärts gekehrt sind und die Blätter einfach nach unten aus dem Ringe heraushängen (Taf. 11, Fig. 2), so hat der Mann schon einen Kopf erbeutet; im anderen Falle ist der Büschel umgekehrt eingesteckt, und hängen dann also die Blätter über die Aussenseite des Ringes hin.

1) Rosenberg (Mal. Archipel p. 316) und Ribbe (l. c. pag. 204) berichten das Gleiche für ALLE ringartigen Zeichen, sowohl von brauner als von schwarzer Farbe. — Ludeking stimmt mit der von mir niedergeschriebenen Angabe überein (Schets, pag. 63), ebenso Buddingh, welcher in Awahia eintraf, als gerade die Kopfjäger beschäftigt waren, nach einem wohl gelungenen Ueberfalle die schwarzen Ringe auf den Tjidako zu zeichnen. Nach ihm darf auch jeder Theilnehmer eines solchen Mordzuges sich einen neuen, schwarzen Ring auf den Gürtel malen, falls die Kopfjagd Erfolg hatte, und nicht nur derjenige, welcher den Kopf abgeschlagen hat (N. O. Indië II, pag. 229). — Auch van Doren spricht nur von schwarzen Ringen (Fragmenten I, pag. 140). — Von besonderem Interesse ist noch dasjenige, was Boot über die Figuren auf dem Tjidako mittheilt; denn hienach kann man, mindestens in Wahaï, erkennen, ob der betreffende Alfure einen Mann oder eine Frau köpfte (l. c. pag. 1176). — Wenn Joest von „weissen Kreisen" spricht, so ist dies ein Irrthum (Verh. Berl. Ges. pag. 66).

Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass der Pflanzenschmuck nur bei festlichen Gelegenheiten angelegt wird.

An Stelle des Schildkrotbandes kann auch ein Cocosring treten, der wiederum an beiden Oberarmen getragen wird, und gelegentlich sieht man an dem einen Arme diesen, an dem anderen jenen. Diese Ringe von Cocos (Taf. 27, Fig. 6) sind geschwärzt, etwa 4 cm. hoch und besitzen einen Durchmesser von 8—9 cm.; in der Mitte ist eine breite Rinne eingeschnitten, und zu beiden Seiten derselben sind zahlreiche, schmale, sich kreuzende, kreisförmige und quer dazu verlaufende Furchen eingeritzt. Ausserdem kommen am Oberarme Ringe zur Verwendung, welche aus einem feinem Bambus-Flechtwerke hergestellt sind (Taf. 30, Fig. 2 u. 3), $2\frac{1}{2}$ cm. hoch, braun mit gelber und gelegentlich auch rother Verzierung [1]). Am Handgelenke sieht man ferner vielfach Ringe, die aus dem oberen Theile der Schlusswindung einer weissen Kegelschnecke mit schwarzen Flecken (*Conus millepunctatus Lam.*) verfertigt werden, und an welche der Alfure gelegentlich noch eine chinesische Münze als Zierrath befestigt (Taf. 25, Fig. 6; Taf. 26, Fig. 3). Diese Muschelringe werden entweder unpolirt getragen, so dass die ursprüngliche Färbung des Gehäuses noch kenntlich bleibt (Taf. 27, Fig. 3), oder abgeschliffen, an den Kanten zugerundet und mit Querriefen versehen. An der Nordküste Serans, woselbst ich sie zuerst in Murinatin wiedersah, sagte man mir, dass die Ringe von Buano abkünftig seien, aber roh eingeführt und dann von den Alfuren abgearbeitet würden; in Wahaï habe ich ferner bemerkt, dass sie daselbst fertig von Makassaren feil geboten werden. Die Alfuren scheinen diesen Zierrath aus sehr erklärlichem Grunde nur am linken Handgelenke anzulegen, da er rechts bei der Benutzung des Parangs hinderlich sein würde, und meistens sieht man ihn bei Kindern. Zu alledem gesellen sich schliesslich noch einfache, von gebogenem Messingdraht hergestellte Ringe, welche sowohl am Handgelenke als am Oberarme getragen werden.

Ausserdem fällt bei manchen Leuten zunächst eine von Perlen angefertigte Halskette ins Auge, welche so umgelegt wird, dass ihr Ende in der Mitte der Brust gerade herabhängt, und an welche die Männer verschiedene Gegenstände befestigen (Taf. 25, Fig. 5). Ich beobachtete darunter eine 6 cm. lange Pincette von Messing zum Ausrupfen von Barthaaren, scheibenförmig abgeschliffene Gewinde von *Conus*, kleine Messingringe, seltener einen Silberring oder den Kopf eines grossen Käfers, des bekannten *Xylotrupes Simson*.

Zur Festkleidung der Alfuren gehören ferner hübsche Ohrzierrathe, die aber an gewöhnlichen Tagen nicht getragen, sondern durch minder schönen Schmuck,

1) Ueber das Färben von Bambus vgl. van Doren (Fragmenten I, pag. 385).

bisweilen auch durch beliebige andere Dinge, ersetzt werden, während oftmals das Loch im Ohrläppchen ganz leer bleibt. Als Ersatz bemerkte ich unter anderen ein rundliches Holzpflöckchen von 5 cm. Länge, sodann das zusammengebogene Stück eines Blattstieles, die Schwungfedern einer Taube (*Myristicivora bicolor*), den Fühler eines Krebses u. dgl. m. Ferner trugen die Leute unterwegs vereinzelt einen kleinen Kupferring im Ohre oder einen gebogenen Messingdraht mit rother Perle, noch öfter einen Lederstreifen, dessen eines Ende durch einen Schlitz des anderen hindurchgezogen war, so dass eine Schlinge mit mehr oder minder lang herabhängendem Ende gebildet wurde. Dies alles wird indessen willkürlich angelegt, indem bald beide Ohren, bald nur eins derselben verziert ist, und in ersterem Falle ist der Schmuck meistens noch wieder beiderseits verschieden.

Die schönsten Ohrgehänge, welche ich sah, waren von Seemuscheln gefertigt (Taf. 25, Fig. 8) und bestanden aus dem 7 cm. langen Segmente eines schwach gekrümmten Ringes von vierseitigem Querschnitte. Die Oberfläche desselben trug eine einfache, eingeritzte und geschwärzte Verzierung, welche stets in derselben Weise vorzukommen scheint (vgl. Abbildung), und an dem einen Ende war das Muschelstück zur Herstellung eines Knopfs umwickelt. Dieser wird durch das Ohrläppchen gesteckt und dient zur Befestigung des Zierraths; öfters hängt man an ihn noch Bänder mit einzelnen Perlen. Sodann verdient ein 3 cm. langer Holzpflock (Taf. 25, Fig. 9) Erwähnung, welcher ebenfalls zu den beliebten, besseren Ohrverzierungen gehört. Er besteht aus einem rundlichen Stabe, welcher an dem einen Ende eine blaue Glasperle trägt und an dem anderen mit einem breiten, kegelförmigen Theile in Verbindung steht. Letzterem ist an der flachen Aussenseite eine runde, rosettenartig ausgerandete Perlmutterscheibe aufgelegt, welche in der Mitte eine sternförmig eingeritzte Figur zeigt.

Die Tatuirung der Männer gleicht in ihrem allgemeinen Charakter der oben von den Strandbewohnern beschriebenen; es herrschen auch hier wieder kreuzförmige, auf der Brust angebrachte Zeichen vor. Daneben sah ich aber ebenfalls Figuren auf der Mitte der Stirn, die ich sonst nirgends am Südstrande beobachtete (Taf. 26, Fig. 14—16). Dieselben befinden sich unmittelbar über der Nasenwurzel, sind meistens V-förmig, mit umgebogenen oberen Enden der beiden Schenkel, und sollen in derselben Weise bei den Kakeanisten von Paulohi am westlichen Ufer der Elpaputibai vorkommen. In der Regel sind mit dem V noch einige Punkte verbunden; ausserdem wird auf der Stirn auch wohl ein U-förmiges Zeichen, abermals mit Punkten combinirt, angebracht. Diese Figuren schliessen aber nicht die Tatuirung anderer Körpertheile aus; überhaupt ist es mir nicht möglich gewesen, bei den Zeichen irgend welche bestimmte Zusammenstellungen herauszufinden, und merkwürdigerweise scheinen sie bisweilen ganz zu fehlen. So vermochte ich z. B.

keinerlei Tatuirung bei dem Häuptlinge von Honitetu zu entdecken, und derselbe behauptete auch, keine zu besitzen. Bisweilen sind dagegen schon Kinder von 6 bis 8 Jahren mit den Zeichen des Geheimbundes versehen.

Unter den Waffen verdient zunächst wieder das grosse, schwertartige Messer, der *parang* Erwähnung, da er allgemein benutzt und stets mitgeführt wird. Er unterscheidet sich durch nichts von demjenigen, welchen die Strandbewohner benutzen, und darf somit auf die oben gegebene Beschreibung desselben verwiesen werden. Keiner trug unterwegs einen Bogen, obwohl ich in Honitetu einen solchen gesehen, welcher mit demjenigen der Strandalfuren übereinstimmte (vgl. unten); dagegen hatten die meisten Erwachsenen Gewehre, trotz des Verbotes ihrer Einfuhr, und wenn auch Pulver und Blei aus gleichem Grunde sehr kostbare Artikel für den Bergbewohner sind, so konnte ich mich doch davon überzeugen, dass sie hievon einen ziemlich guten Vorrath besitzen. Die Gewehre sind meistens mit Feuersteinschlössern versehen, da die Alfuren andere wegen der raschen Abnutzung des Pistons nicht lieben; das Pulver bewahren sie in kleinen Bambusköchern, von denen jeder einen Schuss enthält; die Kugeln werden bisweilen in denselben Stoff, aus welchem man auch den Tjidako macht, gewickelt und rosenkranzartig eingeschnürt. Ihre Gewehrpfropfen fertigen die Leute von Fasern der Cocospalme oder von Kapok; sie bewahren beides in einem ovalen, durchbrochenen und aus Rottan geflochtenen Körbchen von 7—8 cm. Länge (Taf. 23, Fig. 10).

Eine rechteckige, vielleicht 25 cm. lange Tasche, welche unterwegs stets mitgeführt wird, weil sie zum Aufbewahren von Siri und Pinang dient, wird gleichzeitig als Patronentasche benutzt. Sie scheint auf den ersten Blick von geschwärztem Leder zu sein, ist aber aus Segeltuch angefertigt, welches mittelst eines Saftes, der aus der Rinde eines Baumes gepresst ist, gesteift und wasserdicht gemacht wird [1]); innen ist sie durch eine Längswand zertheilt, und in dem vorderen, kleineren, der so entstandenen Fächer stehen die kleinen Bambusköcher für Pulver hübsch reihenartig nebeneinander; eine grosse Klappe verhindert das Eindringen von Regen. An den Riemen der Tasche werden auch verschiedene Dinge, wie das Körbchen für Gewehrpfropfen und gelegentlich die eingewickelten Kugeln, gehangen, ferner der Köcher für Kalk zum Sirikauen und andere Kleinigkeiten, welche der Alfure je nach Umständen noch etwa mitführt.

Der Kalkköcher ist meistens von Bambus hergestellt und mit eingeritzten Figuren versehen; er gleicht im allgemeinen denen, welche ich in Kaibobo und Wahaï kennen lernte (Taf. 30, Fig. 4; Taf. 24, Fig. 7), ist aber in der Regel sehr viel kürzer und wird manchmal zu einer niedrigen, runden Schachtel. Seltener

1) Auch auf Buru geschieht dies, und Forbes vermuthet, dass der Saft einer Artocarpee hiebei verwendet wird (A naturalist's wanderings, pag. 112).

sieht man anstatt Bambus das hornartig gekrümmte Ende einer Kalabasse zur Aufbewahrung von Kalk verwendet (Taf. 26, Fig. 2). Manche Köcher sind mit Perlen behangen, welche gelegentlich auch unten an der Tasche angebracht werden.

Die Frauen [1]) kleiden sich im Innern anscheinend noch weniger als die Männer, obwohl sie an der Küste und in Gegenwart von Fremden einen kurzen Rock zu tragen pflegen. Derselbe wird aber unter dem Nabel umgebunden und reicht nur bis zum Knie, ist dabei an einer Seite offen und schliesst so unvollständig, dass die Bezeichnung eines Sarongs für ihn etwas euphemistisch erscheint; seine Farbe ist in der Regel dunkelblau, seltener roth oder grau. Da das Kleidungsstück wegen seines ungenügenden Schlusses die Körpermitte nicht bei allen Bewegungen vollständig verhüllt und es kleineren Mädchen, vermuthlich in Folge der Ungewohnheit der Tracht, auch bisweilen abfiel, so bemerkte ich, dass die Frauen darunter ein einfaches, rothbraun gefärbtes Rottanband gürtelartig umgebunden hatten, an dem vorne ein handbreiter, langer, blauer oder rother Zeugstreifen herabhing. Bei einigen Frauen, die wir unversehens im Walde und in einem Dorfe auf dem Wege nach Honitetu überraschten, fehlte auch der Rock, und bestand die Kleidung lediglich in dem erwähnten Zeugstreifen, dem sogenannten Frauen-Tjidako, welcher zwischen den Beinen durchgezogen war, so dass von vorne nur ein kleines, dreiseitiges Läppchen sichtbar blieb. Ich glaube deswegen nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, dass letzteres die alleinige im Dorfe übliche Tracht ist, zumal dieselbe mit den bei den Alfuren der Nordküste gebräuchlichen, weiblichen Schamgürteln in Uebereinstimmung steht. Es würde auch keinen Sinn haben, wenn die Frauen, falls sie den Sarong allgemeiner gewohnt wären, hierunter noch wieder den erwähnten Zeugstreifen anlegen sollten.

Das Haar wird von ihnen hinten im Knoten getragen und bleibt stets unbedeckt; auch nahm ich darin keinerlei Zierrathe wahr. Die stark entwickelten Brüste sind bisweilen mit Einschnitten versehen, welche sternförmig von den grossen Warzen ausstrahlen, aber ungefärbt bleiben, so dass sie sich als helle Linien von der braunen Körperfarbe abheben; daneben kommen aber auch blaue Tatuirungen vor. Ich sah dies freilich nur bei drei Weibern, welche alle in gleicher Weise im Gesichte verziert waren, indem sich jederseits eine gerade Reihe von vertikal stehenden Strichen vom Augenwinkel aus nach der Schläfe hinzog, während eine dritte, durch horizontale Linien gebildete Reihe von der Nasenwurzel an auf-

---

1) Joest nennt die Frauen der Bergalfuren „oft auffallend hübsch" (pag. 65). Nun ist es bekanntlich schwer, über Frauenschönheit zu streiten; dennoch glaube ich aber hiegegen protestiren zu dürfen. Ich vermuthe, dass Joest überhaupt von Bergalfuren wenig gesehen hat; denn obwohl pag. 64 gesagt ist, dass der Autor sich mit den Bergalfuren beschäftigen werde, so beziehen sich doch seine Schilderungen wesentlich auf Dinge, die an der Küste beobachtet sind. Wie wäre es sonst auch möglich, dass Joest den kleinen Schild, welchen man an der Küste zum Tjakalele benutzt, als eine Wehr der Bergalfuren anführte (pag. 68).



wärts zur Mitte der Stirn reichte (Taf. 26, Fig. 17); bei Einer dieser Personen bemerkte ich ausserdem eine Figur am Oberarme. Da die Frauen dem Kakeanbunde fern bleiben, so kann auch diese Tatuirung nichts mit ihm zu schaffen haben; sie ist zudem abweichend von allen Zeichen, welche ich am Körper der Männer sah.

An Zierrathen sind die Frauen im allgemeinen weit ärmer als die Männer, und manche von ihnen traf ich überhaupt ohne jeden Schmuck an. Am meisten bemerkt man auch bei ihnen eine Perlenkette am Halse, und daran werden wiederum verschiedene Dinge befestigt, so auch Ringe und der Kopf des oben erwähnten Käfers. Es kommen aber ausserdem Gegenstände an den Halsketten der Frauen vor, welche ich bei den Männern nicht sah; vor allen Dingen begegnet man darunter nicht selten dem Fusse des *Cuscus*, vereinzelt auch einem Vogelfusse oder einem Haarbüschel; dann fand ich mehrfach die Luftröhre einer Schlange als Halsband verwendet, und vielleicht kommt derselben, gleich dem Fusse des *Cuscus*, nicht lediglich die Bedeutung eines Zierrathes zu. Minder interessant als originell war der Schmuck, welchen sich ein junges Mädchen dadurch verfertigt hatte, dass es kleine, porzellanene Hemdknöpfe einzeln und in grossen Abständen von einander auf einen dünnen, schwarzen Zwirnfaden reihte. Sonst werden als Zierrathe noch die ebenfalls von Männern getragenen Messingringe benutzt, welche die Frauen gelegentlich auch über dem Elbogen oder über den Enkeln anlegen. Ganz vereinzelt fand ich endlich einen silbernen, wellig gebogenen Armring der Art, wie ich ihn oben bei der Festkleidung der Mädchen von Hatusua beschrieb, und da diese Gegenstände in Saparua verfertigt werden, so kann ihr Vorkommen bei den Bergalfuren im Hinblick auf die bestehenden Handelsbeziehungen nicht befremden.

Wenn sie sich von Hause entfernen, pflegen die Weiber ein kurzes, breites Messer hinten im Kreuz zwischen den Rock zu stecken, ohne dafür eine Scheide zu benutzen. Da sie das Instrument fertig und als europaeisches Fabrikat von den Kaufleuten an der Küste eintauschen, so beansprucht es kein weiteres Interesse, und ebensowenig ist dies bei etwaigen Jacken der Fall, welche sich dies oder jenes Frauenzimmer erworben, weil es aus leicht erklärlichen Gründen der Kleidertracht ihrer Schwestern am Strande als einem hohen, aber leider noch nicht ganz erreichbaren Ideale nachstrebt.

Die Bande, welche uns in Kairatu umdrängte, machte einen so wilden Eindruck, dass meine javanischen Diener ängstlich in unsere Nähe krochen. Anfangs zeigten sich nur Männer; aber alsbald bemerkten wir, dass auch zahlreiche Frauen und Kinder im Orte anwesend seien, unter denen sogar die Säuglinge nicht fehlten. Sie kamen allmählig aus den Wohnungen der Dörflinge zum Vorscheine, und später stellte sich heraus, dass die Bevölkerung von Honitetu und Rumatita mit Mann

und Maus an den Strand gezogen war; denn wir sahen oben keine neuen Gesichter.

Endlich war die Bagage unter der Aufsicht des Posthalters Pieters und mit Hilfe meines Dolmetsch auf unsere etwa 40 Mann zählende Begleitung von Strandbewohnern vertheilt. Inzwischen hatten sich auch die Häuptlinge ihres maskeradenhaften Anzuges entledigt und nun erschienen sie gleich den übrigen Alfuren im Tjidako, Rumatita schlank wie eine Tanne, unter den Knieen mit einem ganz schmalen, braunen Bande, vermuthlich von Hirschleder, versehen, aber sonst ohne Zierrath. Auch Honitetu entbehrte jeden Schmucks; er trug den schmutzigsten Leibgurt und unterschied sich durch nichts von dem schäbigsten Träger; mit zusammengekniffenen Lippen und herabhängenden Mundwinkeln, von einigen ergrauenden Bartstoppeln umgeben, den Haarknoten hoch über der Stirn und von eckiger Gestalt machte er einen überaus abstossenden Eindruck.

Es war etwas nach 9½ Uhr, als wir von Kairatu aufbrachen, voran der Häuptling von Honitetu, den Parang auf dem gekrümmten Unterarme wiegend, dann der Regent von Kairatu, welcher in seinem aus Beinkleid und kurzer Jacke bestehenden Anzuge dem gegenüber wirklich *gentlemanlike* aussah, darauf ich selbst, endlich meine Begleiter und Träger — alles natürlich im Gänsemarsche auf dem schmalen Waldpfade. Die grosse Masse der Alfuren blieb vorläufig zurück.

Der Weg führte zunächst noch durch niedrigen Wald, in dem die Bewohner von Kairatu ihre Pflanzungen angelegt haben, bisweilen unter majestätischen Arengpalmen hin. Die Fasern, welche ihren Stamm umspinnen und an Menschenhaar erinnern, das sogenannte *idjuk*, pflegen die Alfuren als Botschaft an diejenigen zu senden, welche zur Kopfjagd aufgefordert werden. Die mächtigen Blätter der Palme neigen sich vielfach zur Bildung grüner Spitzbögen zusammen, ebenso die riesigen Halme von Bambusrohr, welches mit ihnen abwechselt, und wenn irgendwo, so passt auf solchen Wald der Vergleich mit einem Dome, in dem sich Bogen an Bogen reiht und die hohen Stämme der Palmen den Säulen entsprechen; doch zeigt sich anfangs noch hie und da eine Lichtung, bis die Anpflanzungen ganz geschwunden sind und wir uns, kaum ½ Stunde Gehens von der Küste entfernt, im Urwalde befinden. Da haben schlingende Rottanpalmen, welche durch ihr Gewicht die Baumkronen erdrückten und dann niedergestürzt sind, undurchdringliche Dickichte geformt; da versperren Baumstämme überall den Weg; da wird die Einsamkeit nur noch durch das zankende Geschrei des Kakadu, durch das Gurren zahlreicher Tauben oder durch den Flug eines durch die Baumwipfel rauschenden Pfeffervogels unterbrochen. Viele Epiphyten wuchern an den Bäumen; zahlreiche Lianen hängen umher, manche schraubenartig gewunden; unter den Palmen fällt eine eigenthümliche Art mit dreiseitigen Blattfiedern (*Drymophloeus spec.*) besonders auf, und am Boden wächst häufig eine Pflanze, welche

an einem fast 1 m. hohen und vor völliger Entwicklung der Blumen zweiglosen Stiele einen blutrothen Blüthenkolben von der Grösse und allgemeinen Gestalt einer Ananasfrucht treibt. Es ist *Tapeinochilus pungens Miqu.*, wofür ich von meinen Begleitern keine andere Bezeichnung als *bunga kasturi* erfahren konnte. Vereinzelt begegnet man auch hier bereits einem Baumfarne.

Alsbald waren auch die Alfuren wieder bei uns, jetzt sämmtlich mit ihrem Parang ausgerüstet und sehr viele von ihnen mit Gewehren bewaffnet; sie passirten uns stets in kleinen Trupps, blieben dann wieder zurück, passirten uns nochmals — und so ging es fort. Dass wir uns vollständig in ihrer Macht befanden, brauche ich kaum hervorzuheben, und wenn die Leute Arges im Schilde geführt hätten, so würde niemand im stande gewesen sein, dem einen nennenswerthen Widerstand entgegenzusetzen; denn wir hatten, um jeden Argwohn zu vermeiden, unsere Begleiter nicht bewaffnet und führten nur drei Jagdgewehre mit, welche den Alfuren keinen Anstoss gaben. Der Regent von Kairatu entledigte sich sogar, nachdem die Pflanzungen des Küstenstrichs passirt waren, seines Parangs, um ihn auf dem Rückwege an demselben Orte, an dem er ihn verborgen, wieder aufzunehmen, und da umgekehrt die Bergbewohner in Kairatu ohne Waffen waren, so scheint es mir, als ob die Leute gegenseitig nur unbewaffnet das Gebiet des Verbündeten betreten. Wohl verfügten Pieters und ich selber jeder über einen Revolver, den wir verborgen trugen; aber das hatte ja am Ende nicht viel zu bedeuten; zudem fand ich im Laufe der Reise genugsam Gelegenheit zu beobachten, dass die meisten unserer Träger, Strandalfuren aus der benachbarten Gegend, den Leuten von Honitetu mehr zugethan seien als dem Posthalter und den Männern, welche wir von Hatusua mit hieher gebracht [1]). Letztere waren vielleicht die Einzigen, auf die wir uns hätten verlassen können; dass ihre Gegenwart ein Stein des Anstosses werden sollte, vermutheten wir freilich im Augenblicke noch gar nicht, wir glaubten vielmehr alles gut eingerichtet zu haben und zogen vertrauensvoll unseres Weges.

Bald war ich in der Lage, die Geschicklichkeit und Kraft der Alfuren auf dem Waldpfade bewundern zu lernen; denn obwohl ich schon unter gleichen Verhältnissen mit Negern und Indianern gegangen war, so hatte ich doch bis dahin Aehnliches noch nicht gesehen. Dass die Eingeborenen umgefallene Bäume nicht als ein Hinderniss im Wege betrachten, ist ja selbstredend; aber erstaunt war ich doch zu bemerken, wie sie ohne weiteres in deren Aeste hineinkletterten, wenn sie zu mehreren ein Gespräch führen wollten und ihnen der enge Pfad keinen genügenden Raum zum Beieinanderstehen bot. Das ging so bequem von statten, als

1) Die Kakeanisten müssen ohnehin durch den Zwang, welchen der Geheimbund ihnen auferlegt, zusammenhalten und dürfen vor allen Dingen niemals die Seite der „Compagnie" wählen, falls es zum Streite kommt (vgl. Ludeking, schets, pag. 74).

stiegen sie eine Treppe hinan, und da sassen denn die Leute gleich Affen in den Zweigen, um sich mit den am Boden Stehenden zu unterhalten. Ansehnliche Aeste, welche ihnen im Wege waren, schlugen sie so mühelos mit Einem Schlage ihres Parangs herunter, dass ich seither auch an die Behauptung glaube, es vermöge der Alfure einen Menschen ohne Umstände durch einen einzigen Hieb vollständig zu köpfen.

Der Weg führte zunächst über ebenen Boden hin, und wurde nur von einzelnen, schmalen Bachbetten durchschnitten, worunter der Waë Sari; dann gelangten wir, 2 Stunden nach dem Aufbruche von Kairatu, an eine etwas bedeutendere Wasserader, den Waë Tari, welcher mit Einschluss seines Trockenbettes etwa 20 Schritte breit und mit Schotter archaeischer Gesteine erfüllt ist. Wir folgten seinem Laufe eine Viertelstunde lang aufwärts und befanden uns alsdann am Fusse des Gebirges, woselbst auf einer kleinen Anhöhe, unmittelbar am genannten Flussbette, aber vom Thale aus nicht sichtbar, das Dorf Urau liegt. Da es gegen 12 Uhr ging, so beschlossen wir, hier kurze Rast zu halten, um abzukochen, und nach einigen Vorbereitungen wurde uns zu diesem Zwecke auch ein Haus in dem genannten Orte eingeräumt. Es war ein auf Bambuspfählen ruhendes Dach, unter dessen Rand hin man nur in gebückter Stellung eintreten konnte, ohne Seitenwände; darin befand sich als Sitz- und Schlafstätte eine mit gespaltenem Bambus bedeckte Pritsche, welche die Hälfte des ganzen Raumes einnahm, und ihr gegenüber eine Feuerstätte mit rohem Trockengestell, im Giebel eine Borte mit geschichteten Holzscheiten — sonst nichts. Kleine Häuser mit verhältnissmässig hohem und spitzem Dache, welche in der Nähe zerstreut standen (Taf. 25, Fig. 10), liessen auch keine Wände erkennen, und ich verliess den Ort mit der falschen Vorstellung, dass die meisten von ihnen an den Seiten offen seien. Erst in Honitetu bemerkte ich den Irrthum, welcher dadurch hervorgerufen war, dass der auf Pfählen ruhende, geschlossene Wohnraum von dem weit herabreichenden Dache verhüllt wird.

Von Urau brachen wir um 12 U. 40 M. wieder auf und gingen nun am Fusse eines zur Rechten ansteigenden Gebirgslandes hin, zu dessen Ausläufern auch die Höhe gehört, auf welcher das genannte Dorf gelegen ist. Der Weg blieb, wie auf der Strecke von der Küste bis nach Urau, im wesentlichen *NO* gerichtet und führte hart am Gehänge in fast ebenem Terrain fort, abwechselnd durch Waldung und durch hohes Gras; kaum 20 Minuten Gehens von der Negorei entfernt, erblickten wir die Ebene von Hatusua und den unfern Kaibobo gelegenen Huhuëla; auch Ambon wird in dieser Gegend sichtbar, und namentlich Kap Setan tritt deutlich hervor; aber selten nur nimmt man in blauer Ferne ein Stück vom Berglande Serans wahr, da die Vegetation, wie gewöhnlich, den Ueberblick verhindert.

So gelangten wir an den WAË KRIKUA, einen 10 Schritte breiten Bach, welcher gleich den beiden obengenannten, WAË SARI und W. TARI, zum westlich von Kairatu mündenden RIUPA fliesst, und an seinem jenseitigen, steil ansteigenden Ufer wurde bereits um 2¼ Uhr nachmittags der heutige Tagemarsch beschlossen. Dieser Punkt, welcher sich von Urau aus, bei Vermeidung längeren Aufenthaltes unterwegs, in einer guten Stunde erreichen lässt, ist eine von den Alfuren häufig besuchte Station; denn sie sammeln hier in der Nähe viel Dammerharz (*gom koopal*) oder benutzen den Ort auch als Nachtverbleib, wenn sie ihre Lasten von Honitetu nach der Küste bringen, wogegen sie unbeladen den ganzen Weg in einem Tage zurücklegen.

Auf einer kleinen Lichtung im Walde war meine Hütte bereits errichtet; bald stand auch der Kochtopf auf dem Feuer, waren die nothwendigsten Dinge ausgepackt und wurde die Hängematte unter allgemeiner Verwunderung der Alfuren gespannt, so dass die nächsten Stunden bis Sonnenuntergang lediglich der Erhohlung dienen konnten, und ich genoss sie in vollen Zügen. Denn meine Begleiter hatten unten am Flusse oder weiter oberhalb am Gehänge ein Unterkommen unter kleinen, rasch hergerichteten Blätterdächern gefunden, nachdem die Strandalfuren sich noch erst gegenseitig Massen von Ungeziefer aus dem wüsten Haare gesucht, nur hin und wieder tönte noch ihr Lachen herüber, sonst störte nichts die hehre Waldeinsamkeit: Die Sonne scheint durch die kleine Lücke der ringsum hoch aufragenden Vegetation; Vögel locken und gurren; Insekten zirpen, und die Cicaden lassen einen scharfen, lang anhaltenden Ton hören; dann setzen sie alle gleichzeitig ein, einem Streichorchester gleich, dem ich stets mit Genuss zuhörte, *crescendo-diminuendo* in merkwürdiger Regelmässigkeit. Auch an Schmetterlingen fehlt es nicht, obwohl die grossen Falter nicht mehr so häufig gesehen werden, wie in Gegenwart der Strandalfuren; denn die blutrothen Kopftücher, welche letztere sehr lieben, bildeten stets einen mächtigen Anziehungspunkt für die buntflügelige Gesellschaft, und vielfach sah ich auf meinen Reisen in Seran, wie Schmetterlinge sich auf jene farbige, offenbar als Blüthe angesehene Bedeckung der Träger niederlassen wollten und von diesen gleich lästigen Fliegen verscheucht werden mussten.

Auch die Nacht, seit Jahren die erste, in der ich wieder mitten im Urwalde schlief, machte ihren Zauber aufs neue geltend, und schwer nur konnte ich dem Genusse entsagen, ihren Stimmen fort und fort zu lauschen: Hin und wieder ein Eulenruf oder das Quacken eines grossen Frosches; dann zahlreiche Insektentöne, verschieden von denjenigen, welche man am Tage vernimmt; einige zirpen wie die Heimchen, andere, grosse Heuschrecken, bringen scharfe und laute Töne hervor, welche Lockrufen von Vögeln nicht unähnlich sind und bisweilen wie Schnat-

tern erklingen; einförmig rauscht dazu der nahe Bach. Um 5 Uhr morgens hört man zuerst die drosselartige Stimme des Tagvogels (*burung siang*), gegen 5½ Uhr beginnen dann die Tauben zu gurren, und nun gesellt sich dazu alsbald eine ganze Reihe von hellen Tönen der Vogelwelt, den erwachenden Morgen zu begrüssen.

Auf den Ruf des Tagvogels pflegen die Alfuren genau zu achten; denn bisweilen stösst er einen kreischenden Ton aus, und alsdann läuft ihrer Meinung nach das Unternehmen des betreffenden Tages schlecht ab. Später lernte ich auf Buru einen anderen, ebenfalls an einen Vogelruf sich knüpfenden Aberglauben kennen; denn dort giebt es einen *burung kapal*, welcher am vorhergehenden Abende seine Stimme erschallen lässt, falls ein Schiff kommt; ruft er dagegen über Tag, so hat dies nichts zu bedeuten [1]).

Der Burung-siang war uns günstig gestimmt, so dass wir am 4ten März kurz nach 7 Uhr mit guten Aussichten den Marsch fortsetzen konnten. Der Weg ward nun schwieriger; denn obwohl er im Mittel wenig anstieg, so führte er doch beständig auf und ab, unter fortwährender Aenderung seiner Richtung, welche zwischen *NW* und *NO* schwankte, eine kurze Strecke weit sogar *W* war, am häufigsten jedoch *N—NO* blieb. Der erste Bach, zu dem wir 1 St. 20 M. nach dem Verlassen der Station gelangten, war wiederum ein Zufluss des Riupa, genannt WAË KUASSA; er war hier 15 Schritte breit und zur Zeit trocken. Nach vielfachem Aufenthalte befanden wir uns eine Stunde später in 128 m. Meereshöhe und kletterten darauf an einem sehr steilen Gehänge zu einer Ebene hinab, in welcher ein anderer Nebenbach des Riupa, der WAË TUBA, fliesst. Das Gebirge stieg zur Rechten empor, während links bisweilen ein Durchblick auf niedrige Höhenzüge in der Ferne sich darbot, und so oft die Vegetation im Verlaufe des Tages ein wenig über die Reliefverhältnisse des Landes erkennen liess, hatten wir die den Weg überragenden Gipfel zur rechten Hand. Ich schliesse daraus, dass wir am Rande der hohen und breiten Gebirgsmasse hingingen, welche gegenüber den Uliassern ans Meer stösst, um die Piru- und Elpaputibai von einander zu scheiden.

Wir förderten ungemein langsam, zumal unsere Träger bei den schwierigeren Wegverhältnissen wenig Lust und Ausdauer zeigten, und es war bereits 11 Uhr, als wir nach dem Passiren einer kleinen, sehr sumpfigen, mit hoher Bambuswaldung bedeckten Ebene im Bette des WAË TUBA eintrafen. Zu unserer Freude stiessen dort die Frauen der Bergalfuren zu uns, welche sich bis dahin fern gehalten und deren Gegenwart nun als bester Beweis für das zunehmende Vertrauen der Eingeborenen gelten konnte; auch war Rumatita mit seinen Leuten uns in jeder Hinsicht

1) Ueber abergläubische Deutung von Vogelstimmen ist besonders van Schmid zu vergleichen (Aanteekeningen p. 518 ff.).

behilflich, die Liebenswürdigkeit in Person. Honitetu dagegen hatte sich schon seit gestern Abend nicht mehr sehen lassen; er war mit einem Theil seiner Leute vorausgegangen, um, wie man sagte, zugespitzte Bambuspflöcke (*randju's*) aus dem Boden zu ziehen, welche noch von ALTER Zeit her nach kriegerischen Anlässen im Pfade stecken sollten. Warum geschah das erst jetzt, während doch nur Ein Weg durch den Wald nach Honitetu führt und die Randju's den Bergalfuren, welche ihn täglich begehen, mindestens ebenso hinderlich sein mussten als uns selber? Mich konnte das freilich wenig kümmern; denn die Sache sprach ja nur für die freundliche Gesinnung des Häuptlings, und an der Thatsache selbst, dass er sich zum Ausziehen der Bambuspflöcke entfernt habe, brauchte ich nicht zu zweifeln.

Den stark geschlängelten Waë Tuba gingen wir eine Stunde lang aufwärts, indem wir bald längere Strecken in seinem Bette wateten, bald ihn durchschritten, um unsern Weg über die alluvialen Ablagerungen seiner weiteren Umgebung fortzusetzen. Stellenweise traten etwa 15 m. hohe Wände anstehenden Gesteins unmittelbar an das Ufer des Baches hinan, aber sie waren so stark verwittert, dass die Hoffnung auf das Vorkommen brauchbarer Profile sich bald als eitel erwies. Auch im Walde blieb die geognostische Ausbeute während des ganzen Marsches nach Honitetu sehr gering; auf weiten Strecken war bisweilen nicht einmal ein einzelner, loser Stein zu finden, während ein roth- bis licht-kaffeebrauner Verwitterungsboden die Oberfläche bildete. Immerhin erwiesen sich aber die vereinzelten Funde von Geröllen, und namentlich die Geschiebe der Bachbetten, als hinreichend, um zu erkennen, dass der Weg ein Gebiet kreuzte, welches die Fortsetzung der aus dem Innern der Pirubai bereits bekannten, archaeischen Gebirgsformation darstellt.

Bei der ersten Durchquerung des Waë Tuba fanden wir sein Bett 15 Schritte breit und trocken, zwanzig Minuten Gehens aufwärts von diesem Punkte dagegen nur noch 10 Schritte breit und mit einer nicht unerheblichen Wassermenge versehen, die dann weiter oben noch mehr zunahm. Diese auf den ersten Blick befremdliche Thatsache findet ihre Erklärung in einfacher Weise durch die stattfindende, starke Verdunstung; denn das verhältnissmässig breite Bett, welches sich ein Wasserlauf in der Regenzeit schafft, wird zur trockenen Jahreszeit zunächst nur noch zum geringen Theile von Wasser erfüllt, das sich oftmals noch wieder in kleineren Adern zwischen den Geröllmassen vertheilt. Die Verdunstung wird nun inmitten des stark erhitzten Schotters sehr befördert, und dies um so mehr, als die Breite des Bachbettes und somit der Mangel des durch die Vegetation gebotenen Schutzes abwärts zunimmt. Die neu zugeführten Wassermengen sind aber nicht im Stande den erlittenen Verlust auszugleichen, und so trocknet der Fluss im Unterlaufe aus, während er aufwärts im schmäleren Bette und im Schatten der

hohen Waldung sein Leben weiter fristet. Dies erklärt zugleich, weswegen selbst die grössten Ströme zur Trockenzeit nahe dem Meere nur unbedeutende Wassermengen führen, obwohl ihr Quellengebiet auch dann noch gut durchwässert ist.

Um 12 U. 15 M. hielten wir Mittagsrast am Waë Tuba und brachen dann eine Stunde später wieder auf, indem wir den Bach verliessen und nun einem Gebirgspfade folgten, welcher rascher als bisher aufwärts führte. Bald zog ein Ungewitter herauf; dann goss unaufhaltsam der Regen herab, und das Fortkommen wurde dadurch wesentlich beeinträchtigt, weil unter solchen Umständen jede Aufzeichnung und Beobachtung bei der beständigen Sorge für Instrumente und Notizbuch ausserordentlich erschwert wird. Auf einer kleinen, steilen Kuppe, die nach den umherliegenden Gesteinsbrocken zu urtheilen, lediglich aus einem sehr feinkörnigen Carbonatgesteine besteht, erreichten wir um 3 U. 35 M. 277 m. Meereshöhe. Rechts zeigte sich hier wieder ein Ausblick auf das Gebirgsland, welches aber leider durch den Regen grösstentheils verhüllt blieb; dagegen war ich auf dem Rückwege so glücklich, von demselben Punkte aus einen hohen, *S* 48° *O* gelegenen Gipfel mit kuppenartig abgerundeter Spitze peilen zu können. Derselbe heisst Oija und gleicht in seiner Form einem Berge dieser Gegend, welcher unter anderen von Lokki aus sichtbar ist und den Namen Solohua trägt; doch sind beide nicht identisch, und man sagte mir, dass letzterer von dem betreffenden Standpunkte aus noch hinter dem Oija gelegen sei. Nur wenig abwärts schlugen wir, genöthigt durch die ungünstige Witterung, unsere Hütte für den Nachtverbleib auf.

Ich fand an diesem Tage zum ersten Male Gelegenheit, auf Seran die Bekanntschaft mit einem der *matakau* genannten Verbotszeichen zu machen, welches man im Walde zum Schutze von dort wachsender Ananas errichtet hatte. Ein Baumstumpf war oben mehrmals zerspalten, und die so erhaltenen Splitter wurden vermittelst eines Stockes auseinander gebogen. Da hinein hatte man ein lebendes Farnkraut geklemmt, in dessen Blättern sich unten ein Stein und oben ein Stückchen Ananas befand. Dies Matakau bedeutet, dass derjenige, welcher von der Frucht stiehlt, im Magen einen Stein bekommen und daran elend zu Grunde gehen soll, und zwar stellt das Stückchen Ananas den Bissen dar, welchen der Dieb geniesst; derselbe gelangt nun in die Eingeweide, welche durch die Blätter repraesentirt sind, und verwandelt sich in ihnen zu Stein; der schmerzliche Zustand, welcher hievon die Folge ist, wird durch den zwischengeklemmten Stock angedeutet. An demselben Orte sah ich auch ein *sassi* gegen das Jagen von Cuscus, lediglich aus einer Reihe von Stöcken bestehend, welche in geringem gegenseitigen Abstande vertikal in den Boden gesteckt waren und so

geländerartig, aber unverbunden, eine Strecke weit neben dem Wege herliefen. Beide Dinge sind ihrem Wesen nach bereits von den Uliassern her bekannt, wenngleich diese Art der Anwendung noch nicht beschrieben wurde; aber auf Seran hatte ich sie bis jetzt nicht gesehen, und das Matakau wollte man weder in der Umgebung von Hatusua noch in Lokki kennen. Es wurde dort behauptet, dass das Anbringen eines solchen Verbotszeichens bei den Bewohnern der Abtheilung Kairatu überhaupt unbekannt sei und höchstens durch Leute geschähe, welche von den Uliassern herüberkämen, um sich zeitweilig in Seran aufzuhalten. Nun ist es ja recht wohl möglich, dass die Strandbevölkerung der betreffenden Gegend den Brauch nicht mehr übt, aber das Vorkommen des Matakau's im Innern des Landes, woselbst es durch Alfuren errichtet war, beweist, dass dasselbe auch in Kairatu ursprünglich zu Hause ist.

Der Verbleib an der Station gestaltete sich an diesem Tage sehr unerquicklich, denn schon die Errichtung der Hütte verursachte in dem strömenden Regen viel Schwierigkeit, und schliesslich war sie so klein ausgefallen, dass ich darin kaum einen geschützten Platz für die Instrumente finden konnte. Das Trocknen der nassen Kleider wollte noch weniger gelingen, und, um das Maass voll zu machen, wurden durch eine Unvorsichtigkeit der Bedienten auch noch die Schlafdecken feucht. Obwohl die Temperatur der Luft um 5½ Uhr morgens noch 21,2° C. betrug, hatten wir unter dem primitiven Blätterdache doch die Empfindung einer gewaltigen Kälte, weil die Luft zu sehr mit Wasserdampf geschwängert war, und in der Frühe liess sich denn auch kein trockner Faden mehr an unseren Kleidern finden. Meine javanischen Diener, welche die ganze Nacht hindurch nicht schliefen, bemühten sich zudem bereits seit 4 Uhr morgens vergebens, ihren Körper am glimmenden Feuer zu erwärmen; sie trieben uns dabei noch zum Ueberflusse einen beizenden Rauch in die Augen, so dass ich manchmal meinte, ersticken zu müssen und mir in der Hängematte vorkam, als sollte ich geräuchert werden — und doch war die Feuchtigkeit so empfindlich, dass ich nicht wusste, ob der warme Rauch nicht dennoch als Wohlthat zu schätzen sei, weswegen ich die Sache gehen liess, wie sie eben gehen wollte.

Der 5te März brachte glücklicherweise trockenes Wetter, und wenn es auch noch lange von den Bäumen tröpfelte, und das nasse Gestrüpp, durch welches wir im Walde hingingen, den unteren Körpertheil bald bis auf die Haut durchnässte, so brach doch schliesslich die Sonne durch — die Pflanzen trockneten ab, und wir selber mit ihnen. Wir stiegen noch weiter das Gebirge hinan, selbstredend auf und ab über zahlreiche Bodenwellen, deren Bedeutung zunahm, je mehr wir uns Honitetu näherten. Leider ist aber das Relief im dichten Walde durchaus

nicht zu übersehen; nur lässt sich erkennen, dass wir nicht mehr am Rande des Gebirgslandes hingehen, denn die unbedeutenden Durchblicke, welche die Vegetation hin und wieder gestattet, zeigen uns Höhen zu beiden Seiten.

Die Baumfarne, welche bereits am vorigen Tage zahlreich erschienen, nehmen in dieser Region noch mehr zu; riesige Bambus, das unentbehrliche Baumaterial für die Häuser der Alfuren, fallen nebst ihnen besonders in die Augen, und nicht minder eine *galoba utang* genannte Pflanze, welche stellenweise fast ausschliesslich das Unterholz des Waldes bildet. Es ist *Alpinia gigantea Bl.*, dieselbe, welche bei Rumphius als *Globba sylvestris major* beschrieben wurde. Ihre 5—6 m. hohen Triebe, welche direkt aus dem Boden hervorspriessen, ohne einen gemeinschaftlichen Stamm zu zeigen, sind mit kurz gestielten, wechselständigen, lanzettlichen Blättern besetzt und verleihen der Pflanze das Äussere eines riesigen Farns; doch tragen sie an ihrer Spitze je eine, im Mittel 65—70 cm. lange Inflorescenz in Gestalt einer braunrothen, lockeren Aehre, welche ebenso gefärbte Stützblätter besitzt und blutrothe, eirunde Früchte von der Grösse einer Wallnuss zeitigt. Da diese Aehren vielfach an den Enden der elegant gebogenen Aeste herniederhängen, so bilden sie eine hohe Zierde im Waldesgrün. Sehr häufig wächst an den Bäumen ein zierliches Moos, *Bryopteris fruticosa Lindb. et Gottsche*, Büschel und Bärte bildend, und unter der Thierwelt fiel mir eine kleine Schnecke mit meist weissem, bisweilen auch braun gebändertem Gehäuse, *Leptopoma vitreum Lesson* [1]), durch ihr zahlreiches Vorkommen auf. Einmal lag ein riesiger *Python*, von den Alfuren *ular patola* genannt, unmittelbar vor mir aufgerollt im Wege; fast trat ich auf die Schlange, und die Strandbewohner waren darüber so erschrocken, dass sie das Thier leider durch ihren Lärm verjagten. Wären die Alfuren des Innern zur Stelle gewesen, so würde das Reptil gewiss ohne sonderliche Mühe erlegt worden sein, da jene viele Schlangen tödten, um sie zu essen.

Eine gute Stunde nach dem um 6¾ Uhr erfolgten Aufbruche von der Station befanden wir uns an einem langsam und gleichmässig ansteigenden Gehänge, woselbst von den Bergbewohnern ein breiter Weg angelegt war, nach Art der Schneusen, welche in unseren Forsten zur Vermeidung grösserer Waldbrände üblich sind. Es fehlte dort nicht nur jeder Baum, sondern auch jegliches Gestrüpp, und die Träger wurden vor Bambusspitzen gewarnt, die vielleicht noch einzeln im kurzen Grase des Bodens stecken könnten; oben war diese Wegstrecke durch eine Barrikade abgeschlossen. Das alles sollte noch aus alter Zeit herrühren, obwohl doch nicht gut einzusehen war, weshalb die Vegetation in solcher Breite erst jetzt rasirt werden musste. Näher dem Dorfe Honitetu passirten wir dann noch zweimal längere

1) Dieselbe Art sammelte ich später in sehr zahlreichen Exemplaren in Wahaï und bei Kajeli auf Buru.

Strecken, auf denen nicht das kleinste Pflänzchen mehr wuchs und die Erde frisch umgearbeitet war, so dass dieselben in merkwürdigem Gegensatze zu der Wildniss standen, welche wir bis dahin angetroffen. Ich glaubte denn auch anfangs, dass wir uns am Eingange des Dorfes befänden, und wunderte mich über die grosse, bei den Bergalfuren gewiss sehr unerwartete Ordnungsliebe, war aber nicht wenig überrascht, als uns beide Male kurz darauf wiederum der dichte Wald umfing, in dem wir wie früher über umgefallene Baumstämme und durch Gestrüpp hin unseren Pfad verfolgten.

Dass die betreffenden Wege nicht etwa für uns angelegt waren, verstand sich ja von selbst; denn wozu hätte man dort jeden Grashalm ausrupfen sollen, während im übrigen von der Küste her nichts für unsere Bequemlichkeit geschehen war. Die verhältnissmässig sehr kurzen, isolirten Strecken inmitten des Urwaldes würden ohnehin keinen Zweck gehabt haben; die Alfuren aber gebrauchen solche Strassen nicht. Wozu mussten sie denn dienen? Es bleibt gar keine andere Deutung übrig, als dass wir in ihnen eine kriegerische Maassnahme zu sehen haben, und dies um so mehr, als die erwähnten Wegstrecken die ganze Breite von rechts und links ziemlich steil abfallenden Graten einnahmen. Wollte man einem Feinde den Zugang wehren, so hätten die Punkte nicht besser gewählt werden können.

Die Erklärung ist ja auch einfach zu finden: Die Bewohner von Honitetu, welche ein schlechtes Gewissen hatten und den Zweck der Reise unmöglich begreifen konnten, betrachteten mein Kommen mit Argwohn und mochten gefürchtet haben, dass eine militairische Expedition beabsichtigt werde. Unserer Aufforderung, den Weg gangbar zu machen, die ihnen vielleicht schon von vornherein verdächtig schien, waren sie denn auch, im ganzen genommen, so gut wie gar nicht nachgekommen; dagegen hatten sie für alle Fälle Vertheidigungsmaassregeln getroffen und zu diesem Zwecke auch im Walde an einzelnen Stellen Randju's in den Boden gesteckt. Diese Punkte waren so gewählt, dass ein Entweichen nach den Seiten hin mit grossen und für Europäeer kaum überwindlichen Schwierigkeiten gepaart ging. Vielleicht hatte man sie oberflächlich von Gestrüpp gesäubert und nun die Bambusspitzen eingetrieben; als aber die Bergbewohner sahen, dass ihnen keine Gefahr drohte, zog Honitetu, wie oben bereits mitgetheilt ist, voraus, um die Randju's wieder zu entfernen; damit dies gründlich geschehen könne, gätete man aber den Weg so sauber wie möglich. Eine andere Erklärung vermag ich nicht zu finden; denn obwohl es nicht ausgeschlossen ist, dass an den gleichen Orten bereits bei älteren Fehden im Lande dieselben Vorsichtsmaassregeln angewandt sein könnten, so ist es doch unmöglich, dass die betreffenden Wegstrecken im Walde auch nur kurze Zeit lang ihrer Vegetationsdecke völlig beraubt geblieben wären. Die ganz frisch gegätete Erde bewies schon an und für

sich, dass der Boden noch in einem der allerletzten Tage bearbeitet worden war.

Die übrige Handlungsweise der Bergbewohner steht auch mit der hier gemachten Annahme im Einklange; denn allein das Bestehen eines starken Verdachtes vermag zu erklären, weswegen so zahlreiche, nicht nur mit dem Parang, sondern auch mit Gewehren bewaffnete Leute uns in Kairatu empfingen, und es erklärt ferner, warum die Hauptmasse der Alfuren nach unserem Aufbruche von dort zunächst noch am Strande zurückblieb sowie endlich die Anwesenheit von Frauen und Kindern. Denn letztere würden in Honitetu, falls eine militairische Expedition dorthin gelangte, nicht sicher gewesen sein; sie hätten in die Wälder flüchten müssen und würden daselbst, auf sich allein angewiesen, keine Nahrung gefunden haben. Am Strande dagegen konnten sich Frauen und Kinder leicht in die benachbarten Pflanzungen und befreundeten Dörfer zerstreuen, sobald das Nahen eines grösseren Schiffes vom Ufer aus bemerkt worden wäre. Niemand würde diese Leute von den Angehörigen der Strandalfuren haben unterscheiden können, und so hätten sie im Kriegsfalle Schutz und Nahrung auch ohne ihre Männer gefunden.

Dass die Bewohner von Honitetu uns noch stets mit grösstem Argwohne betrachteten, sollten wir im ferneren Verlaufe der Reise genugsam erfahren; aber sie brauchten uns selbstredend nicht mehr zu fürchten und thaten ihr Möglichstes, mindestens äusserlich eine freundschaftliche Gesinnung an den Tag zu legen. Noch eine weite Strecke vor dem Dorfe empfing uns der Häuptling, welcher sich zu diesem Zwecke eine kurze, blaue und sehr schäbige Tuchjacke angezogen hatte, so wie sie unsere Landleute tragen, und da die dünnen Beine unbekleidet darunter hervorsahen, so machte seine Gestalt in diesem Aufzuge einen unbeschreiblich lächerlichen Eindruck. Er selbst war ohne Waffe; aber an der Erde lag ein Parang, dessen Griff unten und oben hellroth gefärbt war, so dass nur in der Mitte der Handhabe ein schmaler, ungefärbter Ring übrig blieb. Die Bedeutung dieser Verzierung, welche ich sonst nirgends gesehen, ist mir unbekannt.

Der Häuptling ging nun mit einer Reihe von Begleitern voran. Bei mancher der Biegungen, an denen der Pfad reich war, sassen Trupps von Bewaffneten, welche so urplötzlich vor uns auftauchten, dass ich nicht umhin konnte, zu bemerken, wie ausserordentlich geschickt die Lage des Dorfes mit Rücksicht auf etwaige feindliche Angriffe gewählt sei. Obwohl nämlich die Richtung des Weges auch im Beginne des Tages wieder vielfach geschwankt und trotz der noch immer herrschenden *NO*-Richtung gelegentlich sogar Abweichungen nach *SO* und *NW* gezeigt hatte, so nahmen seine Krümmungen in der Nähe der Negorei doch auffallend zu, und schliesslich näherten wir uns dem Orte in einem weiten Bogen. Dies, in Verband mit den zahlreichen Bodenwellen, über welche wir hingingen, erforderte viele Peilungen und Schätzungen; auch das Aneroid musste häufiger abgelesen

werden, da es mir darauf ankam, die Höhenlage von Honitetu möglichst genau festzustellen, und so gab es manchen Aufenthalt und vielerlei aufzuzeichnen.

Die Bergbewohner betrachteten dies mit sichtlichem Unwillen, denn sie schienen zu begreifen, dass ich den Weg aufnahm; doch meinte ich, die Arbeit trotzdem wohl fortsetzen zu dürfen, und dies um so mehr, als plötzlich in einem kleinen Durchhau links vom Wege das Dorf sichtbar wurde und aus ihm die schönen Farben der niederländischen Flagge herüberleuchteten, um in wunderbar rascher Folge heimathliche Bilder am geistigen Auge vorüberzuführen. Selten wohl machte eine Fahne einen so tiefen Eindruck wie hier inmitten der Wildniss unter dem rohesten Volke: „Das Weiss des Friedens, umgeben von Roth und Blau, der Liebe und der Treue" — so schien sie mir in diesem Augenblicke, und ich fragte mich selber, ob diese Gegend wohl jemals einen Zustand würde kennen lernen, in dem solche Deutung nicht mehr als greller Gegensatz zur Wirklichkeit erschiene.

Um 11 Uhr 10 M. kamen wir in Honitetu an, wurden aber sogleich durch diese Negorei hin nach dem sich unmittelbar anschliessenden Rumatita geführt, woselbst man uns eine Hütte anwies.

Die Dörfer Honitetu und Rumatita liegen 463 m. hoch in hügeligem Terrain, auf ausgerodetem Waldboden, ringsherum von Hochwald umgeben. Im Norden erblickt man von dort einen entfernten, ansehnlichen Höhenzug, mit welligem Profil und ohne besonders hervorragende Gipfel, dessen Relief in den Morgenstunden des folgenden Tages durch die in den Thälern lagernden, schleierartigen Wolkenmassen wunderbar hervorgehoben wurde, in allen möglichen, blauen Färbungen abgetönt. Der niedrige Rücken, auf dem die meisten Häuser stehen, fällt nach Westen hin zu einem Thale ab, welches ihn von einem zweiten, etwas höheren Rücken trennt, demselben, über den uns der Weg noch vor kurzem hingeführt hatte. Auf letzterem liegt im Nordwesten von Honitetu, dem Auge bequem erreichbar, das Dorf Ursana, von wo die Uliasser, Pulu Kasa, Pulu Babi u. s. w. sichtbar sein sollen, und welches wir am nächsten Tage zu besuchen gedachten. Man sagte mir ferner, dass in der erwähnten Niederung das Kakeanhaus stände, und dem entsprechend befanden sich auch auf dem gegenüber Honitetu liegenden Rücken, dort wo dieser zum Thale abfällt, zu Seiten des Weges Zeichen, welche den Durchgang verboten. Sie bestanden nur in einigen Stöcken, die mehr oder minder horizontal im Gebüsche befestigt waren und streckenweise den Pfad begrenzten, freilich so unvollkommen und unauffällig, dass sie dem Auge eines Europaeers leicht ganz entgehen und bedeutungslos erscheinen könnten.

Die Anzahl der Häuser liess sich schwer überblicken, da sie regellos über

eine weite Fläche zerstreut stehen, zwischen umgehauenen, mächtigen Baumstämmen, die man fortzuschaffen für überflüssig hält, und ihren von Feuer versengten Stümpfen; ausserdem wechseln Pisang und andere fruchttragende Pflanzen beliebig mit den Wohnungen ab, je nachdem der Waldboden mehr oder minder vollständig ausgerodet worden ist. Wir liessen sie deswegen durch Seruawan zählen, welcher sich dabei aus Vorsicht den Anschein gab, als wolle er jagen gehen, und im ganzen in beiden Dörfern nur 49 Häuser antraf, 24 in Honitetu und 25 in Rumatita. Da nun diese Alfuren stets nur eine einzige Frau haben und der Kindersegen nicht gross ist, so dürfen schwerlich mehr als 5—6 Personen für je ein Haus gerechnet werden, was eine Bevölkerung von 250—300 Köpfen ergeben würde, und das stimmt auch mit der Schätzung der Anzahl von Leuten, welche mir zu Gesichte kamen, ungefähr überein. Im ganzen liegen in dieser Gegend acht Dörfer, von denen Honitetu das Haupt ist, und welche nach der Schätzung der Strandalfuren etwa 300 wehrbare Männer beherbergen.

Die Häuser (Taf. 14 u. Taf. 24, Fig. 8) besitzen nur einen einzigen, meist geschlossenen Wohnraum, dessen Längsseiten nach unten hin, dem Rumpfe eines Schiffes gleich, etwas convergiren, während die Querseiten vertikal stehen. Ihre Wände sind aus horizontal liegendem Gabba-gabba hergestellt, und an einer der Längsseiten befindet sich am Ende eine Thüröffnung, die, soweit ich gesehen, immer unverschlossen bleibt; dazu gesellt sich gelegentlich ein fensterartig ausgeschnittenes, kleines Luftloch. Ein hohes, spitzes Dach von Atapp, im Innern durch Bambusstäbe gestützt, reicht an allen vier Seiten so weit über den Wohnraum hin, dass man diesen von aussen überhaupt nicht wahrnimmt; auch hierin finden sich hin und wieder kleine Oeffnungen. Das Ganze endlich ruht auf einem Unterbau von starken Bambuspfählen, und an diesen schliesst sich eine lange, ebenfalls durch Bambus getragene und mit zerklopften Halmen derselben Pflanze belegte Pritsche (oder Bank) an, welche eine der Längsseiten ganz einnimmt und von oben her noch vollständig durch das gemeinsame Dach der Wohnung geschützt wird.

Sitzt man auf der Pritsche, so ist der Kopf hinter dem weit herabreichenden Dache ganz verborgen, und nur in gebückter Stellung kann man unter dessen Rand hindurchgehen. Um in den Wohnraum zu gelangen, steigt man von der Bank aus ziemlich hoch, aber doch ohne Benutzung einer Leiter, in die Thüröffnung; drinnen brennt am Boden ein immerwährendes Feuer [1]), auf Erde, welche eine Unterlage von Atapp besitzt. Um dasselbe nicht stets anschüren zu müssen, hat man daneben zwei Stöcke vertikal in die Flur gepflanzt und sie dann oben durch

1) Nach van Doren dient das Feuer zur Abwehrung von Insekten (Fragmenten I, pag. 169).

einen horizontalen Querstab verbunden, auf den man die Holzscheite in schräger Stellung hinlegt, so dass sie durch ihre eigene Schwere nachsinken, wenn ihr unteres Ende verzehrt wird. Auf einer Borte über der Feuerstätte liegt ferner das Brennholz aufgeschichtet; ein paar andere, an den Längswänden hinlaufende Borten vervollständigen die Einrichtung des Wohnraumes, welcher bisweilen nicht mehr als eine Mannslänge hoch ist und sogar beim Hause des Häuptlings von Rumatita (Taf. 24, Fig. 8) nur etwa 2,5 m. Höhe besass. Freilich standen in Honitetu etwas grössere Wohnungen, die ich aus unten angeführten Gründen nicht habe betreten können; doch dürfte ihre Einrichtung schwerlich eine nennenswerthe Verschiedenheit aufweisen, und im Äusseren gleichen sich alle Häuser von Honitetu und Rumatita durchaus. Schnitzwerk ist nirgends vorhanden.

Um einen Einblick in den Besitzstand der Leute zu erhalten, habe ich alles aufgezeichnet, was in der Wohnung des Häuptlings von letztgenanntem Dorfe zu finden war. Es sind das folgende Dinge: Zunächst zwei blau verzierte, porzellanene Spülkummen und etwa fünf derartige Teller, Gegenstände, welche von den Bergbewohnern, gleichwie von der Bevölkerung der Uliasser, ausserordentlich hoch geschätzt werden und die in solcher Umgebung merkwürdig auffallen; sodann eine grosse, dunkelbraune, irdene Schüssel, abkünftig von Saparua und zur Bereitung von *papedà* (Sagubrei) bestimmt; ferner eine von gelb und schwarz gefärbten Bambusstreifen geflochtene, vierseitige Dose, welche der Frau des Häuptlings gehörte und zugleich die Rolle eines Behälters für Siri und eines Toilettenkastens erfüllte. Darin lag eine Anzahl von Perlen, ein Kamm von Bambus und eine Art Schnupftabacksdose, anscheinend von Nickel. Die Patronentasche des Mannes, mit daran befestigten Kugeln und Siriköcher, hing unter dem Dache, desgleichen einige, zu einem Bündel zusammengeschnürte, schäbige Kleidungsstücke. Auf den Borten lagen noch ein Sieb sowie einige Blattscheiden des Sagubaums, welche zum Tragen von Lasten auf dem Kopfe dienen und worin ich unter anderen auch Frauen das Dammerharz zur Küste bringen sah. An Nahrungsmitteln waren endlich noch einige Pisangfrüchte und ein abgezogener, mumienhaft getrockneter Cuscus vorhanden. Man sieht, dass diese Bergalfuren ungemein wenig besitzen [1]), und selbst die Papua's dürfen ihnen gegenüber noch als reich und gebildet gelten, zumal der Seranese sich nur in den seltensten Fällen die Mühe giebt, seine einfachen Waffen und Geräthe anders als durch einige angehangene Perlen zu verzieren.

Den Baileo habe ich in Honitetu nicht gesehen, doch erfuhr ich aus zuverlässiger Quelle, dass er ebenso gebaut sei wie in den Dörfern an der Südküste;

---

1) Es soll dabei nicht in Abrede gestellt werden, dass der Häuptling werthvollere Gegenstände ausserhalb seines Hauses in der Erde verborgen haben könnte. Es ist das sogar sehr wahrscheinlich (vgl. Valentijn II, pag. 80 u. Riedel, pag. 121).



nur fehlt ihm der *batu pamali*, und das Gleiche gilt abermals für die am Talla-Flusse wohnenden Alfuren, wie man mich später in Latu versicherte. Freilich sollen dieselben wohl einen heiligen Stein besitzen; indessen liegt letzterer nicht beim Baileo.

In der Hütte, welche der Häuptling von Rumatita für mich und meine engere Begleitung hergerichtet hatte, drängten sich die Alfuren so dicht um uns her, dass daselbst vorläufig von der Erledigung irgend welcher Arbeit so wenig wie von Ruhe die Rede sein konnte, und da die Gelegenheit günstig schien, so kehrte ich fast unmittelbar nach der Ankunft ganz allein wieder nach Honitetu zurück, um dort zu photographiren; als ich dann abermals in Rumatita eintraf, war der Zustand noch derselbe, und so ging ich wiederum zum benachbarten Dorfe, diesmal mit meinem Skizzenbuche ausgerüstet. Pieters erklärte, mich begleiten zu wollen, und auch der Orangkaja von Seruawan, unser Vermittler und Dolmetsch für Bahassa, schloss sich an; dass eine Reihe bewaffneter Alfuren folgte, schien mir anfangs nicht befremdlich. Doch fiel mir alsbald auf, dass sich unter letzteren ein junger Mensch befand, welcher mich keinen Augenblick aus den Augen liess: ging ich, so ging auch dieser Mann unmittelbar neben mir; setzte ich mich, so nahm er entweder mir gegenüber Platz oder stellte sich an meine Seite; dabei lächelte er mich beständig an, war aber zu ungehobelt, um unter dem Lächeln seinen lauernden Blick verbergen zu können. Auch im Äussern war dieser Alfure, ein Familien-Mitglied des Honitetu, vor allen anderen auffallend, denn er trug über seinem Tjidako noch einen schönen, bunten, sogenannt türkischen Shawl, welcher an beiden Seiten mit langen Enden von den Hüften herabhing und von dem Eigenthümer bisweilen wohlgefällig betrachtet wurde; keiner der übrigen Leute besass etwas Aehnliches. Um den Kopf und den schräg über der Stirn befestigten Haarknoten hatte der Mann ferner ein dunkelschwarzes Tuch gebunden, welches ausserdem nur noch von einem zweiten, auch vielfach in meiner Nähe befindlichen Alfuren getragen wurde; in seinen Ohren steckten Schwungfedern der oben erwähnten Taube (*Myristicivora*), und ein tänzelnder Gang liess ihn in Verband mit den genannten Verzierungen als Stutzer unter Seinesgleichen erscheinen.

Alsbald sass ich wieder in Honitetu zu zeichnen; aber nicht lange, so erschien der Häuptling und erklärte mit wüthendem Gesichte, dass uns nicht erlaubt sei, hieher zu kommen; wir sollten bleiben, wohin man uns gebracht. Pieters, welcher sich nicht darin finden kann, dass er hier gehorchen soll, statt zu befehlen, kehrt sich ab, weil er fürchtet sich zu vergessen, theilt mir aber den Inhalt des Gespräches nicht mit und geht fort. Ich selbst bleibe also und lasse durch meinen Dolmetsch einige Leute, welche mir im Wege sind, höflichst ersuchen, auf die Seite zu gehen; erst rücken sie missmuthig zusammen, dann weigern sie sich mürrisch, so

dass der Regent von Seruawan mich schliesslich dringend bittet, aufzustehen, und ich die Skizze (Taf. 14) so rasch wie möglich vollende, um nach Rumatita zurückzukehren [1]).

In der Hütte drängt sich daselbst noch immer eine Bande von Alfuren umher, und von Pieters erfahre ich nun, dass man allen Leuten von Hatusua das Dorf Honitetu und ganz besonders den dortigen Baileo verboten habe, weil die Bergbewohner mit ihnen noch einen alten Streit (*perkara*) hätten. Alfuren von Honitetu hatten nämlich vor nicht langer Zeit einen Einwohner von Hatusua geköpft und ihn seines Gewehres beraubt; Friede war nicht geschlossen, und so verkehrten also die beiden Dörfer nach seranesischen Begriffen im Kriegszustande. Der Argwohn der Bergbewohner hatte demnach einen guten Grund; er musste sich nothwendigerweise auf Pieters, welcher seinen Sitz in Hatusua hatte, und somit auch auf meine Person, übertragen, und dies um so mehr, als die Leute ja unmöglich den Zweck unserer Reise begreifen konnten und durch das Arbeiten mit ihnen völlig unverständlichen Instrumenten beunruhigt wurden. Sogar mein höfliches Ersuchen, ihn allein in seine Wohnung begleiten zu dürfen, schlug der Häuptling von Honitetu kurz darauf ab.

Das war eine böse Sache; denn obwohl ich überzeugt blieb, dass die Bergbewohner uns gewiss nicht anfallen würden, so lange die Ruhe nicht durch irgend einen besonderen Umstand gestört werde, so durften wir uns doch nach dem Vorgefallenen, in Verband mit dem bekannten, heimtückischen Charakter der Leute, nicht mehr sicher fühlen. Der geringste Streit mit unseren Begleitern konnte in Thätlichkeiten ausarten, deren Folgen sich nicht übersehen liessen; sind doch die Alfuren so aufgeregt, dass, wie man sagt, beim Tjakalele sich bisweilen die besten Freunde oder gar Verwandte verwunden, und Trunkenheit, welche in Folge reichlichen Genusses von Palmwein nicht selten zu sein scheint, war vor allem zu fürchten.

„Wie denken Sie über morgen?" fragte ich Pieters nach meiner Rückkehr in die Hütte. „„Fortgehen"". — „Ich gleichfalls". Wir überlegten, ob es auch besser sei, sogleich wieder aufzubrechen, aber Seruawan rieth dringend davon ab, und so blieben wir, indem wir uns den Anschein möglichster Harmlosigkeit gaben.

Es wurde zu Mittag gegessen und dann die Bezahlung der Leute vorgenommen, welche am Wege und bei der Errichtung der Hütten behilflich gewesen waren; doch ging das nicht so einfach von statten, wie ich geglaubt hatte; denn die unverschämten Menschen wollten alles haben, was ihnen gefiel, und vielfach Dinge, welche wir keineswegs gesinnt waren, fortzugeben. Alles drängte sich uns unmittelbar auf den Leib, so dass ich zur Verhütung von Diebstahl genöthigt

1) Wie misstrauisch auch die Bewohner von Ost-Seran gegenüber Zeichnungen sind, geht aus den Mittheilungen von Ribbe hervor (l. c. pag. 185).

war, die ganze Bagage hinter uns auf die Pritsche bringen und meine engere Begleitung nebst javanischen Dienern davor Platz nehmen zu lassen.

Die Anzahl von Personen, welche für eine Belohnung in Betracht kommen, wird berechnet, indem man ihre Namen nennt und dabei für jeden ein Bambusstöckchen hinlegt, oder auch so viele Knicke in einen Bambusstreifen macht, als Leute da sind. Der Priester (*maoïn batu*) von Ursana bringt aber eine ganze Hand voll Stöckchen, und Honitetu, welcher fürchtet zu kurz zu kommen, wird wüthend darüber, indem er sagt, dass die Bewohner von Ursana überhaupt nicht geholfen hätten. Es werden von allen Seiten unverschämte Forderungen gestellt und viel wird gestritten.

Als Zahlungsmittel ist Geld unbrauchbar; es dienen hiefür Spiegel, Messer, Zeug, Ringe von Messing und vor allem Salz, welches ganz besonders hoch geschätzt ist, da es nach der Bestimmung der Saniri's bei den Pata-siwa nicht bereitet werden darf. Thatsächlich geschieht dies denn auch nicht einmal in den Stranddörfern [1]), da sich hier niemand auf die Fabrikation von Salz versteht. Dasselbe wird namentlich von Saparua aus eingeführt, woselbst man es in den grossen Schalen der *Tridacna* bereitet und nun in geschwärzten Stücken, welche den inneren Abdruck der Muschel noch genau erkennen lassen, in den Handel bringt. Dass Salz unter solchen Umständen ein theurer Artikel ist, versteht sich von selbst, und seinem ungenügenden Genusse ist bisweilen das Vorkommen zahlreicher Hautkrankheiten bei den Alfuren zugeschrieben worden, wie ich glaube, mit Unrecht. Denn die Ichthyosis, welche bei den Bewohnern Serans und Buru's so häufig ist, traf ich nicht weniger oft bei den Mohammedanern von Buano, Ambon und den Uliassern, woselbst es doch an Salz nicht fehlt, und die Wunden und Narben, welche bisweilen den Körper der Alfuren bedecken, wird man schwerlich einer im ganzen mangelhaften Ernährung des betreffenden Individuums zuschreiben dürfen; denn dafür sind diese Leute zu kräftig, und es findet sich zudem unschwer eine andere Erklärung. Angriffe von sehr kleinen Milben oder Holzböcken, denen man in den Wäldern fortwährend ausgesetzt ist, sind schon allein genügend, die unreinen Wunden hervorzurufen, deren Heilung durch den ausseror-

---

1) Riedel sagt: „Salz wird nur in Lisabatta und in einigen anderen Stranddörfern bereitet. Das Bereiten von Salz ist dem Bewohner des Innern verboten, eine Polizei-Maassregel (sic!) der Strandbevölkerung, welche von fremder Herkunft ist, um jene unter ihrem Einflusse zu halten" (l. c. pag. 125). Das ist gewiss unrichtig; denn einerseits würden sich die gefürchteten Bergbewohner an ein solches Verbot nicht kehren, andererseits sollte man unter obiger Voraussetzung die Salzfabrikation bei der Strandbevölkerung allgemein zu finden erwarten. Das trifft aber bei den Pata-siwa nicht zu, und die Dörfer, welche Riedel im Sinne hat, dürften zu den Pata-lima gehören, bei denen das Verbot gar nicht herrscht, während das genannte Lisabatta nach van Hoëvell (Ambon etc. p. 147) und Boot (Korte Schets, p. 656) von Mohammedanern bewohnt wird. — Im Osten Serans scheint allerdings das Verhältniss zwischen Berg- und Strandbewohnern ein wesentlich anderes zu sein (Bosscher, Bijdrage, pag. 84).

dentlichen Schmutz der Alfuren selbstredend nicht befördert wird. Auch mein eigener Körper war nach längeren Reisen im Innern der Inseln stets mit Wunden, die von derartigen Thieren herrührten, bedeckt; es bildeten sich oft dicke Geschwüre, welche nach dem Abfallen rothe Flecken in solcher Zahl zurückliessen, dass meine Beine durch diese gewaltige Plage geradezu getigert schienen, und noch in diesem Augenblicke, nach Ablauf eines Jahres, sind manche der so erhaltenen Narben sichtbar. Der Alfure mag nun den Angriffen der betreffenden Thiere minder ausgesetzt sein, er wird ihnen doch nicht ganz entgehen, so wenig wie meine javanischen Diener, welche mehr als mir lieb war in Folge solcher Einflüsse gesalbt, verbunden und öfters tagelang geschont werden mussten [1]).

Die Auszahlung der Leute war kaum beendet, als der Häuptling von Honitetu mit eigenthümlicher Geberde und gesenktem Blick Seruawan an die Hand fasste und nach dem Zwecke unserer Reise fragte. Dieser versicherte, dass es sich nur um einen Freundschaftsbeweis seitens der Regierung (Compagnie) handele, da wir ja zum Ueberbringen von Geschenken gekommen seien, und liess es bei seinen Mittheilungen nicht daran fehlen, unsere gute Gesinnung durch die oftmalige Wiederholung der Geste der Umarmung auszudrücken; aber man glaubte ihm nicht, und schliesslich bedeuteten uns die Alfuren, welche bei allen diesen Verhandlungen stets Strassenjungen gleich durcheinander schrieen, dass ich ihnen freie Einfuhr von Waffen, Pulver und Blei zugestehen solle, wenn ich es überhaupt gut mit ihnen meinte. Das wollte ich aber nicht versprechen, weil ich dazu durchaus unbefugt war, während eine leichtfertige Zusage, welche doch nicht erfüllt worden wäre, nur zur Erschütterung des Vertrauens auf die Regierung hätte beitragen können. Ich liess den Leuten also, so gut es ging, auseinandersetzen, dass ich nicht die Macht hätte, welche sie mir zuschrieben, und ging, ohne noch viel zu reden, mit Pieters zur Austheilung der Geschenke über.

Die Frauen würden die Natur ihres Geschlechts vollständig verleugnet haben, wenn sie sich nicht bei solcher Gelegenheit alles angezogen hätten, was sie an Toilettengegenständen überhaupt besassen, und so erschienen denn auch einzelne von ihnen in einer kurzen Jacke (*badju*) von rother oder blauer Farbe. Eine trug ein solches Kleidungsstück sogar von roth und weissem Flaggentuch, so dass ich mich fast in die Strassen Leidens, dessen städtische Farben es sind, zurückversetzt fühlte. Weit seltener hatte dagegen die Kultur den Oberkörper der Männer beleckt, denn ausser Honitetu besass nur noch dessen Bruder eine Jacke; ein einzelner trug eine alte, grauleinene Weste, ein anderer einen beliebigen, grauen

1) Man sehe nur, wie Wallace in Folge seines Aufenthaltes auf Seran von den Angriffen der genannten Thiere zu leiden hatte (l. c. I, pag. 519 u. II, pag. 95).

Fetzen mantelartig um die Schultern gelegt; nur Rumatita verfügte über ein Beinkleid, entbehrte aber wiederum die Bedeckung des Oberkörpers, und alle übrigen Männer zeigten sich so, wie ich sie oben vom Marsche her geschildert.

Die Geschenke bestanden in mancherlei und für die Alfuren gewiss sehr werthvollen Dingen. Es waren da ganze Kleidungen für die Frauen der beiden Häuptlinge, Sarongs für deren Töchter, zahlreiche silberne Fingerringe für die Mädchen, Schnüre von Glasperlen für alle Weiber, gross und klein, Messingringe, Nähnadeln und besonders auch wieder Salz. Mit den Dorfschönen, deren manche sehr furchtsam sich näherte, scherzten wir, so gut es ohne Kenntniss der Sprache und mit Hilfe unserer Dolmetsche möglich war, überzeugt, dass Frohsinn das beste Mittel zur Erlangung des Vertrauens sei, und Frauen wie Mädchen strahlten vor Freude über die schönen Dinge, welche sie erhielten. Die Frauen der Häuptlinge brachten dann beide einige Pisangfrüchte als Gegengabe; das war aber auch alles, was wir an Dank erfuhren, und als wir nachher von Honitetu noch zwei Hühner, jedes gegen ein Messer, eintauschten, beklagte sich derselbe über den geringen Kaufpreis. Auch einige Armringe und andere, unbedeutende Gegenstände konnte ich nur gegen werthvollere Tauschobjekte erhalten, und dabei hörten wir aus dem Munde der Männer von allen Seiten Klagen darüber, dass sie nicht genug Geschenke bekommen hätten; vor allem der *maoïn batu* von Ursana schimpfte ohne Unterlass, weil er das Gleiche verlangte, wie die beiden Häuptlinge erhielten.

Zusammen mit dem Bruder von Honitetu, einem bekannten Schurken, welcher auch den letzten Mord in Hatusua verübt hatte, sass dieser Priester, welcher sich übrigens äusserlich durch nichts von den anderen Leuten unterschied, wie festgenagelt in unserer Hütte auf einer kleinen Bank, mir gegenüber. Er führte beständig das Wort, hin und wieder von seinem Nachbarn unterstützt, und dies in so frecher und herrischer Weise auch gegenüber dem Häuptlinge von Honitetu, dass es schien, als sei der Priester der Mächtigere von beiden [1]). Freilich ist es schwer, den Einfluss irgend einer Persönlichkeit richtig zu beurtheilen, denn die Bande ist so undisciplinirt, dass ich manchmal Gelegenheit hatte, zu bemerken, wie sich auch die gewöhnlichen Leute nicht an die Anordnungen ihres Häuptlings kehrten.

Kaum waren die Geschenke vertheilt, so kam wiederum, und in heftigerer Weise als vorher, der Zweck unserer Reise zur Sprache. Die Alfuren wollten nun einmal an freundschaftliche Gesinnungen nicht glauben, und ich halte es für einen glücklichen Umstand, dass ich bereits auf den Uliassern und an anderen Orten Serans gereist hatte, so dass mein Kommen immerhin minder befremdlich erscheinen musste. Einer der Strandalfuren, die, wie erwähnt, mit den Bergbewohnern sehr

1) Es steht dies auch im Einklange mit der Darstellung Ludeking's (schets etc. pag. 69).

befreundet sind, war mir auch bereits in Haruku begegnet; ferner konnte ich Honitetu Skizzen von Dingen zeigen, welche ihm bekannt waren, und ich that es in der Hofinung, seinen Argwohn gegenüber meinen Aufzeichnungen zu beschwichtigen. Freilich kamen beim Umblättern auch die Tatuirungen der Kakeanisten zum Vorscheine, an die ich nicht gedacht, und welche der Häuptling sofort mit einem *„ah kakéan!"* wiedererkannte. Indessen gelang es, ihn nochmals zu beruhigen; dann aber brachte man von neuem die Waffen- und Pulverfrage aufs Tapet.

Pieters ist still geworden und hat sich auf die Pritsche zurückgelegt, weil er jeden Augenblick aufzubrausen droht, wie er mir später mittheilte; er weiss mit den Menschen nichts mehr zu beginnen und bittet mich, die Sache zu erledigen. Ich gebe mir also den Anschein, als hätte ich Länder zu verschenken, und lasse den Alfuren sagen, dass ich ihre Wünsche aufschreiben und der Regierung (d. h. dem Residenten) überbringen werde. Sofort ist alles still; Honitetu bedeutet mir nur noch: „Wenn Du mich einmal betrügst, wirst Du es nicht zum zweiten Male thun"; er sitzt bei den Verhandlungen links neben mir auf der Schlafbank, rechts mein Dolmetsch Kuhuwael, gegenüber Seruawan, welcher das Malayische wieder ins Bahassa der Alfuren übersetzt. Der Bruder des Häuptlings und der Maoïn-batu führen selbstredend auch jetzt wieder das grösste Wort; sonst ist jeder Raum in der Hütte noch von Alfuren besetzt, und die anderen drängen sich dicht an die halbgeschlossenen Wände heran, Rumatita hält sich indessen, wie stets, freundschaftlichst zurück.

Die Leute verlangten, dass die fremden Kleinhändler nach dem Dorfe Kairatu kommen dürften, um den Bewohnern von Honitetu und Rumatita daselbst Gewehre mit Feuersteinschloss, Kugeln und Pulver zu verkaufen. Nachdem dies mit grosser Umständlichkeit aufgezeichnet worden, fragte ich: „Was gelobt Ihr dagegen"? Mehrere Stimmen riefen: „Wir können nichts mehr sagen". Ich machte dann den Alfuren begreiflich, dass ihrerseits doch auch etwas geschehen müsse, und fragte, ob sie versprechen wollten, mit der „Compagnie" in Freundschaft zu leben. Das gab viel Gerede hin und her, wobei Honitetu unter anderen bemerkte, sie seien freie Leute, bis schliesslich gesagt wurde, man wolle nicht mehr an der Küste köpfen, sondern etwaige Streitigkeiten durch das Auferlegen einer Busse erledigen. Als ich dann der Saniri's gedachte, erscholl von verschiedenen Seiten Hohngelächter; dennoch stimmten die Leute nachher darin zu, dass die Angelegenheiten den Kapala-saniri's vorgetragen werden sollten, falls die Strafzahlung ausbleibe. Dann verlangten die Alfuren noch in kurzer Zeit Antwort von seiten der Regierung, fanden sich aber schliesslich darin, dass ich doch erst wieder in Ambon zurück sein müsse, bevor die Compagnie die Sache überlegen könne.

Zum ersten Male entfernten sich nun die Leute und legten sie ihre Waffen

ab. Wir sassen darauf noch eine kurze Weile ungestört draussen. Einzelne Männer holten freilich währenddem noch wieder Streitigkeiten hervor, welche breits an die vierzig Jahre alt, aber nach Ansicht der Alfuren nicht erledigt waren; indessen berührten uns diese Dinge nicht persönlich, und so legten wir uns bald nach Eintritt der Dunkelheit unbesorgt nieder. Doch erschien am Abende nochmals der Häuptling von Honitetu; stark betrunken und lärmend drang er in unsere Hütte, und nur mit Mühe wurde er durch Seruawan wieder entfernt, während wir anderen uns schlafend stellten. Er ging mit der Bemerkung, dass er am folgenden Morgen weiter mit uns reden werde, aber bald darauf, etwa um 9 Uhr abends, fiel in der Ferne ein Schuss, und da die Alfuren sehr sparsam mit ihrem Pulver umgehen, so konnte dies in so später Stunde nur ein Alarmsignal sein. Seruawan machte sich denn auch sofort auf den Weg, um in unserem Namen zu fragen, was das Schiessen zu bedeuten habe, und man gab ihm die unmögliche Erklärung, dass jemand trotz der Finsterniss ein Huhn habe erlegen wollen. Später stellte sich heraus, dass in der That durch den Schuss ein Alarmzeichen gegeben war. Der Bruder von Honitetu hatte nämlich einige Leute von Hatusua aufgefordert, mit in sein Haus zu kommen, diese aber weigerten sich, denn sie fürchteten Gefahr, weil man ihnen ja den Zugang zum Baileo untersagt und damit deutlich zu verstehen gegeben hatte, dass man sie nicht als Freunde behandelte; dann gab jener den Schuss ab.

Seruawan und Kairatu, die guten Freunde von Honitetu, welche auch früher schon wiederholt in diesem Orte gewesen und jedenfalls genau mit den Sitten und Gewohnheiten der Bergalfuren bekannt waren, zeigten sich nun besorgt. Die vertrauteren Leute sammelten wir bei einem Feuer vor der Hütte, wir selbst legten uns mit den genannten Regenten der Stranddörfer, dem Pati von Hatusua und den javanischan Dienern auf die Schlafpritsche, während auch Rumatita bei uns blieb. Wir waren auf der Hut; denn da die Alfuren niemals offen angreifen, sondern ungemein feige sind, so konnte Wachsamkeit bei etwaiger Gefahr trotz der Uebermacht der Bergbewohner von nutzen sein. So verbrachten wir eine unruhige Nacht, die schussbereite Waffe neben uns; von Ursana, woselbst man Fest feierte, drang bis zum Morgen Gesang herüber, in der Nähe aber blieb alles ruhig.

Bereits um 5 Uhr wurde aufgestanden, und um 6$\frac{3}{4}$ Uhr konnten wir aufbrechen. Honitetu nahm verdriesslichen Abschied, weigerte sich, uns zu geleiten und sagte, er werde schon morgen nachkommen; kaum ein Mensch war im Dorfe zu sehen. Rumatita dagegen gesellte sich zu uns, selbst ohne Waffen, nicht einmal mit dem Parang ausgerüstet, während er seine drei Brüder etwas später im Geheimen und in einigem Abstande bewaffnet folgen liess, um für die Sicherheit des Weges zu sorgen. Wir dachten nicht daran, die Küste noch an demselben Tage erreichen zu können

und hatten die Absicht, wieder am Waë Krikua zu übernachten; da ich aber unterwegs kaum noch zu thun hatte, so förderten wir ungemein rasch. Schon um 9 U. 50 M. befanden wir uns auf jener kleinen Höhe, von der aus, (unmittelbar jenseits der Station vom 4ten März) der G. Oija gepeilt wurde [1]), und um 11½ Uhr trafen wir am Waë Tuba ein, dort wo am Mittage desselben Tages Station gemacht war [2]). Jetzt wurde beschlossen, zu versuchen, ob wir die Küste noch vor Dunkelheit erreichen könnten. Wir versprachen den Trägern, von welchen ein Theil anfangs murrte, doppelten Lohn, dann brachen wir um 12 U. 15 M. wieder auf, befanden uns schon um 2 U. 50 M. am Waë Krikua und um 5 Uhr in Kairatu.

Nur noch einmal hatte ich mich, nach dem Verlassen der Station am Waë Tuba, unterwegs einen Augenblick aufgehalten, aber seither vermochte ich Pieters nicht mehr einzuholen; erschöpft fand ich ihn erst in Kairatu wieder, woselbst er schon ½ Stunde vor mir eingetroffen war, geleitet von Rumatita und Seruawan, welcher letztere sich auf dem ganzen Wege unmittelbar an die Fersen des Posthalters gehalten, aus Furcht vor einem hinterlistigen, auf diesen gemünzten Anfall. Rumatita, der Pieters gegenüber bereits sein Bedauern über die Handlungsweise von Honitetu ausgesprochen hatte, kam mit einem herzlichen Händedrucke und einem *sobatti* (Freund) auf mich zu, und während unsere Böte für die Rückfahrt nach Hatusua bereit gemacht wurden, langten auch seine Brüder an. Von einem derselben tauschte ich noch einen Armring ein sowie einen Trinkbecher (Taf. 27, Fig. 2) von geschwärzter Cocosnuss für Saguweer, am oberen Rande etwas zugeschärft, ringsherum in der Mitte mit einem geschnitzten Ringe versehen und hier zum Theil mit Perlmutter eingelegt. Der Alfure, welcher den Gegenstand wiederum am Riemen der oben erwähnten Tasche trug, führte denselben noch erst zum Abschiede an die Lippen, bevor er sich von ihm trennte.

Um 5 U. 40 M. stiessen wir vom Ufer, und nach einer stürmischen Fahrt, bei der die Wellen mehrfach über Bord schlugen, langten wir 7 U. 10 M. wieder in Hatusa an — wie Pieters nachher sich ausdrückte: „Mit Gottes Gnade".

---

5. VERSCHIEDENES ÜBER DIE ALFUREN.

Befanden wir uns in Honitetu und während der Rückreise von dort wirklich in Gefahr? Das zu beurtheilen, steht nur demjenigen zu, welcher die Bewohner

1) Vgl. oben, pag. 134.
2) Vgl. oben, pag. 134.

des westlichen Seran gründlich kennt, und ich lege in dieser Beziehung auf die Meinung eines Posthalters nicht viel Werth, wohl aber auf diejenige der Küstenbewohner und vor allem der Strandalfuren. Nun drückte aber nicht nur der Pati von Hatusua unverhohlen seine Freude über die glückliche Rückkehr aus, indem er sagte, dass er um keinen Preis noch am Waë Krikua hätte übernachten mögen, sondern auch die Häupter von Seruawan und Kairatu legten durch ihr ganzes Benehmen deutliche Besorgniss an den Tag, vor allen Dingen aber hielt selbst Rumatita es nicht für überflüssig, unseren Rückzug durch seine Brüder decken zu lassen — und dies allein würde mir genügen, an die Gefahr zu glauben. Ob dieselbe nur für die Leute von Hatusua bestand oder auch für den Posthalter und schliesslich für meine Person, will ich nicht entscheiden, glaube aber kaum, dass in dieser Hinsicht ein grosser Unterschied walten konnte.

Freilich ist mir bekannt, dass man ziemlich allgemein der Meinung ist, als könnte ein Weisser unbehelligt von den Alfuren überall auf Seran reisen, und öfters habe ich das in Indien sowohl als in Holland aussprechen hören [1]); aber worauf stützt sich diese Ansicht? Für West-Seran [2]) fehlt es hiefür an jeglichem Beweise, da man noch gar nicht in der Lage gewesen ist, über diesen Punkt Material zu sammeln, und ich selbst bin auf Grund der geschilderten und späterer Erfahrungen zur gegentheiligen Annahme geneigt. Als ich nach einiger Zeit von Nuniali aus nach dem im Gebirge der Nordküste gelegenen Wakollo reiste, wurde zum Beispiel jeder meiner Schritte von den mich begleitenden Strandalfuren aufs sorgfältigste bewacht, weil diese fürchteten, dass mir etwas zustossen könnte.

Ueberhaupt ist dasjenige, was wir von den Alfuren des westlichen Seran wissen, äusserst unvollkommen und unzusammenhängend, der Hauptsache nach eine sehr oberflächliche, aber keineswegs durchgeistigte Kenntniss, und man wird meiner Meinung nach hierin nur dann wesentliche Fortschritte machen können, wenn jahrelang alle für das Studium des Landes und des Volkes verwerthbaren Daten gewissenhaft gesammelt und verarbeitet werden. Denn, ohne

1) So vertritt auch Moorrees gegenüber dem Residenten van Hoëvell die Ansicht, dass es in der Abtheilung Kairatu vollkommen sicher sei: „Ich bleibe bei meiner Behauptung, dass man selbst im Gebiete von Kairatu bei taktvollem Auftreten völlig sicher ist. Vorläufig ist von der Bevölkerung des Innern keine Rede" (indrukken pag. 664). Aber von letzterer ist ERST RECHT die Rede; denn sie allein sind es, welche die Strandgegenden für jeden unsicher machen. Wenn M. sagt: „Von der Strand- und dicht am Strande wohnenden Bevölkerung erfuhren wir nichts Anderes als Wohlwollen" (l. c. pag. 622), so ist dies gewiss richtig; das aber ist nicht der Kern der Sache, und ich halte es für sehr gewagt, die Annahmen eines so gewiegten Kenners dieser Gegenden, wie van Hoëvell es thatsächlich ist, in Zweifel zu ziehen. Noch in demselben Jahre, in dem ich Honitetu besuchte, haben die Angehörigen dieses Dorfes wieder begonnen, am Strande zu morden; sie liessen sich dann nicht mehr in friedfertiger Absicht dort sehen und machten nach Mittheilung des Posthalters Pieters die Gegend ziemlich unsicher.

2) Im östlichen Seran liegen die Verhältnisse bekanntlich ganz anders, wie auch an verschiedenen anderen Orten dieses Reiseberichtes näher erörtert worden ist.

den höheren, niederländischen Beamten, welche ihren schwierigen Posten mit so viel Umsicht auszufüllen wissen, und deren Kenntniss ich oftmals zu würdigen Gelegenheit hatte, zu nahe treten zu wollen, so liegt es doch auf der Hand, dass dieselben in der verhältnissmässig kurzen Zeit, welche sie in diesen Gegenden zubringen, stets nur einen unvollständigen Einblick in die dortigen Verhältnisse gewinnen können; die Summe ihrer Erfahrungen geht aber für den jedesmaligen Nachfolger meistens verloren, und dieser mag dann von neuem beginnen, sich hineinzuarbeiten. Weit besser dürfte sich dagegen die Sache gestalten, wenn die Regierung für längere Zeiten einen befähigten Beamten anstellte, dessen einzige Aufgabe es wäre, ein Repertorium zu schaffen, in dem alle zuverlässigen Angaben eingetragen und systematisch geordnet wären; denn ein umsichtiger Ethnologe würde in den Molukken nicht nur ein reiches, wissenschaftliches Arbeitsfeld finden, sondern sicherlich im Laufe der Zeit auch zu einer gründlicheren und für die Verwaltung nützlichen Kenntniss ihrer Bevölkerung gelangen.

Unter welchen Umständen mordet und köpft der Seranese? Geschieht es nur dort, wo zwischen verschiedenen Dörfern Feindschaft herrscht, oder aus religiösen Interessen, wie ich oftmals behaupten hörte? Ein paar wohlverbürgte Fälle mögen die Frage beantworten:

Zwischen Hatusua und Honitetu bestand keinerlei Streit, als der obenerwähnte Mord verübt und zugleich das Gewehr des Getödteten geraubt wurde; die ganze Sache trägt also hier lediglich den Charakter eines Raubmordes. In einem anderen Falle betrat ein Mann das Haus von Alfuren, zu denen er in Handelsbeziehungen stand; drinnen befanden sich fünf Leute, und während der Händler eine Cigarette anzünden wollte, schlug ihm einer derselben von hinten den Kopf ab. Auch hier lag ein besonderer Anlass nicht vor und ist nichts anderes als ein heimtückischer Mord begangen, für den es keinerlei Beschönigung giebt.

Dort, wo das Köpfen auf Grund alter Fehden zwischen verschiedenen Dörfern geschieht, trägt die Art und Weise, in welcher die Feindseligkeiten verübt werden, ebenfalls einen ungemein abstossenden Charakter. Folgendes möge hiefür als Beispiel dienen: Gegenüber der Nordwestecke von Saparua liegt an der Südküste Serans ein Dorf namens Tihulale, welches einen alten Streit mit den Bergalfuren von Watuï, an den Quellen des Talla, hatte. Letztere forderten von Tihulale eine hohe Zahlung zur Sühne, und dieselbe war schon fast ganz erledigt, als die Leute von Watuï von neuem zu köpfen begannen. Tihulale brachte deswegen die Angelegenheit im Jahre '86 vor den *saniri*, und dieser verurtheilte Watuï zur Zahlung einer Vergütung an erstgenanntes Dorf, offenbar in der nach unseren Begriffen richtigen Erkenntniss, dass die Bergbewohner von neuem zu Feindselig-

keiten übergingen, ohne dass die Strandbevölkerung hiezu Anlass gegeben hätte. Nach alfurischem Rechte aber war dieser Ausspruch unbillig, denn der Streit zwischen beiden Dörfern konnte nicht als beigelegt gelten, bevor der Friede formell geschlossen und durch gemeinsames Essen von Siri und Pinang bekräftigt worden war. Watuï wollte sich also dem Ausspruche des Saniri nicht unterwerfen [1]), obwohl sein eigenes Oberhaupt diesem Rathe angehört, und statt zu zahlen, begannen seine Bewohner von neuem zu morden. Zwischen 1886 und 1890 tödteten sie 11 Leute von Tihulale, von denen drei auch geköpft wurden, so dass schliesslich die Küstenbewohner aus Furcht erklärten, lieber selbst zahlen zu wollen, als von den Bergalfuren die durch den Saniri auferlegte Strafzahlung zu fordern. Watuï verlangte nun den sechsmaligen Betrag der letzteren von Tihulale, und wiederum entrichtete dies Dorf fast alles, bis auf eine Kleinigkeit, welche abgetragen werden sollte, sobald die Bergalfuren an den Strand kommen und den Versöhnungseid schwören würden. Aber Watuï kam nicht und forderte zu allem bisher Erhaltenen noch wieder etwa zwei Mal so viel, als die Busse betrug, welche es selbst laut Ausspruch des Saniri an Tihulale hätte entrichten sollen, und abermals musste die Strandbevölkerung einwilligen, weil die Leute von Watuï andernfalls wieder mit dem Morden beginnen wollten. Zur Zeit meiner Anwesenheit war die Brandschatzung bis auf einen unbedeutenden Rest endlich abgetragen, aber man sagte mir, dass es sehr fraglich sei, ob jetzt die Angelegenheit wohl endlich zum Schlusse kommen und der Friede mit Watuï erreicht werden würde.

Es ist doch klar, dass es sich im oben mitgetheilten Falle lediglich um Erpressungen unter Androhung von Mord handelt, und wenn Derartiges vom Standpunkte der Alfuren aus als Recht bezeichnet wird, so ist es eben nach allgemein menschlichen Begriffen schwerstes Unrecht. Die Bevölkerung der Südküste bleibt, soweit sie nicht mit den Bergalfuren im Bündnisse steht, der Willkür der letzteren völlig preisgegeben, falls ihr nicht von seiten der Regierung in nachdrücklicher Weise Schutz verliehen wird, und die Bestialität der Bewohner des Innern ist so unerhört, dass man sie ohne Gewissensbisse für vogelfrei erklären dürfte. Ein nicht gelieferter Sack Reis bietet, wie ich in Honitetu vernahm, z. B. schon genügenden Grund zum Köpfen. Aber auch manche Strandalfuren, namentlich der Nordküste, stehen diesen Leuten an Grausamkeit um nichts nach, denn ich habe mehrfach an Ort und Stelle Anklagen vernommen, welche deutlich erkennen lassen, dass man in solchen Gegenden Serans über Morden und Köpfen nicht anders denkt als in Europa über

---

1) Bleeker's Mittheilung von der unbegrenzten Macht der Saniri's gegenüber den Alfuren und von ihrem unwiderruflichen Richterspruche (l. c. II, pag. 217) ist, heutzutage mindestens, nicht mehr richtig.

eine Tracht Prügel. Widerlich ist dabei vor allem auch das heimtückische Vorgehen des Mörders, welcher sein Opfer — einerlei ob Mann, Weib oder Kind — entweder unversehens von hinten her tödtet oder es auch von einem versteckten Orte aus zunächst unschädlich macht und hernach des Kopfes beraubt [1]). Das geschieht ferner stets ausserhalb des Dorfes, namentlich in den Anpflanzungen, niemals aber im unmittelbaren Bereiche der Wohnungen, weil der Alfure viel zu feige ist, um sich einer etwaigen Verfolgung auszusetzen.

Kinder zerhacken gerne die enthaupteten Leichen mit ihrem Parang, was zur Erziehung der Kleinen im Mörderhandwerke dienen soll [2]). Man nennt dies „den Parang röthen".

Die Geburt des Kindes wird bei den Alfuren ausserhalb des Dorfes abgewartet, in einer Hütte, welche auch den Frauen während der Menstruation zum Verbleibe dient; denn die Weiber dürfen in dieser Zeit die Negorei nicht betreten und sind, falls sie dem Verbote zuwider handeln, zu einer Strafzahlung verpflichtet. Nach Ablauf von sieben Tagen wird dann das Kind unter Festlichkeiten ins Dorf gebracht [3]).

Knaben wie Mädchen legt man den ersten Tjidako an, wenn sie etwa sieben bis acht Jahre alt sind; doch kennen die Leute ihr eigenes Alter gar nicht, und ist also der Zeitpunkt, welcher aus gleichem Grunde mancherlei Schwankungen unterworfen sein dürfte, nicht genauer festzustellen. Auch bei dieser Gelegenheit giebt es ein Fest.

Sobald beim Mädchen zum ersten Male die *menses* auftreten, bauen Frauen für sie ausserhalb des Dorfes eine besondere Hütte, um welche rund herum Croton in die Erde gesteckt wird, so dass eine heckenartige Einfriedigung entsteht; die Männer gehen alsdann auf die Jagd, um für das bevorstehende Fest, welches bei der Rückkehr des Mädchens gefeiert wird, die nöthigen Speisen zusammenzubringen, und bleiben dabei wohl zwei bis drei Wochen fort, während die Hauptperson das für sie gebaute Haus in dieser ganzen Zeit nicht verlässt. Erst wenn die Männer wieder heimgekommen sind, wird das Mädchen ins Dorf zurückgeholt, um mit zu feiern, und nun darf es unter Zustimmung der Eltern heirathen.

Lässt ein Mädchen sich vor dieser Zeit mit einem Manne ein, so wirft man es im Entdeckungsfalle in einen Fluss, um es mit spitzen Bambusstöcken zu tödten; doch ist es erlaubt, die Sünderin loszukaufen, was auch in der Regel geschieht, und das Mädchen wird hiedurch meistens die Sklavin, bisweilen aber auch die Frau

---

1) Der erbeutete Kopf wird nach van Doren in einem ledernen Sacke fortgetragen, so dass keine Blutspuren zu finden sind (Fragmenten I, pag. 188). — Sieh über die Kopfjagd auch Boot (l. c. pag. 1175).

2) Das erzählt auch der unbekannte Autor E (l. c. pag. 81).

3) Ueber Gebräuche bei der Geburt eines Kindes vgl. van Doren (Fragmenten I, pag. 168).

des Mannes, welcher die festgestellte Sühne gezahlt hat. Unter erwachsenen jungen Leuten kommt indessen freie Liebe vielfach vor, ohne dass man hieran Anstoss nimmt, doch wird Ehebruch zwischen einer verheiratheten und ledigen Person schwer gestraft, und zwar stets in der Weise, dass der unverheirathete Theil dem betrogenen Ehegatten eine Busse zu entrichten hat. Vergeht sich also ein junger Mann mit einer verheiratheten Frau, so hat er dem Gatten der letzteren eine Vergütung zu zahlen, und ebenso ist ein junges Mädchen, welches sich mit einem verheiratheten Manne einlässt, zur Zahlung an dessen Frau verpflichtet; im Wiederholungsfalle wird ausserdem die Strafe erhöht, und früher war es Sitte, dass ein Mädchen, welches sich zum dritten Male mit einem verheiratheten Manne vergangen hatte, in ein Haus gebracht wurde, woselbst es der betrogenen Frau erlaubt war, der Ehebrecherin nach Belieben Schnittwunden beizubringen; doch soll dies jetzt nicht mehr vorkommen [1]).

Die Heirath besteht einfach darin, dass der Mann zu den Eltern der Frau ins Haus zieht, er wird denn auch stets Einwohner desjenigen Dorfes, dem diese angehören; das erste Kind wird ferner Eigenthum seiner Schwiegereltern und bekommt ebenfalls ihren Namen. Auch bei den Christen, welche an der Küste von Kairatu wohnen, zieht der Mann noch zunächst zu seinem Weibe ins Haus, welches letztere nebst den Kindern Eigenthum der Schwiegereltern bleibt, doch kann der zugezogene Mann, welcher vorläufig den Eltern seiner Frau Dienste leistet, diese späterhin gegen Zahlung eines Brautschatzes aus dem Dorfe wegführen.

Die Knaben werden im Alter von 6—8 Jahren, und oftmals noch jünger, in den Kakeanbund aufgenommen [2]); bisweilen geschieht dies sogar so früh, dass die Kinder ins Kakeanhaus getragen werden müssen. Bei dieser Gelegenheit schneidet man ihnen die Haare ganz kurz ab, und das geschorene Haar darf vor Ablauf der Festlichkeiten des Bundes, welche im ganzen zwei bis drei Monate lang dauern von keinem berührt werden. Zuwiderhandelnde müssen Strafe zahlen, und ich war einmal selbst Zeuge, wie ein Posthalter, welcher einem geschorenen Knaben ohne Arg übers Haar streichen wollte, hievor gewarnt wurde [3]).

---

1) Ueber die Keuschheit der Alfuren von Massisihulan vgl. van Doren (Fragmenten I, pag. 149), ferner für Wahaï die Mittheilungen von Boot (Korte schets, pag. 1163).

2) Ueber diesen Geheimbund sieh: Van Schmid (Het kakihansch verbond, l. c.), ferner van Ekris (Kakian-verbond l. c.) und besonders Ludeking (Schets etc. pag. 67), dessen Mittheilungen das grösste Vertrauen verdienen, denn sie entstammen derselben Quelle wie diejenigen von van Rees in „de Pioniers der beschaving in Nederl. Indië" (p. 92 ff.). Auch Riedel ist zu vergleichen (l. c. pag. 109 u. 110). Manches von dem, was mir selbst auf Seran über die Kakeanisten mitgetheilt wurde, habe ich im Obigen fortgelassen, weil es zu wenig Zusammenhang erkennen liess; doch war es genügend, um bei mir das Vertrauen in Ludeking zu verstärken.

3) Das hier Mitgetheilte weicht von Ludeking's Darstellung (l. c. pag. 76) ab; aber ich muss es dennoch für durchaus verbürgt halten. Es scheint mir nach dem Studium der einschlägigen Literatur, als ob

Die Festlichkeiten der Kakeanisten beginnen mit einer Feier von 7—8 Tagen im Hause des Bundes; hernach bringen die Leute ihre Zeit mit Saguklopfen, Jagen u. s. w. zu, wobei sie allabendlich zum Kakeanhause zurückkehren, um daselbst zu schlafen. Die Neulinge, welche durch ihre Aufnahme als wiedergeboren gelten (und in dieser Hinsicht ist auch das vorhergegangene Abschneiden der Haare von besonderem Interesse [1]), müssen währenddessen alle Dinge von neuem erlernen und geben sich, auch falls sie bereits erwachsen sein sollten, den Anschein, als verständen sie weder Sagu zu klopfen noch Handel zu treiben; man sagte mir, dass sie im Dorfe sogar thäten, als seien ihre eigenen Verwandte ihnen unbekannt. Bevor sie aber wieder endgültig nach ihrem alten Wohnorte übersiedeln, müssen die neu aufgenommenen Mitglieder des Bundes noch im Flusse baden, womit zugleich das Ende der Festlichkeiten erreicht ist. Von jetzt ab lassen die Alfuren ihr Haar lang wachsen, nicht aber die Kakeanisten, welche zum Christenthume übergegangen sind.

Der Kakeanbund verpflichtet seine Mitglieder, wenn es im Interesse der Genossenschaft liegt, auf keinerlei Bande Rücksicht zu nehmen; der Sohn darf vorkommenden Falls nicht einmal seinem Vater, über den er das Todesurtheil hat aussprechen hören, eine Warnung zukommen lassen, und keiner wagt dem zuwider zu handeln.

Die Leichen werden, am Grabe angelangt, ganz entblösst, und zwar durch Angehörige ihres eigenen Geschlechts; dann legt man sie völlig nackt in die Erde [2]). Mit dem Tode schliesst für den Alfuren alles ab, und Rumatita versicherte unter anderen auf wiederholtes Befragen, dass er an ein Fortleben nicht glaube [3]). Es steht dies aber in merkwürdigem Gegensatze zu der Auffassung, welche ich bei den Alfuren der Nordküste kennen lernte (und die bei allen Anhängern der Patasiwa herrschen dürfte), wonach die Todten sich als Geister im Kakeanhause aufhalten, und vielleicht ist es nur Unklarheit der Vorstellung, welche den Häuptling zu der erwähnten Äusserung führte. Für ihn wird das Geisterleben vielleicht kein Leben bedeuten, und ich meine diese Annahme um so eher machen zu dürfen,

---

im Einzelnen bei den Gebräuchen mancherlei Verschiedenheiten vorkommen, die sowohl nach Zeiten als Orten wechseln dürften. Das kann auch keineswegs befremden.

1) Man vergleiche die interessanten Ausführungen Wilken's, wonach Haaropfer als eine Ablösungsform des Menschenopfers betrachtet werden dürfen. (Ueber das Haaropfer und einige andere Trauergebräuche bei den Völkern Indonesien's — Revue Coloniale Internationale, Amsterdam 1887).

2) Wesentlich anders ist die Beschreibung, welche Brumund, gelegentlich einer 1843 unternommenen Reise, von der Behandlung der Leichen bei den Alfuren giebt (Aanteekeningen, pag. 68). Doch erwähnte bereits van Doren, dass die Gebräuche bei Sterbefällen sehr verschieden sind (Fragmenten I, pag. 165). Die Schilderungen des letzteren sind hier ebenfalls zu vergleichen (l. c.), sodann vor allem Boot (l. c. pag. 1167).

3) Das stimmt auch mit Olivier's Mittheilung überein (Reizen I, pag. 64).

als ich bei den Alfuren von Buru dieselbe Verschwommenheit der Meinungen über eine Fortdauer nach dem Tode zurückfand [1]).

Alle obigen Mittheilungen beziehen sich lediglich auf die Alfuren von Honitetu und benachbarten Dörfern, bei den Bewohnern der Nordküste und des daran stossenden Gebirgslandes werden wir dagegen mancherlei Abweichungen kennen lernen. Es möge an dieser Stelle nur noch hervorgehoben werden, dass man unter den Strandalfuren von Kairatu augenblicklich noch ohne sonderliche Mühe und Gefahr viel Wissenswerthes über Sitten und Gebräuche der Bergbewohner sammeln könnte, und es wäre sehr wünschenswerth, dass die grossen Lücken, welche mein Reisebericht als derjenige eines Geologen naturgemäss enthält, alsbald durch einen gewiegten Ethnographen und Ethnologen angefüllt würden. Die Strandalfuren des Dorfes Kairatu tragen nämlich nicht nur durchaus den Typus der Bergalfuren, sie sind auch mit deren Sitten genau bekannt, soweit sie dieselben nicht selber unverfälscht beibehalten haben, und mir ist es in den meisten Fällen gar nicht möglich gewesen, äusserlich in Habitus, Ausdruck und Kleidung irgend einen Unterschied zwischen beiden Gruppen von Leuten herauszufinden. Auch die Wohhnungen von Honitetu kann man am Strande von Kairatu so gut wie im Innern studiren, da Rumatita hier verschiedene Häuser in der im Gebirge üblichen Bauart hat errichten lassen.

---

6. NACH BUANO UND ZUR NORDKÜSTE SERANS.

Da ich Kairatu nicht verlassen wollte, ohne noch einen Blick ins Gebirge der Nordküste dieser Abtheilung Serans geworfen zu haben, so machte ich gerne von der Gelegenheit Gebrauch, welche sich mir in einer Dienstreise des Posthalters Pieters bot, um mit ihm zunächst nach Buano und von dort nach Nuniali zu fahren. Wir begaben uns also am 9ten März um 8¾ Uhr abends in Hatusua wieder an Bord der Orembai, fuhren die Nacht hindurch nach *N W*, indem das Boot sich wie stets in unmittelbarer Nähe der Küste hielt, und befanden uns am anderen Morgen um 7¼ Uhr gegenüber Etti, endlich um 8½ Uhr an dem Ruïn genannten Anlegeplatze, von wo der Fussweg durch den schmalsten Theil der Insel nach

1) Ueber das Fortleben nach dem Tode ist auch Ribbe zu vergleichen (l. c. pag. 182). Doch muss ausdrücklich hervorgehoben werden, dass Ribbe sich in Illu, an der Südküste von Ost-Seran, aufgehalten hat, während die dort gemachten Beobachtungen nicht ohne Weiteres auf Seran im allgemeinen übertragen werden dürfen. Verschiedene Abweichungen in unseren beiderseitigen Berichten, die ich nicht alle hervorzuheben brauche, sind auf solche lokale Unterschiede zurückzuführen.



Katania führt. Schon einmal hatte ich eine grössere Strecke desselben kennen gelernt [1]), und auf der Rückreise von der Nordküste beging ich denselben Pfad noch wieder, dies letzte Mal ohne jeden Aufenthalt und im Schritte eines rüstigen Fussgängers, wobei der ganze Abstand von der Nordwestküste Serans bis zur Pirubai in 1 St. 20 M. zurückgelegt wurde.

Bei Ruïn folgt auf einen ganz schmalen, mit Mangrove besetzten Ufersaum landeinwärts zunächst ein sehr niedriges Plateau, welches am Meere in einem 5 m. hohen, von gehobenem Korallenkalk gebildeten, steilen Absturze endigt und allem Anscheine nach eine alte Brandungsterrasse darstellt; aber schon nach einer kurzen Strecke steigt der Pfad ein flachwelliges Hügelland hinan, in dem man alsbald den höchsten, 143 m. über dem Meere gelegenen Punkt der Landenge erreicht. Es fehlt hieselbst nicht an steilen Hängen, und an ihnen tritt stellenweise eine stark verwitterte, archaeische Formation zu Tage, während sonst braunrothes bis rothes Erdreich den Boden bildet, welcher mit zahlreichen, kleinen Brocken von weissem und grauem Quarzit bestreut ist.

Etwa 10 Minuten Gehens jenseits des höchsten Punktes geniesst man von der Höhe des Hügellandes aus einen sehr schönen Blick auf Buano sowie die kleinen Eilande, welche sich zwischen dasselbe und Seran einschieben. Buano zeigt im *S W* ein hohes Gebirgsland, während sein nordöstlicher, etwa ein Drittel der ganzen Insel betragender Abschnitt sehr niedrig und flach ist, und in der Profillinie des ersteren bemerkt man einen tiefen, thorartigen Einschnitt, beiderseits von schroff abfallenden Wänden begrenzt. Derselbe liegt von unserem Standpunkte aus *N* 67° *W* und entspricht vermuthlich der Meeresstrasse, welche sich zwischen der Nordwestecke von Buano und einer kleinen, hohen, ihr unmittelbar gegenüberliegenden Insel, genannt Pulu Pua, befindet. Die unbedeutenden Eilande im Vordergrunde sind niedrige Korallenbauten, ausgenommen Pulu Bontal, welches sich als eine etwa 50 m. hohe Klippe praesentirt.

Der Weg senkt sich nun rasch, und nach sehr kurzer Zeit ist eine weite, alluviale Ebene erreicht, welche den Buano gegenüber liegenden Küstensaum der Landenge bildet, hie und da sumpfig ist und von einzelnen, unbedeutenden Bächen durchschnitten wird, um schliesslich am Meere in einem Mangrovesumpf zu endigen. Zur Beurtheilung des Verhältnisses zwischen der Ausdehnung von Ebene und Hügelland in diesem schmalsten Theile Serans mögen folgende, auf dem Rückwege notirte Zahlen dienen: von Katania bis zum Fusse des Rückens 34 Minuten, von dort bis zum höchsten Punkte des Pfades 23 Minuten, alsdann bis nach Ruïn wiederum 23 Minuten. Das fast unmittelbar an die Pirubai stos-

1) Vgl. oben pag. 99.

sende, dagegen im Nordwesten durch die vorgelagerte Ebene weit vom Meere zurücktretende Hügelland fällt beiderseits in gleichem Sinne ab.

Der Weg über die Landenge macht keinerlei Schwierigkeit, weil die Pflanzenwelt nirgends ein Hinderniss bietet, denn der Boden ist nur mit Gras (Kusukusu) und dünner Kajuputiwaldung bedeckt, die ich hier zum ersten Male in grösserer Ausdehnung kennen lernte. Es ist das eine Vegetation, welche unter anderen die niedrigen Höhen quarzreicher Schiefer dieser Inseln besonders auszeichnet, und der wir namentlich auf Buru noch vielfach in unfruchtbaren Gegenden begegnen werden. Der Kajuputibaum (*Melaleuca leucodendron L.*) trägt seinen Namen bekanntlich nach der hellen Rinde, welche in Verband mit der durchsichtigen Krone und den feinen Blättern einigermaassen an unsere Birken erinnert. Diese Rinde ist so weich, dass man sie bequem mit dem Finger eindrücken kann, und lässt sich ohne Schwierigkeit bis zu 1 cm. Dicke abschälen; sie liefert dann ein vorzügliches Material zum Bedecken des Gepäcks gegen Regen, wozu ich sie auf meinen ferneren Reisen vielfach verwandte.

Zahlreiche Papageien und Kakadu's beleben die Gegend; da erhebt sich auch ein einzelner Raubvogel; aus dem Grase springt ein Hirsch empor, und hin und wieder verirrt sich hieher ein jagender Alfure, welcher, selbst einem gehetzten Wilde gleich, durch den lichten Wald davoneilt, sobald meine Begleiter mit grossem Geschrei auf ihn hinweisen.

Den Mangrovesumpf bei Katania würde ein Europaeer kaum passiren können, wenn nicht die Bewohner von Buano hieselbst eine lange, primitive Brücke unterhielten, und zwar im Interesse des Posthalters und des Predigers von Lokki, welche beide bisweilen dieses Weges kommen; mit ihrer Hilfe gelangten wir denn auch in eine Prau, die von Buano hiehergesandt war, um uns abzuholen, und von den Leuten mit dem stolzen Namen einer Orembai belegt wurde. Das elende Fahrzeug war so klein, dass sein Rumpf noch oben an den Rändern mittelst Atapp, zum Schutz gegen etwa überschlagende Wellen, hatte erhöht werden müssen, und in der Mitte befand sich an Stelle der Kajüte ein so niedriges Blätterdach, dass man darunter nur liegend Platz finden konnte. Die Bemannung hatte es nämlich als selbstredend angesehen, dass ich die Reise in dieser Weise, sei es denn schlafend oder seekrank, machen würde, und wollte ich mich nicht auf solche Art transportiren lassen, so blieb nichts anderes übrig, als während der ganzen Dauer der Ueberfahrt am Mast zu stehen, da auch auf den Ruderbänken kein Plätzchen frei war. Das geschah denn auch, und die 4 Stunden und 47 Minuten, welche die Reise von Katania bis Buano in der heissesten Tageszeit dauerte, gehören nicht zu den angenehmsten Episoden meiner Fahrten; sie wurden noch

minder erträglich durch den Umstand, dass die Ruderer in dem engen Boote ausser einem Gong, zwei Trommeln und eine Flöte zur Begleitung gebrauchten und dazu womöglich noch mehr schrieen, als ich es bei den Seranesen bereits gewohnt war.

Uebrigens glichen sie letzteren durchaus, obwohl dies keineswegs bei allen Buanesen der Fall ist, denn diese bilden ein ähnliches Mischvolk wie die Leute von Hitu. Das Einzige, was mich sonst an der Bemannung interessirte, war ihre Wasserflasche, welche der Insel Buano eigenthümlich sein soll (Taf. 28, Fig. 1). Sie bestand aus einer etwa 20 cm. Durchmesser besitzenden Kalabasse, die mit eingeritzten Arabesken verziert und von einem weit durchbrochenen, aus Rottan geflochtenen Korbe umgeben war; an diesem war wiederum ein langes, ebenfalls aus Rottan gefertigtes Tragband befestigt, so dass das Ganze über die Schulter gehängt werden konnte.

Wir nahmen unseren Weg südlich von der bereits erwähnten, kleinen Insel Bontal, welche der Küste Serans sehr nahe liegt und lediglich aus gehobenem Korallenkalk zu bestehen scheint, der am Südende einen niedrigen Hügel bildet und sich nach Norden zu verflacht. Die unbedeutenden Eilande, welche sich nördlich von Bontal befinden (auf Riedel's Karte sind sie ausnahmslos falsch eingetragen), liegen sammt letzterem in einem sehr seichten Meere, wie schon aus der auf weite Strecken lichtgrünen Färbung des Wassers hervorgeht; man kann auch zwischen Bontal und der ihm nordöstlich gegenüber liegenden Landzunge Serans bei Ebbe nicht einmal mit einem Ruderbote hindurchfahren. Das flache Meer ist in dieser Gegend reich an Tripang (Holothurien) und Schildkröten, welche hier beide vielfach gefangen werden; es wird nach *S W* sowohl als nach *N O* von einem ausgedehnten, niedrigen Ufersaume eingefasst, welcher die Fortsetzung der vor kurzem passirten Ebene in der Landenge Serans darstellt.

Kurz nach 5 Uhr landeten wir auf Buano, bei dem einzigen, gleichnamigen Dorfe der Insel, welches am Oststrande, an der Grenze des oben erwähnten Gebirgslandes und des flacheren Landstriches, gelegen ist. Es wohnen hier sowohl Mohammedaner als Christen, so dass die Niederlassung in zwei als Buano Islam und Buano Sarani unterschiedene Theile zerfällt; ersteres zählte der Zeit etwa 900 Einwohner, letzteres nur ungefähr halb so viel. Die Häuser des ärmlichen Dorfes sind wie in Hatusua gebaut, nur ein einzelnes, welches der christlichen Gemeinde angehört, ist im ambonschen Stiele aufgeführt, gross, von unten sogar aufgemauert, aber schlecht erhalten und macht im Innern den Eindruck einer Spelunke, in welcher die gelegentlich anwesenden Mohammedaner gewohnheitsgemäss auch ihre kleineren Bedürfnisse verrichten. Ein paar Betten sind bereits für uns herbeigeschafft, und allmählig kommt auch ein Tisch nebst einigen wackligen Stühlen;

alles mahnt an Unordnung, Verfall und Armuth, was um so trüber stimmt, als auf den gehobenen Korallenkalken, die wieder in grossen Partieen am Landungsplatze aufgeschlossen sind, ein Gedenkstein der Ostindischen Compagnie errichtet ist und uns die verderblichen Zeiten ihrer Herrschaft ins Gedächtniss zurückruft.

Mit der Bevölkerung ist nicht viel anzufangen, denn man behauptet, keinen ins Gebirge führenden Weg zu kennen, was bei der ungeheuren Indolenz dieser Menschen sehr gut wahr sein kann, und das einzig Erreichbare ist eine Reise durch den flacheren Theil des Eilands nach *N W* hin. Auch hiefür sind aber die erforderlichen Leute erst nach vielen Umständen und mancherlei Verdruss zu erhalten, und es ging bereits gegen 8 Uhr, bevor ich mich am Morgen des 11ten März auf den Weg machen konnte, während der Posthalter zur Abwicklung seiner Geschäfte im Orte zurückblieb.

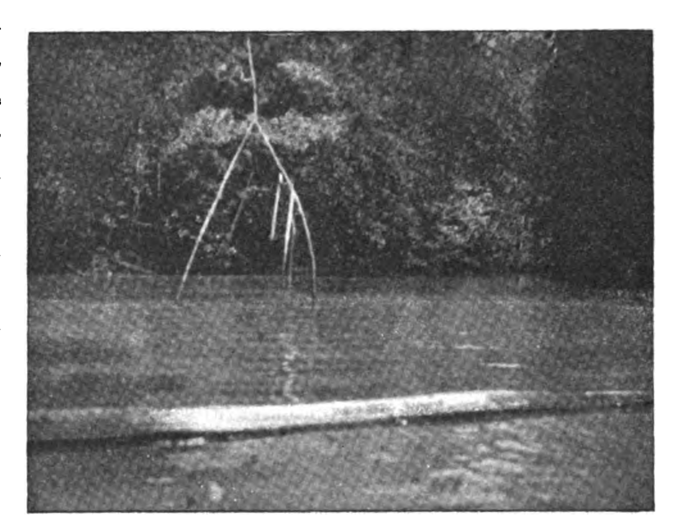
Ausserhalb des Dorfes passirten wir zunächst einen weiten Sumpf (denn Buano hatte noch, gleich dem nördlichen Seran, seine Regenzeit); dann ging es ziemlich steil einen aus quartärem Korallenkalk gebildeten Hang hinan und nun in verschiedenen Stufen, in denen kein Gestein mehr zu Tage tritt, bis zu einer Höhe von 68 m. aufwärts. Damit war auch bereits der höchste Punkt des die Insel durchquerenden Weges erreicht, eine gute halbe Stunde nach dem Verlassen des Dorfes, und dieser kurze Anstieg ist wegen des schönen Ausblicks, den man vom Gehänge des Hügellandes aus auf Seran hat, sehr lohnend. Ueber flache Bodenwellen und einige sehr unbedeutende Bäche führt alsdann der Pfad allmählig wieder abwärts, zur gegenüberliegenden Küste der Insel hin, wobei seine Richtung vielfach zwischen *N* und *N W* wechselt, doch herrschen nördlich gerichtete Strecken vor.

Rechts vom Wege ist nicht die unbedeutendste Bodenerhebung wahrzunehmen, links dagegen begleitet ihn in einigem Abstande das Gebirge, welches den südwestlichen Theil der Insel aufbaut. Die Grenze desselben bildet einen nach *N O* geöffneten Bogen, während die 250—300 m. hohen Gipfel manchmal Gehänge mit 45° Neigung zeigen; oft sind sie noch steiler, und kahle, graue, schroff abstürzende Felswände blicken vielfach herüber. Die Vegetation ist in dem flachen Hügellande wiederum sehr ärmlich: nirgends ein Wald, nur hohes Gras mit vereinzelt stehenden Bäumen, besonders Kajuputi, und hin und wieder ein Bambusgebüsch. Manchmal ist auch der Boden sehr sumpfig, und die geologische Ausbeute lässt leider viel zu wünschen übrig; eine einzelne Wohnung und, ebenso einsam und verlassen, ein einzelnes Grab am Wege, welches nach ambonscher Weise hergerichtet ist — sonst nirgends eine Staffage in der Landschaft.

Drei Stunden nach dem Aufbruche vom Orte befanden wir uns am Ajer

Lapuan, woselbst einige kleine Flügelprauen bereit lagen, mit deren Hilfe wir den Fluss hinunter zum Meere fahren konnten. Das genannte Gewässer, welches sich in zahlreichen, scharfen Krümmungen nach *N O* wendet, war an diesem Orte nur etwa 6 Schritte breit, erweiterte sich aber abwärts bis zu 20 und unmittelbar am Meere bis zu 40 Schritte. Mehrfach treten wieder 5—15 m. hohe Partieen von Karang an seinen Ufern auf, eine Formation, die sich auch bereits auf dem letzten Drittel des vorhin zurückgelegten Landweges gezeigt hatte, und der Lauf des Flusses wird ganz augenscheinlich von diesen Felsmassen beeinflusst; im übrigen ist seine Umgebung schlammig, am Meere mit Mangrove bestanden, mit der sich weiter aufwärts die Nipapalme (*Nipa fruticans Wurmb.*) mischt. Diese Pflanze mit unmittelbar aus dem Wasser hervorstehenden Wedeln, deren Blätter beim Mangel an Sagupalmen auch vielfach zur Herstellung von Atapp verwendet werden, mochte dort, wo wir den Fluss zuerst erreichten, etwa den gleichen Antheil an der Bildung des Waldes nehmen wie die Mangrove. Es war das reichlich ¾ Stunden Ruderns von der Küste entfernt.

Der Habitus der Rhizophoren ist bekanntlich mancherlei Wechsel unterworfen; hier bilden sie, im Gegensatze zu den niedrigen Mangrovegebüschen am offenen Meere, 10 m. und mehr Höhe erreichende Bäume, von denen die grauen Luftwurzeln langen Tauen gleich herabhängen, um sich erst kurz über der Wasserfläche zu zertheilen und dann zur Bildung neuer, stelzenartiger Stützen ins Erdreich zu senken. Alsbald entstehen aus ihnen baumartige Gebilde, welche sich in der Landschaft nicht mehr als Wurzeln erkennen lassen, der ursprüngliche Stamm stirbt ab, und so wandert die Pflanze weiter. Ueberall hängen aus den Blätterkronen auch die Keime herab, welche bereits am Baume zu langen, zapfenartigen Gebilden auswachsen, um sich beim Niederfallen entweder direkt in den Schlamm zu bohren oder, vom Wasser fortgetrieben, eine neue Wohnstätte zu suchen, an welcher sie, begünstigt durch die keulenförmige Verdickung ihres unteren Endes, sich ebenfalls ohne fremde Mithilfe in senkrechter Stellung einzupflanzen vermögen.



Mangrove am Lapuan.

Es ist still in diesem Walde, mit seinen von dunklem Schlamm bedeckten, abenteuerlichen Wurzelgerüsten, an denen unfern des Ufers zahlreiche Krebse umher-kriechen. Sonst zeigt sich nur noch eine einzige, riesige Eidechse, denn von den Krokodilen, welche die trübe Fluth bewohnen sollen, nimmt man, wie gewöhnlich, nichts wahr. Auf der dunklen, unbeweglich scheinenden Wasserfläche treibt hie und da ein Baumstamm, noch oberflächlich mit seinem früheren Standorte am Ufer verbunden, und vereinzelt stehen auch verdorrte Aeste und Zweige über den Spiegel des Flusses hervor, welcher nur bei einigen starken Krümmungen vom hellen Sonnenlichte beschienen wird, während sonst durch die hohen Bäume den Strahlen der Zugang zur schmalen Wasserstrasse gewehrt wird. Eintönigkeit, Grabesruhe und der Hauch der Verwesung ringsum — sie stimmen an solchem Orte zu tiefer Melancholie.

Welcher Gegensatz beim Verlassen des Lapuan, als das Boot plötzlich in sonnendurchflutheter Landschaft auf einem weiten, stillen Gewässer fuhr, das eine um so grössere Ueberraschung bot, als es beim ersten Anblicke in jeder Hinsicht einem Binnensee glich! Es ist die Bai von Tundona (Labuan Tundona), welche tief in das nordwestliche Buano einschneidet, seewärts und im Westen aber durch Pulu Pua fast ganz geschlossen wird, und da die schmalen Strassen, welche letztgenannte Insel im Norden und Süden von Buano trennen, nicht wahrzunehmen sind, bevor man sich unmittelbar vor ihren Eingängen befindet, Pulu Pua zudem ein gleich hohes Bergland trägt wie jenes grössere Eiland, so ist die Täuschung, als ob man sich auf einem Landsee befände, eine vollkommene. Keine Welle kräuselt die Oberfläche des Wassers, weil die Brandung ihren Einfluss nicht bis hieher geltend machen kann, und erst die schönen Korallenbauten am Ufer von Pulu Pua belehren uns darüber, dass wir uns in einer fast ganz abgeschnittenen Meeresbucht befinden.

Das Gebirgsland von Buano, dessen höchste Höhen ich auf 400 m. schätzte, stösst im Süden der Bucht von Tundona mit dem etwa 250 m. ansteigenden Gunung Teha ans Meer, und die allseitig steil zum Wasser abfallenden Berge von Pua erscheinen als seine unmittelbare, nördliche Fortsetzung. Oestlich vom Teha und am linken Ufer des Lapuan ragt ferner aus flachem Lande ein steiler Gipfel hervor, welcher Taïna heisst. In portugiesischer Zeit befand sich auf ihm eine Festung der einheimischen Bevölkerung, die nicht eingenommen werden konnte und sich dem Feinde erst übergab, als dieser das zugehörige Dorf zu verbrennen drohte — so erzählt der Radja von Buano, welcher mich begleitet. Weiter im Nordosten und am rechten Ufer des genannten Flusses erhebt sich, ebenfalls in isolirter Stellung, der Sehesetëu, dessen Höhe gleich derjenigen des Taïna etwa 200 m. betragen mag; sonst wird die Bucht im Osten und Nordosten von einem

ganz flachen Lande eingeschlossen, und erst an ihrer nordwestlichen Grenze, nördlich von Pua und der beide Eilande trennenden Strasse, ragt wieder ein ungefähr 300 m. hoher Berg, der Hatuana, empor. Ueberall sieht man lichtgraue Kalksteinfelsen, die oft hohe, steil abgebrochene und durch die Erosion vertikal geriefte Wände von durchaus einheitlichem Charakter zeigen.

Das ist namentlich auch der Fall zu beiden Seiten der Strasse, welche Pua im Norden von Buano scheidet, denn hier sind an erstgenannter Insel die Felswände stellenweise senkrecht abgebrochen, und an einem Orte, an dem sie genau vertikal zum Meere abstürzen, bemerkt man in ihnen zwei deutlich eingeschnittene Hohlkehlen, welche alte Strandlinien markiren. Eine derselben verläuft nur wenig über dem jetzigen Niveau des Meeres, die andere dagegen liegt etwa 25 m. hoch, und von der sie überragenden Decke hängen plumpe Tropfsteinbildungen hernieder. Die genannten Linien zeugen gleich den bereits oben erwähnten, gehobenen Korallenkalken dafür, dass auch diese Inseln noch vor geologisch kurzer Zeit eine ansehnliche Hebung erfahren haben.

An ihrem schmalsten Punkte ist die betreffende Strasse nicht mehr als etwa 1000 Schritte breit, aber im Westen öffnet sie sich trichterförmig nach dem Meere zu; doch befinden sich vor ihrem Ausgange noch wieder zwei kleine, zwischen Pua und Buano eingeschaltete Inseln. Sie sind nur etwa 15 m. hoch und tragen die Namen P. Kasuari und P. Kalapa, und zwar liegt letztere, zugleich die grössere von beiden, unmittelbar westlich vom Hatuana. Wir fuhren nun durch die Strasse, welche Kalapa vom genannten Berge scheidet, und gingen eine sehr kurze Strecke weiter nördlich auf Buano an Land. Die Reise von der Mündung des Lapuan bis hieher hatte noch etwa 1½ Stunden in Anspruch genommen.

Der Ort, an dem wir uns befinden, ist eine sandige Ebene, welche sich einer nach *NW* gekehrten Ausbuchtung des Hatuana vorlagert. Der Strand der Insel verläuft hier *N* 60° *O*, und an ihn schliesst sich seewärts, ähnlich wie bei Nusalaut, eine weite Brandungsterrasse, welche nur bei Hochwasser von den Wellen überströmt wird, während sie zur Ebbezeit von seichtem, spiegelglattem Wasser bedeckt ist. Die Brandungsköpfe markiren indessen auch während der Hochfluth scharf den Aussenrand der Terrasse und bilden, so weit das Auge reicht, einen zusammenhängenden Streifen, welcher eine beträchtliche Strecke ausserhalb der Küstenlinien von Pua und Buano sowie der kleinen Eilande Kasuari und Kalapa verläuft.

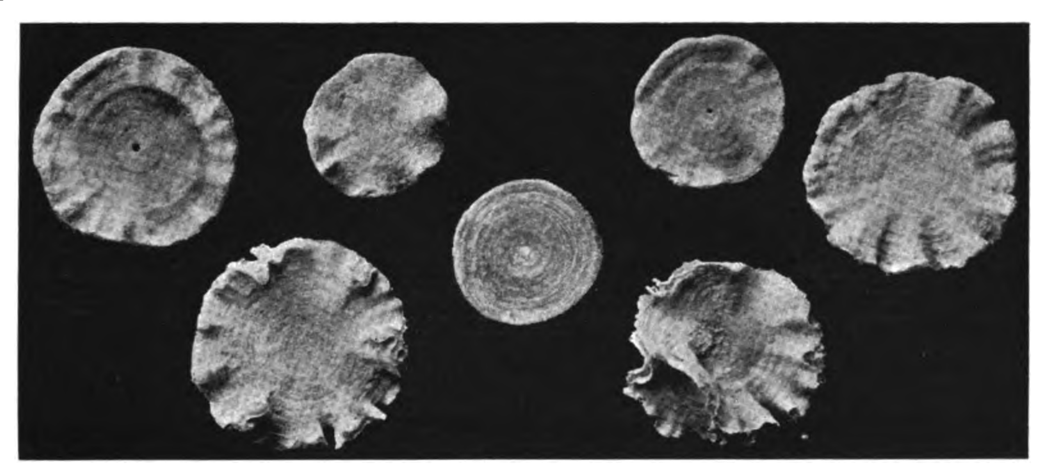
Es leben hier einige Fischer von Binongko, der kleinen Insel im Südosten von Celebes, welche ihre geräucherte Waare nach Ambon hin verkaufen. Die primitiven Atapphäuser dieser Leute stehen meist unmittelbar auf der Erde, und darin liegen auf Borten geschichtet die zum Versand bereiten Fische; nur eine einzelne

Wohnung hat einen Unterbau von Pfählen, und in dem durchräucherten Raume, welcher uns zum Aufenthalte dient, befindet sich eine grosse Feuerstätte. Die Gräber der Ansiedelung liegen zwischen den Häusern zerstreut; eins derselben ist ½ m. hoch aufgeworfen und mit einer Mauer von Korallenkalk eingefasst, während am Kopf- und Fussende ein aufrecht stehendes Tropfsteinstück angebracht wurde; in der Mitte stehen eine Cocosschale mit etwas Asche und ein alter, blauer Porzellanteller darauf. In ersterer wird Dammerharz, in letzterem mittelst eines Dochtes Cocosöl als Opfer verbrannt; der Boden ist ringsherum rein gehalten und vor kurzem mit einigen Cocospalmen bepflanzt. Am Strande sind die Leute gerade beschäftigt, Planken für die Anfertigung eines Bootes krumm zu biegen. Man klemmt sie zu diesem Zwecke mit dem einen Ende ein wenig über dem Boden in einen Baum fest, legt sie über ein an zwei aufrecht stehenden Pfählen befestigtes Querholz und beschwert dann das andere Ende mit Steinen, während unter dem Brette ein schwaches Feuer unterhalten wird.

Die Leute, welche wir vom Dorfe Buano aus mit Lebensmitteln, Geräthen, Decken u. dgl. m. über See hiehergesandt hatten, suchten wir vergebens, obwohl sie längst zur Stelle sein konnten; sie trafen erst um 8 Uhr abends ein, als wir sie gar nicht mehr erwarteten, und behaupteten, nahezu ertrunken zu sein. Später stellte sich heraus, dass sie am Kap Pamali, an der Ostküste von Buano, aus Furcht umgekehrt und dann vom Posthalter nochmals auf die Reise geschickt waren. So mussten wir denn von 1½ Uhr mittags an nicht nur unseren Magen beschwichtigen, sondern auch jede anderweitige Fahrt zu den benachbarten Klippen am Meere aufgeben, weil für eine solche die kleine Prau, mit der wir hiehergelangt, durchaus unbrauchbar war. Gegen Abend wurde aber der Zustand durch den völligen Mangel an Licht noch unerquicklicher; denn die Binongkoresen besassen nicht einmal Dammerharz, und dazu war die hochgelegene Flur unserer Wohnung so durchlöchert, dass man sich bei der Dunkelheit kaum darin bewegen durfte, während die umherhängenden Netze unsere Freiheit in noch höherem Maasse beeinträchtigten — doppelt unangenehm, weil es durch die schlechte Dachbedeckung überall durchregnete. Kurzum, es war ein wenig beneidenswerther Aufenthalt, und dies lediglich in Folge der absoluten Unzuverlässigkeit der Bewohner von Buano, welche mich noch obendrein nöthigte, am folgenden Tage auf demselben Wege, auf dem ich hiehergereist, nach dem Dorfe zurückzukehren; denn niemand wollte in einem der schlechten Böte, die man mitgebracht, nochmals über See fahren. So fiel denn dieser Ausflug trotz sorgfältigster Vorbereitungen und genauester Verabredungen zur Hälfte ins Wasser; aber das hinderte die Buanesen doch nicht, später für 45 Mann Bezahlung zu verlangen.

Das einzige, was mir den unfreiwilligen Aufenthalt an der Nordküste des Eilands

noch einigermaassen vergütete, war der Auswurf des Meeres, denn darunter fand sich zunächst in grossen Mengen ein sogenanntes Posthörnchen, die innerliche Schale der zu den Cephalopoden gehörigen *Spirula Peronii Lam.*, welche mit vielleicht noch zwei anderen Arten derselben Gattung die einzigen, lebenden Phragmophoren als Nachkommen der Belemniten repraesentirt. Besonders aber wurde mein Interesse durch Gehäuse von Foraminiferen des Genus *Orbitolites* gefesselt, welche in ungeheurer Zahl zwischen kleineren Muscheln am Strande lagen. Die weissen, zierlichen Scheibchen, welche ich hier sammelte, erreichen bis zu 14 mm. Durchmesser und gehören zu *Orbitolites complanata Lam.*; die kleineren unter ihnen sind ganz flach, von der Form einer Münze, die grösseren meist an den Rändern gekräuselt, und bisweilen entsteht durch gröbere Fältelung des Aussentheiles der Schale sowie gelegentliche Spaltung desselben die seltenere Spielart, welche Brady als *O. laciniata*



Orbitolites complanata Lam. von Buano. Vergrössert.

beschrieben hat [1]). Auch durch Verwachsung verschiedener Scheiben entstandene Monstrositäten begegneten mir, so dass sich hier noch ganz unerwartet ein schönes Studienobjekt vorfand.

Am 13ten März um 7 U. 15 M. morgens verliessen wir Buano wieder, um zur Nordküste Serans zu reisen. Wir fuhren nach *N O*, im Norden der kleinen, zwischen Buano und Seran gelegenen Inselgruppe hin, und befanden uns nach genau 4 Stunden in dem heidnischen Dorfe Kawa, unfern der Nordwestecke des Eilands. Dieser Ort liegt auf einem breiten, sandigen Uferstreifen; denn der flache Küstensaum, den wir bei Katania, im schmalsten Theile Serans, kennen gelernt, zieht

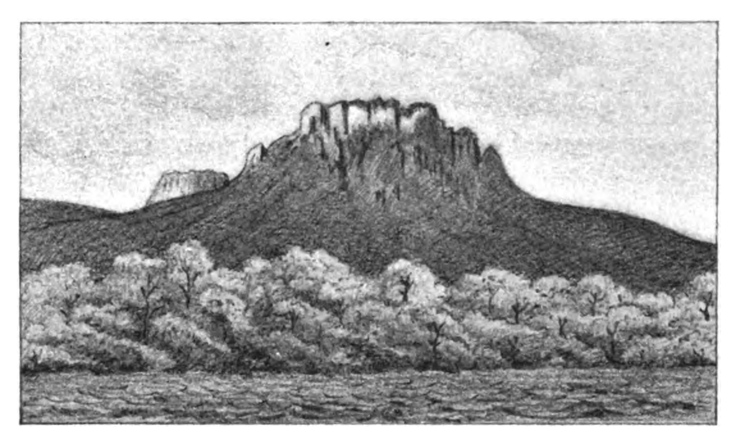
1) Voyage of H. M. S. Challenger. Zoology Vol. IX, pag. 220.

sich noch bis hieher und endigt erst ein wenig nördlich von Kawa, am Tandjung Wana, dem gegenüber eine kleine, etwa 15 m. hohe Klippe von Karang namens Siri gelegen ist. Tj. Tarawail im *S W* von Kawa bleibt, einen unbedeutenden Hügel ausgenommen, noch ganz niedrig; nur weiter landeinwärts dehnt sich zwischen ihm und Tj. Wana ein 50—80 m. hoher, fast gerade abgeschnittener Rücken aus, welcher an gehobene Korallenkalke erinnert. Pieters versicherte mich auch, dass in dem Wege, welcher Piru mit Kawa verbindet, vielfach solche Bildungen auftreten, welche von kaum trocken gelegten Riffen an der Küste nicht zu unterscheiden seien, und ich habe keinen Grund, an der Richtigkeit dieser Mittheilung zu zweifeln. Es gewinnt somit allen Anschein, als ob die Halbinsel Huamual noch vor kurzem ein selbständiges Eiland gebildet habe.

Um 1 Uhr wurde die Fahrt in einer kleinen Prau längs der Küste nach *N* hin fortgesetzt. Zwischen Tj. Wana und dem die Nordwestecke Serans bildenden Tj. Tandurue schiebt sich noch ein drittes Kap, das Tj. Sensurá, ein. Die Berge treten auf dieser ganzen Strecke zwar unmittelbar ans Ufer heran, aber der Strand selbst bleibt sandig; nur bei den beiden erstgenannten Kaps sind Korallenkalke entblösst, auch sind alle Gipfel nahezu gleich hoch und abgeflacht, so wie südlich von Kawa, während ihre Höhe unbedeutend bleibt. Ich schätzte sie auf 80 m.

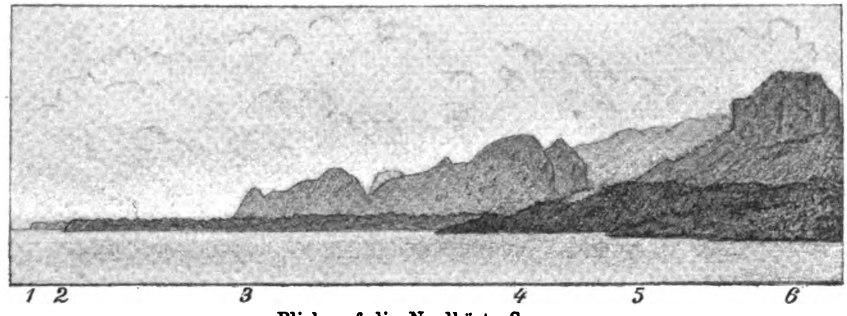
An der Nordküste, unmittelbar östlich vom Tj. Tandurue, befindet sich zunächst ein Kap, welches an seiner Westseite bis zum Gipfel aufwärts steil abgebrochene Felswände dem Meere zukehrt, aber auch kaum mehr als 100 m. hoch sein dürfte; es heisst Tj. Tandurue Otó; dann folgt in kurzem Abstande, weiter nach Osten, ein kleiner Fluss namens Lamasi, welcher an der Mündung etwa 10 m. breit und der Hauptsache nach durch einen vom Hochwasser überströmten Uferwall geschlossen ist. Jenseits des Lamasi nimmt aber die Nordküste sogleich einen wesentlich anderen Charakter an: Das Tandjung Hatuëná, welches wir zunächst passiren, steigt landeinwärts bis etwa 300 m. empor und fällt in einigen undeutlichen Stufen mit einer mittleren Neigung von 45° zum Meere ab. Das Ufer ist nun felsig, und die Klippen halten an bis zum gleich hohen Tj. Kalawaï (= Speer), welches seinen Namen vermuthlich den zackigen Erosionsformen des dort anstehenden, dünn geschichteten und sehr widerstandsfähigen Kalksteins verdankt. Gleich östlich vom letztgenannten Kap befindet sich die Mündung des Ajer Pana (Pfeilwasser), dessen Quelle unfern derjenigen des Sapalewa entspringen soll; aber bevor wir den Fluss noch erreicht haben, zeigt sich ein Landschaftsbild von überraschender Schönheit. Am rechten Ufer des Pana, in *S O* und nur wenig landeinwärts, erhebt sich nämlich auf flachwelliger Basis eine schroffe, senkrecht zerklüftete, hell leuchtende Felsmasse, welche oben abge-

flacht ist und den Eindruck eines riesigen, zerfallenen Kastells macht. Die Waldung, welche die Spitzen der Felszinken krönt und in ihre Schluchten herniedersteigt, erinnert an moosbekrochene Ruinen und verliert sich allmählig in das üppige Grün, welches die Basis dieses 600-700 m. hohen, MASSOHI genannten Gipfels bekleidet. Davor sieht man in nächster Nähe einen mit ansehnlichen Bäumen besetzten Ufersaum, und zur Linken, also weiter nach *O* hin, blickt hinter dem Massohi noch ein zweiter Gipfel herüber, welcher ganz ähnlich geformt und auch von gleicher Höhe zu sein scheint (sieh Abbildung).



Der Massohi, vom Meere aus.

Oestlich vom Pana wird der Strand wieder sandig, und die Berge, welche noch unmittelbar ans Meer herantreten, verflachen sich in der Richtung des TJ. SAPALEWA bis zu etwa 100 m., aber dahinter erhebt sich unfern der Küste ein imposantes Gebirgsland, welches wiederum durch die Schroffheit seiner Gipfel ausgezeichnet ist und in seinem Charakter dem Massohi ähnelt. Man erblickt darin unter anderen den GUNUNG HULUNG (4) zur Rechten und den BATU LAKAËLA (6) zur Linken des von Osten kommenden Sapalewa, ferner im Hintergrunde des deutlich gekennzeichneten Thaleinschnittes dieses Flusses ein noch höheres Gebirge (5)



Blick auf die Nordküste Serans.

und nordwärts von ihm eine ausgedehnte Ebene, an deren Grenze der Sapalewa beim gleichnamigen Tandjung (2) mündet. Das ebenfalls flache TJ. LAMANA (1)

springt etwas ostwärts noch weiter ins Meer vor, und in grosser Ferne nimmt man den Batu Batolla (3) wahr, welcher von *W* aus gesehen den Eindruck macht, als bilde er den nördlichsten Vorposten des hohen Küstengebirges, mit dem er in der projicirten Profillinie zusammenzuhängen scheint. Man versicherte mich aber, dass dieser steile, mit pyramidenförmiger Spitze versehene Gipfel isolirt stehe.

Das Ziel unserer Reise, Nuniali, liegt ganz in der Nähe des Tj. Sapalewa, wir konnten es aber am 13ten März nicht mehr erreichen, da wir trotz ununterbrochener Fahrt erst um 6 U. 58 M. abends, also 6 Stunden nach dem Aufbruche von Kawa, in Murinatin, dem westlichsten Dorfe der Nordküste, eintrafen. Seine auf 400 Köpfe geschätzte Bevölkerung hat sich seit '65 hier niedergelassen und besteht gleich derjenigen von Kawa lediglich aus Alfuren, aber die äussere Erscheinung der Leute und das Ansehen ihrer Wohnungen ist in den beiden Orten durchaus verschieden. Denn während in Kawa noch alles an Piru und die Dörfer der Südküste erinnert, ist in Murinatin die Sackhose geschwunden und ahmen die Männer, wie überall in den von mir besuchten, heidnischen Negoreien der Nordküste, die Kleidung der Mohammedaner nach, soweit die Mittel ihnen dies erlauben. Bei den Angeseheneren sieht man Beinkleid, Rock und die bekannte, kleine, häufig mit Goldstickerei versehene Mütze, bei den ärmeren Männern oft nur einen kurzen Sarong als einziges Kleidungsstück, während das Haar gleichwie an der Südküste durch einen kranzartigen Bambusstreifen zusammengehalten wird; andere tragen dazu eine kurze Jacke und oftmals ein Kopftuch, die Frauenkleidung dagegen ist dieselbe wie in Hatusua und auf den Uliassern. Einzelne Mädchen trugen auch die von erstgenanntem Orte beschriebenen Silberringe, und daneben sah ich vielfach die bei den Alfuren beliebten Ringe, welche aus dem Gehäuse einer Kegelschnecke verfertigt sind, sowie einen einzelnen derartigen Zierrath von Knochen, von Singapore herrührend. Eins der Mädchen besass ferner mitten auf der Stirn eine Tatuirung, nicht grösser als 1 cm. und aus einem V mit zwei darüber angebrachten Punkten bestehend (Taf. 26, Fig. 13). Die Figur erinnerte an diejenige, welche Männer von Honitetu über der Nasenwurzel angebracht hatten [1]). Die Häuser, obwohl in Reihen geordnet, zeigen vielfach, nach Art der Wohnungen des Innern, freistehende Bambuspritschen, welche nur von oben her durch das weit vorspringende Dach geschützt sind.

Später am Abend lernte ich in Murinatin den alfurischen Tanz, welcher *karori* genannt wird, kennen, zunächst nur als Zuschauer, dann auch als Mittänzer.

1) Vgl. oben, pag. 124.

Männer und unverheirathete Frauen bildeten hiebei einen Kreis, indem sie sich unmittelbar neben einander stellten und sich nun entweder an den Händen fassten, wobei der Unterarm gekrümmt war, oder auch gegenseitig die Arme um Nacken und Schultern legten; es wurde aber nicht bunte Reihe gemacht, sondern die Mädchen hielten sich zusammen, wenngleich sie in einem und demselben Kreise mittanzten. Unter Begleitung von Tifa und Gong sang man dazu, ähnlich wie beim Menarie auf den Uliassern, während bald dieser bald jener, Mann oder Frau, eine Strophe vortrug, die dann von den Uebrigen wiederholt wurde, und nach dem Klange der Musik bewegte sich nun die ganze Gesellschaft langsam von links nach rechts, indem jedesmal ein einzelner Schritt schräg gegen die Mitte des Kreises hin vorwärts und dann wieder rückwärts gemacht wurde. Diese Schritte waren von schwachem Aufhüpfen oder auch von Stampfen begleitet, und bisweilen traten die Tänzer in der Kniebeuge und unter wildem Jauchzen und Kreischen weit nach innen vor. Wenn der Karori von den Alfuren um einen getrockneten, menschlichen Kopf ausgeführt wird, so stossen sie ihn in solchen Augenblicken mit den Füssen [1]).

Als der Reigen begann, war der Ring noch nicht geschlossen, und befanden sich die Tifaschläger in seiner Mitte; dann traten sie selbst in die Reihe der Tanzenden ein, und schliesslich gesellten sich noch mehrere verheirathete Frauen hinzu, welche Trommeln an einem bunten Zeugstreifen über die rechte Schulter gehangen hatten. Mittlerweile war von den Männern und Mädchen ein stattlicher Kreis geformt, dessen Tänzerzahl bis auf etwa 30 angewachsen sein mochte, und nun marschirten alle Trommelschläger, männliche wie weibliche, um die geschlossene Kette herum, während verschiedene der Frauen ihre jungen Sprösslinge am Rocke nachschleppen liessen; andere Mütter standen mit den Kindern auf den Armen singend dabei. In Sepa, einem Orte, welcher an der Südküste Serans, östlich von Amahei, liegt, sollen die tanzenden Weiber den Takt zum Karori (dort *makǫ* genannt) auch mit Kupferringen schlagen, welche sie über den Enkeln zu tragen pflegen [2]).

So einfach die Sache schien, so ward es mir trotz vielfacher anderweitiger Uebung in solchen Dingen doch recht schwer, die Schritte im Takte mitzumachen, da der Rhythmus der Musik für europaeische Ohren durchaus fremdartig ist, und wenn es mir auch schliesslich gelang, taktfest zu werden, so wollte die Weise doch nicht in meiner Erinnerung haften bleiben. Desto lebhafter steht mir noch

1) Das berichtet auch Ludeking (Schets, pag. 61). — Brumund nennt den betreffenden Tanz *kakkaw* (Aanteekeningen, pag. 67).

2) Sieh hierüber auch Boot (l. c. pag. 1178), nach dessen Angabe der gleiche Tanz in Wahaï als *kahuwa* bekannt ist.

heute das phantastische Bild vor Augen, welches die wüste und bunte Gesellschaft dort am einsamen Strande bot, bunt durch die vielfachen Abstufungen zwischen den ordentlich gekleideten Frauen und Mädchen einerseits und den mannigfach variirten Anzügen der Männer andererseits, bis zu dem Sohne der Wildniss hin, dem nur noch ein kurzer Zeugstreifen — euphemistisch als Sarong bezeichnet — zur Bedeckung seiner Blösse dient. Im günstigsten Falle hat der letztere noch ein zweites derartiges Kleidungsstück mitgebracht, welches er nun als Zierrath über die nackte Schulter schlägt, so wie sich auch die weiblichen Mitglieder der Gesellschaft gerne noch mit einem zweiten, schräg über die linke Schulter gehangenen Sarong schmücken [1]).

Und doch erinnerte mich das Fest an dieser kulturentrückten Küste lebhaft an den schimmernden Tanzsaal der Heimath, als ich sah, wie die Mutter das einfache Kleid ihrer Tochter während des Tanzens sorgsam zu ordnen bestrebt war und wie sie dann diese still aus dem Kreise fortführte, als sie meinte, dass es nun der Freude genug gewesen sei. Ueberall dieselben menschlichen Regungen und Empfindungen — eine anscheinend sehr einfache Thatsache, die mich aber doch bei unkultivirten Völkern oftmals aufs unerwartetste überrascht hat. Uebrigens will ich nicht unterlassen, hinzuzufügen, dass der Verkehr zwischen beiden Geschlechtern bei allen solchen Tänzen der Alfuren auch der sittenstrengsten Dame Europa's niemals den geringsten Anstoss geben könnte.

Kindlich naiv war ebenfalls ein Spiel, welches ich an dem gleichen Orte noch tief in der Nacht und bei derselben Musik aufführen sah. Es bestand einfach darin, dass die Leute eine doppelte Reihe bildeten, in welcher die einander Gegenüberstehenden sich anfassten, um über ihre Arme ein Mädchen auf Händen und Füssen hinkriechen zu lassen. Letztere stellte hiebei eine Zibethkatze (*Viverra*) dar, das einzige, auf Seran vorkommende Raubthier.

In unserer einfachen Hütte von Gabba-gabba brannte nur etwas Dammerharz auf einem vierseitigen, aus demselben Materiale angefertigten, kleinen Gestelle; es warf sein Licht nicht ins Freie, wo der helle Mondschein die einzige Erleuchtung der tanzenden und singenden Menschengruppe bildete. Weithin glänzte auch das Meer in silbernem Schimmer, während seine Wogen rauschend gegen den nahen, steil auflaufenden Strand schlugen, und als dunkle Silhouette zeichneten sich einzelne hohe Bäume des Ufers am Himmel ab.

14ter März. Manche Leute lagen nach der durchtanzten Nacht noch schlafend auf ihren Pritschen vor den Häusern, als wir um 7 Uhr morgens von Muri-

1) Auf Ambon und den Uliassern ist dies nach van Hoëvell das Abzeichen der verheiratheten Frauen (p. 84). Es ist mir unbekannt, ob dasselbe in dieser Gegend der Fall ist.

NATIN zum benachbarten NUNIALI aufbrachen. Es befindet sich an der Nordküste zwischen dem erstgenannten Dorfe und dem Tj. Sapalewa noch eine Reihe hart nebeneinander liegender Ortschaften, von denen man indessen vom Meere aus kaum etwas wahrnimmt, weil der ganze Strand hier gleich den angrenzenden Höhen dicht bewachsen ist; nur einzelne Reisfelder, sogenannte trockene Sawa's, unterbrechen hie und da den üppigen Wald der Gehänge und bieten so einen für die Küste Serans sehr ungewohnten Anblick. Ein wenig östlich von Murinatin passirten wir die Mündung des HALUA, eines unbedeutenden Flusses, und nach einer Fahrt von 1 Std. 10 M. langten wir in Nuniali an.

Es war meine Absicht, von hier aus ins Gebirge zu gehen, und zwar nach einem Dorfe namens WAKOLLO, welches von Nuniali in wenigen Stunden zu erreichen ist, und da schon während des Aufenthaltes in Murinatin alles für einen solchen Ausflug Erforderliche geregelt war, auch die nöthigen Träger bei unserer Ankunft fertig standen, so konnte ich bereits 40 Minuten später die Reise landeinwärts fortsetzen; denn wenngleich die Bevölkerung dieser Gegend sehr berüchtigt ist, so schien mir nach den eingezogenen Erkundigungen doch kein Grund vorzuliegen, um hievon abzusehen, wie es der Posthalter anfänglich wünschte. Freilich war noch vor etwa 14 Tagen ein Mord in dem weiter östlich gelegenen Stranddorfe NUKUHAI verübt, angeblich durch Zauberei, und in Nuniali selbst gab es allerlei schwere Anklagen, aber zwischen diesem Dorfe und Wakollo bestand das beste Einvernehmen, und darauf kam es doch schliesslich allein an. So machte ich mich denn mit meinem Dolmetsch und vielen Trägern gegen 9 Uhr auf den Weg ins Gebirge, während der Posthalter zur Erledigung von Geschäften am Strande zurückblieb.

Durch eine mit hohem Gras bestandene und im Augenblicke sehr sumpfige Ebene zur Linken des Sapalewa führte der Pfad nach *S O*, zum WAË METAN, einem unbedeutenden, mit Einschluss des Trockenbettes nur 20 Schritte breiten Bache, welcher beim Dorfe Sisiulu, zwischen Nuniali und Tj. Sapalewa, ausmündet. Seinem wenig geschlängelten Laufe folgten wir eine Weile aufwärts, während das Bett beiderseits von etwa 100 m. hohen Bergen begleitet wurde, und gelangten nun alsbald an den Fuss einer steil ansteigenden Höhe, bis wohin der Weg von Nuniali nach Abzug einiger längerer Unterbrechungen 1¼ Stunde in Anspruch genommen hatte.

Es ging alsdann durch dichten Wald eine Strecke weit sehr steil bergan, bis wir 163 m. Höhe erreicht hatten, und jenseits wieder an einem ähnlichen Gehänge zum AJER BINANG hinab, einem Nebenflusse des AJER SAMA, welches gleich dem Waë Metan bei Sisiulu ins Meer fliesst. Wir überschritten sein felsiges, an diesem Orte 15 Schritte breites Bett, um darauf am linken Ufer dieses

Wasserlaufes abermals an einem ausserordentlich steilen Gehänge hinauf zu klettern, und da es bereits seit unserm Eintritte ins Gebirge in Strömen vom Himmel goss, der steile Weg vom Ajer Binang bis nach Wakollo aber stets über einen thonigen, derzeit ganz durchweichten Boden hinführte, so wurde die Reise sehr beschwerlich. An Beobachten und Aufzeichnungen war gar nicht mehr zu denken, denn alle Sorge concentrirte sich auf die gute Erhaltung der Instrumente, und wenn ich auf dem Rückwege nicht glücklicher gewesen wäre, so würde ich von dieser Gegend kaum eine andere Erinnerung heimgebracht haben als die an triefende und dem Körper anklebende Kleider, an nasses Gestrüpp, tröpfelnde Bäume und dicht verschleierte Luft.

Zwei Stunden nach dem Beginne des ersten Anstiegs befanden wir uns in dem 342 m. hoch gelegenen Wakollo, so dass also die ganze Reise von Nuniali aus 3¼ Stunde gedauert hatte; den Heimweg legte ich, wiederum nach Abzug des für Untersuchungen verwendeten Aufenthaltes, in 2¼ Stunden zurück.

Wakollo liegt am Hange eines aus archaeischen Gesteinen aufgebauten Berges, welcher landeinwärts noch bedeutend ansteigt. Vom höchsten Punkte des Dorfes aus peilte ich Murinatin *N* 65° *W*; der Massohi war leider durch Regen verhüllt, dagegen war Tj. Lamana und die ausgedehnte Ebene an der Mündung des Sapalewa sichtbar, und ein wenig unterhalb des Ortes eröffnete sich ein weiter Ausblick, welcher nicht nur das genannte Kap, sondern auch die uns bereits bekannten Höhen G. Hulung und B. Lakaëla umfasste, sowie einen gleich ansehnlichen Gipfel namens Toësiwa. Alle drei Berge liegen östlich von Wakollo und gehören, sammt demjenigen, auf welchem das Dorf liegt, noch dem Küstengebirge an. Der Boden der Ansiedelung wird von einem gelbrothen Laterite gebildet und ist vielfach mit Bambus bestanden. Ein schwierig gangbarer Weg soll von Wakollo aus nach Piru führen, über ein Gebirgsland, welches ich auf Grund seines von *W* aus wahrgenommenen Profils für 700—800 m. hoch halte, während sein Relief an dasjenige des erwähnten Küstengebirges erinnert.

Die Einwohner theilen sich in zwei Gruppen, welche, genau genommen, auch zwei Dörfer bilden, und dies um so mehr, als jede von beiden ein besonderes Oberhaupt und einen eigenen Baileo hat. Der eine Theil der Bevölkerung steht nämlich in enger Beziehung zu Nuniali; er besitzt einen Regenten, welcher von der niederländischen Regierung angestellt ist und der in seiner mohammedanischen Kleidung, sammt dem Handstocke mit silbernem Knopfe, einen höchst civilisirten Eindruck macht. Die Zahl der ihm zugehörigen Häuser von Wakollo, welche am weitesten abwärts auf ziemlich ebenem Boden liegen, dürfte indessen kaum mehr als ein Dutzend betragen, und der betreffende Regent hielt sich infolge seines Amtes

für verpflichtet, mich mit einer Reihe von ihm untergebenen Leuten überall hin zu geleiten. Ich bekam den Eindruck, als sei er für meine Sicherheit sehr besorgt, denn der Mann liess mich keinen Augenblick allein gehen, und selbst bei Geschäften, welche man gerne ohne Zeugen verrichtet, war er nicht zu bewegen, mich zu verlassen.

Der andere Theil der Bevölkerung von Wakollo steht allein unter dem *radja tana*, dem eigentlichen Gebieter dieser Gegend, dem auch der erstgenannte Regent noch untergeben ist. Von einer Gleichberechtigung beider ist keine Rede, denn letzterer durfte nicht einmal ohne besondere Erlaubniss den Baileo des Radja-tana betreten, und es schien mir, als sei er sammt den wenigen, ihm angehörigen Alfuren Wakollo's an diesem Orte nur noch geduldet. Die Häuser, welche sich um den Baileo des Radja-tana scharen, liegen noch etwas weiter aufwärts, an einem so steilen Gehänge, dass der lehmige Boden in der Regenzeit für den beschuhten Europaeer nur sehr schwierig zu begehen ist, und die höchsten von ihnen befinden sich vielleicht 30 m. oberhalb der ersten Wohnungen des Dorfes. Uebrigens zeigen alle den gleichen Charakter und dürfen sie deswegen hier gemeinsam behandelt werden.

Die Wohnungen (Taf. 15; Taf. 16; Taf. 28, Fig. 2) sind regellos zerstreut, aber nicht weit von einander entfernt und zeigen mancherlei Verschiedenheiten von denjenigen, welche ich in Honitetu kennen gelernt hatte. Sie besitzen einen Unterbau von Bambus, welcher in der Regel so hoch ist, dass ein Mann unter dem eigentlichen Wohnraume bequem aufrecht stehen kann, bisweilen ist aber jener noch höher. Die Seitenwände sind alle vertikal und aus horizontal über einander gelegtem Gabba-gabba angefertigt; sie umschliessen nur einen einzigen Raum, in welchen aber stets zwei Eingänge führen, und zwar ist einer derselben für den Mann, der andere für die Frau bestimmt. Eine Leiter dient zum Einsteigen in die Thüröffnungen, welche entweder in der Seitenwand oder auch am Rande in der Flur angebracht sind. Das Atappdach reicht nicht so weit herab wie bei den Wohnungen von Honitetu, so dass die Seitenwände von aussen zum Theil sichtbar bleiben und die angebauten Bambuspritschen von oben her unvollständiger geschützt sind. Bald ist nur eine einzige, bald sind zwei solcher Pritschen vorhanden, und bisweilen fehlen sie ganz, denn es richtet sich dies einzig und allein nach der Anzahl von Leuten, welche das betreffende Haus bewohnen. Im Innern brennt, wie in Honitetu, stets Feuer auf einer Unterlage von Atapp und Erde; doch werden die Scheite hier einfach auf die Heerdstätte gelegt und nicht so hingestellt, wie es oben von erstgenanntem Dorfe beschrieben ist. Sonst sah ich in der inneren Einrichtung der Hütten keinen wesentlichen Unterschied von derjenigen, welche ich in Honitetu kennen lernte; indessen muss hinzugefügt werden,

dass ich nur einen flüchtigen Blick in eine einzige Wohnung werfen konnte, denn der mich begleitende, furchtsame Regent wollte durchaus nicht gestatten, dass ich das Innere der weiter oben gelegenen Häuser betrat.

Der Baileo, welcher letzterem angehört, ist ein grosser, hoher Schuppen auf niedrigen Pfählen und mit Seiten, welche, eine kleine Atapp-Brüstung ausgenommen, zum grössten Theile offen bleiben, so dass der Giebel hier nur auf einer Reihe von Stützen ruht; doch ist das Gebäude eng mit der Wohnung des hohen Priesters verbunden, mit der es auch unter einem gemeinschaftlichen Dache steht. Die eine seiner Querseiten wird im Innern von einer grossen Feuerstätte eingenommen, über welcher sich eine zum Trocknen sehr geeignete, lange Borte hinzieht, und diese ist vorne der Länge nach durch einen hübsch geschnitzten Balken abgeschlossen; auch sind die Stützen des Daches mit einigem rohem Schnitzwerk versehen. Den Kapitänen ist in diesem Rathhause kein besonderer Platz angewiesen; sie pflegen zerstreut auf niedrigen, fussbankartigen Holzschemeln zu sitzen. Ein *batu pamali* ist hier, und an der Nordküste von Kairatu überhaupt, beim Baileo völlig unbekannt, gleichwie ein solcher auch in Honitetu fehlte.

Schädel sind in dem genannten Versammlungsorte nicht vorhanden, wohl aber befindet sich dort eine ganze Reihe von heiligen Dingen, deren vornehmstes (*pamali besar*) vor unserer Ankunft eingewickelt wurde, weil man fürchtete, wir möchten es berühren, doch blieb der Gegenstand trotzdem an seinem Orte unter dem Dache hängen. Uebrigens ist derselbe auch unter gewöhnlichen Umständen so verhüllt, dass der Kern des heiligen Objektes niemandem sichtbar wird, und ausser dem Priester ist überhaupt keiner der Alfuren, nicht einmal der Regent, mit seinem Inhalte bekannt. Eine Anzahl kleinerer Pamali's (Taf. 28, Fig. 10) besteht aus Dingen, welche ich grossen Kunstblumen vergleichen möchte: Von Cocosfasern hat man trichterartige Köcher (*k*) verfertigt und um diese hin lange, ausgeschnittene Hühnerfedern (*f*) von weisser und schwarzer Farbe gebunden, sowie Streifen von Cocosfasern, welche in der Art zusammengeknotet sind, dass beiderseits von einem stielartigen Mittelstücke Reihen kurzer Spitzen abstehen (*g*). Diese Gegenstände wurden beim Bau des Baileo's hiehergehängt. Auch ein Stück Dammerharz, welches von einem Opfer übrig geblieben ist, hat man in Gras und zusammengeknotete Cocosfasern gewickelt und darauf unter dem Dache befestigt, um als kleines Pamali zu dienen; ferner steckt daselbst zu gleichem Zwecke noch ein ganzes Bündel geschnitzter, gefärbter und mit ausgeschnittenen Federn verzierter Stäbe von der Länge unserer Handstöcke [1]). Der schönste derselben (Taf. 28, Fig. 12)

---

1) Riedel sagt: „Vor dem Verlassen des Kakeanhauses erhalten die Neulinge vom Priester einen Stock, an beiden Enden mit Hahnen- oder Casuarfedern verziert, welcher, wie man glaubt, ihnen von den Geistern der Voreltern (*situ*) gegeben ist, zum Zeichen dafür, dass sie im Geisterlande waren" (l. c. pag.

ist an seinem längsten Theile schwarz gefleckt, sein oberes Ende ist aber etwas gebogen, ungemein zierlich geschnitzt und mit kleineren Federn behangen, während es nach unten mit einer kunstvoll aus Holz gefertigten Rosette abschliesst; dann folgt abwärts ein buntes, vegetabilisches Flechtwerk, welches zur Befestigung eines Kranzes von ausgeschnittenen, langen Federn dient. Leider konnte ich nur eine kleine, rohe Skizze von diesem Objekte entwerfen, da ich dasselbe weder in die Hand nehmen noch offenkundig zeichnen durfte [1]), und übrigens würde sich das ausserordentlich feine Schnitzwerk in dem gewählten Maasstabe überhaupt nicht haben wiedergeben lassen.

Der Baileo des Radja-tana, zu dem wir uns am Nachmittage begaben, ist nichts anderes als eine sehr grosse, an das Haus des Häuptlings gebaute, überdeckte Pritsche. Eine seiner Querseiten wird wiederum durch die Feuerstätte eingenommen, und auf dem vor ihr hinlaufenden Balken ist der Platz für die Kapitäne, gegenüber und an einer der Längsseiten derjenige der übrigen Leute. Drinnen befanden sich nicht weniger als 44 erbeutete Schädel, die meisten wie Bündel von Zwiebeln an Bambusstöcken niedrig unter dem Dache aufgehangen, einige am Mittelpfahle und ein einzelner unter dem Aussenrande des Daches, so dass alle leicht mit den Händen zu erreichen waren [2]); doch durften wir sie nicht berühren, um so weniger als der Radja-tana, welcher sich im Baileo befand, es nicht einmal der Mühe werth hielt, unseren Gruss auch nur mit einem einzigen Worte oder der geringsten Geberde zu erwiedern.

Ueberhaupt waren die Alfuren von Wakollo ungemein scheu und zurückhaltend, denn die meisten begaben sich bei meiner Annäherung sogleich ins Innere ihrer Wohnungen und liessen sich dann nicht weiter blicken. Diejenigen Leute aber, welche ich näher betrachten konnte, glichen in Kleidung und äusserer Erscheinung den Bewohnern von Honitetu; nur sah ich häufiger als an genanntem Orte von den Männern Kopftücher tragen, auch vielfach lange, lose herabhängende Haare, während daneben der bekannte Knoten nicht fehlte, und einem Manne begegnete ich, welcher diesen durch eine flache, von Hirschknochen hergestellte Nadel zusammenhielt. Die Frauen trugen ihre kleinen Kinder in einem Sarong auf dem Rücken. An Geräthen bemerkte ich nur einen Reismörser (Taf. 28, Fig. 3)

---

110). Vielleicht sind dies die gleichen Gegenstände wie die oben beschriebenen. Auch Ludeking erwähnt die Stöcke: „Diese Stöcke, sagen sie, schenkte ihnen der Teufel, als er sie wieder lebendig machte" (Schets, pag. 75). Meines Wissens hatte aber bisher noch keiner die betreffenden Stöcke gesehen.

1) Wie gefährlich zu grosse Wissbegierde werden kann, geht auch aus Boot's Darstellung hervor (l. c. pag. 1200).

2) Von einer derartigen Anordnung der Schädel, wie sie Boot aus Wahaï beschreibt (l. c. pag. 1197), ist mir in Kairatu nichts bekannt geworden. Der Baileo ist überhaupt in Wahaï nach Boot's Darstellung ganz anders eingerichtet (ibidem). Für die Befestigung der Schädel im Baileo an der Nordküste von Kairatu vgl. meine Photographie (Taf. 17).

von ½ m. Länge, sammt den daran befestigten Handhaben aus einem einzigen Holzblocke hergestellt, aussen abgerundet und innen vierseitig ausgehöhlt, so wie ich ihn später auch noch in Pasania antraf.

Was ich über Sitten und Gebräuche erfuhr, verdanke ich dem mich begleitenden Regenten, welcher sammt einigen anderen Leuten bereitwilligst Auskunft gab, als wir abends im Baileo bei unserer primitiven Leuchte sassen, bestehend aus der Rolle eines Sagublatts, worin Dammerharz gewickelt und die auf einem kleinen Brette nach Art einer Kerze befestigt war. Ich lernte hiebei mancherlei Abweichungen von den Gewohnheiten der Alfuren Honitetu's kennen, gleichwie sich auch bereits aus dem Häuserbau auf eine Stammes-Verschiedenheit hatte schliessen lassen, und diese dürfte auch die Ursache sein, weswegen die Wakollonesen, welche als gefährliche Kopfjäger bekannt sind, ihre Morde meistens an der Südküste verüben.

Ausserhalb des Dorfes befindet sich ein Haus, in dem die Frauen während der *menses* verweilen; sie dürfen in dieser Zeit wohl ihren eigentlichen Wohnort besuchen, aber daselbst keine Hütte betreten. In dem erwähnten Hause warten sie auch die Geburt der Kinder ab, um sie hernach, im Alter von 2—3 Tagen, mit oder ohne Festlichkeit, ins Dorf zu bringen.

Unter jungen Leuten verschiedenen Geschlechts besteht kein freier Verkehr, lassen sie sich aber mit einander ein, ohne verheirathet zu sein, so zieht im Entdeckungsfalle der Mann zu seiner Geliebten ins Haus, und man nimmt die Sache nicht besonders übel auf; dagegen wird eine Entführung des Mädchens einfach als Diebstahl betrachtet, was bei dem Bestehen des Frauenkaufs ja sehr verständlich ist. Im übrigen heirathet der Mann so viel Frauen, wie ihm beliebt und wie er bezahlen kann, und nimmt sie alle zu sich ins Haus. Er giebt dafür Gongs u. dgl., wer aber die Tochter des Radja-tana heimführen will, muss sie durch Gold erkaufen. Die einzige, feststehende Formalität bei der Hochzeit besteht darin, dass im Familienkreise aufgezählt wird, was dem Manne und der Frau verboten ist an Früchten, Fleisch und Fisch zu geniessen, denn jedermann besitzt in dieser Hinsicht verschiedene Pamali's [1]). Leute, welche es bezahlen können, geben bei der Hochzeit auch wohl ein Fest.

Begeht die Frau Ehebruch, und will der Mann sie aus diesem Grunde nicht mehr behalten, so schickt er sie einfach den Eltern zurück. Diese müssen dann den Brautschatz wiedererstatten, aber auch der Mann muss alles herausgeben, was er etwa von seiner verstossenen Frau erhalten hat. Alle Kinder gehören dem Vater, falls nicht im Voraus bestimmt worden ist, dass die Schwiegereltern das

1) Offenbar identisch mit dem *posso* auf Ambon und den Uliassern (vgl. v. Hoëvell, Ambon, pag. 152).

erste derselben haben sollen, wogegen dann der Kaufpreis des Mädchens in entsprechender Weise herabgesetzt wird.

Die Todten legt man in Tücher gewickelt in die Erde und giebt ihnen Kleidung, Armringe, Teller u. dgl. mit, weil man glaubt, dass sie im Kakeanhause und an Orten, welche *pamali* sind, weiter fortleben. Das Grab wird an beliebiger Stelle gegraben, und keinerlei Zeichen wird darauf gesetzt.

Nachdem wir die Nacht im Baileo zugebracht hatten, kehrten wir am 15ten März nach NUNIALI zurück, woselbst wir bereits um 12 Uhr mittags wieder eintrafen, so dass ich noch reichlich Musse fand, um vor der auf den folgenden Tag festgesetzten Rückreise dies Dorf etwas näher kennen zu lernen. Es macht einen ziemlich freundlichen Eindruck, denn es wird von hübschen, geraden Wegen durchschnitten, welche auf Veranlassung des Posthalters angelegt und mit lebenden Hecken eingefasst wurden. Die Wohnungen sind zum Theil denen von Hatusua ähnlich, andere dagegen gleichen noch durchaus den Häusern von Wakollo, besitzen auch wie diese für Mann und Frau besondere Eingänge; nur ist manchmal ihr Unterbau so niedrig, dass es keiner Leiter mehr bedarf, um in den Wohnraum zu gelangen, und ausserdem benutzt man statt Bambus Holz zu seiner Herstellung.

Vor allem der Baileo des Ortes (Taf. 17), hier *tapuara* genannt, gleicht noch durchaus dem entsprechenden Gebäude von Wakollo, und in allen Dörfern der Nordküste von Kairatu, in denen ein solches Rathhaus vorhanden ist, soll es auf dieselbe Weise eingerichtet sein. Es stellt eine grosse, überdeckte, auf niedrigen Pfählen ruhende Gallerie dar, welche sich an das hohe, spitzgiebelige Dach des Priesters (*maoïn besar*) ebenso anlehnt wie die gewöhnlichen Bambuspritschen an die anderen Wohnungen der Alfuren; von seiner Flur gelangt man denn auch mittelst einer Leiter in das auf höheren Pfählen stehende Haus des Maoïn. Es ist dieser Baileo der Versammlungsort für alle Dörfer, welche am Strande auf der Strecke von Murinatin bis Nukuhai liegen, die genannten Orte mit eingerechnet [1]). Am Aussenrande seines Daches hingen 48 Schädel, und ausserdem fanden sich daselbst wiederum die schon von Wakollo beschriebenen Pamali's, welche ich mit Kunstblumen verglich; sodann galt ein altes Schwert mit Holzgriff, welches in einem Bambusköcher unter dem Atapp steckte, als heiliger Gegenstand. Das *pamali besar* bestand auch hier aus einem durch eine vegetabilische Hülle verdeckten Dinge, welches mittelst eines Querstockes an zwei Bambusstützen des Daches festgebunden war, und von dem ein eiförmiger Gegenstand an einer Schnur herabhing (Taf. 28, Fig. 11). Bei diesem Heiligthume, vermuthlich identisch mit demjenigen, welches man in

1) Nuniali ist auch der Sitz eines *kapala saniri*.

Wakollo durch ein Tuch vor uns verhüllt hatte, legt der Alfure seine Gelübde ab so unter anderen auch vor dem Aufbruche zur Kopfjagd.

Die Einwohner von Nuniali sind noch zum grössten Theile Heiden, nur wenige sind zum Islam übergetreten, und wenn nicht ihre Kleidung wäre, so würde man sie von den Alfuren des Innern gewiss nicht unterscheiden können; doch wollen sie mit diesen nicht verwechselt sein, weil sie sich als weit höher stehend betrachten. Mit den Leuten der Südküste und von Honitetu schienen mir ferner alle Bewohner dieser Gegend die grösstmögliche Aehnlichkeit zu besitzen; nur trifft man häufiger hagere Züge und etwas mehr Bärte.

Am Strande sah ich ein Grab, auf dem viele entzwei geschlagene, blaue Teller und Schalen lagen, denn es war dies die Ruhestätte eines angesehenen Alfuren, welchem man ausserdem noch kostbare Sarongs und Gold in die Erde mitgegeben hatte. Auch Gongs werden, falls man sie aufs Grab legt, zerschlagen, doch wusste mir keiner zu sagen, warum in dieser Hinsicht von den in Wakollo üblichen Bräuchen abgewichen wird [1]), während sonst das Begräbniss beiderorts in gleicher Weise stattfindet.

Sodann traf ich im Dorfe noch ein Matakau: Unter einem Atappdache, welches auf vier Stöcken ruhte und sammt letzteren ½ m. hoch war, standen zwei schwarze, mit weissen Ringen bemalte und ebenfalls von Stäben getragene Tafeln, während vor ihnen ein Bündel von Zweigen aufgehangen war. Diese Vorrichtung hatte man gegen einen Dieb hiehergestellt: bringt letzterer das Gestohlene nicht zurück, so bekommt er Geschwüre.

Abends wurde selbstredend wieder getanzt; aber man merkte, dass Nuniali ein angesehenerer Ort sei als Murinatin, denn nicht weniger als zwei an Bambusgestellen aufgehangene Gongs, drei Tifa's, drei Rabana's und eine Flöte dienten zur Begleitung des mohammedanischen Reigens (*menarie*), so wie derselbe auch auf Ambon und bei den Alfuren von Buru üblich ist. Rings herum im Kreise sassen auf Matten bei Dammerharz-Leuchten die Männer und Frauen, nach den Geschlechtern geschieden und unaufhörlich eine monotone, kurze Strophe (*pantons*) leiernd, welche bald von dieser bald von jener Person vorgesungen ward und mehr einem Recitativ als einem Liede glich. Nachdem dies vom Beginne des Abends bis 4½ Uhr nachts unaufhaltsam so fortgegangen war und die Männer längst zu tanzen aufgehört hatten, während die Mädchen noch gar nicht an Aufbruch zu denken schienen, sah ich mich schliesslich genöthigt, die Leute um Schluss des harmlosen, mir völlig unverständlichen Vergnügens zu bitten; denn das Fest, welches zu meiner Ehre stattfand, raubte mir wieder einmal den Schlaf.

---

1) Vgl. hierüber Riedel, pag. 142.

Kurz vor 8 Uhr brachen wir am Morgen des 16ten März von NUNIALI auf, um längs der Küste nach KATANIA und von dort nach HATUSUA zurückzukehren. Da noch immer der N W-Passat wehte, welcher uns auch während der letzten Tage am Nordstrande die reichlichen Niederschläge gebracht hatte, und das Wetter sich heute nicht gerade günstig anliess, so hielt der Posthalter es für gerathen, in Murinatin eine grössere, bei unserer Ankunft schon bereit liegende Orembai zu besteigen; denn wir hatten die Fahrt von Buano bis Nuniali in demselben gebrechlichen, kleinen Boote zurückgelegt, welches uns früher von Katania nach erstgenannter Insel brachte und das bei hohem Seegange durchaus unzuverlässig war. Indessen zog ich es vor, zunächst noch selbst in diesem kleineren Fahrzeuge zu bleiben, weil ich nur auf diese Weise einige weitere Untersuchungen an den Klippen der Nordküste ausführen konnte; die Orembai sollte sich in der Nähe halten und mich bei Eintritt von schlechtem Wetter aufnehmen.

Trotzdem erwies sich die Arbeit als ungemein schwierig, denn am TANDJUNG KALAWAÏ und TJ. HATUËNÁ konnte ich beispielsweise nur dadurch in den Besitz von Handstücken gelangen, dass sich einer von den Ruderern schwimmend durch die gewaltige Brandung an die Küste begab, weil die Prau bei grösserer Annäherung an das Ufer jeden Augenblick auf den Klippen zu zerschellen drohte; an manchen Orten war aber auch dies nicht einmal möglich. So gelangten wir zur Mündung des LAMASI, von wo nach einstündiger Rast um 3 Uhr wieder aufgebrochen wurde; aber die Fahrt ging sehr langsam, da wir starken Gegenstrom hatten, und erst gegen 5 Uhr befanden wir uns an der Nordwestecke der Insel, am Kap TANDURUË. Mein Dolmetsch lag bei dem hohen Seegange mehr einer Leiche als einem Lebenden ähnlich unter dem Atappdache; ich selbst suchte, am Mast stehend, so gut wie möglich das Relief der Küste in meinem Notizbuche festzuhalten und kümmerte mich nicht um die Anreden des Steuermanns, weil die Eingeborenen dieser Gegend überhaupt nicht zurückhaltend sind und ich seinen, mir unverständlichen Worten daher keine besondere Bedeutung beimaass. Da klatschte die erste Welle über den aus Atapp angefertigten, schwachen Bootrand, und ängstlich verliess der am Bug sitzende, durchnässte Tifaschläger seinen Platz, um das Instrument fortzulegen; zu spät bemerkte ich, dass der Buanese mich zur Rückkehr in die Orembai hatte auffordern wollen, denn eine dunkle Wolke stand am Himmel, und urplötzlich hatte sich der Sturm erhoben.

Die Insassen der Orembai, welche in unmittelbarer Nähe vorbeifuhren, ohne dass sie uns bei so sehr erregter See hätten helfen können, glaubten, wir würden im nächsten Augenblicke ertrinken, und der den Posthalter begleitende Kapalasoa von Kawa schrieb, wie ich später erfuhr, das Unwetter lediglich dem Umstande zu, dass ich am Kap Kalawaï Steine abschlagen liess, worüber das Meer erzürnt

sei. Misslich genug war freilich die Lage, denn zur Linken, in kaum 100 Schritte Abstand, ragten die Klippen des Tj. Tanduruë steil aus dem Wasser empor, und vom offenen Meere her rollten mächtige Wellen unaufhaltsam gegen das Boot und die Küste. Aber meine Buanesen hielten sich tapfer, wenngleich wir lange Zeit durchaus nicht förderten: den Kopf in die Wellen; die Ruder eingezogen, sobald ein Wasserberg herankam, um ihn unter die Prau durchlaufen zu lassen; dann wieder mit Macht eingesetzt — und so kamen wir schliesslich doch wohlbehalten um die Nordwestecke Serans herum. Dann konnte in ruhigerem Wasser der Uebergang in die Orembai ausgeführt und so die Reise bequem und sicher fortgesetzt werden.

Dennoch war es unmöglich, bei Kawa ans Ufer zu gelangen, und so mussten wir uns um 8 Uhr abends eine reichliche halbe Stunde Gehens nördlich vom genannten Dorfe an Land begeben. Einige Leute wurden zunächst ausgesandt, um Träger und Fackeln zu holen; dann ging es durch den schäumenden Gischt nach Kawa, unmittelbar am Rande des Waldes und oft unter Bäumen hin, deren Zweige weit über das brausende Meer hinaushingen, denn der Wasserstand war ungemein hoch. Es war eine eigenthümliche Reise in stockfinstrer Nacht: Phantastisch umrissene Baumformen, weisse Schaumflocken, welche die Füsse netzen und den Körper bespritzen, eine Reihe lärmender, nackter Gestalten, deren lange Fackeln das alles nur in nächster Nähe mit kurz anhaltenden Schlaglichtern beleuchten, sonst Dunkelheit am Ufer und über der tobenden Meeresfläche. Endlich um 9½ Uhr abends befanden wir uns in Kawa, dem Ziele unserer heutigen Reise.

Plötzlich auftretende Stürme sind in diesen Gewässern nicht selten. Schon am Vormittage des 18ten Decbr. hatte ich dies auf der Binnenbai von Ambon erfahren, woselbst ich mit der Prau vor einem Unwetter ans Land flüchten musste [1]), und später, am 14ten Juni, brach um 10½ Uhr abends an der Nordküste von Buru unversehens ein Oststurm mit so elementarer Gewalt los, dass wir Gefahr für unsere Böte fürchteten, welche geankert vor Wamlana lagen; aber schon nach Verlauf einer reichlichen Viertelstunde war damals das Nothwetter vorübergezogen.

Am 17ten März kehrten wir über den schmalsten Theil Serans nach Hatusua zurück. Die Bootfahrt von Kawa bis Katania dauerte noch 4 St. 25 M., weil wir infolge niedrigen Wasserstandes westlich um die kleine Insel Bontal herum-

1) Die Eingeborenen selbst sind nicht sehr ängstlich, da sie meistens vortrefflich schwimmen. So glaubte ich z. B. einmal in grossem Abstande vom Lande einen Mann retten zu müssen, aber es stellte sich heraus, dass er seinem losgerissenen Boote nachschwamm, welches weit draussen im Oceane trieb. Solche Fertigkeit hat denn auch zur Folge, dass die Leute vor dem Antritte der Fahrt ihre Prauen nicht immer gründlich nachsehen, und man thut deswegen gut, sich erst selbst von der Haltbarkeit der Ausleger zu überzeugen, bevor man sich einem inländischen Boote anvertraut.



steuern mussten; dagegen legten wir den Abstand von Ruïn bis Kaibobo in 3 St. zurück. Von dort brachen wir um 8 Uhr abends wieder auf, und um 1 U. 40 M. nachts langten wir wieder in Hatusua an.

---

7. NACH AMAHEI UND RUMASOSAL.

Meine Untersuchungen in der Abtheilung Kairatu waren insofern zu einem gewissen Abschlusse gelangt, als ich nicht erwarten durfte, daselbst in den mir erreichbaren Gegenden auf geologischem Gebiete noch wesentlich Neues zu finden. Ich beschloss deswegen, nach Amahei zu reisen, und da der Posthalter Pieters ohnehin mit seinem Amtsgenossen aus letztgenannter Abtheilung conferiren musste, so konnten wir die Reise bis zu deren Grenze wiederum gemeinschaftlich unternehmen. Vor dem Aufbruche gab es aber für mich noch vielerlei zu verpacken und auszuarbeiten, während Pieters seine Orembai so hübsch wie möglich herausputzen liess und vor allen Dingen für eine grössere Anzahl Flaggen Sorge trug, um im nachbarlichen Gebiete standesgemäss auftreten zu können. Wir vermochten inzwischen um so ungestörter unseren Arbeiten nachzugehen, als uns das schlechte Wetter seit dem Aufenthalte an der Nordküste nicht verlassen zu wollen schien und schon aus diesem Grunde ohnehin an Abreise nicht zu denken war. Es regnete unaufhörlich; das Dorf war wie ausgestorben; nur hin und wieder sah man einzelne Frauen unter dem Schutze eines grossen, flachen, aus Bambus geflochtenen Gemüsekorbes (*njiru* genannt) vorbeihuschen. Doch konnten wir nach drei Tagen, am 21ten März, die Fahrt nach Osten bei schönstem Wetter antreten, und nach Verlauf von 2 Stunden lag die Ebene von Kairatu bereits hinter uns.

Die den Eilanden Haruku und Saparua gegenüber liegende Küste Serans wird von einem ansehnlichen Gebirgslande begrenzt, welches sich nicht nur nach *W* und *O*, sondern auch nach *S* hin allmählig abdacht und so vom Meere aus den Eindruck einer gewaltigen, die Piru- und Elpaputibai von einander trennenden Pyramide macht. Profillinien, die ich bereits früher aus grosser Entfernung aufgenommen, liessen erkennen, dass das betreffende Gebirge im Innern noch höher ansteigt als die Spitze des Salhutu auf Ambon; doch schätzte ich die bedeutendsten Gipfel, welche ich bei der Fahrt längs der Küste wahrnehmen konnte, nur auf 800 m., und zu ihnen gehört der Tottaniwel, welcher kegelartig umrissen eine Strecke landeinwärts zwischen dem Tj. Waë Ira und Rumakaï liegt. Niedrige Ausläufer des Gebirges stossen am Tj. Tene, etwas östlich vom letztgenannten Dorfe, sowie am Tj. Latu, welches sich gegenüber der Nordostecke von Saparua befindet,

ans Meer; doch lagert sich überall ein flacher, sandiger Ufersaum den Höhen vor, welcher namentlich gegenüber der Nordwestecke von Haruku, am Tj. Waë Ira, eine bedeutendere Ausdehnung erreicht. Nur etwas weiter nordwestlich vom genannten Kap, und durch eine tiefe Bucht von ihm geschieden, stehen, dem Dorfe Kairatu genähert, dunkle Gneiss- und Glimmerschiefer-Klippen an, wonach der betreffende Punkt Tj. Hatu Meten (schwarzer Fels) genannt wird.

Für die Lage der Ortschaften an der Küste, welche sich zwischen Tj. Waë Ira im Westen und Tj. Latu im Osten ausdehnt, sowie für die an ihr ausmündenden Flüsse kann auf die Karten von v. Rosenberg [1]), Riedel und van Hoëvell [2]) verwiesen werden. Nur möge noch einer unbedeutenden Landzunge, des Tj. Tala Semang (d. h. „Flügel anhaken"), gedacht werden, welche sich westlich von Tihulale und vom Waë Hira [3]) befindet, denn sie trägt ihren Namen daher, dass hier laut der Ueberlieferung in früheren Zeiten vorüberfahrende Böte von den Alfuren angefallen wurden. Letztere sollen sich, mit langen Haken bewaffnet, in überhängenden Bäumen des Ufers verborgen, mit jenen Instrumenten die Ausleger der Prauen gefasst und diese dadurch zum Kentern gebracht haben, um die Insassen hernach zu köpfen.

Die Fahrt nach Rumakaï ging sehr gut von statten, denn zum ersten Male während der ganzen Dauer meiner bisherigen Reisen um die Insel hatten wir guten Segelwind, und rasch glitt die Küste an unseren Augen vorüber. Die Meeresstrasse ist zwischen Seran und den Uliassern so schmal, dass man fast den Eindruck erhält, als führe man auf einem Flusse, und die Ufergelände sind von hoher Schönheit, vor allem bei Tihulale, welches eine in diesen Gegenden höchst seltene Staffage der Landschaft bildet. In hübsch bewachsener Ebene, welche mit gelbem, sandigem Saume am Meere endigt, liegt das Dorf ausgebreitet; dahinter erhebt sich der Tottaniwel mit dreiseitiger Profillinie, dicht bewaldet und durch lauchgrüne Färbung von dem helleren, leuchtenden Grün der nahen Küste abgehoben. Der blaue, mit weissem Cumulus bedeckte Himmel spiegelt sich in einem satt-indigoblauen Meere, auf dessen Grunde wieder Korallenbauten erscheinen; Haruku und Saparua liegen in greifbarer Nähe, und rückwärts schweift der Blick nach Ambon und Klein-Seran, welches, in allen denkbaren, blaugrauen Farben abgetönt, bis zum Tj. Sial hin sichtbar ist.

Bereits um 2 Uhr nachmittags waren wir in Rumakaï, denn die Fahrt, welche nur am Tj. Hatu Meten eine kurze Unterbrechung erlitt, hatte von Hatusua aus nicht länger als 6 St. 20 M. gedauert. Der Charakter des Dorfes gleicht demje-

1) Beschrijving etc. pag. 144.
2) In: „Ambon en de Oeliasers".
3) Nicht mit dem W. Ira zu verwechseln.

nigen des letztgenannten Ortes, nicht minder das Äussere seiner christlichen Bewohner, deren Zahl derzeit 550 betrug, und unter denen ich in unserem Gastherrn sogar einen holländisch redenden Lehrer namens *Malaihollo* antraf. Vom Strande aus hat man einen sehr instruktiven Ueberblick über Haruku und Saparua; der Huruwano, welcher sehr deutlich hervortritt, liegt *S* 15° *W*, der Amaïhel bei Nolot *S* 74° *O*.

Als wir am folgenden Morgen nach Latu, einem mohammedanischen Dorfe am südwestlichen Ufer des gleichnamigen Tandjungs, aufbrachen, hatte uns das günstige Wetter leider schon wieder verlassen, und die Orembai kroch alter Gewohnheit gemäss so langsam vorwärts, dass die Reise dorthin von Rumakaï aus noch 4 St. 25 M. in Anspruch nahm. Latu ist der am weitesten westlich gelegene Ort der Abtheilung Amahei; ihre Grenze wird gegen Kairatu hin vom Waë Leï gebildet, welcher, von *N W* herkommend, zwischen den niedrigen, beim Tj. Tene und Tj. Latu ans Meer stossenden Höhenrücken herabfliesst.

Ich sah in Latu wieder ein Matakau (Taf. 28, Fig. 9), bestehend aus der rohen Figur eines Krokodils, welches von einem Bambus dadurch hergestellt war, dass man an ihm Rachen und Zähne ausgekerbt, das entgegengesetzte Ende zur Andeutung eines Schwanzes abgeschrägt und schliesslich an den Seiten Stücke abgespalten hatte, wodurch die Extremitäten angedeutet werden sollten. Dazu hatte man noch ein Sagublatt mit zerschlitzten Fiedern gehangen und das Ganze auf zwei Stöcken von 1½ m. Höhe befestigt. Dies Matakau war zum Schutze von Manggafrüchten bestimmt und bedrohte einen etwaigen Dieb mit dem Tode durch ein Krokodil.

Am nächsten Morgen, nachdem der Regent die Leute durch ein grosses *Triton*-Horn herbeigerufen, nahm ich von Herrn *Pieters* Abschied, um die Reise mit dem Posthalter von Amahei, Herrn *L. A. van Gent*, den ich in Latu angetroffen, weiter fortzusetzen. Wir fuhren indessen nicht auf dem kürzesten Wege nach dem Hauptorte der genannten Abtheilung, denn da nach Mittheilung meines verstorbenen Freundes v. Rosenberg an einem Pohon Batu genannten Punkte des westlichen Ufers der Elpaputibai Grauwacke, Thonschiefer und Muschelkalk vorkommen sollte [1]), so beschloss ich diesem Orte noch erst einen Besuch abzustatten.

Das Kap Latu, welches wir zunächst passirten, ist ganz flach, der Ausläufer eines niedrigen, grasbestandenen Plateau's, welches eine Strecke weit das Ufer der Bucht begrenzt und hier in sehr unbedeutenden Aufschlüssen gehobene Korallenkalke zeigt. Dahinter erhebt sich ein Hügelland, das bis zur Mündung des Talla anhält und nahe dem Meere nirgends mehr als 100 m. Höhe erreichen dürfte; auf

---

1) v. Rosenberg, Beschrijving etc., pag. 100, und Malayischer Archipel, pag. 284.

dem ihm vorgelagerten Ufersaume befinden sich in der Richtung von *S* nach *N* die Dörfer Tomilehu, Hualoï, Siriolo und Rumareat, deren letzteres fast genau westlich von Amahei gelegen ist.

Bei Rumareat mündet ein Nebenarm des Talla, eines der bedeutendsten Flüsse West-Serans, welcher sich unter Bildung eines weiten Delta's ins Meer ergiesst; seine Hauptmündung befindet sich indessen weiter nordwärts, ein wenig südlich von dem Orte Sanahu, und ist etwa 150 Schritte breit, aber auch sie wird wiederum zum Theil durch einen vorgelagerten Uferwall geschlossen. Trotz eifrigsten Suchens fand ich unter den Flussgeschieben keine anderen als archaeische Gesteine, welche noch immer eine grosse Uebereinstimmung mit den an der Pirubai anstehenden Felsarten zeigen, und es darf also angenommen werden, dass mindestens der Unterlauf des Talla ganz in die genannte Formation eingeschnitten ist. Hinter seinem Uferwalle breitete sich im Augenblicke eine glatte, spiegelnde Wasserfläche seeartig aus, hie und da durch Treibholz unterbrochen, welches auch in grossen Mengen längs des Strandes der Bai nach *N* hin verflösst worden war; übrigens ist die Waldung, welche den Fluss in der Nähe der Mündung umsäumt, unbedeutend.

Eine weite Ebene dehnt sich nordwärts vom Talla aus, bis zu einem etwa 250 m. hohen Rücken, welcher von *W* herkommt und in dem auf 200 m. geschätzten Pohon Batu ans Meer stösst. Der Strand ist bis dahin sandig oder grandig und nimmt auch jenseits der genannten Höhe wieder den gleichen Charakter an, so dass sich also der Pohon Batu mauerartig auf dem flachen Ufersaume vorschiebt. Sein Profil ist von *S* her dasjenige einer abgerundeten Kuppe, aber von *N* aus erkennt man deutlich einen terrassirten Aufbau, und als ich am Nachmittage den Gipfel hinanstieg, fand ich ihn wiederum mit gehobenen Korallenkalken bedeckt, welche vielfach stufenartige Absätze bildeten. Bis zu 120 m. Höhe aufwärts konnte ich diese Formation verfolgen; dann nöthigte mich ein fürchterliches Regenwetter zur Umkehr, doch ergiebt sich aus dem Mitgetheilten zur Genüge, dass wir hier ganz analoge Verhältnisse wie auf Klein-Seran zurückfinden, und dass auch diese Gegend in jüngst verflossener, geologischer Zeit an einer bedeutenden Erhebung des Landes Theil genommen hat.

Da der Pohon Batu mit einer etwa 30 m. hohen, steilen und quaderartig zerklüfteten Wand von Korallenkalk, in dem auch Muscheln eingeschlossen sind, ans Meer stösst, so ist auf diese organischen Ueberreste des Gesteins vermuthlich die irrige Angabe v. Rosenberg's zurückzuführen. Ihren Namen verdankt die Felsmasse dem Umstande, dass die Oberfläche der Kalksteine schön bewachsen ist, und weit über die steile Wand herniederhängende Wurzeln verleihen dem Orte in der That einen eigenthümlichen Reiz. Etwas südlich von ihm liegt das Dorf Wasia, und an seiner Nordgrenze fliesst ein unbedeutender Fluss namens Epe; dann folgt

in kurzem Abstande weiter nördlich der Ort PAULOHI, das Ziel unserer Reise am 23ten März, bis wohin, nach Abzug des für Untersuchungen verwertheten Aufenthaltes, die Fahrt von Latu nur etwa 4 St. 15 M. dauerte, weil wir uns einer leichten Sarua bedienen konnten, die bei irgendwie günstiger Witterung einer Orembai bei weitem vorzuziehen ist.

Am Strande von Paulohi hat man einen prächtigen Ausblick auf das hohe Bergland, welches sich jenseits der Bai landeinwärts in *N* und *N O* zu ansehnlichen, scharf gezähnten Gipfeln erhebt; es erinnert an manche Dolomitregionen der Alpen, und die weissen Wolkenschleier, welche in den Thälern des duftig blauen Gebirges lagern, rufen einem Eis- und Schneefelder ins Gedächtniss zurück. Auch Nusalaut ist vollständig sichtbar, und Saparua überblickt man von Nolot aus bis zu seiner südöstlichen Grenze.

Um guten Segelwind für die Ueberfahrt nach Amahei zu bekommen, ruderten wir am 24ten März noch eine Strecke am Westufer der Bai nordwärts. Das Gebirge tritt hier weit vom Strande zurück, und das ganze Innere der Elpaputibai wird, wie sich später ergab, gleich ihrem östlichen Ufer von einer ausgedehnten, alluvialen Ablagernng gebildet, aus der nirgends anstehender Fels hervorsteht. Nördlich von Paulohi passirten wir zunächst einen kleinen Fluss namens UWE, dann das Dorf MANI und kurz darauf ein anderes, welches SAHULAU heisst und erst seit einigen Decennien hier besteht. Seine Bewohner stammen vom Oberlaufe des MALA, welcher gleich nördlich von der Negorei in die Bucht ausmündet, und noch heute giebt es im Gebirge einen gleichnamigen Ort, welcher als SAHULAU GUNUNG von der Niederlassung am Strande unterschieden wird. Der Regent der letzteren trägt den Titel eines Radja; er hatte von den Engländern [1]) ein Krone erhalten, die von Leder angefertigt, innen roth gefärbt und aussen vergoldet war. Die Stirnfläche des Schmuckes, welcher sich später in Ambon zurückfand und in die Sammlung van Hoëvell's einverleibt worden ist, wird von ein paar Flügeln, das Uebrige von Arabesken eingenommen, aber das alles ist einfach aus durchbrochener Lederarbeit hergestellt. Auf diese Krone war der Radja, früher ein mächtiger Herr, sehr stolz, und wenn er einmal nach Ambon kam, so verlangte er zur Audienz beim Residenten durch einen Schützen-Officier abgeholt zu werden — jetzt kümmert man sich nicht mehr um ihn [2]).

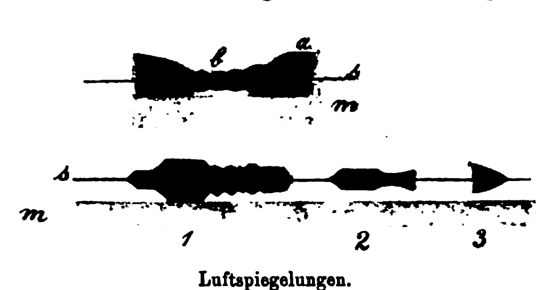
---

1) Diese, mir an Ort und Stelle gemachte Angabe stimmt auch mit derjenigen von van Doren überein (Fragmenten I, pag. 154).

2) Die ergötzliche Sage, welche van der Crab (Moluksche eilanden, p. 214) und nach ihm Ribbe (l. c. pag. 215) über Sahulau berichtet, beschäftigt sich auch mit der Krone. Der König von Holland soll sie mit an Bord genommen haben, nachdem er die Tochter des seranesischen Radja geheirathet hatte. — Ueber Sahulau vgl. auch Ludeking (Schets etc. pag. 68), ferner van Ekris, pag. 292 ff. — Die Macht des Reiches Sahulau ist in dem Kriege von '58 gebrochen (van der Crab, l. c. pag. 225); Buddingh sah den

Die Leute von Sahulau sind Heiden, diejenigen der meisten übrigen Strandnegoreien der Elpaputibai dem Namen nach Christen, welche aber in ihrer Lebensweise fast ganz und gar Alfuren geblieben sind. Sie tragen sich in ihren Wohnorten auch noch im Tjidako, und nicht nur ihr eigenes Äussere, sondern manchmal auch dasjenige der Dörfer weicht wesentlich von dem ab, was man in den christlichen Ortschaften von Kairatu zu sehen gewohnt ist.

Von der Mündung des Mala aus segelten wir geradenwegs nach Amahei, bis wohin die Reise von Paulohi aus 3 St. 25 M. dauerte. Während der Ueberfahrt sah ich schöne LUFTSPIEGELUNGEN, und wenngleich ich solche in diesen Gewässern bei gutem Wetter sehr häufig beobachten konnte, so war ich doch diesmal von ihrer Schärfe ganz besonders überrascht. Es handelt sich um eine Erscheinung, auf welche ich von dem leider zu früh verstorbenen Prof. Dr. *H. Streintz* aus Graz aufmerksam gemacht wurde, als derselbe am Strande von Katwijk bei Leiden hierüber Studien anstellte, und die nach seinem Vorschlage zur Unterscheidung von der Fata Morgana als Kimmspiegelungen oder Bodenluftspiegelungen bezeichnet werden könnten, im gegebenen Falle aber eher Wasserluftspiegelungen zu nennen wären:



Luftspiegelungen.

An einer scheinbar über dem Meere liegenden Spiegelfläche (*s*) wurde das Bild der drei Uliasser scharf reflektirt, und zwar der Art, dass für ihre niedrigsten Theile das Spiegelbild dem gespiegelten Objekte vollständig entsprach, während die höheren Berge der Eilande nur von ihrem unteren Abschnitte ein Spiegelbild lieferten, wogegen ihre umgekehrten Gipfel unter die Meeresfläche (*m*) wegsanken. Da nun das gespiegelte Objekt und das reflektirte Bild dieselbe Lichtstärke zeigen, die Spiegelfläche selbst aber nicht wahrgenommen wird, so erscheinen die Berge der Inseln höher, als sie in Wirklichkeit sind, und ihre niedrigeren Theile machen dem gegenüber den Eindruck, als ob sie in der Luft schwebten.

So ist z. B. der Amaïhel auf Saparua (*a*) von dem in *S O* sich anschliessenden Gebirgslande der Insel durch eine tiefe Depression geschieden, und er selbst scheint nun gleich den übrigen Gipfeln in Folge der Luftspiegelung ansehnlicher als unter gewöhnlichen Umständen, wogegen der zwischenliegende, niedrige Landstrich wie

---

Radja noch in vollem Glanze, mit rothem, englischem Frack sammt vergoldeten Knöpfen, weissem Beinkleide, Schuhen und der Krone auf dem Haupte. Letztere war nach Buddingh schwer vergoldet und wog ungefähr 10 Pfund (N. O. Indië II, pag. 188), es kann das aber nicht dieselbe Krone gewesen sein, welche ich gesehen habe.

ein schmaler, brückenartiger Streifen (*b*) in der Luft hängt. Dasselbe ist aber auch vor allem bei den wenig hervorragenden, ans Meer stossenden Küstenstrichen der Uliasser der Fall. Die südöstliche Ecke von Saparua liefert z. B. ein scharfes Spiegelbild zweier, über einander liegender Terrassen, deren obere sargartig der unteren aufgesetzt ist, und welche vermuthlich gehobenen Korallenkalken entsprechen (1); ihre Verbindung mit dem übrigen Theile der Insel zeigt sich wie losgelöst, weil der dazwischen liegende, flache Landstrich unter den scheinbaren Spiegel (*s*) untergetaucht ist. Gleich scharf sah ich die Ost- und Westküsten von Nusalaut gespiegelt (2 u. 3) sowie die anderen, niedrigen Küstenländer von Saparua und Haruku, welche bei der Ueberfahrt wahrgenommen wurden, und trotz der grossen Entfernung konnte ich die nebenstehenden Bilder ohne Schwierigkeit mit blossem Auge erkennen und zeichnen. Es war sonniges Wetter, das Meer durch einen schwachen Luftzug nur leicht gekräuselt.

Später sah ich dieselbe Erscheinung bei bedeckter Luft, nach anhaltendem Regen während der Nacht, von einem nahe Makariki gelegenen Punkte der Elpaputibai aus, diesmal an Haruku, Saparua, Tandjung Latu und der Landzunge von Amahei, wobei das Spiegelbild der letzteren so deutlich war, dass man in ihm mit unbewaffnetem Auge jeden einzelnen Baum erkennen konnte.

Die Prüfung der Vorbedingungen für das Auftreten der betreffenden Luftspiegelungen habe ich selbstredend nicht näher untersuchen können, doch ist es wohl kaum zweifelhaft, dass eine über der Meeresfläche lagernde, mit Wasserdampf geschwängerte, erwärmte Luftschicht bei verhältnissmässig ruhigem Wetter die Entstehung des scheinbaren Spiegels zur Folge hat. Windstille ist freilich nicht erforderlich, denn ich sah häufig schöne Luftspiegelungen bei einer frischen Brise und bedecktem Himmel.

AMAHEI liegt im Innern einer unbedeutenden, schmalen Meeresbucht, die nach Westen durch eine niedrige Landzunge begrenzt wird; darüber hinaus erblickt man das schöne Gebirgsland Serans, welches den Hintergrund coulissenartig abschliesst. Seine Höhen sind vom Anlegeplatze des Ortes aus bis *N* 18° *O* hin sichtbar und erscheinen im Profile wie schildförmige, einem gemeinsamen Sockel aufgesetzte Massen, mit zahlreichen Zinken, die sich aber nicht als selbständige Gipfel herausheben. Dies Gebirge dürfte, sofern es dem weiteren Umkreise der Elpaputibai angehört, nirgends mehr als 800 m. Höhe erreichen, aber darüber und durch seine Depressionen hin nimmt man weiter im Innern viel ansehnlichere Berge wahr, die in *N* 20° *W*, *N* 37° *W* und *N* 48° *W* am höchsten ansteigen; eine tiefe Einsenkung bemerkt man ausserdem von Amahei aus in der Richtung *N* 86° *W*; sie entspricht offenbar dem Laufe des Talla.

Die geschützte Lage des Ortes macht, dass man daselbst von der Brandung des Meeres in der Regel nichts mehr spürt, denn nur bei Nordwind schlagen unbedeutende Wellen ans Ufer, und so gewinnt man den Eindruck, als sei die Bai ein Binnensee. An einer wohl unterhaltenen Landungsbrücke liegen einige hübsche, nach europaeischem Muster gebaute Böte des Posthalters, mit weissen Kieseln bestreute Wege und Anlagen von Ziergewächsen empfangen den Ankömmlung beim Betreten des Dorfes, und aus der nahen Schule tönen Lieder herüber, denen man deutsche Melodieen untergelegt hat, oder, richtiger gesagt, es sind zu letzteren malayische Worte gedichtet. Da man aber den Text aus der Ferne nicht erkennt, so hörte ich nur immer wieder: „Alle Vögel sind schon da....“ und „Drunten im Unterland....“, so dass ich mich in der That einen Augenblick nach Europa zurückversetzt fühlte, und dies um so mehr, als die Ausführung des Gesanges jeder deutschen Volksschule zur Ehre gereicht haben würde.

Auch bei näherer Bekanntschaft verliert Amahei nichts von dem günstigen Eindrucke, den es schon gleich bei der Ankunft macht; es ist überhaupt der freundlichste Ort, welchen ich auf Seran kennen lernte, und da sich mit dem netten Äussern des Dorfes eine vortreffliche Lage vereinigt, so wüsste ich auch auf den Uliassern nichts, was einen Vergleich mit ihm aushalten könnte.

Verschiedene Momente haben zur Erreichung eines solchen Resultates zusammengewirkt, zunächst der Umstand, dass Amahei seit längerer Zeit der Sitz eines Civilbeamten [1]) ist, von dessen Anwesenheit schon der heilige Waringin [2]) vor der Amtswohnung Zeugniss ablegt. Früher war die Regierung hier sogar durch einen Controleur vertreten, während augenblicklich, wie bereits erwähnt, ein Posthalter im Orte ansässig ist; sodann wohnt daselbst der Prediger der Abtheilung, und schliesslich ist noch eine militairische Besatzung unter dem Befehle eines europaeischen Postkommandanten anwesend.

Der Geistliche, Herr *J. Kelling*, war leider während meines Aufenthaltes in Amahei auf Reisen, und ich bedauerte dies um so mehr, als ich bereits früher mit ihm in Correspondenz gestanden und in demselben einen liebenswürdigen und wohl unterrichteten Mann kennen gelernt hatte. Anfänglich war es nämlich mein Plan gewesen, den Prediger auf seiner Dienstreise um die Insel zu begleiten, doch musste diese Absicht bei näherer Ueberlegung mit dem Residenten wieder aufgegeben werden, weil sie sich als unpraktisch erwies, und nachher hatte ich allen Grund, die Aenderung der getroffenen Dispositionen als eine sehr glückliche zu betrachten. Denn man berichtete mir, dass Kelling an der Ostküste Serans

---

1) Der Posten ist durch v. Rosenberg eingerichtet, welcher auch eine Zeit lang als Civilbeamter in Amahei ansässig war, während sein Amtsvorgänger in Paulohi wohnte. (Mal. Archipel, p. 282).

2) Unter diesem Namen werden *Ficus benjamina L.* und verwandte Arten zusammengefasst.

mit seiner Orembai gestrandet sei und dabei sein ganzes Gepäck verloren habe, ein Schicksal, das ich selbst als Reisegenosse vermuthlich mit ihm getheilt haben würde und welches dann ohne Zweifel mit dem Verluste von Notizen und Instrumenten ein theilweises Misslingen meiner Forschungsreisen nach sich gezogen hätte. Der Postkommandant war derzeit Herr *F. X. Sauter*, Adjudant-Unterofficier der Infanterie, welcher das kleine Fort musterhaft in Ordnung hielt und, gleich dem Prediger, in der weiteren Umgebung desselben sowie seiner Wohnung, durch Herrichtung hübscher Anlagen mit Ziergewächsen und Blumen wesentlich zur Verschönerung des Ortes beigetragen hatte.

Dass die Anwesenheit der genannten drei Persönlichkeiten auch im übrigen auf das Äussere des Dorfes den günstigsten Einfluss ausüben musste, versteht sich von selbst, und ohne sie würde Amahei zweifellos gleich so manchen anderen Stranddörfern Serans unordentlich und unfreundlich dreinschauen. Hat man doch sogar in der Minahassa die Erfahrung gemacht, dass ohne beständige Aufsicht seitens der Regierungsbeamten die Eingeborenen Haus und Hof verwahrlosen, und bei dem Seranesen darf in dieser Hinsicht gewiss noch weniger auf Sinn für Ordnung oder gar Schönheit gerechnet werden als bei der Bevölkerung jener Gegend, denn der Einwohner von Amahei sorgt nicht einmal für seinen eigenen Lebensunterhalt weiter, als dringend nothwendig ist. Er ist z. B. zu träge, um Sawa's anzulegen, sondern sät den Reis ohne sonderliche Umstände draussen in der Wildniss, bedeckt darauf die Saat mit dem umgehackten Gestrüpp, um sie gegen Vögel und Schweine zu schützen, und überlässt nun die weitere Sorge hiefür der Mutter Natur. Später wird dann dasjenige, was aufkommt, Halm für Halm geschnitten.

Nur dem Fischfange gehen die Leute, wie in allen Stranddörfern, gerne nach, und oftmals hatte ich Gelegenheit, dem von der Landungsbrücke des Ortes aus zuzusehen; vor allem den Gebrauch des in den Molukken weit verbreiteten, grossen, runden und an der Peripherie beschwerten Wurfnetzes lernte ich hier kennen. Der Fischer legt es sorgfältig zusammen, so dass der grösste Theil des Netzes entweder auf einem Unterarme ruht oder mit einer Hand zusammengehalten wird und dabei über die betreffende Schulter hinhängt, den frei bleibenden Theil hält er indessen mit der anderen Hand und späht nun nach Schwärmen kleiner Fische aus, wie sie in diesen Gewässern jeden Augenblick wahrgenommen werden können. Er weiss dann sehr geschickt das Netz so zu werfen, dass es sich horizontal, einer grossen, runden Scheibe gleich, auf der Wasserfläche ausbreitet, und da der beschwerte Aussenrand beim Abwärtssinken von allen Seiten nach der Mitte hinfällt, so schliesst sich das Netz unter dem Wasser zu einem langen Sacke, aus dem kleinere Thiere nicht mehr flüchten können.

Einen mit langen Zähnen bewaffneten, *saku* genannten Fisch fängt man mittelst

einer Schlinge von Kupferdraht, welche durch den Rücken eines kleinen, lebenden Fisches hindurchgezogen wird. Jede Bewegung des letzteren, welches fast frei zu schwimmen scheint, ist in dem durchsichtigen Wasser genau zu verfolgen, und sobald der Saku nach dem Aas schnappt, zieht der Angler die Schlinge zu, welche nun hinter den Zähnen des Räubers hängen bleibt und ihn so festhält. Fliegende Fische werden namentlich in den Monaten August und September bei Fackellicht in grosser Zahl gefangen, so dass bisweilen eine einzelne Frau 100—200 Stück als Beute einer Nacht heimbringt. Man erlegt sie mittelst vielspitziger Wurflanzen.

Dass die Bevölkerung von Amahei sich in Sitten und Gewohnheiten eng an diejenige der Uliasser anschliesst, kann nach dem vorher Mitgetheilten um so minder befremden, als die Verbindung mit Saparua, namentlich über Latu hin, sehr bequem ist. Auch die Post gelangt von Ambon und der letztgenannten Insel aus regelmässig um die 14 Tage hieher, um dann durch Alfuren über Land nach Wahaï weiter befördert zu werden. Der Weg, den diese Leute hiefür augenblicklich einschlagen, führt vom Stranddorfe Sepa aus, welches östlich von Amahei liegt, direkt nach Sawaï, an die Nordküste der genannten Abtheilung, und soll ganz ungemein schwierig zu begehen sein; früher begab sich der Postläufer von Amahei aus über Makariki, an der Elpaputibai, nach Pasania, welches sich westlich von Sawaï an der gleichnamigen Bucht des Nordstrandes befindet. Dieser sogenannte alte Postweg ist bequemer, aber dennoch für einen Europaeer ausserordentlich anstrengend [1]), denn zunächst ist er überhaupt kein Weg, sondern nur eine in allgemeinen Zügen von dem jedesmaligen, seltenen Fussgänger eingehaltene Richtung, in der man durch die Insel gelangen kann. Selbst die Bezeichnung eines Buschpfades ist zu euphemistisch für diesen „Weg", und vor allem darf letzterer nicht einer breiten Landstrasse gleich in die Karte Serans eingetragen werden, wie dies durch Riedel geschehen ist. Seine Einzelheiten werden wir später kennen lernen, weil ich selbst in der Richtung des alten Postweges Seran durchquert habe.

Da die Reise durchs Innere bereits seit längerer Zeit mit dem Posthalter van Gent verabredet worden war, so hatte dieser schon vor meiner Ankunft in Amahei die nöthigen Anordnungen hiefür getroffen, und konnten wir am 27ten März nachmittags zunächst nach Makariki, am nordöstlichen Ufer der Elpaputibai, aufbrechen. Unter heftigem Gewitter gelangten wir nach 2 Stunden Ruderns in der Sarua dorthin, während eine Reihe von Leuten, die uns auf dem Wege durch die Insel begleiten sollten, längs des flachen Strandes ihrem Ziele zustrebte.

---

1) Vgl. hierüber auch v. Rosenberg, Beschrijving etc., pag. 157, und Mal. Archipel, pag. 302, ferner Scherius „Korte aanteekeningen".

Makariki wird von Christen bewohnt, welche denjenigen von Amahei gleichgestellt werden dürfen, und der Regent des Ortes, der in erster Linie bei den Vorbereitungen für unsere Landreise behilflich gewesen war, machte ganz den Eindruck seiner Amtsgenossen von Ambon und den Uliassern; auch sein grosses, steinernes Haus, in dem wir die Nacht verbrachten, hielt den Vergleich mit mancher der entsprechenden Wohnungen von den genannten Inseln wohl aus. Desto mehr befremdete es mich, zu vernehmen, dass die Leute von Makariki sowohl wie von Amahei bei Festlichkeiten im Baileo ihren alten, alfurischen Kriegstanz, den Tjakalele, noch stets im Tjidako aufführen, ganz und gar in der bei den Bewohnern des Innern üblichen Tracht. Nur beim Empfange des Residenten ziehen sie sich für diesen Tanz nach Art der Einwohner von Hatusua an, sonst pflegt aber auch der zierlich gekleidete Regent, dessen Erscheinung mich lebhaft an die Figur eines europaeischen Marktschreiers erinnerte, sich für den Kriegstanz aller Attribute höherer Kultur zu entledigen. Das erzählte mir der Mann selbst mit einem gewissen Stolze, und ich erhielt den Eindruck, als sei der Tjakalele für diese Strandbevölkerung etwa von der Bedeutung eines alten Ritterspieles, dessen Tradition sich über Kairatu nach Ambon hin allmählig abgeschwächt hat, um hier durch Zufügung von allerlei Firlefanz einen wesentlichen Theil seines ursprünglichen Charakters einzubüssen.

Man findet denn auch in den Dörfern der Elpaputibai laut mir gegebener Versicherung noch allgemein die langen, seranesischen Schilde, welche bei dem Kriegstanze der Alfuren verwendet werden, während sie in den christlichen Niederlassungen von Kairatu nur noch einzeln als eine Art Reliquie aus alter Zeit aufbewahrt bleiben; aber auch die Einwohner von Makariki fertigen die Schilde schon nicht mehr selbst an, sondern erhalten sie von der Nordküste, von Pasania und benachbarten Dörfern. Welchen Gebrauch die Alfuren, insonderheit die Bergbewohner, im Augenblicke noch von ihnen machen, ist mir unbekannt; denn ich sah niemals eine solche Wehr tragen, und es dürfte dieselbe ausser beim Tanze wohl nur noch bei inländischen Fehden, als Schutz gegen den Paranghieb, eine durch die Feuerwaffen beschränkte Verwendung finden [1]). Die Schilde, welche ich antraf und zum Theil erwarb, mögen bei dieser Gelegenheit näher beschrieben werden (vgl. Taf. 27, Fig. 7—11).

Ihre Länge schwankt zwischen 126 und 130 cm., ihre Breite in der Mitte zwischen 9 und 12 cm, an den Enden zwischen 10,5 und 19 cm., und zwar der Art, dass das gegenseitige Verhältniss der betreffenden Dimensionen bei den einzelnen Schilden wechselt. Diese gestalten sich demnach bald plumper bald schlanker,

1) Nach Boot gehören in Wahaï die Schilde noch heute zur gewöhnlichen Ausrüstung der Krieger bei inländischen Fehden (Korte schets, pag. 1171).

alle sind aber auf gleiche Art, sowohl in der Längsrichtung als auch in der Quere, gekrümmt. Ihre Vorderfläche (Fig. 8 u. 11) besitzt drei Längsriefen, welche entweder in Form ziemlich scharfer, schmaler und niedriger Kiele hervorstehen oder eine mehr oder minder abgerundete Firste zeigen; an der Rückseite (Fig. 7 u. 9) verläuft der ganzen Länge nach eine hervorstehende, mit dem Haupttheile des Schildes aus einem Stücke gearbeitete Mittelleiste, welche an den Enden niedrig und mit einigen rohen Einkerbungen verziert ist, in der Mitte aber zu einem Griffe mit vierseitigem Ausschnitte für die Hand wird. Um den Aussenrand des Schildes ist ferner eine Rottanleiste mittelst kleiner Pflöckchen befestigt, doch wird dieselbe ausserdem noch jederseits von der Handhabe durch drei schmale, zusammengeflochtene Rottanbänder gehalten, welche über die Vorderfläche zur Rückseite hinlaufen, und deren Enden wieder von hinten her, durch kleine, zu Seiten des Längskieles befindliche Oeffnungen, nach vorne durchgezogen und hier verflochten sind. Die Aussenseite der Wehr ist entweder einfach mahagonibraun oder daneben mit einer Muschelverzierung versehen [1]), oder sie zeigt auch verschiedene, schwarz und braun gefärbte Figuren, womit dann wiederum weisse, eingelegte Muschelstücke verbunden sind. Sowohl die Anordnung der letzteren als die Zeichnung ist indessen mancherlei Wechsel unterworfen, und namentlich auf der Mitte der Schilde beobachtet man in Bezug hierauf grosse Verschiedenheiten; nahe den beiden Enden sind aber wohl immer 3 bis 4 Querreihen von grossen, runden Muschelstücken vorhanden. Auch die Rückseite wird bemalt, bisweilen nur mit einigen unbedeutenden, schwarzen Wellenlinien, doch zeigte ein Schild von Lisabatta in Wahaï, der vorne überhaupt nicht verziert war, hinten sehr gut gelungene Arabesken von gelber und schwarzer Farbe (Taf. 27, Fig. 7). Uebrigens scheinen eingelegte Schilde an der Küste weit häufiger benutzt zu werden als die einfachen; ich erwarb einen solchen, welcher von Hurale im *N W* von Pasania abkünftig ist, in Makariki, sodann sah ich der Art verzierte Schilde bei Alfuren von Taniwel, einem Dorfe an der Nordküste von Kairatu, östlich von der Mündung des Sapalewa (Taf. 11, Fig. 2), und endlich traf ich einen einzelnen, eingelegten Schild auch noch in Kaibobo an.

Am 28ten März brachen wir nach Rumasosal auf, welches sich nur ½ Stunde Ruderns von Makariki entfernt im innersten Theile der Elpaputibai befindet und als Ausgangspunkt für die Reise über Land gewählt worden war, um das Ueberschreiten des Ruapa zu vermeiden. Dieser grosse, von *O* kommende Strom ergiesst sich nämlich unmittelbar nördlich von Makariki ins Meer, und als wir kurz nach dem

1) Mit Muscheln eingelegte Schilde dürfen nach van Doren nur von Leuten geführt werden, welche sich durch die Erbeutung vieler Köpfe ausgezeichnet haben, während andere Alfuren den einfachen Schild tragen (Fragmenten I, pag. 156).

Verlassen des letztgenannten Ortes seine Mündung passirten, zeigte sich uns ein Bild von hoher, malerischer Schönheit: die weite, grüne Ebene, durch welche sich der Fluss hinzieht, im Hintergrunde von einer prächtigen Berggruppe abgeschlossen.

Ausser Rumasosal liegt in dieser Gegend, nach *W* hin, am flachen Ufer der Bucht, noch eine ganze Reihe von Dörfern, deren Bewohner durch die hier befindliche, weite, alluviale und für die Anlage von Pflanzungen sehr geeignete [1]) Ebene angelockt sein mögen; sie sind aber den Angriffen von seiten der Bergalfuren nicht minder ausgesetzt als die Strandbevölkerung von Kairatu, und nur wenige Tage nach meiner Anwesenheit in Rumasosal, am 6ten April, fielen Alfuren von Sumeit, am oberen Talla, das Dorf Tananahu an, welches sich etwas westlich vom erstgenannten Orte an der Bai befindet. Sie raubten Teller, Gewehre und Parangs, schlugen noch überdies Fruchtbäume ab, mordeten aber ausnahmsweise nicht, obwohl die Bevölkerung, und unter ihr 20 wehrbare Männer, während des Ueberfalls im Dorfe war [2]). Auch hier lag wieder ein alter Streit vor, denn die Strandbewohner waren den Leuten von Sumeit seit 1874 einen Gong als Rest einer ihnen auferlegten Brandschatzung schuldig geblieben; nach dem Raubzuge verlangten die feindlichen Alfuren noch 10 Gongs und 10 Schüsseln.

Obwohl nicht in Abrede gestellt werden soll, dass auch den Stranddörfern ein Theil der Schuld an solchen Streitigkeiten zugemessen werden muss, so erhielt ich doch nach allem, was ich während meiner Reisen erfahren habe, den Eindruck, als würden dieselben von den Alfuren des Innern nach Art milchgebender Kühe behandelt. Sobald der Küstenbewohner zu irgend welchem Besitze gelangt, findet sich für den Sohn der Berge leicht ein Grund, ihn zu berauben, und ich habe die feste Ueberzeugung, dass dies seitens der Strandbevölkerung gar nicht vermieden werden kann. Darin liegt wohl auch ein Umstand, welcher ihrer weiteren Entwicklung in Wohlfahrt und Kultur im Wege steht, denn mehrfach habe ich es aussprechen hören, dass die Bewohner der Küste nicht wagten, vieles zu erwerben, aus Furcht, hiedurch die Habgier der Bergalfuren wach zu rufen, und so hat denn auch eine etwaige europaeische Unternehmung, welche die einheimische Bevölkerung als Arbeitskräfte benutzen will, mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen.

Die Häuser von Rumasosal sind denjenigen von Honitetu sehr ähnlich, doch reicht ihr Dach nicht so weit abwärts wie bei letzteren, so dass sein Rand erst in etwa Schulterhöhe über dem Boden beginnt. Ausserdem stehen alle aus Gabba-

---

1) Vgl. Teijsmann (Verslag, pag. 306 ff.) und Moorrees (Indrukken, pag. 658 ff.).

2) Nach van Doren gehen derartige Handlungen auch als offene Kriegserklärung den eigentlichen Kopfjagden vorab (Fragmenten I, pag. 142).

gabba angefertigten Seitenwände vertikal, und für den Unterbau sind statt Bambus dicke Holzpfähle verwendet; nur die Flur des Wohnraumes ist aus Bambusrohr hergestellt, und die Pritschen sind damit, wie allgemein üblich, belegt. Unter dem hohen Dache befindet sich im Innern noch ein Boden.

Die Einwohner des Ortes sind Christen, gleich einer Reihe von anderen Leuten, welche sich hier eingefunden hatten, um mich mit jenen auf der Reise ins Innere zu begleiten, aus den Dörfern DJAHALATANI, am Oststrande der Elpaputibai, und WARAKA, im Westen von Rumasosal. Sodann waren noch Alfuren von NOULU und NIWETETU zu gleichem Zwecke hiehergekommen; aber alle diese Männer, Heiden wie Christen, liessen sich in ihrer äusseren Erscheinung nicht von einander unterscheiden, da auch die letzteren nur für den Kirchgang eine andere Tracht anzulegen pflegen.

Es war eine abenteuerlich aussehende, bunte Gesellschaft, welche uns dort in Rumasosal erwartete, meine REISEGESELLSCHAFT für die folgenden Tage; denn die Männer dieser Gegend (Taf. 18) lieben für die geringe Bekleidung ihres Körpers das leuchtende, einfarbige Roth, welches einen sehr hübschen Kontrast zu ihrer braunen Hautfarbe bildet. Fast alle tragen über ihrem Tjidako ein so gefärbtes Tuch, welches der Art umgebunden wird, dass einer seiner Zipfel vorne zwischen den Beinen herabhängt; aber es ist so kurz, dass der Schamgürtel bisweilen darunter hervorsieht und gleicht fast einem grossen Sacktuche, selten zeigt es ein Muster, welches aber stets einfach roth bleibt und nie buntfarbig ist, und noch seltener tritt, bei den Kapalasoa's, ein sehr kurzes, einer Badehose ähnliches Kleidungsstück an seine Stelle. Ein gleiches Tuch binden die Leute fest um ihren Kopf und um das zusammengeschlungene Haar, in der Weise, dass der umwundene Knoten einer riesigen, flachen Kokarde gleich zur Linken frei absteht; nur wenige, Christen, haben das Haar kurz geschoren, und sehr selten fehlt das Kopftuch ganz, während bei einzelnen ein zierlich mit Muscheln bestickter Streifen darum hingelegt ist. Man hat hiefür kleine, weisse Gehäuse einer *Nassa* verwendet, welche dergestalt abgeschnitten sind, dass im wesentlichen nur die Mundöffnung mit der verdickten Aussen- und der weit ausgebreiteten, wulstigen Innenlippe bewahrt blieb. Die Schalenstücke sind alsdann perforirt und so festgenäht, dass ihre natürliche Aussenseite auswärts gekehrt bleibt, und gleichzeitig sind sie so gewählt, dass ihre Grösse nicht viel von einander abweicht. Diesen zierlichen Schmuck sah ich vor allem an der mützenartigen Kopfbedeckung der Kapalasoa's verwendet, welche letztere zudem mit einer kurzen, einfarbigen oder bunten Jacke und bisweilen noch mit einer darüber gebundenen Schärpe geschmückt sind; sonst ist der Oberkörper der Männer nur äusserst selten mit einer bis zum Kreuz reichenden Jacke bedeckt, in welcher die Aermel in der Regel sehr kurz sind oder auch ganz fehlen. Andere

tragen ein kleines Tuch mit sich, welches sie unter den linken Arm hingezogen und auf der rechten Schulter festgeknotet haben.

Unter den Schmuckgegenständen scheinen Perlen am meisten beliebt, und zwar in erster Linie grosse, blaue Glasperlen, die bisweilen in so zahlreichen Schnüren um den Hals gelegt sind, dass dadurch ein förmlicher Kragen gebildet wird. Armringe sah ich weniger tragen als bei den Alfuren von Honitetu, doch fehlen sie keineswegs und stimmen sie im wesentlichen mit den oben bei den Bergbewohnern beschriebenen Zierrathen überein. Daneben fand ich aber bei diesen Leuten von Amahei Ringe am Oberarme, welche statt aus zusammengeflochtenen Schildkrotreifen von den Flügelschäften des Casuars hergestellt und gleich jenen mittelst Bambus verbunden sind. Sodann sieht man schwarze, einfach zu einem Ringe zusammengebogene Zweigstücke von Alcyonarien als Schmuck am Handgelenke tragen, und alle diese Gegenstände werden wiederum, falls sie nicht doppelt vorhanden sind, links angelegt. Wenige Leute hatten unter den Knieen schmale Ringe, welche unter anderen aus einem Streifen von Hirschfell mit daran haftenden Haaren bestanden.

Die kleine Tasche, welche manche Männer mit sich führen, ist auch dieselbe wie oben von den Bergalfuren beschrieben, ebenso der Parang, aber meine Begleiter besitzen nur wenige Gewehre; nur einzelne Kapalasoa's können sich einen derartigen Luxus erlauben, und zur Feier des Tages haben sie in die Mündung des Laufes Casuarfedern oder Blumen gesteckt. So tragen denn, beim Mangel an Feuerwaffen, einzelne der gewöhnlichen Dörflinge Bündel von Pfeilen nebst Bögen mit sich, alles vorläufig zusammengebunden, um gelegentlich für die Jagd Verwendung zu finden.

Was ich an derartigen Gegenständen bei der Bevölkerung Serans in den verschiedensten Orten gesehen habe, stimmt so sehr überein, dass ich die Beschreibung aller in meinem Besitze befindlicher Bögen und Pfeile hier einflechten darf, ohne fürchten zu müssen, damit eine Ungenauigkeit zu begehen.

Die meisten Bögen (Taf. 29, Fig. 1—4) sind von einem Bambusstreifen angefertigt, dessen Innenseite beim Gebrauche stets nach aussen gekehrt ist. Sie sind symmetrisch, nach beiden Enden allmählig und gleichmässig sich verjüngend und in eine einfache Spitze oder einen länglichen, roh vierseitig zugeschnittenen Knopf auslaufend. Die aus gespaltenem und zusammengedrehtem Rottan verfertigte Sehne ist nicht dauernd befestigt, und der Bogen wird auch in der Regel abgehangen vom Träger mitgeführt. Die Oese, mit der die Sehne jederseits endigt, wird beim Spannen einfach in eine Einkerbung gelegt, die sich nahe den Enden, womöglich unterhalb eines Knotens im Bambusrohr, befindet; besondere Wulste, welche ihr ein besseres Widerlager schaffen würden, fehlen, und ebenso vermisst man fast

immer jede andere Bearbeitung oder Verzierung des einfachen Geräthes. Der grösste Bogen, den ich erhielt, ist 177 cm. lang und in der Mitte 4 cm. breit; niemals sah ich ihn in abgehangenem Zustande länger als den Körper seines Trägers, dagegen sind manche Bögen weit kürzer, und der kleinste, den ich besitze, misst nur 127 cm., während die meisten fur die Jagd verwendeten ungefähr 140—143 cm. lang und 2½ cm. breit sind.

Als Abweichung von diesem allgemeinen Typus ist noch hervorzuheben, dass in einzelnen Fällen (Etti-Alfuren von Sole; Fig. 2) statt der zusammengedrehten Sehne ein einfacher, dickerer Rottanstreifen Verwendung findet. Eine gut abgearbeitete, zusammengeflochtene Oese ist ferner bei den kleineren Bögen in der Regel nur einseitig vorhanden, während eine solche an dem anderen Ende durch einfache, in die Sehne gelegte Knoten ersetzt ist, so dass der Bogen denn auch verschieden stark angespannt werden kann, und bisweilen sind sogar beide Enden der Sehne ausschliesslich durch Knoten befestigt. Selten findet man die beiderseitigen Spitzen des Geräthes mittelst einiger roher Einkerbungen verziert (Fig. 3), und wenn sich eine solche Bearbeitung auf das eine Ende beschränkt, so entsteht dadurch eine unbedeutende Asymmetrie, die aber in dem gegebenen Falle ohne weitere Bedeutung ist.

Ausser bei meinen Begleitern in Rumasosal sah ich solche Bambusbögen auch bei den Alfuren von Honitetu, im Dorfe selbst, sodann erhielt ich sie von Nuniali und von Lisabatta an der Nordküste sowie von Sole an der Pirubai. Von Nuniali bekam ich ausserdem einen Bogen, welcher aus Palmholz (von *Arenga*) gefertigt ist[1]), im übrigen sich aber in keinem Punkte von den Bambusbögen unterscheidet und auch so abgearbeitet ist, dass er gleich flach wie diese wurde.

Die gewöhnlichsten Pfeile (Taf. 29, Fig. 5), deren sich die Leute bedienen, bestehen aus drei Theilen, dem Schafte, der Spitze und einem diese verbindenden Zwischenstücke. Der Schaft ist ein Rohr (vermuthlich *Arundo*), die Spitze von Bambus, verlängert-lanzettförmig und an der verschmälerten Basis gespalten, so dass diese einem Röhrenknochen gleich auf das Zwischenstück aufgesetzt werden kann. Letzteres ist von Holz (meistens Palmholz, und zwar von *Arenga*), abgerundet und an beiden Enden spindelförmig zugespitzt; sein unteres Ende wird in die Höhlung des Schaftes eingelassen, und nun werden sowohl das Rohr als die Bambusspitze durch eine Umwickelung von Rottan mit dem Zwischenstücke fest verbunden. Dasselbe dient also keineswegs zur Verlängerung des Pfeiles, sondern nur zur Erzielung einer grösseren Festigkeit, weil ohne seine Verwendung das

---

1) Joest erwähnt auch Bögen von Eisenholz, welches nach demselben Autor ebenfalls für die Anfertigung von Pfeilspitzen benutzt wird (Verh. Berl. Ges. pag. 68).

Rohr zur Aufnahme der flachen Bambusspitze zusammengepresst werden muss und dabei leicht zu sehr zerspaltet. Ein bestimmtes Längenverhältniss zwischen Schaft, Zwischenstück und Spitze besteht nicht; denn die Länge des ganzen Pfeiles schwankt zwischen 146 u. 112 cm., diejenige der Spitze, mit Einschluss ihrer zerspaltenen Basis, zwischen 24 u. $11^1/_2$ cm., diejenige des Zwischenstückes endlich zwischen 27 u. 6 cm., wobei seine eingelassenen Enden nicht eingerechnet sind. Niemals sah ich an den Pfeilen eine andere Verzierung, als einige sehr roh mit einem scharfen Gegenstande an den Enden des Schaftes eingerissene, sich spitzwinklig schneidende Linien, die man anfänglich kaum als Schmuck ansehen möchte, und die überdies nur vereinzelt angetroffen werden. Ich besitze solche Pfeile von Lisabatta in Wahaï und von Nuniali in Kairatu.

Die nächste Abänderung der hier beschriebenen Form entsteht durch das Fortfallen des Zwischenstücks (Taf. 29, Fig. 6), wobei dann die Spitze in der Regel stark verlängert und an der Basis immer so weit zugeschärft wird, dass sie in die Höhlung des Schaftes eingelassen werden kann. Bei einem Pfeile von 128 cm. Länge kommen nicht weniger als 33 cm. auf den frei hervorstehenden Theil seiner Spitze, in anderen Fällen ist sie aber wiederum bedeutend kürzer und bisweilen nicht länger als bei der erstbeschriebenen Form. Pfeile der letzten Art erhielt ich von Lisabatta.

Eine dritte Form (Taf. 29, Fig. 7) besitzt als Schaft ein roh abgerundetes Bambusstück, auf welchem die Spitze nun in gleicher Weise befestigt ist wie auf dem Zwischenstücke der erstgenannten, gewöhnlichsten Form. Selbstredend sind die mit Bambusschaft versehenen Pfeile schwerer als die anderen, sonst geben sie aber zu keinerlei Bemerkung Anlass. Ich erhielt sie von Nuniali. In Wahaï erfuhr ich ferner, dass die dortigen Alfuren ausser Bambus auch Knochen vom Casuar zur Anfertigung von Pfeilspitzen benutzen, doch habe ich hiervon kein Beispiel gesehen [1]).

Andere Pfeile (Taf. 29, Fig. 8) besitzen überhaupt keine abgeflachte Spitze, sondern derselbe Holztheil (von *Arenga*), welcher sonst als Zwischenstück verwerthet wird, ist bei ihnen einfach am Ende scharf zugespitzt und ersetzt so den fehlenden, dritten Theil des eingangs beschriebenen Objektes (von Lisabatta). Eine weitere Abänderung entsteht dadurch, dass diese lange Holzspitze noch jederseits zwei alternirende Widerhaken erhält (von Nuniali; Taf. 29, Fig. 9); dann macht der Pfeil einen wesentlichen Sprung zur Erreichung einer Form, bei welcher die Holzspitze mehr oder minder deutlich eine Spitze von Eisen nachzuahmen sucht (Taf. 29, Fig. 10). Ihr unteres Ende ist dann einfach abgerundet und in das Rohr hineingesteckt, ohne noch weiter durch eine Umwickelung befestigt zu werden;

1) Boot erwähnt aus Wahaï sogar Pfeile mit Eisenspitze (l. c. pag. 1175 u. 1182).

es bildet eine Art Hals, welcher sich rechtwinklig gegen die eigentliche Spitze absetzt, und letztere kann hiebei flach, oblong im Querschnitte und nahezu dreiseitig im Umrisse sein; oder zwei Längskanten sind zur Erzielung einer doppelten Schneide zugeschärft, so dass dementsprechend ein stumpfer Mittelkiel der Länge nach auf den beiden grössten Flächen der Spitze verläuft und der Querschnitt der letzteren mehr oder minder elliptisch wird (Taf. 29, Fig. 11). Freilich bleiben die Schneiden sehr stumpf, und das Ganze ist, wie gewöhnlich, ungemein roh abgearbeitet (von Sole). An alle diese Pfeile schliesst sich endlich noch die denkbar einfachste Form an, welche lediglich aus einem Rohre (vermuthlich *Arundo*) besteht, an dem das eine Ende durch Abschrägung zugeschärft ist; doch dürfte diese Art von Pfeilen nur selten zur Verwendung kommen. Ich erhielt hiervon auch nur ein einzelnes Exemplar aus dem Dorfe Sole, unfern Etti (Taf. 29, Fig. 12).

Wesentlich verschieden von allen bisher beschriebenen sind die mehrspitzigen Pfeile, welche zur Fischjagd verwendet werden. Bei einer der hierhergehörigen Formen sind drei lange Zinken von Bambus vorhanden, welche so geschnitten wurden, dass ihre unteren Hälften zur Bildung einer langen, dreiseitigen Pyramide zusammenstossen, deren Spitze in das den Schaft bildende Rohr eingesenkt ist, während ihre Basis sich nach oben kehrt. Die oberen Hälften dieser Zinken sind dünner, innen winkelig gegen die unteren abgesetzt, rundlich und mit Widerhaken versehen, welche nach aussen gekehrt, aber verschieden an Zahl und Stellung sind; ihre unteren Hälften werden mittelst Rottan zusammengehalten, und durch eine gleiche Umwickelung ist wiederum das Ganze in dem Schafte befestigt (von Nuniali; Taf. 29, Fig. 13)).

Eine geringe Abänderung wird dadurch hervorgebracht, dass die mittleren Theile der Zinken nicht so weit verdickt sind, um die drei Spitzen oben auseinander halten zu können, sie sind vielmehr ganz und gar abgeflacht, und ein zwischengeklemmtes Stück Gabba-gabba macht, dass letztere oben divergiren. Die Spitzen sind an dem mir vorliegenden Exemplare mit alternirenden Widerhaken versehen (auch von Nuniali; Taf. 29, Fig. 14). Die Gesammtlänge aller dieser Pfeile beträgt 111—121 cm., diejenige der dreizinkingen Spitze 21–24 cm. Eine zweite Abweichung kommt bei einem grösseren Pfeile vor, dessen ganze Länge 149 cm. und dessen Spitze 30 cm. misst (Taf. 29, Fig. 15); bei ihm sind die Zinken allerdings auch, wie bei der ersterwähnten Form, in der Mitte verdickt, aber nicht scharf von ihrer oberen Hälfte geschieden; ausserdem sind ihre Aussenenden mehr oder minder dreiseitig im Querschnitte und an den drei Kanten mit einer Reihe kleiner Einkerbungen versehen (von Sole).

Schliesslich liegt mir noch ein Pfeil von Sole vor, dessen Schaft gleich lang ist wie derjenige des zuletzt beschriebenen Objekts, und in dessen oberes Ende sie-

ben dünne, spitze, nadelartige und nicht gekerbte Bambuszinken von 16 cm. Länge eingelassen sind. Leider ist dieser Pfeil beschädigt, aber vermuthlich wurden seine Zinken ebenfalls durch ein Zwischenstück von Gabba-gabba auseinander gehalten. Er dürfte bei der Jagd auf fliegende Fische Verwendung finden (vgl. oben pag. 190).

---

8. QUER DURCH DIE INSEL.

Ausser dem Posthalter *van Gent* und meinem Dolmetsch *Kuhuwael* befanden sich während der Reise durch die Insel in meinem Geleite 94 Mann, welche zum Tragen, Gangbarmachen des Weges, Bauen von Hütten und Jagen Dienste leisten sollten. Diese grosse Zahl von Leuten war mit Rücksicht auf die Nahrungsmittel erforderlich, weil die eigentlichen Träger und die für Arbeiten am Wege verwendeten Leute ihren Mundvorrath nicht selber transportiren konnten, und somit für sie abermals neue Träger mitgenommen werden mussten. So wächst denn bei einigermaassen umfangreichem Gepäck die Zahl der Begleiter rasch in geradezu beunruhigender Weise an, eine Erfahrung, die wohl jeder gemacht haben wird, welcher unter ähnlichen Verhältnissen in den Tropen reiste, ohne sich der Gefahr des Misslingens seiner Unternehmung aussetzen zu wollen. Aber auch das Mitnehmen von Nahrungsmitteln hat bei längeren Reisen seine Grenzen, und da der Weg im Innern auf weite Strecken in Flüssen hinführt, welche oftmals so stark anschwellen, dass sie jedes Fortkommen tagelang unmöglich machen, so hatten wir uns auf alle Fälle vorgesehen und für die nöthigen Jäger zur Erlegung von Hirschen und Schweinen, an denen Seran überreich ist, gesorgt.

Die Seranesen dieser Gegend tragen das Gepäck an Stöcken, welche sie an beiden Enden belasten und dann über die Schulter legen. Meine Kisten, welche 45 cm. lang, 26 cm. hoch und 25 cm. breit waren, selbstredend alle mit Schloss versehen, machten bei der Vertheilung der Bagage keinerlei Schwierigkeiten, und ich möchte jedem zukünftigen Reisenden in den Molukken anrathen, sich annähernd innerhalb der Grenzen der oben angegebenen Maasse zu halten; denn die Leute schleppen keine grossen Lasten, und in den wenigen Fällen, in denen es schwerere Gegenstände zu transportiren gab, verursachte dies stets mancherlei Unbequemlichkeit und gab es vielfach zu Unwillen und Widerspruch seitens der Begleitung Anlass. Ein bestimmtes Gewicht für die Tragkraft eines Mannes anzugeben, bin ich freilich nicht im stande, da ausser jenem auch das Format des Gepäcks eine sehr grosse Rolle spielt. Für jede der Kisten war noch ein eigenes, aus Nipablättern

bestehendes Schutzdach gegen Regen angefertigt, welches beiderseits schräg abfiel und unterwegs über den Tragstock hin gelegt wurde.

Da die Bagage bereits von Amahei aus vorausgesandt war, so konnten wir am 28ten März schon um 9 Uhr morgens von Rumasosal aufbrechen. Der alluviale Boden, über den der Weg zunächst mit vorherrschender *NO*-Richtung hinführt, ist stellenweise sumpfig, und dem Schlamme, in dem vielfach Sagubäume angepflanzt sind, entsteigen manchmal recht unangenehme Ausdünstungen; sonst ist alles dicht bewachsen, aber ohne besondere Schönheit. So gelangten wir nach 2¾ Stunden Gehens zum Bette des Tana, welcher sich in kurzem Abstande und nordwestlich von der Mündung des Ruata in die Elpaputibai ergiesst. Einen kleinen, 5 Schritte breiten Nebenarm des Tana namens Makariki, welcher bei Rumasosal ins Meer fliesst, hatten wir bereits 20 Minuten nach dem Aufbruche von der Küste passirt [1]).

Am Tana überfiel uns ein gewaltiger Regen, und da es nach längerem Warten schien, als ob wir keine Aussicht auf besseres Wetter hätten, so wurde schon um 1 Uhr, in 52 m. Meereshöhe, eine kurze Strecke weiter aufwärts im Flussbette die Station aufgeschlagen. Der Tana ist daselbst ungefähr 200 Schritte breit, war aber derzeit nur zum geringsten Theile mit Wasser gefüllt, welches in verschiedenen, breiten, rasch strömenden Bächen das Trockenbett durchschnitt, hie und da in dem lockeren, einer beständigen Umlagerung ausgesetzten Boden eine Insel bildend, welche gleich den breiten Ufersäumen mit schwarzgrauem, grobem Schotter von Glimmerschiefer und Gneiss bedeckt und mit hohem Grase bestanden war. Dies überragt uns mindestens um die halbe Körperlänge und ist reich an kampflustigen Wespen, welche auch bei harmlosester Annäherung jeden anfallen, uns häufig zum Durchwaten der Wasserrinnen nöthigen und die freie Bewegung im weiteren Umkreise der Station in hohem Maasse beeinträchtigen. Grosse Baumstämme liegen überall umher, und hohe Waldung, die mich aber doch im Vergleiche zu derjenigen Surinams hier sowohl wie auf allen weiteren Reisen in den Molukken sehr enttäuschte [2]), schliesst das Ufer ein; flussaufwärts zeigen sich bereits in ziemlicher Nähe die ersten Höhen des Gebirgslandes.

---

1) Nach von Rosenberg's Karte verbindet ein Flussarm namens Makariki den Ruata mit dem Tana (Beschrijving etc. l. c.). Man sagte mir, im Einklange hiemit, dass man vom Tana in den Ruata gelangen könne, ohne das Flussbett zu verlassen; aber das Gewässer, welches von Rosenberg Makariki nennt, kann nicht mit dem von mir unter gleichem Namen angeführten übereinstimmen, da wir westlich vom Tana ins Innere gingen. Es liegen hier offenbar complicirte und noch wenig bekannte Deltabildungen vor.

2) Dass die Waldungen in Seran nicht etwa niedriger sind als in den übrigen Theilen des Indischen Archipels, geht genügend aus den Berichten anderer Reisender hervor, so vor allem auch aus demjenigen von Teijsman, welcher von den Wäldern an der Elpaputibai sprechend „colossale Stämme" und „prächtige Riesen" anführt (verslag, pag. 307 u. 309), während er doch gewiss am besten im stande war, einen Vergleich mit Java etc. anzustellen.



Da der Verbleib unter den hohen Bäumen wegen der häufig niederstürzenden, dürren Aeste nicht anzuempfehlen ist und vor allem bei eintretendem Regen sorgfältig vermieden werden muss, so wurde meine Hütte etwas entfernt vom Waldesrande errichtet, während die Seranesen sich weiterhin im Flussbette zerstreuten, um dort ein Unterkommen zu suchen.

Wie stets auf der Reise durch die Insel bestand die Hütte (vgl. Taf. 19) im wesentlichen nur aus einem Dache von Nipablättern, welches ich fertig mitführte und über drei Längsreihen von Pfählen legen liess, während die Seiten offen blieben. Ein paar Längs- und Querstöcke wurden unter dem Dachrande zur Verbindung der aufrecht stehenden Stützen angebracht, und der Abstand der letzteren war so gewählt, dass man zwischen zwei Pfählen, in der Mitte unter der Dachfirste, die Hängematte anbringen konnte, an deren Benutzung ich von Guiana her gewohnt war. Am anderen Ende blieb dann noch genug Raum für die Anfertigung einer etwas über dem Boden erhabenen Pritsche von Zweigen, auf welcher der Posthalter und der Dolmetsch Platz fanden; endlich schloss sich hieran, unmittelbar in der Verlängerung des Schlafraumes, ein je nach Umständen mit Blättern, Zweigen oder Baumrinde gedecktes Dach, unter dem gekocht wurde. Zum Schutze gegen Mosquitos benutzte ich ferner ein grosses, vierseitiges Stück Gardinenzeug (Gaze), welches allseitig über die Hängematte herabfiel, und einfach über einen Rottanstreifen gehangen war, den ich der Länge nach in einigem Abstande über jener ausspannen liess. So hatte ich niemals die geringste Last von Insekten, doch ist die Vorrichtung nur für Personen zu gebrauchen, welche gut und ganz ruhig in solchem Bette liegen können. Ich blieb stets in den Kleidern und bedeckte mich nur mit einem Plaid. So habe ich es später auch auf Buru gehalten und mich wohl dabei befunden, wenngleich dort eine andere Einrichtung der Hütte, welche nachher beschrieben werden soll, zweckmässiger erschien.

Unter einer grösseren Anzahl primitiver Blätterdächer, meist sehr niedrig und nur nothdürftig durch ein paar Stöcke gestützt, lagerten im weiten Umkreise meine Begleiter, von denen auch mancher ein halbkreisförmig zusammengebogenes Palmblatt als einzigen Schutz gegen den Regen gewählt hatte. Alsbald stieg dann an vielen Stellen in der schweren, regnerischen Luft eine Rauchwolke empor, und trotz der so sehr verschiedenen Umgebung wurde ich hiedurch lebhaft an die regnerischen Tage im deutschen Lager vor Metz (1870) erinnert. Als sich darauf das Wetter später am Nachmittage noch aufklärte, zogen einige Leute auf die Jagd, und nicht lange, so verkündete uns ein lauter Juchzer, dass eine Beute erlegt sei. So stösst auch der Kopfjäger einen Schrei aus, wenn ihm der Anfall gelungen.

Um 7 U. 32 M. abends nahmen wir einige kurz aufeinander folgende Stösse eines *S—N* verlaufenden Erdbebens wahr, welches unsere Stühle erzittern liess und

die Lampe in Schwankungen versetzte. Es dauerte nur etwa 3 Sekunden und war von einem donnerartigen Grollen begleitet.

Am folgenden Tage, dem 29ten März, brachen wir um 6 U. 35 M. wieder auf, um im Bette des TANA, welcher in vielfachen Krümmungen von *N O* kommt, aufwärts zu gehen. Eine kurze Strecke blieb der Charakter des Flusses noch unverändert; dann traten mehrfach Schotterwände an seinem Ufer auf, bisweilen bis 8 m. hoch, von lateritähnlicher, rother Farbe, und alsbald lagen niedrige Anhöhen, welche den Tana um etwa 100 m. überragen, vor uns. Eine Stunde nach dem Aufbruche gelangten wir zu einem Punkte, an dem das Gebirge unmittelbar ans Ufer hinantritt; der Lauf des Flusses wird nun eingeengt und bleibt im Mittel nur noch etwa 30 Schritte breit, das Ufer wird felsig, zahlreiche Stromschnellen, welche das Fortkommen sehr erschweren, stellen sich ein, und mächtige, oft mannshohe Blöcke liegen im Bette. Dann folgt eine klippige Strecke, in der sich an einem Orte die ganze Wassermenge des Tana durch eine nur 4 Schritte breite, scharf ins Gestein eingeschnittene Rinne drängt. Dort befanden wir uns 2 Stunden nach dem Aufbruche von der Station, wobei aber in Rechnung zu ziehen ist, dass der letzte Theil des Weges, seiner grossen Hindernisse und der vorzunehmenden Untersuchungen wegen, sehr langsam zurückgelegt wurde.

Der Fluss ist nun zum schäumenden Wildling geworden, welcher in zahlreichen kleinen Fällen und Strudeln seinen Weg in dem mit Blöcken und Geröllen übersäten, eingeengten Bette sucht. Denn das Gebirge tritt überall nahe an den Wasserlauf heran, aber leider lässt es sich bei der hohen Uferwaldung und dem grossen Gesichtswinkel vom schmalen Bache aus nicht übersehen, und nur die allernächsten Höhen sind dem Auge erreichbar. Ihre Erhebung über das Niveau des Tana wechselt zwischen 50 und 100 m., doch ist hieraus überhaupt kein Schluss auf das Relief des Landes zu ziehen, und in solchem Mangel an genügendem Ueberblick liegt eine der grössten Schwierigkeiten, welche sich uns beim Reisen durch tropische Wälder in den Weg stellen [1]).

Uebrigens ist die Scenerie prächtig: Der Sand im Bachbette ist dunkel gefärbt, die Geschiebe sind blaugrau, die grossen Blöcke schwarz bis bräunlich und manchmal mit zahlreichen, weissen Quarzlinsen oder ungemein zierlichen, wellig und zickzackförmig gefältelten Quarzbändern versehen, denn es sind sämmtlich Gesteine einer stark zusammengestauchten, archaeischen Glimmerschiefer-Formation, welche hier im Flusse liegen und in zahlreichen Klippen am Ufer anstehen. Zwi-

1) Deswegen kann auch die Karte v. Rosenberg's nichts anderes als ein Schema sein, welches übrigens nicht der Auffassung entspricht, die ich selbst vom Relief Serans erhielt. Namentlich gilt letzteres vom Centralgebirge, wie ich später an der Hand des aufgenommenen Profils näher erläutern werde.

schen diesen bunten Geröllen der schäumende Wasserstreifen, dürres Treibholz und grosse, gefallene Bäume, welche, der Rinde beraubt oder in allen Stadien der Verwitterung, grau bis braun gefärbt, mit ihren mächtigen Leibern dem Bache vergeblich sich in den Weg legen. Daneben hat manche zierliche Pflanze auf dem Schotter Fuss gefasst, um durch ihr leuchtendes Grün einen prächtigen Kontrast zu der vorherrschend dunklen Färbung des Bodens zu bilden. Dann der üppige Wald (Taf. 20), aus dem Lianen und Luftwurzeln über die Felsen herniederhängen, Baumfarne ihre zierlichen, lichtgrünen Wedelkronen hervorstrecken, und in dem namentlich die glänzenden, schlanken Blätter von kletternden Palmen eine hohe Zierde bilden. Sie sind die wahren Streber im Pflanzenreiche, diese Rottanpalmen: suchend strecken sie ihre dornbesetzten Blattenden allseitig in die Luft, um Halt an den kräftigeren Genossen der Waldgesellschaft zu finden, da sie auf eigenen Füssen nicht stehen können, haben sie aber die Höhe erreicht, so erdrücken sie diejenigen, welche ihr Emporkommen förderten, und stolz erheben sie über ihnen ihr schlankes Haupt.

Die zahlreichen Leute, welche auf weiter Strecke im Flussbette zerstreut sind, hier watend, dort über Felsblöcke und Baumstämme kletternd, tragend oder mit dem Abhacken von hinderlichen Zweigen und Aesten beschäftigt, sie bieten zu der formenreichen Landschaft eine Staffage von eigenartigster Schönheit, um so mehr, als ihre braunen Gestalten mit buntem Schmuck die Farbenpracht des Bildes noch erhöhen. Freilich haben sich fast alle ihres Kopftuches als eines überflüssigen und oft lästigen Zierrathes entledigt, und das Haar hängt ihnen bald als wüste Mähne über den Nacken, bald ist es in einem beliebigen Knoten festgesteckt. Den Tjidako haben sie, wie ich es auch sonst bei den Alfuren sah, fest um den Leib zusammengezogen, so dass die Magengegend bisweilen dick darüber hervorquillt, denn die Leute behaupten, dass sie auf solche Weise besser marchiren können, und vielleicht hat mancher Leser sich schon zu gleichem Zwecke und in ähnlicher Weise als Knabe eines Riemens bedient.

Gegen Ende des Tagemarsches befanden wir uns an der Mündung des Kalauri, eines rechten Nebenflusses des Tana. Das Bachbett weitet sich in dieser Gegend wieder, die Höhen sind in seiner nächsten Umgebung sehr verflacht, und nicht selten breiten sich an den concaven Seiten der Krümmungen des Wasserlaufs ausgedehnte Ufersäume aus, welche von ziemlich niedrigem Walde bedeckt sind. Es war somit daselbst ein sehr geeigneter Ort für den Nachtverbleib, und so begannen wir um $2\frac{1}{4}$ Uhr mit der Errichtung unserer Station — sehr zu geeigneter Zeit; denn kaum waren die Hütten fertig, als es auch schon wieder heftig zu regnen anfing.

Um kein Missverständniss über die Entfernungen aufkommen zu lassen, glaube

ich hervorheben zu müssen, dass die Einzeichnung des Flussbettes, das Bestimmen von Streichen und Fallen der Schichten nebst Photographiren viel Aufenthalt verursachte, so dass der gesammte, heutige Weg im Bette des Tana ohne diese Arbeiten vermuthlich in ⅔ der Zeit, welche ich selber dafür gebrauchte, hätte zurückgelegt werden können, vielleicht sogar noch rascher.

Trotzdem die Station nur 198 m. hoch lag und es während der Nacht nicht regnete, hatten wir doch unter einer durchdringenden Feuchtigkeit so sehr zu leiden, dass am kommenden Morgen (30ter März) ein jeder vor Kälte zitterte. Die Klippen am Ufer sind denn auch in dieser Gegend vielfach mit einem prächtigen Moosteppiche bekleidet, und dazwischen, sowie auf kleinen Eilanden im Bachbette, wuchern in grosser Zahl Farne, welche stellenweise riesige Dimensionen erreichen; im übrigen blieb aber der Charakter des Wasserlaufs, nach dem um 6 U. 40 M. erfolgten Aufbruche, weiter aufwärts im wesentlichen der gleiche wie am vorigen Tage. Mehrfach war allerdings die Anhäufung von Blöcken oder Baumstämmen im Tana so gross, dass wir genöthigt wurden, längere Strecken zu umgehen, und das Gleiche geschah bei einigen sehr starken Krümmungen des Baches. Dabei zeigten sich dann im Walde an der concaven Seite der letzteren regelmässig alluviale Plateau's von etwa 5 m. Höhe, die wohl nur als Anzeichen eines alten, in einem höheren Niveau gelegenen Inundationsbettes gedeutet werden können.

Nachdem wir so noch 1¼ Stunden lang dem Tana aufwärts gefolgt waren, verliessen wir ihn, um am linken Flussufer bei einem kleinen, von links kommenden Bache, für den ich keinen Namen in Erfahrung bringen konnte, in den Wald zu gehen. Hier begann der Anstieg ins Gebirge, über dessen ansehnliche Höhe ich vorläufig noch ganz im Unklaren war, da ich bisher weder einen genügenden Ausblick auf dasselbe gehabt noch auch von der stumpfsinnigen, seranesischen Begleitung irgend etwas Näheres über das Relief des Landes erfahren konnte.

Zunächst ging es ausserordentlich steil, dann langsamer, aber stätig aufwärts, selbstredend über manche kleine Bodenwelle hin und in tausend Krümmungen; doch blieb die Wegrichtung im Mittel *N O.* Nur ein einziges Mal, eine Stunde nach dem Aufbruche vom Flussbette, hatte ich einen Blick nach rückwärts auf die Elpaputibai, von der ein bescheidenes, der Gegend von Amahei angehöriges Stück sichtbar wurde. Von dem betreffenden Punkte aus lag Tandjung Koaku, die Spitze der Landzunge im Westen von Amahei, *S* 38° *W*, ferner Tj. Ahuralu, bei dem gleichnamigen Dorfe im Norden von Amahei, *S* 37° *W.*; sonst ist jede Aussicht durch die Vegetation versperrt, und das Aufzeichnen wird ungemein lästig,

da sich die zahlreichen Kompassablesungen, zu denen die beständige Richtungsänderung des Weges nöthigt, kaum noch in die zu entwerfende Reiseroute eintragen lassen. Auch das Aneroid muss häufiger abgelesen werden, als mir lieb ist, denn keiner der Seranesen kann mir sagen, ob wir, auf dem Gipfel irgend einer Bodenwelle angelangt, die höchste Höhe des Berges bereits erreicht haben, ob wir von dort aus dauernd oder vielleicht nur wenige Schritte weit abwärts gehen werden — und doch sind manche von ihnen öfters dieses Wegs gekommen.

Der Wald selbst ist ungemein langweilig, wenig mehr als eine Reihe grauer, gerader Stämme, welche selten ansehnliche Dimensionen erreichen und zwischen denen das Unterholz nur in unbedeutender Entwicklung auftritt, darunter wenige Farne und Palmen. Wo auch diese fehlen, könnte ein Laie in der Botanik sich eher in einem Walde Europa's als der Tropen wähnen, und dies um so mehr, als auch Lianen hieselbst nur eine geringe Rolle spielen. Eine grosse Armuth an Insekten geht mit alledem gepaart, dagegen ist es verständlich, dass in einem derartig lichten Walde ein so grosser Vogel wie der Casuar (*Casuarius galeatus Vieill.*) leben kann. Meinen Begleitern war noch gestern ein solches Thier begegnet, doch habe ich es selber leider niemals im wilden Zustande gesehen. Der braune Verwitterungsboden zeigte selten ein Gestein, aber alles, was sich fand, gehört noch der uns bereits bekannten archaeischen Formation an.

Gegen 2 Uhr war ich geistig so sehr erschöpft, dass jedes weitere Arbeiten unmöglich wurde, und so schlugen wir am steilen Gehänge des Lotone Bataï genannten Gipfels [1]) unsere Station auf, trotzdem der Boden hier so abschüssig war, dass man kaum einen geeigneten Punkt für die Hütte und zum bequemen Sitzen finden konnte; auch war an Waschwasser nicht zu denken und der Vorrath an Trinkwasser sehr ungenügend. Dass eine sehr kurze Strecke weiter sich eine kleine Quelle am Gehänge befinde, stellte sich erst am folgenden Tage heraus, denn die Leute hatten sich wieder einmal geirrt und geglaubt, die betreffende Stelle sei noch in viel grösserem Abstande von der Station gelegen. Wie oft habe ich den vielgerühmten Ortssinn der Naturmenschen als hohle Phrase kennen gelernt!

Wir befanden uns 670 m. über dem Meere, aber zur Linken des Weges, im Westen, stieg der Lotone Bataï noch höher an, soweit es sich übersehen liess, mindestens um 100 m., vermuthlich aber beträchtlich mehr. In der Nacht sah ich

---

1) v. Rosenberg nennt den Gebirgsrücken, den er zwischen Tana und Atau überschritt, Heleheléa. Vermuthlich werden die Berge von den verschiedenen alfurischen Stämmen auch verschieden bezeichnet, was mit Rücksicht auf ihre Abgeschlossenheit nicht befremden kann. Es ist aber auch möglich, dass v. Rosenberg's Weg von dem meinigen etwas abwich, doch lässt sich das aus der kurzen Beschreibung dieser Strecke nicht sicher entnehmen (Beschrijving etc., pag. 163, u. Mal. Arch., pag. 306). Das Gleiche gilt auch für die Beschreibung von Scherius, welcher das Gebirge zwischen Tana und Atau Noonehatani nennt (Korte aanteekeningen, pag. 160).



den Waldboden in wunderbarer Weise phosphoresciren; es schien, als wäre er mit silbernen Plättchen bestreut, und die leuchtenden Gegenstände, welche ich aufnahm, um sie am folgenden Morgen genauer prüfen zu können, waren zum grossen Theile getrocknete, aber übrigens gut erhaltene Blätter. Legte ich sie zwischen meine beiden, fast geschlossenen Handflächen, so konnte ich bei dem Scheine deren Geäder deutlich erkennen, und faulende Holzstücke fielen beim Zerbrechen weissglühendem Eisen gleich zu Boden. Da wir uns auf einer kleinen Lichtung des Waldes befanden, welche bei Tage reichlich von der Sonne bestrahlt werden konnte, so ist ja hiedurch die Erklärung für das Phosphoresciren gegeben, aber die Intensität des auf solche Art hervorgebrachten Leuchtens schien mir so wunderbar, dass ich seiner Beobachtung gerne einen Theil meiner Nachtruhe aufopferte. Dieselbe Erscheinung nahm ich später (am 1ten April) in der 663 m. hoch gelegenen Station auf dem G. Lumute wahr.

Wir setzten am 31ten März um 6 U. 30 M. morgens unseren Weg am Gehänge des Lotone Bataï fort, an dem zahlreiche, nicht sonderlich tiefe, aber scharf eingeschnittene Wasserrisse nach *O* hin thalwärts führen, vermuthlich zum Quellengebiete des Noa, eines Nebenflusses des Ruata, gehörig. Das Gehen wurde infolgedessen zwar etwas mühsam, da aber in dem unbedeutenden Walde die Zahl der gefallenen, grösseren Bäume verhältnissmässig gering ist, so blieb der Weg immerhin noch leidlich im Vergleiche zu Strecken, welche ich später unter ähnlichen Reliefverhältnissen in Buru zurücklegte.

Nach dem Verlassen dieses Hanges befanden wir uns auf dem Wakate Huë, welcher unmittelbar mit dem Lotone Bataï zusammenhängt, so dass es mir nicht möglich war, eine bestimmte Grenze zwischen beiden Bergen herauszufinden. Die Vegetation bot hier wiederum grössere Schwierigkeiten, denn oft bildeten Palmen ein dichtes Unterholz, und das Wegschneiden von Rottan, dessen dornige Blätter einen gar zu leicht fassen und empfindlich ritzen, erforderte manchmal viel Zeit. Sonst ging es rasch und steil zum Atau abwärts, wobei einen Augenblick vor uns ein ansehnliches Bergland sichtbar wurde, vermuthlich nicht minder hoch als der Lotone Bataï, auf dem wir die letzte Nacht verbrachten, und ohne Zweifel am jenseitigen Ufer des genannten Flusses gelegen, an dessen Bett wir gerade um 11 Uhr eintrafen [1]). Die Richtung des Weges war bis hieher seit dem Verlassen der Station im Mittel etwa $N 20° O$ gewesen.

1) Weiter ist Wallace im Jahre 1859 nicht gekommen, wie aus seiner Beschreibung (l. c. II, pag. 91 ff.) deutlich hervorgeht, obgleich darin keine Namen von Bergen und Flüssen, mit alleiniger Ausnahme des Ruata, vorkommen. Wallace selbst scheint aber der Ansicht gewesen zu sein, dass er bereits die Wasserscheide zwischen Süd- und Nordküste überschritten habe, denn die Routenkarte zu pag. 89 seiner Originalausgabe lässt keine andere Deutung zu.

Der Atau gehört ebenfalls zum Stromgebiete des Ruata, und laut mir gegebener Versicherung ergiesst er sich in den Noa. Dort wo wir den Fluss betraten, glich sein landschaftlicher Charakter zunächst noch demjenigen des oberen Tana, aber beim Aufwärtsgehen schwanden alsbald die Klippen in dem etwa 40 Schritte breiten und zu einem Drittel mit Wasser gefüllten Bachbette; die Höhen traten zurück und der Boden wurde grandig, bis wir zu einer kleinen Ebene gelangten, in der sich eine verlassene Sagupflanzung befand. Jetzt wurde mir auch klar, weswegen sich meine Begleiter in der letzten Zeit mehr als nöthig unterwegs aufgehalten hatten, denn sie wollten hier am Atau, wenn irgend möglich, Sagu klopfen und hatten es denn auch so einzurichten gewusst, dass wir erst um $2\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags an diesem Orte eintrafen.

Während die Station errichtet wurde, machte sich sofort eine Anzahl von Männern an das Fällen der Sagupalmen, und so fand ich Gelegenheit, zu beobachten, wie ungemein rasch sich aus ihnen das geschätzte Nahrungsmittel gewinnen lässt; denn obwohl ich bis dahin schon mehrfach eine Saguwäsche gesehen, so wurde ich dennoch durch die Leichtigkeit, mit welcher der ganze erforderliche Apparat (Taf. 7, Fig. 4) im Umsehen hergerichtet werden kann, sehr überrascht [1]).

Die gefällten Bäume wurden der Länge nach in zwei Hälften zerspalten; dann setzte sich eine Reihe von Leuten rittlings darauf, um das Mark herauszuarbeiten. Dazu hatten sich einige ein Instrument von Rottan angefertigt, welches, abgesehen von dem Materiale, dem auch auf Ambon üblichen Saguklopfer (Taf. 22, Fig. 11) gleich war, andere dagegen benutzten einfach ein Holzstück mit spitzwinklig daraus hervorgesprossenem Zweige, welcher letztere bei der Arbeit als Handhabe diente.

Die Blattscheide der Palme selbst liefert den Trog (*t*), welcher in etwa Tischhöhe auf ein niedriges Gestell von Stöcken gelegt wird, um das losgeklopfte Mark aufzunehmen, und mittelst eines kegelförmigen Eimers, welcher wiederum aus dem Blattstiele desselben Nutzbaumes angefertigt ist (*e*), wird Wasser herzugetragen, um letzteres anzufeuchten. Nahe der breiten Basis der als Trog dienenden Scheide ist ferner in der halbkreisförmigen Höhlung ein Sieb festgenäht (*s*), welches aus aneinander gereihten Streifen der faserigen, unteren Blattstieltheile der Cocospalme hergestellt ist und den Behälter an dem einen, etwas abwärts geneigten

1) De Stuers sagt, dass die ganze Operation des Saguwaschens keine eigene Erfindung, sondern die Eingeborenen durch Rumphius gelehrt sei, während den Leuten in älteren Zeiten das unverarbeitete Mark des Baumes zur Nahrung diente (De sago-boom, pag. 370). Wenn man indessen Rumphius selbst hierüber nachliest (Het amboinsche kruidboek, Deel I, pag. 79 ff.), so überzeugt man sich leicht, dass die Angabe von de Stuers auf einem Irrthume beruhen muss. Auch Houttuijn (Natuurlijke Historie, Deel II, 1e stuk, p. 282 ff.) enthält nichts, was zur Bestätigung der Mittheilung von de Stuers dienen könnte.



Ende abschliesst. Der obere, frei bleibende Theil dieses Siebes wird zusammengebunden und mittelst eines Taues an einem elastischen Stocke befestigt (*s'*), welcher neben dem Waschapparate in den Boden gepflanzt ist und jenes somit straff spannt. Ein neben dem Troge stehender Mann drückt nun in kurzen Zwischenpausen das Sieb auf das durchfeuchtete Mark, und in Folge dieses Knetens fliesst das saguhaltige Wasser durch die Cocosfasern ab. Man liess es zunächst in eine zweite Blattscheide laufen, deren schmäleres Ende abwärts gerichtet war, darauf in den Trog, in welchem der Sagu zu Boden sinken sollte. Auch dieser letztere Behälter war wiederum aus zwei Blattscheiden der Palme einfach dadurch hergestellt, dass man ihre breiteren, unteren Enden etwas in einander geschoben und nun mit Hilfe einiger Stöcke und Rottanbänder die Wände so weit zusammengefügt hatte, dass kaum noch etwas Wasser zwischen sie hindurchfliessen konnte. Bis auf das Sieb, welches die Leute von der Küste aus mitgenommen, war dergestalt das Ganze an Ort und Stelle ohne Mühe in kürzester Zeit hergerichtet.

Sonderliche Reinlichkeit wurde bei der Arbeit nicht beobachtet, denn die Leute setzten sich ohne Umstände mit ihrem schmutzigen, nach dem Marsche noch nicht einmal gereinigten Körper in das Mark des Baumes oder traten mit den Füssen hinein, und nur wenige hielten es der Mühe werth, sich beim Klopfen einer kurzen Planke als Sitzplatz zu bedienen. Niemand nahm auch Anstoss daran, dass der Mann, welcher am Troge mit der Wäsche beschäftigt war, an Ichthyosis litt, und obwohl der Fluss keine 10 Schritte weit entfernt war, so schöpfte man doch das erforderliche Wasser aus dem ekelen, schmutzigen Sumpfe, in dem die Sagupalmen wuchsen. Mittlerweile labten sich die eifrigen Arbeiter während des Klopfens durch Auskauen des frischen Markes.

Es versteht sich von selbst, dass dort, wo die Leute mit Ruhe arbeiten können, etwas mehr Sorgfalt auf die Anfertigung des Waschapparates und der Instrumente verwendet wird, und es möge an diesem Orte noch einiges auf die Sagugewinnung Bezügliche, was ich in den früher bereisten Gegenden erfahren habe, hinzugefügt werden.

Die Bäume, welche verarbeitet werden, sind in der Regel 15 oder mehr Jahre alt; man pflegt ihre Stämme zunächst in Stücke von 2—3 m. Länge zu zerhacken und darauf zu zerspalten. Dies geschieht durch Keile von halber Armlänge, die mittelst doppelt so langer Hämmer eingetrieben werden, oder, besser gesagt, mittelst rundlicher Knüppel, welche aus schwerem Holze, z. B. aus Eisenholz, angefertigt und an dem einen, als Handhabe dienenden Ende etwas verschmälert sind (Taf. 22, Fig. 12). Der Saguklopfer (Taf. 22, Fig. 11) ist nicht nur auf Ambon und den Uliassern (hier *nani* genannt), sondern auch an der Südküste von Seran aus Bambus gemacht: Ein Rohrstück, welches als Griff benutzt wird,

ist oben perforirt, zur Aufnahme eines zweiten Stückes, welches an seinem oberen Ende zugespitzt und schiefwinkelig mit dem ersteren verbunden wird. Auch unten ist an diesem zweiten, zum Aufklopfen dienenden Rohre ein Längsstreifen abgespalten, so dass es hiedurch schärfer und für die Zerfaserung des Markes geeigneter wird; beide Theile sind alsdann noch durch einen Rottanstreifen zusammengespannt, und das Ganze ist mehr als 60 cm. lang, das zugeschärfte Bambusrohr etwa 9 cm. breit, die Handhabe etwas schmäler.

Das Instrument ist also wesentlich verschieden von dem auf Neu-Guinea gebräuchlichen Saguklopfer, von welchem ich unter anderen ein aus der Humboldtbai abkünftiges Exemplar durch den Kapitän *Scherpbier* der *Paketvaart-Maatschappij* geschenkt erhielt (Taf. 29, Fig. 19). Dasselbe ist von Holz angefertigt, sein einer, als Handhabe dienender Schenkel 61 cm. lang und rundlich im Querschnitte, abgesehen von dem oberen, zugespitzten Ende, welches zur Aufnahme des zweiten Schenkels durchbohrt und vierseitig abgearbeitet ist. Letzterer besitzt 40 cm. Länge, ist ebenfalls rundlich und mit einigen ringförmigen Einkerbungen versehen, wodurch dem beide Schenkel verbindenden Rottanstreifen ein besserer Halt gegeben wird. In das untere Ende dieses zweiten Theiles ist ferner ein sorgfältig polirter, cylindrischer, 8 cm. langer und 4 cm. breiter Stein eingelassen, den man an der Basis ausgehöhlt hat, so dass dadurch eine Art kreisförmiger Schneide gebildet ist.

An der Nordküste Serans habe ich leider die Saguklopfer nicht selber gesehen, man versicherte mich aber, dass sie in Wahaï ebenfalls von Holz angefertigt würden und im wesentlichen mit dem Instrumente von Neu-Guinea übereinstimmten; nur pflegt man in das zum Aufschlagen benutzte Ende statt des hübsch abgearbeiteten, hervorstehenden Steincylinders ein rohes Stück Feuerstein einzulassen, oder man umgiebt es mit einem Eisenringe. Klopfer, welche mit dem von Wallace [1]) abgebildeten übereinstimmen, sollen in Wahaï ebenfalls benutzt werden. Es zeigt sich somit auch hier wiederum der, gegenüber den Seranesen, höhere Kunstsinn der Papua's in der weit besseren Bearbeitung des bei beiden Völkern täglich benutzten Instruments. Was ferner die Verbreitung des Saguklopfers von Bambus anbelangt, so scheint es mir, als ob dieselbe mit dem Mangel einer als Schneide verwerthbaren Steinart zusammenfiele, denn weder in Ambon noch in Süd-Seran kommt, soweit mir bekannt, hiefür brauchbares Material vor.

Der eigentliche Waschapparat war überall, wo ich ihn sah, gleich konstruirt; man lässt aber bei sorgfältigerer Arbeit das saguhaltige Wasser nach dem Passiren des Siebes noch erst durch ein Flechtwerk von Sagublättern filtriren, auf welches Fasern der Arengpalme gelegt sind (*a*). Dem Troge, in welchem das Mehl

1) l. c. II, pag. 123.

gesammelt wird, kann man selbstredend mancherlei Formen geben, und bisweilen fand ich zu solchem Zwecke ein altes Boot verwendet (*b*). Beim Mangel an süssem Wasser wird der Sagu auch wohl mit Hilfe von Salzwasser zubereitet, er ist dann aber weniger gut und verdirbt rasch [1]).

Noch vor Eintritt der Dunkelheit war das Mehl gewonnen und gingen die Leute mit Eifer an die Bereitung ihres *papeda* genannten Lieblingsgerichtes. Hiefür wird der Sagu zunächst zu einem dünnen, wässerigen Brei kalt angerührt und nun mit kochendem Wasser begossen, worauf er sogleich in eine dicke, kleisterartige Masse übergeht. Man rührt diese alsdann noch ein wenig und geniesst sie hernach mit Wasser und Salz, vielleicht auch mit Fischwasser oder irgend einer anderen, von den Ambonesen euphemistisch als „Suppe" bezeichneten Flüssigkeit, je nach Umständen als kalte oder warme Speise. Der Papeda ist so kleberig, dass er einen guten Leim abgiebt, und man begreift kaum, wie die Leute ihn essen können; doch ist er das Hauptnahrungsmittel der Alfuren, und manche von ihnen werden krank, wenn sie ihn entbehren müssen, obwohl die sesshafteren Strandbewohner Serans, gleich der Bevölkerung von Ambon und den Uliassern, sich mit den bekannten, trockenen Sagubröden behelfen können. Dem Alfuren vermag aber auch der Reis seinen Papeda nicht zu ersetzen, wenngleich er jenen als Festspeise schätzt, und so hatten denn manche meiner Begleiter kalten Sagubrei, der sich aber nicht lange hält, mitgenommen.

Dass sich die Leute unter solchen Umständen des billig gewonnenen Sagu's doppelt freuten, ist sehr verständlich, und die Stimmung im Lager wurde noch mehr gehoben, als bald darauf die Jäger zwei Wildschweine als Beute heimbrachten. Im Handumdrehen sind die ganzen Thiere auf den Geschieben des Flusses mittelst des Parangs in faustgrosse Stücke zerhackt, welche nothdürftig abgespült und reihenweise auf zugespitzten, etwa meterlangen Zweigen befestigt werden. Man legt alsdann ein Feuer an und pflanzt die besteckten Zweige ringsherum pyramidenartig in den Boden, so dass also das Fleisch einfach über der Flamme gedörrt wird und hernach ein lederartiges, bedenklich nach Rauch schmeckendes Gericht liefert. Ebenso wurden auch die Hirsche (*Cervus moluccensis*) behandelt, und wenn ich die Beute nicht vorher gesehen oder nach ihr gefragt hatte, so wusste ich niemals, von welchem Thiere das Fleisch, welches ich ass, abkünftig sei. Dennoch zog ich aber einen derart zubereiteten Braten mit trockenem Reis jeder Nahrung von Conserven, die mir jetzt bereits ungemein widerlich wurde, vor, und fast täglich nahm ich auf der Reise durchs Innere eine solche Mahlzeit.

---

1) Die erste Bearbeitung des Sagubaums wird von Ribbe in etwas abweichender Weise geschildert (l. c. pag. 208). Nach ihm soll das Mark „in zollkleine Stückchen getheilt" werden.

Es versteht sich von selbst, dass von den Schweinen genug für meine Begleitung übrig blieb, und für sie war es also heute ein wahrer Festtag bei frischem Papeda und Fleisch. Ueberall ertönte Lachen und Gesang von den lustig flackernden Feuern her, welche am Ufer des Atau und im Walde zerstreut waren, und auch mir gewährte der Verbleib an diesem Orte hohen Genuss: Ueber uns ein klarer Sternenhimmel, gegen den sich die Pflanzenformen des nahen, jenseitigen Ufers phantastisch abheben. Leuchtende Insekten erscheinen auf diesem dunklen Hintergrunde, und bisweilen erhellt ein Feuerschein die riesigen, bis 10 m. hohen, pyramidenartigen Wurzelstühle von *Pandanus* oder die schlanken, schimmernden Blätter der Rottanpalmen, welche hier beide in grosser Zahl auf dem sumpfigen Boden wachsen. Der Schein der am Ufer brennenden Holzstösse spiegelt sich im Wasser des Flusses, Funken und Rauch steigen senkrecht empor, in der Ferne zeigt sich Wetterleuchten, Kalongs flattern geräuschlos über dem Flusse; das rauschende Wasser uns zu Füssen, quackende Frösche und ungezählte, zirpende Insekten unterbrechen die Stille des schlafenden Waldes.

Wir hatten in der Nacht an der 291 m. hoch gelegenen Station weder unter Feuchtigkeit noch Kälte zu leiden und brachen von dort am 1ten April gleich nach 6 Uhr wieder auf, um unseren Weg in dem von *N* kommenden Flusse weiter fortzusetzen. Sein Bett blieb vorherrschend grandig und arm an grösseren Geschieben; einmal wurde nahe dem rechten Ufer ein etwa 100 m. hoch ansteigender Gipfel sichtbar; sonst traten anfangs nur noch hie und da sehr niedrige Hügel an den Atau heran, dann schwanden auch diese und breiteten sich zu beiden Seiten ausgedehnte, alluviale Ablagerungen aus, welche kaum über die Schottermassen des Wasserlaufes hervorragten und vielleicht öfteren Ueberströmungen ausgesetzt sind. Von einem alten Inundationsbette war indessen nichts wahrzunehmen, und dieser ganze obere Abschnitt des Flusses, in dem wir noch 2½ Stunden fortgingen, machte mit seinen zahlreichen, scharfen Krümmungen den Eindruck, als ob er einer fortwährenden Aenderung unterworfen sei. Hiemit hängt es auch wohl zusammen, dass die Zahl der durch gefallene Bäume hervorgerufenen Flusssperren gewaltig zunimmt; oft liegen sie so nahe bei einander und so dicht zusammengepackt, als wäre durch eine einzige Fluth ein ansehnliches Stück Waldes niedergerissen, und sehr häufig müssen wir den Atau verlassen, weil in seinem Bette selbst jedes Fortkommen unmöglich wird. Die Einzeichnung des Flusslaufes ist infolgedessen mit grossen Schwierigkeiten verbunden, nicht minder dass Passiren des vielerorts sumpfigen Waldes an seinen Ufern.

In den gefallenen Bäumen suchten meine Begleiter eifrigst nach Raupen und

Larven von Käfern, welche sie gerne essen, sowie auch Schlangen bei ihnen als Leckerbissen gelten; denn letztere ziehen sie sogar dem Hirschfleische vor. Unter den Raupen befanden sich Exemplare einer sehr grossen Art, die ich nachher ebenfalls auf Buru bekam und dort als zu *Cossus strix L.* gehörig kennen lernte; man brachte mir ferner einen prächtigen Bockkäfer, der später noch im Quellengebiete des Waë Uta gefangen wurde, *Xixuthrus lunicollis Lansb.*, lichtbraun gefärbt, mit zarten, braunen Längsrippen und einem an den Seiten sägeförmig gezähnten Halsschilde; ein plumper, schwarzer Käfer mit längsgerieften Flügeldecken, *Vellejus moluccanus Guér.*, den ich bereits am vorigen Tage zahlreich erhielt, lebt auch in den gefallenen Bäumen dieser Gegend.

Zur Beute meiner Träger gehörte ausserdem ein *Cuscus* (*Phalangista*, vermuthlich *orientalis*), den die Leute aus einem Baume schüttelten, wobei das grossäugige Nachtthier, welches sich von Blättern und Früchten nährt, nicht den mindesten Fluchtversuch machte und sich vergeblich mit seinem Greifschwanze festzuhalten suchte. Man band es alsdann mit dem kahlen Ende des letzteren an einen Zweig, um es lebend mitzutragen und bei Gelegenheit zu verspeisen; inzwischen verbreitete das Beutelthier einen penetranten, weithin bemerkbaren Gestank, so dass sein Eigenthümer zum Nachtrab unseres Zuges verwiesen werden musste.

Dieser blieb oftmals weiter zurück, als uns lieb war, weil die Alfuren überhaupt nicht umhin können, irgend einer Beute nachzuspüren; sie pflegen sich auch, falls sie auf längere Zeit von Hause gehen, fast gar nicht mit Proviant zu versehen, sondern die erforderliche Nahrung, hier Sagu bereitend, dort jagend, unterwegs zu beschaffen. So hatten sie denn auch während meiner Reise ihrer Ansicht nach stets zu allem Zeit, und oftmals mussten die Nachzügler herbeigerufen werden. Das geschah, indem man gegen einen Baumstamm schlug, und die auf solche Weise gegebenen Signale klangen weithin durch den Wald, gleich gut vernehmbar wie die auf Ambon und benachbarten Inseln in den Dörfern üblichen Trommelrufe.

Den Atau, welcher am Beginne des heutigen Tagemarsches stellenweise noch 60 Schritte breit war, aber alsbald auf 30 und schliesslich bis auf 20 Schritte zusammenschrumpfte, verliessen wir um 8 U. 40 M. an einem 317 m. hoch gelegenen Punkte, von dem aus in einiger Entfernung, *N* 20° *O*, ein nach *W* steil abfallender und unseren Standpunkt um etwa 300 m. überragender Gipfel sichtbar war. Während wir am rechten Flussufer in den Wald gingen, führte der Weg zunächst noch über eine kaum ansteigende Ebene nach *N W*, eine Stunde später befanden wir uns aber am Fusse des Höhenzuges, welcher die Wasserscheide zwischen Nord- und Südküste bildet, und hier traf ich zum ersten Male Klippen zer-

fressener, grauer Kalksteine anstehend, die mich freilich durch den Mangel jeglicher Versteinerung [1]) sehr enttäuschten.

Ueber verschiedene, kleine Stufen und ein schmales Grat hin wendet sich der Pfad alsdann wieder nach *N O*, und bald hört man zur Linken den Usua rauschen [2]), einen Zufluss des Pia, welcher letztere sich westlich vom Tana, zwischen Warakaja und Rumasosal, in die Elpaputibai ergiesst, und zu dessen Quelle wir nun emporsteigen, ohne freilich auf dem weiteren Wege dahin die Wasserader selbst zu Gesichte zu bekommen. Zunächst folgen noch ein paar bedeutendere Bodenwellen mit ziemlich steilen Hängen, und von dort aus zeigt sich beim Anstiege zur Rechten, etwa eine halbe Wegstunde entfernt, ein Berg, welcher am Atau liegen dürfte; dann tritt die Kalksteinformation wieder in mächtigen, quaderartig zerklüfteten Felsmassen auf, hie und da in ungefähr 20 m. hohen Abstürzen den Pfad überragend, und von jetzt ab führt derselbe stätig und nicht gerade steil den Berg hinan. Dennoch ist das Gehen mühsam, denn fortwährnd steigt man über nicht sonderlich hohe, aber schroffe, stufenartige Absätze, welche von dem genannten Gesteine gebildet werden, und dazwischen ist der Boden vielfach sehr schlammig.

Um 1 U. 45 M. befinden wir uns an einem Punkte, an dem die Kalksteine abermals in mächtigen Blöcken und mauerartiger, etwa 20 m. hoher Wand am Wege anstehen, während ein wenig unterhalb des letzteren aus den Klüften dieser Formation der Usua entspringt, in dessen *S W* gerichtete Schlucht man hinabblickt. Die betreffende Bildung begleitet dann noch eine grosse Strecke den weiter aufwärts führenden Pfad, bis wir sie überschreiten, um hart an der Grenze dieser ausgedehnten Kalksteinpartie, am Ufer eines namenlosen Baches, um 2¼ Uhr unter heftigem Regengusse die Station zu errichten.

Der Rücken, auf dem wir uns in 663 m. Meereshöhe befinden, trägt den Namen Gunung Lumute, weil hier alles mit Moos bewachsen ist; doch bildet dieses nicht solche zusammenhängende, dicke Polster, wie sie früher vom Wawani beschrieben wurden; *Homalia flabellata Brid.* und die fein verzweigte *Bryopteris filicina Nees* schienen mir zu den am häufigsten vorkommenden Pflanzen zu gehören. Der Verbleib an diesem Orte war indessen wenig erquicklich und gehört zu

1) Mikroskopisch sind diese Gesteine allerdings noch nicht untersucht, und ihre Altersbestimmung lässt sich vorläufig nicht ausführen. Auch soll nicht behauptet werden, dass die Kalksteine, welche sich bis zur Nordküste der Insel verfolgen lassen, alle gleichwerthig seien.

2) v. Rosenberg nennt diese Gegend *Batuliang*, und der *Usua* scheint mit seinem *Ajer Batuliang* identisch zu sein (Beschrijving etc. pag. 164); die Bezeichnung v. Rosenberg's rührt von den mit Höhlungen versehenen Kalksteinfelsen her. — Später schreibt v. Rosenberg *Hatu-Liang* und nennt er das betreffende Gewässer *Suné*, während *Ajer Batuliang* früher von ihm als Zufluss des letzteren angeführt ist (Mal. Archipel, pag. 307). Mir scheint die ältere Angabe mehr Vertrauen zu verdienen als die spätere Umarbeitung des Berichtes.

den unangenehmsten Erinnerungen meiner Reise; denn bald nach unserer Ankunft sassen wir in einer dicken Wolke, bis es um 5½ Uhr wieder zu regnen begann, während die untergehende Sonne mit schwefelgelbem Scheine durch das Laub des Waldes hin von uns Abschied nahm. Alles ist feucht, so dass trotz unseres Schutzdaches kein Faden am Körper trocken bleibt; die nasse Kälte ist kaum zu ertragen, und die armen Alfuren zittern am ganzen Leibe, als ob sie vom heftigsten Fieberfroste geschüttelt würden; niemand spricht ein Wort, dagegen hört man in der Nacht überall husten. Welch ein Gegensatz zum gestrigen Tage!

Am 2ten April stiegen wir um 6 U. 25 M. morgens den G. Lumute weiter hinan, unter ähnlichen Verhältnissen wie am verflossenen Tage, und um 7 U. 50 M. hatten wir seinen Gipfel erreicht. Dort wandte sich der Weg nach *N W*, um eine Strecke weit in nahezu gleichem Niveau fortzuführen, auf einem gelben, oftmals morastigen Verwitterungsboden, unter moosbehangenen Bäumen und hart am Rande einer tiefen Schlucht hin, über die hinaus zur Rechten ein hohes Gebirgsland sichtbar wurde. Wir befanden uns auf der Wasserscheide, und der erwähnte Abgrund gehört wohl ohne Zweifel zum Quellengebiete des westlich von Pasania mündenden Waë Uta; nach weiteren 25 Minuten Gehens erblickten wir dann das Meer der Nordküste, von einem Gipfel des G. Lumute aus, welcher den Namen Koroluhuë trägt und 833 m. hoch ist.

Mit gespannter Erwartung hatte ich diesem Augenblicke entgegengesehen, denn von verschiedenen Seiten war mir gesagt worden, dass man von hier eine freie Aussicht nach *N* und *S* habe; aber leider fand ich dieselbe zum grossen Theile durch die Vegetation verhüllt. Hätte ich das ahnen können, so wäre es wohl möglich gewesen, dem Uebelstande im voraus durch das Fällen einiger grosser Bäume abzuhelfen, und sicherlich hätte auf diese Weise das Verständniss der Relieformen des Landes wesentlich gefördert werden können; jetzt blieb aber für solche Arbeit keine Zeit. Ein imposanter, dicht bewaldeter Höhenzug im Vordergrunde, ein welliges Hügelland, welches hie und da durch den Wald zu unseren Füssen sichtbar wird, unbedeutende Ausschnitte aus der fernen Meeresfläche, aus der eine Reihe kleiner Inseln hervortaucht — das alles lässt die Grossartigkeit des Panorama's, welches der Koroluhuë unstreitig zu bieten vermag, nur ahnen.

Der Gebirgsrücken vor uns trägt den Namen Maote. Einer seiner Gipfel, welcher *N* 50° *O* sichtbar wird, fällt sehr steil in verschiedenen Stufen nach *N W* ab und dürfte unseren Standpunkt um etwa 200 m. überragen; ein gleich hoher, kuppenartiger Berg befindet sich ferner *S* 75° *O*, und mehrere, weniger isolirt aufragende, etwas niedrigere Spitzen zeigen sich noch in dem beide genannten Höhen verbindenden Rücken. Es giebt aber für keinen dieser Punkte einen besonderen Namen, und schlage ich deswegen vor, den erstgenannten Gipfel Rosenbergskopf,

den zweiten HOËVELLSBERG zu nennen, nach den beiden um die Erforschung der Molukken so sehr verdienten Männern, dem bekannten Reisenden und dem derzeitigen Residenten von Ambon. Von der Küste, welche die Bucht von Sawaï umgiebt, erblickte man nur die Gegend von PASANIA, mit einigen der dort vorspringenden Landzungen, und dahinter, fast genau *N*, die kleine Insel TJAMPEDA.

Hier auf der Höhe, angesichts des Meeres, wurde sechs jungen Leuten von etwa 16 Jahren der Tjidako angelegt, wodurch man sie zu Männern erklärte. Es geschah dies durch Mitglieder ihrer Familie, und der Regent von PULAPA, welcher sich unter meiner Begleitung befand, rief den *upu lanit* (Herrn des Himmels) hierbei an, was ich anfangs dem Umstande zuschrieb, dass die Leute Christen geworden seien; doch ist der *upu lanit* einer der alfurischen Geister, welcher mit unserem Gottesbegriffe gar nichts zu schaffen hat, und die betreffenden Seranesen sind nur äusserlich Christen. Aber ihren Tjidako wollen und können sie nicht entbehren, was jeder begreiflich finden wird, welcher die Leute im Walde beim Saguklopfen und anderen Arbeiten beobachtet hat, während nach mir gegebener Versicherung die Prediger dem Tragen dieses Kleidungsstückes entgegenarbeiten und das Anlegen desselben im Dorfe verhindern. Mir ist es indessen unverständlich, weswegen bei den zum Christenthume übergehenden Seranesen jeder alte, heidnische Brauch ausgerottet werden soll, auch wenn er mit der Lehre selbst nichts zu schaffen hat; denn wie würde es wohl mit unseren eigenen Sitten stehen, wenn die Apostel Europa's ebenso gehandelt hätten! Wozu den seranesischen Christen zwingen wollen, dass er mit allen Ueberlieferungen seines Volkes bricht? Kurzum, es war nach Anlass solcher Maassnahmen seitens der Prediger, weswegen die Festlichkeit hier auf dem Gipfel des Gebirges stattfand. Mit einigen Freudenschüssen wurde die Ceremonie beschlossen.

Mittlerweile war es 9 U. 20 M. geworden, und nun begannen wir den Abstieg. Es stellte sich dabei alsbald heraus, dass das Gehänge des Koroluhuë ein ähnlich stufenartiges Profil habe wie der Rosenbergskopf, welcher auf dem Wege abwärts noch wiederholt zu Gesichte kam, mit leuchtend weissen, schroffen Felswänden unterhalb seines Gipfels, die mich lebhaft an den Massohi im nördlichen Kairatu erinnerten. Gleich steil ist auch der Abhang, an dem wir hinunterkletterten, denn ich schätzte seine Neigung, soweit sich diese auf solchem Wege überhaupt beurtheilen liess, im Mittel auf 35°; doch beträgt sie an manchen Stellen sicherlich mehr. Wären nicht die zahlreichen Stufen, und verdeckte nicht der Wald den Ausblick in die Tiefe, so würde man wohl kaum gewagt haben, da hinabzusteigen, zumal derzeit alles feucht war und der Fuss jeden Augenblick auf dem Geäste des Waldbodens ausglitt. Selbst einige Alfuren fielen auf die Nase, und nicht selten hatte ich die Empfindung, als ginge es an den Wurzeln wie auf einer Leiter

hinunter. Bei trockenem Wetter lässt sich das alles gewiss leichter überwinden, unter den herrschenden Umständen aber förderten wir ungemein langsam, und kurz nach 11 Uhr befanden wir uns erst an einem Punkte, an dem die Neigung des Bodens abnahm. Zahlreiche abgefallene Früchte von hier wachsenden Canariebäumen luden uns einige Augenblicke zur Rast ein; dann langten wir um 12 U. 15 M. am Waë Losa an, einem Nebenflusse des W. Uta, dessen Lauf entlang wir weiterhin zur Nordküste gehen mussten.

Im Bette des etwa 10 Schritte breiten, nach *N* fliessenden Wildbachs fand ich unter anderen grosse Blöcke eines schönen, weiss und grau gefleckten Marmors, aber gleichzeitig empfing uns ein fürchterlicher Regenguss, und die Aufnahme der sehr instruktiven, geognostischen Profile, welche daselbst zu beobachten sind, liess sich nur mit grossen Mühen und Umständen verrichten. Endlich gegen 2 Uhr war die Untersuchung, für deren Resultate ich auf den zweiten Theil dieses Werkes verweisen muss, abgelaufen, und konnte die Reise jenseits des Losa bei etwas besserem Wetter fortgesetzt werden. Wenn wir aber geglaubt hatten, die Schwierigkeiten des Abstieges seien bereits überwunden, so fanden wir uns in dieser Erwartung arg getäuscht; denn nun folgen wieder Kalksteinpartieen in ähnlichem Wechsel, wie wir sie am jenseitigen Abhange des Lumute angetroffen, und der Waldboden ist dazwischen vielfach mit gelbem und braunem Schlamm bedeckt, welcher das sichere Auftreten sehr beeinträchtigt. Zunächst durchwateten wir noch einen zweiten Wildbach, der ebenfalls Waë Losa genannt wird, aber ein Zufluss (oder Arm?) des erst passirten Wasserlaufes ist, von dem er in dieser Gegend nur durch einen sehr kurzen Zwischenraum geschieden wird; dann ging es steil zum W. Uta hinab, woselbst wir um 2 U. 40 M. eintrafen.

Der Fluss ist an diesem Orte, in 232 m. Meereshöhe, noch ein schäumender Wildling, und in zahlreichen, kleinen Fällen zwängt er sich durch die schroffen Kalksteinfelsen, in die er sein Bett eingeschnitten hat. Nach dem Ueberschreiten desselben nimmt dann die Neigung des Bodens ab und werden die Kalksteinpartieen seltener, aber hier hat sich doch auch eine Reihe kleiner Bäche eingegraben, so dass es noch wiederholt an steilen Hängen auf und ab geht. Diese unbedeutenden, namenlosen Wasseradern fliessen alle ostwärts und gehören wohl ohne Zweifel zum Quellengebiete des Uta; wir kreuzen deren sechs, um an der letzten um 4¼ Uhr die Station zu errichten.

Seit dem Waë Losa waren wir ungemein rasch gefördert, abwechselnd im Regen oder im dicken Nebel, so dass schon gegen 4 Uhr unter dem Laubdache eine starke Dämmerung herrschte und nicht mehr viel zu sehen übrig blieb; wir hätten denn auch gerne früher Halt gemacht, in dem morastigen Walde liess sich indessen nirgends ein zum Uebernachten geeigneter Platz finden. Jetzt war aber

das Gebirge überwunden, denn wir lagerten in nur 106 m. Meereshöhe, in unmittelbarer Nähe des *N* 80° *O* gelegenen Rosenbergskopfes, welcher von der Station aus wiederum das stufenartige Profil zeigte und nach *N* mit einer mittleren Neigung von 35° abfällt.

Die Arbeit war übrigens noch nicht vollbracht, denn alle an diesem Tage gesammelten Gesteine mussten von neuem verpackt werden, weil ihre Hüllen durch die Nässe und den raschen, übereilten Transport sehr gelitten hatten. Zum Ueberflusse ging das zum Einwickeln erforderliche Papier aus, und dies Material, welches man in kulturentrückten Gegenden bald als ein kostbares Gut schätzen lernt, liess sich an Ort und Stelle nicht wieder ersetzen. Pisangblätter, welche nach vorhergegangener Erhitzung über Feuer ihre Zerbrechlichkeit verlieren und dann ebenfalls zum Verpacken dienen können, waren hier im Walde selbstredend auch nicht zu bekommen, und infolgedessen verursachte ein so einfaches Geschäft, wie es die gute Verwahrung gesammelter Gesteinsproben ist, ganz ausserordentliche Schwierigkeiten. Ich betrachte es noch heute als einen glücklichen Zufall, dass keine der an die Handstücke gehefteten Nummern verloren ging. Bei ähnlichen Reisen ist es daher anzuempfehlen, Pergamentpapier als Packmaterial mitzunehmen; zwar leistete ein in Indien fabricirtes, festes Papier, welches ich vor allem benutzte, auch gute Dienste, doch war es keineswegs allen Unbilden der Witterung gewachsen, während die Verwendung von gewöhnlichen Zeitungen nicht genug abgerathen werden kann.

Nachdem wir am 3ten April um 6 U. 30 M. wieder aufgebrochen, führte der Weg zunächst über ein kurzwelliges Terrain im Walde abwärts, zur Linken des Waë Uta hin, den man wiederholt rauschen hörte; dann gelangten wir an ein ausgedehntes, altes Inundationsbett des Flusses und um 7 U. 20 M. standen wir an seinem Ufer. Hier überraschte mich ein Landschaftsbild von hoher Schönheit: Im schotterreichen, etwa 100 Schritte breiten Bette eine eilende Wasserader, die letzteres etwa zur Hälfte erfüllt und an manchen Orten durch grosse, gefallene Bäume aufgehalten wird, ein üppiger Wald an den Ufern des Stromes und darüber hinaus ein prächtiges Bergland zu seiner Rechten. Dort erblickt man die kühnen Formen des Rosenbergskopfes, dem sich ein allmählig nach *N* abfallendes, vielgipfeliges Gebirge vorlagert, und weiter flussaufwärts, den Hintergrund abschliessend, erhebt sich *S* 25° *O* ein schroffer Gipfel, dessen Spitze ein Profil mit 50° Neigung nach *N W* kehrt, während seine Basis hier einen Böschungswinkel von nur 20° zeigt und sich scharf von jenem abhebt. Vermuthlich ist dies der Koroluhuë, an dem wir am vorigen Tage heruntergeklettert waren.

Leider konnten wir dem Laufe des Uta nicht folgen; wir verliessen ihn wieder

um 8 Uhr und gingen nun bis zum Nordstrande der Insel stets über alluviale Ablagerungen hin, welche sich zur Linken des Flussbettes ausbreiten und hier, wie es scheint, eine weite Ebene bilden. Denn nirgends war an dieser Seite des Stromes die geringste Erhebung des Bodens wahrzunehmen, und die einzige Höhe, welche auf dem ganzen Wege sichtbar wurde, lag etwa ½ Wegstunde vom Meere entfernt, hart am rechten Ufer des Uta, an dem sie in einem steilen, ungefähr 100 m. hohen Absturze endigt. Indessen berührte der Pfad, wenn ich von einem solchen reden darf, den Fluss nur selten; desto häufiger passirten wir kleine Bäche, welche dem letzteren zufliessen, und der Boden war überall sehr sumpfig. Darauf wucherte ein üppiger Wald, den echt tropischen Charakter in verschwenderischer Fülle und grilligem Durcheinander entfaltend, und nirgends sonst sah ich Pandanus und Rottanpalmen in solcher Zahl und solcher Entwicklung wie in dieser Gegend; daneben fiel mir wieder die schon früher erwähnte Palme mit eigenartig dreiseitigen, fächerartigen Fiedern (*Drymophloeus spec.*) durch ihre Häufigkeit auf. Aber bei der Schönheit der Tropen machte sich auch eine ihrer Plagen in unerquicklichster Weise bemerkbar, denn die unangenehm drückende Luft war erfüllt von Mosquitos, welche uns fast keinen Augenblick still zu stehen gestatteten und eine genaue Aufzeichnung der Wegrichtung durchaus unmöglich machten, trotz vielfacher Versuche, die lästigen Insekten durch Schlagen mit Zweigen zu vertreiben. Dadurch ward mir jeder Naturgenuss verkümmert, und nirgends ist auch meine Wegroute so unvollständig festgestellt, wie auf dieser letzten Strecke zum Nordstrande hin.

Uebrigens würden wir die Reise in dieser Jahreszeit kaum bis zur Küste haben fortsetzen können, wenn wir nicht Tragstühle mitgeführt hätten, die uns hier ganz vorzügliche Dienste leisteten; denn solche Moräste, in welche die Leute fast bis zum Knie einsanken, und in denen das schlammige Wasser den Trägern oftmals bis zum Leib reichte, lassen sich nur barfuss passiren, während einem Schuhe, wie ich später erfahren habe, alsbald in Fetzen auseinander fallen. Wer aber nicht gewohnt ist, auf blossen Füssen zu gehen, dem bieten sich tausenderlei Hindernisse in verdeckten Zweigen, scharfen Wurzelenden und dornigen Pflanzentheilen, welche im Schlamme verborgen liegen und auch den Eingeborenen häufig nöthigen seinen bodensuchenden Fuss zurückzuziehen. So ging es denn Schritt für Schritt, aber fast ohne Aufenthalt vorwärts, bis um 1 U. 25 M. das Meer, ganz nahe der Mündung des Waë Uta und an seinem linken Ufer, glücklich erreicht war. In der Trockenzeit bestehen indessen die Sümpfe dieser Gegend gar nicht, und alsdann lässt sich der Weg durch die Ebene am Nordstrande ohne Mühe zurücklegen.

Welche Freude beim Anblick der Wasserfläche! Jeder eilt, seinen beschmutzten Körper in den Wellen zu reinigen; einige Leute springen sofort ins Meer,

ohne auch nur erst ihr Gewehr fortzulegen, mit dem sie lustig in der Brandung den Tjakalele tanzen. Alle Sorgen und Mühen der letzten Tage sind vergessen!

Wir hatten für den Weg von Rumasosal nach der Nordküste 7 Tage gebraucht, vom 28ten März bis zum 3ten April, aber es ist dabei in Rechnung zn ziehen, dass meine Reise durch die unterwegs anzustellenden Untersuchungen vielfach verzögert wurde und ich also im ganzen nur sehr langsam förderte. Der Europaeer wird indessen, wenn er sich nicht überanstrengen will, auch ohne solche Arbeiten mindestens 3 Tage auf die Durchquerung der Insel in dieser Richtung verwenden müssen, denn der alfurische Postläufer, den wohl keiner überbieten will, gebrauchte früher auch, falls er nicht durch besonders ungünstige Umstände aufgehalten wurde, 2—3 Tage.

---

9. IN DER ABTHEILUNG WAHAÏ.

Die Bai von Sawaï, in welche der Waë Uta ausmündet, schneidet tief in die Nordküste Serans ein, im *N W* vom Tandjung Paa, im *N O* vom Tj. Pamali begrenzt; genannt ist sie nach dem Orte, welcher ganz in ihrem Innern an einer kleineren Bucht gelegen ist. Letztere, welche als die Binnenbai von Sawaï bezeichnet werden mag, wird im *N O* durch eine breite, hügelige und weit vorspringende Landzunge abgeschlossen, während westlich von ihr ein Ausläufer des hohen Gebirgslandes der Insel ans Meer stösst, um mit senkrecht abstürzenden Klippen am Kap Hatu Supun [1]) zu endigen. Dadurch wird jene Binnenbai von der Bucht von Slemann geschieden, so genannt nach dem an ihrem westlichen Ufer gelegenen Dorfe; etwas weiter nach Westen folgt dann zunächst Pasania und darauf, eine halbe Stunde Ruderns von ihm entfernt, die etwa 200 Schritte breite Mündung des W. Uta. Hart am rechten Ufer dieses Flusses beginnt das Gebirge, welches die ganze Küste von hier aus bis nach Sawaï unmittelbar begrenzt und unfern des südlichen Ufers der Bucht von Slemann im gleichnamigen Berge bis zu etwa 800 m. ansteigt. Oestlich von Sawaï zieht es sich als hoher Gebirgsrücken ins Innere der Insel, scharf geschieden von dem niedrigen Hügellande, welches ihm nördlich von der erwähnten Binnenbai vorgelagert ist.

Der Gesammtcharakter der Landschaft rief mir lebhaft die Nordküste von Kairatu, unfern der Mündung des Sapalewa [2]), ins Gedächtniss zurück, wenn auch die Contouren des Gebirges mehrfach an vulkanische Kuppen und Kegel erinnern.

---

1) Man vergleiche die Abbildung v. Rosenberg's, welcher den betreffenden Berg *Subun* nennt (Malay. Archip. pag. 301).

2) vgl. oben, pag. 167.

Seine Gipfel, nicht selten mit Wolkenschleiern behangen, sind von einem üppigen, dunklen Walde bedeckt, welcher sich in den Wasserrissen thalwärts zieht, um am Meere als lichtgrüner Ufersaum zu endigen. Dazwischen erscheinen überall spärlich bewachsene Klippen und kahle, graue, hie und da weiss betupfte, steil abfallende Felswände, während gewaltige, flachkegelige Schutthalden an den Gehängen herablaufen, mit breitem Fusse den Strand berührend.

Für die Ansiedelungen der Menschen blieb in dieser Gegend nicht viel Raum, so dass die Häuser von Sawaï sogar zum Theil auf Pfählen in einem seichten, zur Ebbezeit trockenen Abschnitte der Binnenbai errichtet werden mussten. Auch die Prauen können daselbst nicht alle ans Land gezogen werden, und so hat man denn manche von ihnen auf Gestelle im Meere gelegt, welche über die Hochwasserlinie hervorragen. Die geschützte Lage der durch hübsche Korallenfelder ausgezeichneten Bucht ermöglichte derartige Maassnahmen, welche bei einer mehr exponirten Küste selbstredend nicht zulässig sein würden. Zwischen Pasania und Slemann wird ferner nur zur Ebbezeit ein schmaler Ufersaum blossgelegt, während bei Hochwasser die Verbindung beider Orte längs des Strandes abgeschlossen ist; Slemann selbst verfügt dagegen über einen Küstenstreifen von etwas grösserer Ausdehnung, wie denn überhaupt das ganze Innere der dortigen Bucht von einem sandigen Strande umgeben ist, auf welchem mir die dunkelrothen Stöcke der Orgelkoralle (*Tubipora musica Lin.*) durch ihre grosse Häufigkeit besonders auffielen.

Dieser Punkt ist, vom malerischen Standpunkte aus betrachtet, wohl das Bedeutsamste der ganzen Gegend; denn zu dem imposanten Gebirgslande, dessen allgemeiner Charakter schon skizzirt wurde, gesellt sich hier der leuchtend weisse, von einzelnen Klippen unterbrochene Ufersaum, eingeschlossen von einer üppigen Waldung, deren Bäume sich nicht selten über die Wasserfläche hinneigen, und in der die zierlichen Casuarinen wiederum eine eigenartige Zierde bilden. Auch eine kleine, bewachsene Insel liegt ganz nahe dem Orte im tiefgrünen Meere, welches dort, wo es unfern des Ufers ein seichtes Korallenriff überströmt, einen prächtigen, blauen Ton annimmt; Farben- und Formenreichthum vereinigen sich hier zu einem Bilde von grosser Schönheit (Taf. 21). [1])

Alle drei genannten Orte, Sawaï, Slemann und Pasania, werden von Mohammedanern bewohnt, doch giebt es an der Bucht von Sawaï auch noch eine Anzahl alfurischer Dörfer, und unmittelbar nach unserer Ankunft am Nordstrande, die auf mir unbegreifliche Weise schon sogleich weithin bekannt geworden war, machten einige aus heidnischen Orten, am westlichen Ufer der Bucht von Sawaï, herüber-

1) Die Photographie vermag diese Schönheit allerdings nicht auszudrücken, da dem Bilde das Kolorit fehlt und es zudem nur einen unbedeutenden Ausschnitt aus der Landschaft liefert.

gekommene Regenten ihre Aufwartung. Obwohl sie kein Wort Malayisch verstanden, waren sie doch nach Art der Mohammedaner gekleidet, und von den Bewohnern der Nordküste Kairatu's unterschieden sie sich nur dadurch, dass ihr wenig verschnittenes, krauses und buschiges Haar einer gewaltigen Mähne gleich um den Kopf abstand, wobei die kleine, goldgestickte Mütze auf ihm gleich dem Cerevis eines deutschen Studenten thronte. Sonst waren sie den Alfuren der Südküste durchaus ähnlich, was sich um so besser konstatiren liess, als sie mit meinen Begleitern zusammensassen, so dass ich beide Gruppen von Leuten genau vergleichen konnte. Es steht das somit im Einklange mit der schon früher in Nuniali über die Bevölkerung der Nordküste gemachten Beobachtung.

Sodann befinden sich noch alfurische Niederlassungen an der Binnenbai von Sawaï, MASSISIHULAN am steilen Hange des hinter letztgenanntem Orte aufsteigenden Gebirges sowie RUMAOLAT, welches nordöstlich von Sawaï, aber in seiner unmittelbaren Nähe, in der Ebene am Strande, gelegen ist. Diese Dörfer sind dem Herrscher von Sawaï untergeben, obwohl auch der Häuptling von Massisihulan gleich letzterem den erblichen Titel eines Radja's führt. Ihre Regenten tragen eine kurze, schwarze Jacke mit bunter Stickerei, wie ich sie späterhin auch bei den Alfuren von Buru sah, ausserdem ein buntes Beinkleid (als *slaapbroek* in Indien bekannt) und um den Kopf ein Tuch, welches jederseits in einer Spitze absteht. Sie machten in dieser kleidsamen Tracht einen guten Eindruck, und namentlich der elastischen Gestalt des Radja's von Massisihulan standen Jacke und Kopftuch vortrefflich zu dem hageren, schmalen Gesichte, aus dem ein Paar Augen mit seltsam durchdringendem Blicke hervorsahen. Die Kapalasoa's waren gekleidet, wie es sonst in mohammedanischen Orten üblich ist, und die gewöhnlichen Leute begnügten sich mit einem Sarong und dem Kopftuche, während ihr Oberkörper ganz unbedeckt blieb.

Die Niederlassungen der Alfuren am Nordstrande dieser Gegend habe ich leider nicht besuchen können; ich sah nur während eines Aufenthaltes in Sawaï einige ihrer Bewohner, und so bin ich nicht in der Lage, über ihre Dörfer Näheres mittheilen zu können [1]). Die Häuser der mohammedanischen Orte Sawaï, Slemann (Taf. 9, Fig. 1) und Pasania bieten aber kein besonderes Interesse, denn es sind meist elende Atappwohnungen von ähnlicher Bauart wie in den Stranddörfern der Südküste, hie und da mit einem vorspringenden, durch einige rohe Pfähle gestützten Dache als Schutz gegen Regen und Sonne versehen. Nur diejenigen der Dorfshäupter machen selbstredend eine Ausnahme und nähern sich den Häusern, welche man bei solchen Würdenträgern auf Ambon zu sehen pflegt, aber sie bleiben doch immerhin

1) Zu van Doren's Zeit wohnten die Alfuren von Massisihulan in Höhlen (Fragmenten I, pag. 148).

so primitiv, dass man z. B. in der Regentenwohnung von Pasania jedes Fenster vermisst, während der Hausrath fast gänzlich fehlt und schwarze oder braune Ziegen, wie überall in dieser Gegend, ungestört durch sämmtliche Räume trotten. Ich erhielt bei diesen, mit so stolzem Titel versehenen Leuten stets den Eindruck, als seien sie bis auf die allerletzten, unentbehrlichsten Gegenstände gepfändet worden, und von allen den armseligen Regenten, welche ich auf meinen Reisen sah, und die sich oftmals so durchaus lächerlich im Scheine der ihnen verliehenen Würde ausnehmen, sind diejenigen der Nordküste Serans wohl die armseligsten — zugleich die unverschämtesten.

Die obigen, allgemeineren Betrachtungen habe ich vorausgesandt, um dem Leser den Ueberblick zu erleichtern; sie sind das Resultat von Beobachtungen und Erfahrungen, welche ich nicht nur während meines ersten Aufenthaltes an der Bucht von Sawaï machte, sondern ausserdem bei Gelegenheit einer zweiten, dorthin von Wahaï aus unternommenen Reise. Der Faden der Erzählung möge nach dieser Abschweifung wieder aufgenommen werden:

Bei der Ankunft an der Nordküste der Insel war unsere Lage keineswegs beneidenswerth, weil wir uns dort vorläufig ohne jede Hilfe befanden. Ein Brief, den wir bereits vor Tagen aus dem Innern an den Regenten von Pasania gesandt hatten, damit er ihn an den Kommandanten von Wahaï besorge, war von jenem nicht befördert worden — angeblich, weil man die Botschaft nicht begriffen habe, thatsächlich wohl nur deswegen, weil der genannte Würdenträger, wie wir später erfuhren, in seinem eigenen Dorfe kaum etwas zu sagen hat, und er derzeit vielleicht um so minder einen bereitwilligen Boten für Wahaï finden konnte, als die Mohammedaner Fasten (*puasa*) hatten. Ueberhaupt zeigten sich diese Leute, beim Mangel einer officiell von Wahaï aus an sie ergangenen Aufforderung, wenig geneigt, unseren Wünschen nachzukommen, und es war das um so schlimmer, als wir den anfänglichen Reiseplan hatten ändern müssen. Während es nämlich früher in meiner Absicht lag, nach kurzem Aufenthalte an der Bucht von Sawaï auf demselben Wege, auf dem ich die Insel durchquert hatte, nach Amahei zurückzukehren, so erklärte mir der Posthalter schon bei der Ankunft im Bette des Waë Losa, dass es ihm völlig unmöglich sei, nochmals die Strapazen dieser Landreise auszustehen; er wolle nach Wahaï gehen, um von dort auf einem anderen Wege Amahei wieder zu erreichen — wenn es ihm auch sein Amt kosten solle. Augenscheinlich lag hierin keine Uebertreibung, und auch mein Dolmetsch fühlte sich nicht im stande, über den Lumute zurückzukehren, denn er war schwer erkrankt, so dass ich ihn später in Wahaï endgültig entlassen und nach Ambon heimsenden musste. Aus solchen Gründen war denn bereits am 2ten April, nach

dem Abstiege vom Koroluhuë, die Rückreise nach Amahei längs des alten Postweges aufgegeben worden, und die Alfuren hatten diesen Beschluss mit grossem Freudengeschrei begrüsst, weil er auch sie der Mühe enthob, nochmals schwer beladen das Gebirge zu passiren. Wir beabsichtigten also nun zunächst nach Wahaï zu reisen, um dort mit Hilfe des Kommandanten der Abtheilung andere Pläne zur Ausführung zu bringen, aber — wie hingelangen, da wir weder Geld noch Waaren besassen und ganz auf die unwilligen, fastenden und indolenten Mohammedaner angewiesen waren?

Nach einigen Umständen glückte es, vorläufig in Pasania ein Unterkommen zu finden; doch erkannten wir bald, dass mit dem dortigen Regenten durchaus nichts zu erreichen sei. Der Ort, welcher ungefähr 100 Einwohner zählen soll, war überhaupt für meine Zwecke so ungünstig wie möglich gelegen, weil die freie Bewegung im Westen durch den nahen Waë Uta, im Osten durch das Gebirgsland behindert wurde und ein Besuch des benachbarten Slemann nur bei Niedrigwasser zu Fuss unternommen werden konnte, während zu anderen Zeiten die Beschaffung einer Prau nebst Bemannung jedesmal mit grossen Schwierigkeiten gepaart ging. Wir waren aber auf die Bevölkerung von Slemann angewiesen, da nur sie uns ein für die Fahrt nach Wahaï brauchbares Boot liefern konnte, und der Regent dieses Ortes liess sich denn auch gegenüber dem Posthalter bereit finden, uns am folgenden Tage weiter zu befördern.

Aber vergebens warteten wir am Morgen des 4ten April, welcher regnerisch und so dunkel wie ein europaeischer Wintertag war, auf das Fahrzeug, mit dem uns der Orangkaja von Slemann aus Pasania abholen lassen sollte, so dass ich mich endlich um 10 Uhr entschloss, allein mit dem Dolmetsch nach erstgenanntem Dorfe aufzubrechen, um den Regenten zur Rede zu stellen. Die ganze Bevölkerung von Slemann lief selbstredend bei unserer Ankunft zusammen; der Orangkaja empfing uns höflich in der Vordergallerie seines Hauses, aber ich weigerte mich, bei ihm Platz zu nehmen, bevor die Angelegenheit, um derentwillen ich gekommen, geordnet sei. Auf die Frage, weswegen er sein Versprechen nicht gehalten, bekam ich nun allerlei ausweichende Antworten: es habe geregnet, man habe keinen officiellen Bericht über meine Persönlichkeit erhalten, jeder Ruderer verlange einen Tagelohn von 3½ Gulden u. s. w. — Kurzum, es war ganz offenbar, dass der Regent uns nicht helfen wollte, und das vergnügte, wohlgefällige Lächeln, mit dem er jede seiner Ausflüchte begleitete, versetzte mich in eine sehr gereizte Stimmung, während mir zugleich klar wurde, dass hier mit Güte gar nichts zu erreichen sei. Ich beschloss deswegen alles auf Eine Karte zu setzen, und obwohl ich hier nichts zu befehlen hatte, so verlangte ich doch einfach in barschem Tone und mit einer nicht misszuverstehenden Geberde, dass man

sogleich ein Boot zu Wasser lassen sollte. Die Wirkung war eine wunderbare; denn nun beeilte sich der Regent, seinen Leuten die strengsten Befehle zu ertheilen und deren sofortige Ausführung persönlich mit mir am Strande zu überwachen, so dass nach Ablauf einer Viertelstunde in der That die grösste der vorhandenen Prauen im Meere lag.
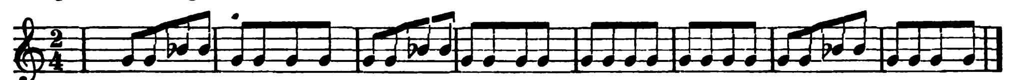
Die weitere Folge war, dass der hohe Herr gute Freundschaft mit mir schloss, und da das Boot noch aufgetakelt und die Bagage eingeladen werden musste, so willigte ich ein, bis zu Abfahrt nach Wahaï als Gast bei ihm zu bleiben. Ich liess also das ganze Gepäck während der mittlerweile eingetretenen Ebbe durch unsere von der Südküste mitgekommene Begleitung nach Slemann bringen; dann wurden die Leute von der Elpaputibai, deren Anwesenheit vielleicht auch dazu beigetragen hatte, den Orangkaja einzuschüchtern und meinen Worten in den Augen des furchtsamen Mannes den nöthigen Nachdruck zu verleihen, entlassen. Sie hatten sich mit ihrem besten Schmucke angethan und beabsichtigten nun noch einigen alfurischen Dörfern der Nordküste Besuche abzustatten, um sich dort Schüsseln auszubitten, und zwar ganz bestimmten Ortschaften (vermuthlich solchen, mit denen sie in *pela* stehen), deren Bewohner das Gleiche in den entsprechenden Dörfern der Südküste thun, falls sie dorthin kommen. Es gilt das als ein Ersatz für die Kopfjagd, denn in früheren Zeiten kehrten die Alfuren von einer derartigen, grösseren Reise niemals ohne einen erbeuteten Kopf heim, und auch jetzt noch fand der Posthalter es nöthig, die Leute zu ermahnen, dass sie friedsam nach Hause zurückgehen sollten.

Um günstigeren Wind zu bekommen, beschlossen wir die Reise nach Wahaï bis zur Frühe des 5ten April aufzuschieben, und infolgedessen lernte ich Slemann noch etwas näher kennen. Ich sah dort wieder verschiedene Matakau's, unter anderen ein vierseitiges, gitterartiges Holzgestell, welches in beträchtlicher Höhe um den Stamm einer Cocospalme angebracht war und einem etwaigen Diebe Leibschmerzen besorgen sollte, sodann zwei kleine Bögen mit darin festgebundenen Pfeilen, einem Kinderspielzeuge ähnlich und vor einer Wohnung in einen zerspaltenen Stock geklemmt. Auch dies galt als Bedrohung für einen gelegentlichen Eindringling, welcher hiedurch solche Schmerzen bekommen sollte, als ob er mit einem Pfeile verwundet worden sei; mehr noch als das musste aber ein anderer Aberglaube mein Interesse fesseln. Er knüpft sich an Schaaren von Fledermäusen, welche in einer Höhle des im Süden von Slemann steil ansteigenden, etwa 300 m. hohen Berges hausen und abends in raschem Fluge wolkenartig über das Dorf hinziehen. Der Sage nach sind diese Thiere vor der Erbauung des Ortes vom Radja-tana in jene Höhle gebracht worden; sie gelten deswegen für heilig und es ist *pamali* auf sie zu schiessen. Wenn der Sohn des genanntem Hauptes sterben muss, so

fällt eine Fledermaus im Dorfe todt zur Erde; man bewahrt sie alsdann sorgfältig, aber nach einigen Tagen verschwindet sie auf unerklärliche Weise. Zur Zeit meiner Anwesenheit flogen die Thiere sehr hoch, und der Regent versicherte mich mit ernsthafter Miene, dass dies eine Folge des Fiebers sei, welches derzeit in Slemann, gleichwie in anderen Dörfern der Nordküste, herrschte.

Die Einwohner dieses Ortes zeichnen sich durch grosse Geschicklichkeit in der Anfertigung von Flechtarbeiten aus; sie machen allerlei Körbe von Bambus und grosse Matten von Pandangblättern (*Pandanus*), die für 1 Gulden das Stück verkauft werden. Die verschiedenfarbigen Muster dieser Gegenstände zeugen von einem gewissen Kunstsinne, welcher sich auch in anderen Dingen ausprägt. So waren z. B. die 12—16 cm. langen Griffe ihrer kleinen, für allerlei häusliche Geschäfte dienenden Messer zum Theil hübsch geschnitzt und stellten sie bisweilen stilisirte Thierköpfe dar (Taf. 28, Fig. 6 u. 7); auch an Bambusköchern, welche als Behälter für Trinkwasser dienen, sah ich einige Schnitzarbeit (Taf. 28, Fig. 5) — für Seran eine bemerkenswerthe Erscheinung.

Am 5ten April brachen wir um 5½ Uhr morgens mit einer elenden Prau, die aber wegen ihrer Grösse und des Besitzes eines Segels als Orembai bezeichnet wurde, nach Wahaï auf. Der Orangkaja von Slemann, welcher sehr dehmüthig geworden war, liess es sich nicht nehmen, die Reise mitzumachen, die 22 Ruderer brachen ihre Fasten, um arbeitsfähig zu sein, und alsbald ging es unter Begleitung von Gong, Rabana und Flöte in raschem Takte vorwärts:



Hu a hu a, pa ta-si wa, hi a hi a, pa ta-li ma; hi a ho ë, hi a ho ë, hu a hu a, pa ta-si wa

so erscholl fast ohne Unterlass der Gesang der Leute, und immer rascher wurde das Tempo der Musik, immer kräftiger trafen die Ruder das Wasser, bis zuletzt die ganze, aufgeregte Gesellschaft in Schweiss gebadet nach Athem rang; dann gingen die Instrumente allmählig für eine Weile in ein ruhigeres Tempo über, um alsbald abermals zur Anspannung aller Kräfte anzuspornen, stets dieselbe monotone und vielleicht gerade hiedurch so aufregende Weise spielend. Der Gesang, mit dem sie begleitet wurde, ist für diese Gegend sehr charakteristisch, denn die Worte bedeuten ein Hoch sowohl auf die Pata-siwa als auf die Patalima, welche hieselbst unter einander wohnen, sowie bereits eingangs dargelegt wurde [1]).

Dank der gewaltigen Anstrengung der Ruderer, welche die frühere Unhöf-

1) vgl. pag. 67.

lichkeit ihres Regenten wieder gut machen wollten, ging es flott vorwärts, und als dann noch eine Zeit lang günstiger Segelwind eintrat, glitt das flache, nur mit einigen kleinen Klippen von Korallenkalk besetzte Ufer rasch an uns vorüber. Bereits um 2 Uhr langten wir an unserem Ziele an, und damit waren wir auch aller Sorgen enthoben, denn beim 1ten Lieutenant *M. W. E. van Bloemen Waanders*, Postkommandanten und Befehlshaber (*civiel gezaghebber*) der Abtheilung Wahaï, fanden wir eine sehr freundliche Aufnahme.

Wahaï liegt an einer unbedeutenden Ausbuchtung der Nordküste, welche in *W* und *O* durch wenig vorspringende Kaps begrenzt wird. Oestlich vom Landungsplatze mündet ein kleiner, am Meere etwa 15 Schritte breiter Fluss, genannt Ajer Wahaï, und an dessen rechtem Ufer erhebt sich der Gunung Pamali Ketjil, welcher vielleicht 15 m. hoch ist und die flache Kreisbucht in *N O* abschliesst. In der Ferne liegt, *N* 55° *O* vom Orte, das Tandjung Sacolla, die nördliche Grenze einer tiefen Bai, welche, von Wahaï aus unsichtbar, zwischen jenem Kap und dem G. Pamali Ketjil weit ins Land einschneidet, und in deren Innerem das Ajer Besar ausmündet.

Die Rhede ist somit nach *O* hin durch den bis zum Tj. Sacolla sich hinziehenden Landstrich wohl geschützt, nach *N* und *W* dagegen so gut wie ganz offen. Dabei ist der Boden der Bucht von Wahaï reich an Korallenbauten, so dass man bei Niedrigwasser von *N O* her selbst mit einer kleinen Prau nur bei genauer Ortskenntniss ans Land gelangen kann, und wenn auch grosse Dampfer im stande sind, von *N W* aus bis zur Landungsbrücke heranzukommen, so ist die Einfahrt doch nicht leicht zu finden. Das Dorf selbst liegt auf jüngst gehobenem Korallenfels, und dasselbe Gestein baut den etwa 60 m. hohen, abgeflachten Höhenrücken auf, welcher südlich, unmittelbar hinter den Häusern des Ortes terrassenartig ansteigt, um sich mit gleichbleibender Höhe nach *O* bis zum Ajer Besar hin auszudehnen und in deutlichen Stufen an dem Kap abzufallen, welches gleich im Westen von Wahaï ans Meer stösst [1]).

Ausser dem unbedeutenden, am Landungsplatze erbauten und mit einer kleinen Besatzung indischer Soldaten belegten Fort besteht das eigentliche Wahaï nur noch aus wenigen Häusern, die nach Art ambonscher Wohnungen eingerichtet sind. Sie liegen im Süden und Osten des freien Platzes, welcher sich an die *benteng* anschliesst und der von einigen Baumreihen durchschnitten und theilweise eingefasst wird, um sammt den Waringins vor dem Eingange zur Feste die Zierde des ärm-

1) In der Abbildung, welche van Doren von Wahaï gegeben hat (Beknopte beschrijving, l. c.) vermag ich den Charakter der Gegend gar nicht wieder zu erkennen, auch nicht mit Hilfe der von mir gemachten, photographischen Aufnahme.

lichen Ortes zu bilden. Nach Westen zu, längs des Strandes und hart am Fusse des erwähnten Hügelrückens, folgen in unmittelbarer Nähe die mohammedanischen Dörfer HATUË und HATILING, welche dem Uneingeweihten als zu Wahaï gehörig erscheinen, und der langgestreckte Weg, an dem sie liegen, erinnert fast an einen äusseren Stadttheil von Ambon. Weiter im Westen beginnt jenseits der Häuserreihe sogleich der Wald, während der Pfad hier früher längs der Küste nach Sawaï fortgeführt haben soll. Man sagte mir, dass derselbe wegen zu grosser Unsicherheit aufgegeben worden sei, denn trotz des Forts blüht auch in dieser Gegend die Kopfjagd nach wie vor.

Vor nicht gar langer Zeit war sogar ein Soldat ermordet, welcher in unmittelbarer Nähe des Ortes in einem kleinen, bei der Benteng mündenden Bache badete, und man sah es deswegen nicht gerne, dass ich ohne Begleitung den benachbarten Hügelrücken bestieg. Es sind ferner im Laufe des auf meinen dortigen Verbleib folgenden Jahres noch drei Personen aus Wahaï von Bergalfuren getödtet, und laut mir gegebener Versicherung wird im Westen der Abtheilung ebensoviel geköpft wie in Kairatu [1]); aber Dörflinge und Regenten halten das in der Regel geheim, und die heidnischen Strandbewohner, welche sich ebenfalls der Kopfjägerei schuldig machen, bewahren die erbeuteten Schädel nicht mehr im Baileo, sondern an abgelegenen Punkten des Waldes, in Höhlen u. s. w. Die Angehörigen der Patalima dieser Gegend sollen aber denjenigen der Pata-siwa im Mörderhandwerke gar nicht nachstehen, im Gegensatze zum Osten der Abtheilung, woselbst man nicht einmal einen Feind direkt zu tödten pflegt, sondern zur Herbeiführung seines Verderbens vielfach eine eigenthümliche Handlung vornimmt. Man befestigt nämlich zu diesem Zwecke einen vergifteten Pfeil so im Bogen, dass derselbe nicht fortschnellen kann, und schiesst alsdann nur scheinbar aus einem Hinterhalte auf die gehasste Person. Erblickt der Schütze bei diesem Verfahren Licht, so wird er sein Ziel erreichen, wird ihm aber der Blick verschleiert, so war das Experiment nutzlos.

Die mohammedanischen Regenten von LISABATTA, PASANIA, SAWAÏ, HATILING und HATUË sind die alten Häupter des als „Abtheilung Wahaï" zusammengefassten Landes; ihnen sind die übrigen Dörfer untergeben, wie schon eingangs an mehreren Beispielen erläutert ist [2]). Man wird aber aus letzteren gleichzeitig ersehen, dass die verschiedenen Völkerschaften keineswegs geographisch scharf getrennte Gebiete bewohnen, sondern eine von dem Sitze ihrer Häuptlinge unabhängige Gruppirung der Negoreien aufweisen. Das macht die Uebersicht über die Bewohner des Landes sehr schwierig, zumal es nicht an Streitigkeiten fehlt, wie denn beispielsweise der Regent von PASAHARI behauptete, sein Land sei widerrechtlich von Hatiling in

1) Das stimmt auch mit Boot's Angabe überein (l. c. pag. 1175).
2) Vgl. pag. 67.

Besitz genommen — völlig grundlos, nach meiner Ueberzeugung. Was ich als sicher verbürgt betreffs der Zugehörigkeit der einzelnen Dörfer zu den genannten Häuptlingen annehmen durfte, habe ich schon mitgetheilt; mein kurzer Verbleib in der Abtheilung Wahaï machte es mir aber unmöglich, die verschiedenen Völkerschaften noch weiter gegen einander abzugrenzen, und es muss dies den an Ort und Stelle wohnenden Beamten überlassen bleiben. Inzwischen dünkt es mich aber ausserordentlich wünschenswerth, dass man die ursprüngliche Eintheilung des Landes genauer als bisher kennen lerne; denn im Gegensatze zu den sonstigen Gewohnheiten der niederländischen Regierung, und vermuthlich aus Unkenntniss der Verhältnisse, hat man das Bestehen der erwähnten Völkerschaften negirt und den Regenten irgend eines beliebigen Dorfes, welcher vielleicht kaum im stande ist, sich eine anständige Kleidung der einfachsten Art zu erwerben und, falls er europaeische Tracht benutzt, fast den Eindruck eines verlaufenen Handwerksburschen macht, den alten Häuptern des Landes gleich gestellt; ja bisweilen sind die eigentlichen Machthaber sogar noch weniger ausgezeichnet als ihre Untergebenen. So giebt es also im Augenblicke thatsächlich zwei verschiedene Regierungsformen im Lande, deren eine nur gegenüber Holland ins Leben tritt, während die andere nach althergebrachter Sitte waltet; denn noch immer besitzen die meisten der genannten Häuptlinge einen grossen Einfluss, wenngleich derselbe hie und da bereits im Schwinden begriffen ist. Der Regent von Rumaolat, welchem seitens der niederländischen Verwaltung das gleiche Recht zuerkannt wurde wie seinem Herrn, dem Radja von Sawaï, benutzte z. B. diesen Umstand, um sich dem Einflusse des letzteren zu entziehen. Solche Zustände sind aber nicht nur die Quelle von Streitigkeiten, sondern erschweren auch selbstredend die Beherrschung des Landes, da man eher mit Hilfe der wenigen, einflussreichen Persönlichkeiten als der zahlreichen, bedeutungslosen Herren der kleinen Dörfer regieren kann.

Fand ich in Wahaï einen angenehmen Aufenthalt im gastfreien Hause des Kommandanten, so war doch im übrigen der Verbleib an diesem Orte reich an Enttäuschungen, weil es durchaus nicht gelingen wollte, die erforderlichen Mannschaften für fernere Reisen in Seran zusammenzubringen.

Als wir am 4ten April in Slemann die von der Elpaputibai mitgekommene Begleitung entliessen, hatten wir den Plan gefasst, uns von Wahaï aus zunächst nach der Negorei Ternate, an der östlichen Grenze der Abtheilung, zu begeben, um von hier aus die Insel zu durchqueren. Wir gedachten die Südküste längs des Bobot wieder zu erreichen und hatten bereits die erforderlichen Maassregeln genommen, damit Leute von Amahei uns an diesem Flusse entgegenkämen. Alsdann wollte ich über See nach Tobo fahren und von dort aus, einer längst getroffenen Verabredung

gemäss, nochmals in nordöstlicher Richtung durch das Eiland gehen, zum Hauptorte der Abtheilung Waru, an der gleichnamigen Bai. Alles war gut überlegt und vorbereitet; die beiden Wege über Land kann man nach eingezogenen, zuverlässigen Erkundigungen sehr leicht begehen, und die Sicherheit lässt in den betreffenden, östlicheren Gegenden Serans überhaupt nichts zu wünschen übrig; dass wir schliesslich die nöthigen Mannschaften für die Reise von Ternate zum Bobot bekommen würden, schien uns ganz selbstverständlich, zumal die Riedel'sche Karte eine ganze Reihe von Ortschaften an der Küste des östlichen Wahaï verzeichnet. Aber wie arg fanden wir uns hierin getäuscht!

Gleich am Tage unserer Ankunft hatte ich eine Konferenz mit dem Radja von Hatuë und dem Orangkaja von Hatiling sowie dem zufällig in Wahaï anwesenden Kapalasoa von Ternate, wobei sich die Reise vom letztgenannten Orte zum Bobot als unausführbar erwies. Denn die Mohammedaner konnten wir für eine derartige Unternehmung nicht gebrauchen, selbst wenn sie uns in der Zeit der Puasa hätten helfen wollen; Alfuren aus dem Umkreise der Bai von Sawaï liessen sich in dem weit entlegenen, östlichsten Gebiete der Abtheilung auch nicht verwenden, wir waren somit auf die Dörfer angewiesen, welche sich im Osten von Wahaï am Strande befinden. Deren Bevölkerungszahl ist indessen ganz ausserordentlich gering, denn an männlichen Einwohnern über 17 Jahre, welche für unsere Zwecke allein in Betracht kommen konnten, zählte Labuan, östlich vom Tandjung Sacolla, derzeit nur 2 (Die Leute des früher hier befindlichen Dorfes sind nach Hotti gezogen), Pasahari 33, Isal 7, Kobi 34, Boti 11, Ajer Ternate 33; alles zusammengenommen wohnten somit nur 120 erwachsene Männer in jener Gegend und selbst diese hatten keineswegs ihren dauernden Wohnsitz in den Negoreien am Meere. Viele, wenn nicht die meisten von ihnen, pflegen sich vielmehr dort nur aufzuhalten, wenn sie den Besuch irgend eines Beamten erwarten können; sie kommen alsdann aus dem Gebirge herab, um der niederländischen Regierung, welche die Ansiedelung am Strande wünscht, keinen Anstoss zu geben, sonst aber bleiben sie im Innern, woselbst die Leute von Sariputi und Samal sogar ihren dauernden Verbleib genommen haben. Rechnete man noch hinzu, dass die Alfuren des östlichen Wahaï eine grosse Scheu vor den Weissen haben und einer Begegnung mit ihnen gerne ausweichen, so erschien es nach alledem völlig aussichtslos, hier den Versuch zur Beschaffung der nöthigen Mannschaften zu machen, und die Reise von der Nordküste zum Bobot musste also aufgegeben werden.

Ich beschloss nun, womöglich von Sawaï aus nach Sepa zu gehen, unter Benutzung des Weges, auf dem augenblicklich die Post von den Alfuren zur Südküste befördert wird, und da ich ohnehin die Umgebung der Bucht von Sawaï geognostisch noch näher untersuchen musste, so begab ich mich dorthin im Geleite

des Herrn van Bloemen Waanders, welcher sein Möglichstes zur Verwirklichung meiner Pläne that. Nachdem wir um 2 Uhr nachts Wahaï verlassen, trafen wir am 8ten April nachmittags um 1 U. 30 M. vor Sawaï ein, woselbst uns der alte, würdige Radja freundlichst empfing und sich gerne zur Hilfe bereit erklärte, soweit dies in seiner Macht stände.

Der Radja von Massisihulan, welcher den Alfuren der Pata-lima angehört und, wie erwähnt, dem Regenten von Sawaï untergeben ist, war auch bald zur Stelle, um an der Berathung theilzunehmen. Er weigerte sich zwar nicht, seine Dienste zu verleihen, machte aber allerlei Einwendungen wegen des schwierigen Weges und der zu fürchtenden Fluthen in den Wildbächen, welche mir gefährlich werden könnten, und ich erhielt den Eindruck, als wage der Mann es nicht, die Verantwortlichkeit für meine Person zu übernehmen. In der That soll der Weg in der Richtung von Sawaï nach Sepa ausserordentlich schwer zu begehen sein, und das hohe Gebirge des Innern, dessen vielzackigen Rücken ich bereits von See aus weit über das ansehnliche Küstengebirge hatte hervorragen sehen, ist dort nach Aussage des Radja's von Sawaï wohl drei Mal so hoch wie der Koroluhuë. Es konnte indessen der Regent von Massisihulan nur 14 Leute stellen, und mit einer so geringen Anzahl war überhaupt an eine Verwirklichung des gedachten Planes nicht zu denken; der Orangkaja von Rumaolat, welcher weiter aushelfen sollte, war aber durchaus nicht willens, seine Dörflinge für die Reise herzugeben. Er liess sich lange nöthigen, bis er auch nur der Aufforderung, zu uns nach Sawaï zu kommen, entsprach, und als er dann endlich erschien, erklärte er auf die Frage des Kommandanten einfach: „*tra mahu*" („ich will nicht"), ohne auch nur eine Ausrede oder eine Entschuldigung zu suchen.

Nicht einmal der Weg, auf dem ich bereits einmal durch die Insel ging, konnte mit Hilfe der Alfuren von Sawaï nochmals unternommen werden, und als ich nothgedrungen wieder zu diesem alten Plane griff, wurde ich behufs seiner Ausführung an den Regenten von Pasania gewiesen. Dem wollte ich mich aber auf Grund meiner früheren Erfahrungen nicht anvertrauen, und vielleicht ist es ein glücklicher Zufall gewesen, dass ich auf solche Weise verhindert wurde, aur dem Pfade über den Koroluhuë nach Amahei zurückzugehen. Ich hatte nämlich die Durchquerung Serans unternommen, ohne mit dem Residenten, welcher sich derzeit auf einer Expedition nach den Kei-Inseln befand, hierüber noch erst näher in Ueberlegung treten zu können, hauptsächlich im Vertrauen auf den Umstand, dass bereits früher Europaeer ohne eine bewaffnete Bedeckung auf demselben Wege durch die Insel zogen. Nun waren aber damals, was ich nicht wusste, die Alfuren von Marahunu in der Nachbarschaft des alten Postweges erst vor kurzem gezüchtigt worden, und lagen in Folge dessen die Umstände günstiger als zur

Zeit meiner Reisen. Freilich war ich unbelästigt an die Nordküste gelangt, weil die Bewohner des Innern überhaupt nichts von meiner Anwesenheit erfahren hatten; aber es wäre die Frage gewesen, ob ich ebenso ungestört hätte zurückgehen können, denn der Resident theilte mir später mit, dass er den Bewohnern von Marahunu nicht ganz vertraue [1]). Wie dem aber auch sein möge, so bedauerte ich beim Scheitern aller Unterhandlungen lebhaft, die Leute von der Elpaputibai schon heimwärts gesandt zu haben, und als wir am 10ten April Sawaï verliessen, hatte ich jede Hoffnung, die Südküste wieder über Land zu erreichen, aufgegeben.

Vielleicht wird aber ein zukünftiger Reisender, wenn er Zeit zu langwierigen Unterhandlungen und Vorbereitungen hat, dennoch im stande sein, die Alfuren aus der weiteren Umgebung von Sawaï zur Begleitung nach der Südküste zu bewegen; indessen dürfte es in solchem Falle angezeigt sein, sich der Zuverlässigkeit dieser Leute mittelst eines Eides, auf den sie sehr hohen Werth legen, zu versichern. Man thut bei dieser Ceremonie in eine Tasse etwas Arak, Pulver und eine Kugel, hält dann das obere Ende eines Gewehrlaufes sowie die Spitze eines Parangs hinein und redet die zu vereidigende Person in feierlicher Weise an. Man sagt, was der Betreffende zu thun oder zu unterlassen habe, und darauf legt jener sein Gelübde ab, wobei er den Arak sammt dem Pulver auftrinkt [2]).

Es würde mich zu weit führen, wollte ich aller Plackereien und Enttäuschungen gedenken, welche dem Kommandanten von Wahaï und mir selber zu Theil wurden, als es galt, auch nur eine Handvoll Menschen für kleinere Reisen in der weiteren Umgebung des Ortes zusammenzubringen. Mit Geld und mit Güte liess sich bei der indolenten Gesellschaft von Wahaï absolut nichts erreichen, und keinem stand das Recht zu, von ihr etwas zu verlangen, denn die Regierung hat sich durch Abschaffung der Herrendienste fast jeder Macht über die Bevölkerung entäussert. Ohne Wiedereinführung derselben scheint es mir auch ganz unmöglich, jemals eine Kultur des Landes anzubahnen, denn die trägen und unzuverlässigen Strandbewohner würden jede Unternehmung vereiteln; ein straffes und gerechtes Regiment müsste dagegen nicht nur den Einfluss Hollands vermehren, sondern meiner Ueberzeugung nach die Seranesen auch zu glücklicheren Menschen erziehen, da bis jetzt fast jede Leitung dieser undisciplinirten Bande fehlt.

---

1) Aus Furcht vor den Alfuren von Marahunu führte auch Scherius im Jahre '46 die Reise durch Seran unter dem Schutze einer starken, bewaffneten Begleitung aus, welche unter anderen über 44 Gewehre verfügte (vgl. Korte aanteekeningen, p. 158, 161 u. 163).

2) Ueber die Eides-Ablegung in Wahaï ist besonders Boot (l. c. pag. 1191 ff.) näher zu vergleichen. — Eine Eidesformel der seranesischen Alfuren ist ferner von Nieuwenhuijzen publicirt (Tijdschr. v. Ind. Taal- Land- en Volkenkunde XXIII, pag. 510). Vgl. ferner van der Crab (Moluksche eilanden, pag. 219). — Ganz ähnlich wird der Eid auch auf Buru abgelegt (Wilken, Bijdrag. tot de kennis der Alfoeren v. h. eiland Boeroe pag. 11). Es ist besonders auch die Anmerkung Wilken's hiebei zu berücksichtigen.

Ostern, der 17te April, kam heran; die Soldaten hielten offene Tafel unter den Waringins vor der Benteng und ergötzten sich am Wajangspiel unter Begleitung des Gamelan, mich aber begann bei der Thatlosigkeit, zu der ich verdammt war, das Heimweh zu beschleichen, und die Osterglocken wollten mir nicht aus dem Sinn. Da endlich erfuhr ich, dass ein lange besprochenes Reiseprojekt zum oberen TOLUARANG wirklich zur Ausführung kommen sollte, denn es war den unausgesetzten Bemühungen des Kommandanten schliesslich gelungen, die erforderlichen Träger unter den Fremden zu finden, welche sich, aus anderen Theilen des Archipels abkünftig (*vreemde oosterlinge*), in verschiedenen Orten an der Küste aufhielten. Am 18ten April wurde zur endgültigen Verabredung mit letzteren noch zunächst eine Fahrt nach dem am gleichnamigen Flusse gelegenen AJER BESAR unternommen, von wo aus der Landweg angetreten werden sollte, und am folgenden Tage konnten wir endlich zum Toluarang aufbrechen.

Der TOLUARANG ist ein ansehnlicher Fluss, welcher sich südöstlich von dem oben erwähnten Tj. Sacolla ins Meer ergiesst, etwas östlich vom MASSIMATO, an dessen rechtem Ufer augenblicklich PASAHARI liegt. Der Abstand von letztgenanntem Orte bis Wahaï ist über See nicht bedeutend, er wurde später von uns in einem Ruderboote in 3 St. 10 M. zurückgelegt; wir hätten somit sehr bequem dorthin fahren und dann landeinwärts gehen können, aber nach Aussage sogenannter Ortskundiger war das nicht anzuempfehlen, und man rieth uns, einen Pfad einzuschlagen, welcher von Ajer Besar aus in südöstlicher Richtung ins Innere führt, um so den Toluarang erst in grösserem Abstande von der Küste zu treffen. Wie sich später herausstellte, war dies ein ganz unsinniges Unternehmen.

Nachdem wir am Morgen des 19ten April zunächst noch jeden einzelnen der bestellten, aber natürlich nicht anwesenden Ruderer hatten herbeiholen lassen, gelang es schliesslich, um etwa 6½, statt um 5 Uhr mit einer Prau von Wahaï aus zum Ajer Besar aufzubrechen.

Gleich allen Böten, welche an der Nordküste der Insel gebaut werden, unterschied sich auch das unsrige durch die Einrichtung seiner Flügel sehr wesentlich von den ambonschen und an der Südküste Serans gebräuchlichen Fahrzeugen. Denn bei letzteren sind Quer- und Längsstäbe der Ausleger einfach durch rundgebogene Stöcke verbunden (Taf. 28, Fig. 15), deren Schenkel nach oben gekehrt und an den erstgenannten Theilen der Flügel befestigt werden, während die gekrümmten, mittleren Abschnitte der Zwischenstücke die Längsstöcke tragen, bei den Böten des nördlichen Seran dagegen ist die Konstruktion eine ganz abweichende (Taf. 28, Fig. 16). Sie wird aus den betreffenden Skizzen, in denen die Längstheile der Ausleger mit 1, die quer gerichteten dagegen mit 2 bezeichnet sind, auch ohne nähere Erläuterung zu

ersehen sein; der hauptsächlichste Unterschied liegt in der Form der Zwischenstücke (2a). Die letzterwähnte Einrichtung der Praufügel ist aber ohne Zweifel die sicherste und aus solchem Grunde wohl auch die weiter verbreitete, denn ich sah sie ebenfalls auf Buru, ferner bei Sulanesen, Tidoresen und Makassaren in wesentlich gleicher Art verwendet. Die Ruder haben an der Nordküste Serans eine dreiseitige Schaufel, welche die halbe Länge des ganzen, einem Manne bis an die Schulter reichenden Geräthes einnimmt; ihr Griff ist ähnlich demjenigen der früher von Kaibobo beschriebenen Ruder, aber häufig mit zierlicher Schnitzarbeit versehen.

Nach etwa einstündiger Fahrt befanden wir uns an der von Mangrove umsäumten Mündung des Ajer Besar, welches reich an Krokodilen und anfangs wohl 200 Schritte breit ist; aber schon gleich landeinwärts schrumpft dasselbe auf 40—50 Schritte zusammen, um ein wenig weiter oberhalb zu einer noch viel schmäleren Wasserstrasse zu werden, so dass einem die Bezeichnung „grosser Fluss" ziemlich unverständlich erscheint. Während wir in dem unter vielfachen Krümmungen von *S O* kommenden Bache aufwärts ruderten, erschienen zu seinen Seiten alsbald alluviale Ablagerungen, die bis zu 1 m. über das Wasser hervorragten und zum Theil nur mit hohem Gras, vielerorts aber mit ausgedehnten Anpflanzungen bedeckt waren; denn hier befindet sich das am besten bebaute Gebiet der Abtheilung Wahaï, welches namentlich reich an Cocos und Pisang ist und in dem sogar Zuckerrohr in kleineren Partieen angetroffen wird. Eine halbe Stunde Ruderns von der Mündung entfernt liegt der nach dem Gewässer genannte Ort AJER BESAR, noch im Gebiete des unter dem Einflusse von Ebbe und Fluth stehenden Flussabschnittes.

Es wohnt daselbst eine kleine Gemeinde von TABELLORESEN [1]). Ihre Häuser stehen auf Pfählen, welche bald mannshoch sind, bald nur bis zum Nabel reichen, und haben von senkrecht gestelltem Gabba-gabba gemachte Seitenwände. Sie besitzen eine grössere Anzahl von Räumen und namentlich auch eine besondere Küche, was bei den Alfuren meines Wissens niemals vorkommt; gelegentlich sind seitliche Anbauten vorhanden, und die Stäbe, welche das Dach offener Gallerieen tragen, sind theilweise mit Schnitzwerk verziert. Deutete sich schon hiedurch eine höhere Entwicklungsstufe gegenüber allen seranesischen Alfuren, mit welchen ich bis dahin in Berührung gekommen war, an, so zeigte sich dieselbe auch besonders in dem Umstande, dass die Tabelloresen von Ajer Besar selbst zu schmieden verstanden.

Die Blasvorrichtung, deren sich die Leute hiebei bedienen, besitzt eine eigenar-

---

1) Tabello ist einer der zehn Distrikte (*djiko's*), in welche die nördliche, unter Ternate stehende Halbinsel von Halmahera zerfällt, und liegt an der Ostseite der letzteren (vgl. Willer, het eiland Boeroe, pag. 85).



tige Konstruktion (Taf. 28, Fig. 17). Auf einer gemeinschaftlichen Unterlage sind neben einander zwei senkrecht stehende Röhren (*r*) angebracht, welche von aussen noch mit einigen Längsriefen verziert wurden; darin befindet sich je ein Stock, an dem unten ein Büschel von Hühnerfedern befestigt ist. Letztere dienen als Kolben, die Stöcke als Kolbenstangen des Gebläses. Zwei kleinere Bambusröhren (*r'*), welche horizontal dergestalt in die Unterlage hineingesteckt werden, dass ihre Aussenenden zusammenstossen, leiten die komprimirte Luft unter einen Stein (*s*) hin zur Feuerstätte, und durch abwechselndes Auf- und Abziehen der beiden Stäbe wird der zum Schmieden erforderliche; kontinuirliche Luftstrom erhalten. Ein grosses, viereckiges, als Amboss dienendes Eisenstück, eine mit Wasser gefüllte *Tridacna*-Schale und eine rohe Kiste mit sehr wenigen und primitiven Geräthen vervollständigten die unter einem kleinen Atappschuppen befindliche Schmiede-Einrichtung.

Ich sah bei meinen Trägern von Ajer Besar nachher einen Parang, welcher an diesem Orte angefertigt worden war; andere der mich begleitenden Tabelloresen hatten dagegen ihre Waffe von der Heimath mitgebracht, und darunter ein kleines Messer, welches am Griffe eine bewegliche, mit einem langen Haarbüschel verzierte Holzkugel trug. Das Haar war laut Aussage des Eigenthümers von ihm selber abkünftig [1]). Derartige Parangs findet man in dem von mir bereisten Gebiete sehr selten; ich traf nur noch ein einzelnes Exemplar in Kawiri an der Südküste von Buru und ein zweites in Lokki, in beiden Fällen zum Tjakalele verwendet; ein drittes, welches in einem Gebethause an der Nordküste Buru's bewahrt wurde, war freilich auch mit Haaren am Griffe verziert, aber im übrigen von abweichendem Modell [2]). Die Waffe von Lokki, welche Taf. 31, Fig. 3 abgebildet ist, besitzt ohne den lose angebundenen Knauf mit Haaren 61 cm. Länge; sie wurde beim Tanze zusammen mit einem nur 65 cm. langen, mit Muscheln eingelegten Schilde benutzt, wie ich ihn auch bereits aus Sammlungen kannte, offenbar dem Vorbilde des mit Papier beklebten Gegenstandes, dessen man sich auf Ambon und den Uliassern beim Tjakalele bedient (vgl. pag. 58).

Bisher hatte ich jene winzigen Schilde lediglich als Spielzeug angesehen, als verkleinerte Nachbildungen der grösseren, seranesischen Wehr, und ich war daher

---

1) Wenn das Haar in diesem Falle auch lediglich als Zierrath zu betrachten ist, so dürfte es bei den Schwertern der älteren Zeiten doch wohl nur von Erschlagenen hergerührt und die Rolle eines Schutzfetisch gespielt haben (sieh folgende Anmerkung).

2) Vgl. unten: Buru, Waëpote — Früher dürften mit Menschenhaar verzierte Parangs allgemeiner gewesen sein, denn auch der ambonsche Soldat, den Nieuhof abbildet (2ter Theil, pag. 216), trägt einen solchen. Er führt dazu einen Schild, welcher demjenigen der seranesischen Bergbewohner sehr ähnlich sieht, aber kürzer und breiter ist als letzterer. — Ver Huell sah Alfuren von Halmahera, deren Parang mit einer langen Flechte von blutroth gefärbtem Menschenhaar verziert war (Herinneringen I, pag. 202 u. 254); auch der unbekannte Autor E sah im Jahre 1847 am Talla verschiedene Alfuren, deren Parangs mit Menschenhaaren geschmückt waren. Er nennt dies ein Siegeszeichen (l. c. p. 82).



nicht wenig überrascht, als ich in Ajer Besar, woselbst ich sie sowohl in einfacher Form als auch mit Muscheln eingelegt wiederfand, das Gegentheil erfuhr. Ein alter Mann, dem ich einen solchen Schild abkaufen wollte, weigerte sich nämlich bestimmt, hierauf einzugehen, weil es sein einziger Schutz sei, und ich hörte nun, dass diese Dinge in der That für den Krieg benutzt würden. Es gilt zudem als Beweis von Tapferkeit, einen möglichst kleinen Schild zu besitzen. Ganz die gleichen Gegenstände sind auch auf Buru bekannt, von wo sie später ausführlicher beschrieben werden sollen.

Von Ajer Besar aus setzten wir unseren Weg am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses landeinwärts fort, über eine ausgedehnte, sumpfige, mit Kusukusu bedeckte Ebene hin. Jenseits der jetzt etwa 20 Schritte breiten Wasserader und im Süden zeigte sich währenddessen ein niedriger Rücken von ähnlichem Charakter wie die bei Wahaï ansteigende Höhe, und aus einem Einschnitte desselben, welcher vor uns in nahezu südlicher Richtung lag, trat das Ajer Besar in die genannte Ebene ein. Vom eigentlichen Gebirgslande der Insel ist aber in dieser Gegend nichts zu sehen, und die blauen, auf 800 m. geschätzten Gipfel, welche wir nahe der Mündung des Flusses in grosser Ferne *S* 20° *O* wahrgenommen hatten, traten auf dem ganzen Wege nicht ein einziges Mal wieder hervor. Das Hügelland war bald erreicht; von da ab ging es in dichtem, aber nicht sehr hohem Walde weiter, in dem sumpfiger Boden und Mosquitos eine unangenehme Zugabe bildeten; hie und da eine unbedeutende Anhöhe zu Seiten des Ajer Besar, dessen Lauf wir bald in grösserem Abstande bald in nächster Nähe auf- und südwärts folgten, aber nirgends ein Ausblick und ausser einigen Geschieben im Flussbette (unter denen sich recente Korallenkalke befanden) keinerlei geognostisches Untersuchungsobjekt.

Es war bereits 1½ Uhr nachmittags, als wir bei einer kleinen Häusergruppe anlangten, welche zu Wairama gehört und nach dem Flusse, an dem sie sich befindet, als Wairama Ajer Besar bezeichnet wird [1]. Das alte Wairama, welches weit landeinwärts am oberen Toluarang liegt, heisst zum Unterschiede hiervon Wairama Tepoa. An erstgenanntem Orte standen, zerstreut in einem flachhügeligen Terrain, nur 6 Häuser, und in einem derselben fand sich genügender Raum zum Übernachten, denn die Wohnung war, im Gegensatze zu allem, was ich bis jetzt bei den Alfuren gesehen, sehr gross. Ueberhaupt war ihre ganze Einrichtung der Art, dass ich anfangs glaubte, mich in einer von Fremden gebauten Behausung zu befinden, bis ich eines Besseren belehrt wurde.

1) Nach der Riedel'schen Karte sollte etwa in dieser Gegend ein Ort Ensih liegen, doch existirt ein solcher überhaupt nicht. Wohl giebt es ein altes Duson namens Enso im Südosten von Wahaï.

Die Wohnung gehörte einem wohlhabenden Alfuren, welcher grosse Sagupflanzungen besass; sie lag einige Meter über dem Flusse, und stand auf mehr als mannshohen Pfählen. Mittelst eines Baumstammes, in den Stufen eingehauen waren, gelangte man zunächst in eine Gallerie, welche von oben her völlig durch das Dach des Hauses geschützt, an den Seiten aber, bis auf eine niedrige Brüstung von Gabba-gabba, offen war. Sie hatte fast die Grösse eines Baileo an der Nordküste von Kairatu, so dass unsere ganze Gesellschaft nebst der Familie des Gastherrn darin Platz fand, ohne auch nur im mindesten beengt zu werden. Ihre Flur war mit gespaltenem Bambus belegt, welcher bequem auseinander gebogen werden konnte, um kleineren Abfall da hindurch auf die Erde zu werfen, sowie es sich auch die sirikauenden Leute angelegen sein liessen, durch den Bambus hin auf den Boden zu spucken, und der Verbleib unter der Flur der Wohnung, woselbst ich gerne meine Hängematte ausgespannt hätte, wurde auf diese Weise leider unmöglich gemacht. In der Gallerie stand noch eine versetzbare Feuerstätte (Taf. 28, Fig. 14), ein viereckiger, etwa $\frac{3}{4}$ Meter im Durchmesser haltender Kasten mit Erde. Als Licht wurde auch hier wieder Dammerharz benutzt, welches in ein Blatt eingerollt war, während ein viereckiges Gestell von Gabba-gabba als Leuchter für die Fackel diente.

Von dem grossen Vorraume aus gelangte man durch eine Thür in den von Wänden umschlossenen Theil des Hauses, und diese Thür besass regelrechte, hölzerne Pfosten, die noch überdies jederseits oben in eine lange, roh verzierte Spitze ausliefen (Taf. 28, Fig. 8). Drinnen befand sich eine Reihe von Kammern, welche freilich unter dem Dache mit einander kommunicirten, aber im übrigen durch Gabba-gabba geschieden waren. Das gleiche Material hatte man zur Anfertigung der Aussenwände, bald in horizontaler bald in vertikaler Stellung, benutzt. Ich bemerkte in der Wohnung Tragkörbe, irdene Schüsseln und mancherlei Geräthe, und unter letzteren fiel mir besonders eine Anzahl eigenthümlicher Papedalöffel auf, die in einer Reihe an der Wand hingen, und welche ich sonst nirgends gesehen (Taf. 29, Fig. 17). Sie bestehen aus zwei flachen, dreiseitigen, 17—18 cm. langen und am unteren Ende 15 mm. breiten Stücken von Hirschknochen, welche oben durch einen Ring von vegetabilischem Flechtwerk derart verbunden sind, dass die beiden Schenkel des Geräthes frei gegen einander beweglich bleiben und so eine in verschiedenem Grade divergirende Stellung einnehmen können. Geweihe und Unterkiefer von Hirschen, welche letztere in einer langen Reihe unter dem hohen Dache aufgehangen waren, pflegt man nicht nur als Trophäen zu bewahren, sondern auch, um sich hierdurch für die Zukunft eine glückliche Jagd zu sichern.

Die Gegend ist ungemein reich an Hirschen, so dass das getrocknete Fleisch

dieser Thiere auch als *dendeng* von Wahaï ausgeführt wird [1]), und die Alfuren von Wairama Ajer Besar besassen gute Jagdgewehre zur Erlegung des Wildes. Sonst wird es sowohl von den Seranesen der Nordküste als von den hier wohnenden Ternatanen mit Lanzen erstochen, nachdem Hunde das Thier verwundet haben. In der Regel bedient man sich zu diesem Zwecke einer gegen 60 cm. langen Bambusspitze (Taf. 29, Fig. 16), welche auf einen roh abgeschälten Stock von ungefähr 2 m. Länge gesteckt wird; doch benutzt man statt deren auch wohl den zugeschärften Beinknochen eines Casuars [2]); ferner wissen die Leute den Hirsch in Schlingen zu fangen. Dass es nicht an Jägergeschichten über ein so vielfach gejagtes, allum begehrtes Wild fehlt, ist leicht verständlich.

So erzählt man sich von einem weissen Hirsche, welcher an einem Bandar genannten Orte, am Flusse Bubi, jenseits Hotti und eine halbe alfurische Tagereise von der Küste entfernt, leben soll. Dies Thier, männlichen Geschlechts und nicht grösser als ein ansehnlicher Hund, ist der König der Hirsche, und man behauptet, es mehrfach grasend gesehen zu haben, von gewöhnlichen Angehörigen seiner Art umgeben. Sodann soll am Strande ein Hirsch vorkommen, welcher gleich den übrigen gefärbt, aber durch seine auffallende Grösse ausgezeichnet ist; denn beim aufrecht stehenden Thiere ragen die Spitzen des Geweihs höher über den Boden empor, als ein Alfure mit dem Parang aufwärts reichen kann. Eine Kugel vermag nicht in seinen Körper einzudringen, sondern fällt flachgedrückt von ihm ab.

Machte die Wohnung, in der wir Verbleib hielten, einen guten Eindruck, so war das nicht minder mit ihren Insassen der Fall, unter denen die Männer in kurzer Jacke, Kopftuch und einem bis zum Knie reichenden Sarong gekleidet waren, die Frauen in Rock und Jacke, so wie man es in den Stranddörfern sieht. Sie zeichneten sich alle durch ein gewinnendes Benehmen aus, und abends bemerkte ich, wie der Hausherr mit leiser, aber wohltönender Stimme seiner Frau ein Lied vortrug, welches er mit einer sehr kleinen, offenbar nur für den Gebrauch im Hause bestimmten Tifa diskret begleitete. So schien denn auch hier im Gefolge eines sorgenfreien Lebens und gesicherten Besitzes der Sinn für Edleres eingezogen zu sein.

In je einem Hause von Wairama Ajer Besar wohnte nur eine einzige Familie; die Männer haben daselbst 1—2 Frauen, aber nicht mehr; die Thüren sind, im Gegensatze zu Wakollo und Nuniali, beiden Geschlechtern gemeinsam. Von einem gebildeten Farbigen namens *Moschenbecker*, welcher sich in meiner Gesellschaft befand und im Jahre 1875 die ebenso nutzlose wie kostbare militairische

---

1) Ueber sonstige Ausfuhr-Artikel von Wahaï vgl. Boot (Korte schets, pag. 664). Nach ihm beträgt der gesammte Werth aller ausgeführten Waaren nur reichlich 12000 Gulden.

2) Boot erwähnt auch Lanzen mit Eisenspitze (l. c. pag. 1182).

Expedition ins Innere von Wahaï mitgemacht hatte, erfuhr ich, dass dort die Bauart im wesentlichen die gleiche sei, ebenso die Zahl der Frauen; doch wohnt in den grossen Häusern des Gebirgslandes stets eine ganze Reihe von Familien, deren jede eine besondere Kammer mit ihrem eigenen Heerde besitzt, so dass sich daselbst ganze Soa's unter einem einzigen Dache vereinigen [1]).

Als wir am 20ten April kurz nach 6 Uhr morgens den Weg fortsetzten, bemerkten wir noch Spuren der Wasserfluth, welche am verflossenen Abende nach starkem Regen an unserem Aufenthaltsorte vorüber durch das Ajer Besar getost war; der Schlamm hing jetzt bis zu 5 m. hoch über dem Spiegel des Baches an der Ufervegetation, und in abenteuerlichen Stellungen waren gefallene Baumstämme im Bette über einander hin- und zusammengeschoben worden.

Am jenseitigen Ufer des Ajer Besar gingen wir zunächst einige niedrige und flachgipfelige Höhen hinan, welche auf mich den Eindruck von stufenartig ansteigenden Plateau's machten, und erreichten so etwa eine Stunde nach dem Aufbruche von der Station den höchsten Punkt des ganzen Weges, welcher nur 40 m. über dem Meere liegt. Wie sich später herausstellte, ist dies Hügelland die Wasserscheide zwischen Ajer Besar und Massimato. Dann ging es alsbald wieder langsam abwärts, und nun gelangten wir in ein ausgedehntes, stellenweise mit Sagupflanzungen bedecktes Sumpfgebiet, in dem das Fortkommen ungemein schwierig ward, denn die Moräste waren von kleinen Bächen durchschnitten, deren Lauf sich unter dem Spiegel der Wasseransammlungen nicht mehr wahrnehmen liess und nun mit Mühe aufgesucht werden musste. Zwar geleiteten uns die Alfuren von Wairama, ohne deren Hilfe wir wohl kaum sehr weit gekommen wären; aber es liess sich doch nicht vermeiden, dass meine Leute häufig bis zum Nabel und noch weiter ins Wasser sanken, ebenso mein Reisegenosse, Herr *van Bloemen Waanders*, welcher es verschmähte, sich gleich mir hindurchtragen zu lassen; die Schuhe waren ihm längst zerfetzt, und so hatte er die Füsse nur noch mit einem Stück Hirschfell gegen schneidende Gegenstände geschützt. Zur Ausführung eines solchen Marsches bedarf es freilich einer abgehärteten Sohle, wie sie nur durch vielfaches Barfussgehen bei längerem Verbleibe in den Tropen erworben wird, und selbst dann lässt sich eine derartige Strapaze wohl kaum auf die Dauer durchführen, ohne die Gesundheit aufs Spiel zu setzen und die Körperkräfte aufzureiben.

Nach dem Passiren des Sumpfgebietes führte der Pfad durch eine Ebene, in der wir gegen 9 Uhr den Massimato erreichten, um seinem Laufe eine Strecke

1) Nach Schulze, welcher die Expedition von 1875 leitete, sind viele Häuser im Innern für 50, ja selbst für 100 Personen berechnet (l. c. pag. 118).

weit entlang zu gehen und ihn hernach zu überschreiten. Der Fluss ist hier nur etwa 15 Schritte breit. Zwei Stunden später befanden wir uns alsdann am TOLUARANG, ohne dass es möglich gewesen wäre, auf dem Wege dorthin die Wasserscheide der beiden genannten Flüsse zu entdecken, denn wir gingen durch ein fast völlig flaches Terrain. Indessen hatte sich der Toluarang schon lange, bevor wir an seinem Ufer anlangten, im Walde angekündigt, weil der Boden in Folge gewaltiger Ueberschwemmungen weithin mit einem dicken, lichtgrauen Schlamme bedeckt und stellenweise mit Geröllen und Steingruss bestreut war. Mancher Waldriese war auch unter dem Andrange der Wasserfluthen dort zu Boden gestreckt, und flach ausgebreitete Wurzeln, theilweise schon wieder von Farnen und anderen Pflanzen überwuchert, ragten vielerorts mauerartig in die Luft. Vor allem wuchs unfern des Stromes häufig ein hoher Baum mit ganz glatter, lauchgrüner Rinde, deren Oberhaut sich der Länge nach in braunen Streifen absondert, so dass sein Stamm wie getigert erscheint. Die Leute nennen diesen, für die Nähe grösserer Flüsse Serans charakteristischen Baum offenbar aus solchem Grunde *patola* (= Schlange), in Bahassa *ala*.

Der ganze Weg von Wairama bis zum Toluarang hatte durch Wald geführt, vorherrschend in südöstlicher Richtung, und von anstehendem Gestein war so wenig wie am gestrigen Tage eine Spur zu entdecken; ich war deswegen froh, in dem Sammeln einiger Conchylien mindestens einen theilweisen Ersatz für die in geognostischer Hinsicht verfehlte Reise zu finden. Bei Wairama las ich im Ajer Besar verschiedene Süsswasserschnecken auf: die grosse, schlanke *Melania funiculus Quoy et Gaim.*, ferner *M. clavus Lam.* und *M. crenulata Desh.*; in der Gegend des Massimato traf ich *Helix ungulina L.*, welche daselbst durchaus nicht selten ist, ausserdem *H. zonaria L.*, worunter *var. fulminata v. Mart.* und *var. Martini Schepm.*, sodann *Nanina citrina L.* und *Cyclotus amboinensis Pfr.*

Da waren wir nun an unserem nächsten Reiseziele angelangt, aber die Enttäuschungen, welche mir in Wahaï bereitet wurden, hatten ihr Ende noch nicht erreicht; denn ein Blick auf die rasch fliessende, etwa 100 Schritte breite Wassermasse des TOLUARANG belehrte uns, dass es unmöglich sei, dem Plane gemäss in seinem Bette bis ins Gebirge aufwärts zu gehen. Die Mittheilung, nach welcher wir an diesem Punkte einen ziemlich seichten Wasserlauf finden sollten, so dass wir die Reise bis nach WAIRAMA TEPOA ohne Schwierigkeit würden ausführen können, erwies sich als falsch; der genannte Ort war aber noch eine alfurische Tagreise weiter landeinwärts gelegen, und dorthin zu Seiten des Flusses im Walde den Weg zu suchen, durften wir nicht unternehmen, am wenigsten mit der Handvoll fremder Leute, die uns nicht nur ungerne begleiteten, sondern auch landesunkundig waren. So blieb also nichts anderes übrig, als zur Küste zurückzukehren, und es wurde

beschlossen, den Weg flussabwärts nach Pasahari zu nehmen; denn dazu riethen auch die Alfuren von Wairama Ajer Besar, und sicherlich konnte diese Reise nicht beschwerlicher werden als diejenige, welche wir gestern und am Morgen des heutigen Tages ausgeführt hatten. Wie weit wir von Pasahari entfernt seien, liess sich freilich nicht genau feststellen, da die Leute einem die Abstände nur mit Hilfe der Sonne einigermaassen deutlich machen können: „Wenn ich mit Tagesanbruch fortgehe, so wird die Sonne bei meiner Ankunft so hoch stehen" — aber wir glaubten auf 5 Stunden für einen Alfuren rechnen zu müssen und daher selber den Weg wohl im Laufe eines einzigen Tages zurücklegen zu können, was sich nachher auch als richtig erwies.

Da wir schon um 11 Uhr 15 M. morgens am Toluarang eingetroffen waren, so blieb noch Zeit genug übrig, um im Laufe des Nachmittags Flösse für die auf den folgenden Tag festgesetzte Fahrt flussabwärts herzurichten, eins für Herrn van Bloemen Waanders und mich selber, ein anderes für unsere Bagage. Die Leute holten zu diesem Zwecke Gabba-gabba herbei, da in der Nähe viele Sagupalmen wuchsen, und befestigten dies leichte Material mittelst Bast an Baumstämmen; kurz nach 4 Uhr war die Arbeit fertig. Inzwischen hatten wir uns in einer Hütte am Ufer eingerichtet und fand ich selbst noch ein lohnendes Untersuchungsmaterial in den reichlichen Flussgeschieben, während die Alfuren mit gutem Erfolge auf die Hirschjagd zogen. Das Fleisch der Beute wurde dann, wie gewöhnlich, an Stöcke gesteckt und ohne weiteres geröstet; hernach setzten sich die Träger in Reihen auf Baumstämme, welche unfern des Ufers in seichtem Wasser lagen, um so behaglich und trockenen Fusses ihre Sagubröde einweichen und dazu die Knochen abklauben zu können; sie hielten eine Festmahlzeit und waren sicherlich im Augenblicke um ihre Zufriedenheit zu beneiden. Uebrigens war der Verbleib am Toluarang, die vereitelten Pläne abgerechnet, auch für mich nicht ohne Reiz, zumal das Wetter leidlich blieb und auf einen kleinen Regenguss gegen Sonnenuntergang ein schöner Abend und eine sternenklare Nacht folgte, welche einzelne Leute schwatzend verbrachten.

Am 21ten April wurde in der Frühe die Bagage eingeladen und kurz nach 7 Uhr die Fahrt begonnen. Wir liessen uns vom Strome abwärts treiben, während je zwei Leute vorangingen, um die Flösse mittelst langer Rottantaue, die jederseits an ihren vorderen Ecken befestigt waren, zu leiten. Es geschah dies nicht nur mit Rücksicht auf die zahlreichen Krümmungen und die ausgedehnten Geröllbänke des Flusses, sondern vor allem auch der Baumstämme wegen, welche unter seinem Spiegel verborgen lagen und über die unsere Fahrzeuge manchmal mit grosser Vorsicht hingezogen werden mussten. Die tieferen Stellen des Stromes

wurden von den Leuten aus Furcht vor Krokodilen so viel wie möglich vermieden. Freilich stellte sich heraus, dass die Tragkraft der primitiven Transportmittel nicht ganz genügend sei, und ein Theil der Bagage wurde durchnässt, doch ging im übrigen alles vortrefflich von statten; wir förderten so rasch wie im guten Marschschritte, und die Fahrt gewährte mir trotz des unbequemen Sitzes auf dem wasserüberströmten Flosse einen hohen Genuss.

Unter starken Krümmungen fliesst der Toluarang nach *NO*; hie und da treten niedrige Hügel an ihn heran, um am Wasser in steilen Abstürzen zu endigen, welche bis zu 30 m. hoch und von gelb verwittertem Erdreich gebildet sind, sonst bleiben aber die Ufer in dieser Gegend flach und sind sie von einem mässig hohen Walde bedeckt, welcher sich wieder durch Reichthum an Kletterpalmen und Pandanus auszeichnet. Letzterer, aus dessen Blättern die Leute Matten und Prausegel zu verfertigen wissen, ist vielfach mit Schlinggewächsen behangen, welche nun als zierliche Draperieen von seiner Krone herniederfliessen. In dem mannigfach abgetönten Grüne der formenreichen Vegetation tiefe Schlagschatten, während das rasch dahineilende, strudelnde Wasser des Stromes im Sonnenscheine glitzert und schäumend über entwurzelte Bäume und Geschiebe sich hinwälzt; hohe Gräser am Ufer, auf den grauen Geröllbänken und im Flussbette unsere Begleitung, watend, tragend, ziehend oder mit lebhaften Geberden den besten Weg erörternd — wie bedauerte ich, das alles nicht in einem farbigen Bilde festhalten zu können!

Nachdem wir reichlich 2 Stunden lang auf dem Toluarang abwärts gefahren, musste der Fluss leider verlassen werden, weil jetzt sein Bett für die watenden Leute zu tief und die Zahl der von Baumstämmen gebildeten Flussperren zu gross schien; wir gingen daher an seinem linken Ufer in den Wald hinein, woselbst uns wieder ein sumpfiger Boden und eine ganz entsetzliche Mosquitos-Plage empfing. Rechts von dem noch immer *N O* führenden Wege lag ein ziemlich ausgedehnter, von Sumpfpflanzen überwucherter, seichter See, und nach einigen Stunden passirten wir eine zweite Wasseransammlung, welche bedeutend kleiner, aber von so eigenartigem Reiz war, dass es mir leid that, als ihr Spiegel von den hindurchziehenden Menschen getrübt wurde. Denn nicht die kleinste Welle kräuselte ihre blinkende Oberfläche, und in dem Wasser standen nur grössere Bäume mit breiten Wurzelenden und mächtigen Stützplanken, gerade weit genug von einander entfernt, um die Sonne noch hindurchtreten zu lassen, so dass sie sich sammt einzelnen, gleich mächtigen Guirlanden von Zweig zu Zweig reichenden Lianen mit vollster Schärfe in der ruhigen Wasserfläche des Waldbodens spiegelten. Farnengestrüpp schloss rings umher den lichtvollen Durchblick ab.

Um 12¾ Uhr langten wir in Pflanzungen an, welche zu Pasahari gehören und sich in der Nähe des Faun, eines Nebenflusses des Massimato, befinden. Es

standen dort nur zwei Häuser von gleicher Art wie in Wairama Ajer Besar, doch waren dieselben mit noch mehr Sorgfalt gebaut, der Atapp hie und da hübsch kreuzweise geflochten und die Gallerie mit einer grossen Zahl von Jagdtrophäen geschmückt, welche wiederum gleichzeitig bestimmt waren, dem Bewohner sein Glück zu erhalten. Unterkiefer und Geweihe von Hirschen hingen auch hier in Mengen umher, und unter diesen hatte man die jungen, noch nicht gefegten Hörner sorgfältig eingewickelt, um sie später an Chinesen verkaufen zu können, welche die gefässreichen Theile als Medicin, und zwar als ein krafterzeugendes Mittel, schätzen. Fischschwänze waren an die Thürpfosten geklebt; unter dem Atapp steckten getrocknete Köpfe und Brustbeine vom Casuar, Schädel des Cuscus, Wirbelsäulen von Fischen und Brustschilde grosser Krebse; daneben fanden sich aus Palmblättern gefertigte Hüllen, in denen die Bewohner des Hauses früher irgend etwas geschickt bekommen hatten und die sie nun, auffallend genug, als Erinnerung bewahrten, ferner einzelne Schalen grosser Cyrenen, welche aus der Mangrove-Vegetation der Küste mitgebracht waren und zur Herstellung von Lampen benutzt wurden, endlich ein Ruder und noch manche andere Kleinigkeiten. Die ganze Gallerie, in der wir einige Zeit Rast hielten, machte auf solche Art den Eindruck einer wohnlichen Häuslichkeit.

Unter den Geräthen bemerkte ich einen Reismörser (Taf. 28, Fig. 4), welcher weit kunstvoller und praktischer gearbeitet war als der oben [1]) von Wakollo und Pasania beschriebene, mit flachem Fusse, langen seitlichen Handhaben und rundlicher Höhlung, im ganzen 1,70 m. lang und aus einem einzigen Holzstücke geschnitten. Sodann fand sich eine Vorrichtung zum Tragen vor (Taf. 28, Fig. 13), bestehend aus einem ovalen Rahmen von Rottan, welcher 95 cm. lang und 30 cm. breit war, im Zickzack mit dünnen Streifen desselben Materiales überspannt und bestimmt, um gleich einem Tornister auf den Rücken gelegt zu werden, nachdem die Last darauf festgebunden; doch wird die letztere durch ein um die Stirn gelegtes Band gehalten.

Um 2 Uhr nahmen wir von unseren Wirthen, welche im Äusseren den Leuten von Wairama durchaus glichen, Abschied, um den Weg zum Nordstrande fortzusetzen, und gelangten nun alsbald in eine sumpfige Gegend, in der dicht aneinander gereihte Erdhügel von $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ m. Höhe das Gehen ausserordentlich erschwerten. Man sagte mir, dass sie von Krebsen herrührten, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass dies dieselben Thiere sind, welche ich später in der Ebene von Kajeli als *Thalassina anomala Herbst* kennen lernte [2]). Glücklicherweise dauerte die betreffende Wegstrecke nicht gar lange; dann schifften wir uns in einem tiefen

---

1) vgl. pag. 175.

2) sieh Näheres bei Buru.

Moraste mit einiger Mühe in eine Reihe von Prauen ein, welche uns den FAUN abwärts nach Pasahari bringen sollten. Das genannte Gewässer verläuft ganz in Mangrove, die in einigem Abstande von der Küste wiederum mit Nipapalmen vermischt ist; es hatte im Beginn nur 6 Schritte Breite, erweiterte sich dann abwärts bis auf 40 Schritte, um hernach abermals zusammenzuschrumpfen und sich nun unfern Pasahari mit dem Massimato zu einem 50 Schritte breiten Flusse zu vereinigen. Um 3 Uhr nachmittags hatten wir unser Ziel erreicht.

PASAHARI liegt auf einer ausgedehnten, wenig über den Meeresspiegel hervorragenden Sandbank, welche die Mündung des Massimato zur Rechten grossentheils abschliesst, während sie nordwärts vom Oceane und südwärts von einer Ausweitung des genannten Flusses begrenzt wird. Hier leben in dem von Mangrove eingeschlossenen Brakwasser in grosser Zahl Cyrenen, *Cyrena coaxans Martens* und *C. papua Less.*, deren Schalen überall umherliegen, weil die Leute sie essen, desgleichen *Telescopium fuscum Chemn.* und *Potamides palustris Brug.* Jenseits des Flusses, an seinem linken Ufer und im Westen des Dorfes, wird der Blick durch eine Gruppe von Casuarinen abgeschlossen, welche hier, einer Lärchenwaldung ähnlich, den Meeresstrand begleiten. Der Ort selbst machte einen sehr unbedeutenden und ärmlichen Eindruck, denn es befanden sich daselbst, zu beiden Seiten eines unregelmässig mit Cocospalmen eingefassten Weges, nur 15 schlecht in Stand gehaltene Häuser. Doch darf man hieraus keinen Schluss auf die Lebensverhältnisse seiner Einwohner ziehen, denn auch die wohlhabenden Leute, bei denen wir am verflossenen Mittage Rast gehalten, haben in Pasahari nur ein paar elende Hütten, die aber meistens leer stehen, weil ihre Eigenthümer sich aus leicht erklärlichen Gründen im Innern bei den Pflanzungen aufhalten, und so mag es auch mit anderen Familien dieses Ortes bestellt sein, zumal in der Mangrove ringsumher keine Gelegenheit zum Anbau irgend welcher Nutzpflanzen geboten ist.

Die kleinen, auf Pfählen von halber Mannshöhe errichteten Wohnungen, deren Seitenwände von Atapp aus Nipablättern hergestellt sind, erinnern durchaus an diejenigen von Sawaï, und wie dort, so haben die Leute auch in Pasahari am Ufer des Binnengewässers ihre Böte auf Gestelle gelegt, was man übrigens ebenfalls an der Nordküste von Saparua bei Nolot sehen kann. Nur das Haus des Regenten, bei welchem uns zu Ehren eine traurig zerfetzte, niederländische Flagge vergebliche Flatterversuche anstellte, sowie dasjenige des Guru (eines christlichen Lehrers) sind im ambonschen Stile, im übrigen aber aus dem gleichen Materiale wie die anderen Hütten errichtet. Die Bewohner, obwohl zum Christenthume bekehrt, kleiden sich, mit Ausnahme der beiden genannten Würdenträger, nach Art der Mohammedaner.

Vom Strande aus liegt die Spitze des TANDJUNG SACOLLA *N* 60° *W*, und davor

schiebt sich etwas weiter südöstlich das TJ. LABUAN; *N* 65° *O* befindet sich in nächster Nähe die Mündung des TOLUARANG. Wir schifften uns hier am 22ten April um 8 U. 5 M. morgens in ein kleines Boot ein, mit dem wir um das Kap Sacolla hin nach Wahaï zurückkehrten, und da die Fahrt keinerlei Unterbrechung mehr erlitt, so war dieser Ort bereits um 11 U. 15 M. vormittags erreicht.

Der Aufenthalt in Wahaï hatte bei allen den geschilderten Enttäuschungen, welche mir durch die dortige Bevölkerung bereitet wurden, doch auch seine nicht zu unterschätzenden Vortheile, denn die verhältnissmässig ruhige Zeit und der angenehme Verbleib im Hause meines Gastherrn kräftigten den Körper aufs neue für die Strapazen der folgenden Reisen, denen ich ohne eine solche Erholung vielleicht nicht gewachsen gewesen wäre. Sodann verdanke ich der geschickten Hilfe des dort anwesenden 2ten Lieutenants *K. L. F. A. Thörig* die Reparatur eines meiner photographischen Apparate, wodurch mit dauerndem Erfolge einem bösen Uebelstande abgeholfen wurde.

Doch wird es jeder begreiflich finden, dass es mir wie eine Erlösung aus langer Gefangenschaft erschien, als gegen Mittag des 24ten April der *Arend* gemeldet wurde, welcher den Residenten nach Wahaï brachte. Freilich musste ich von letzterem alsbald erfahren, dass in Ost-Seran die Pocken ausgebrochen seien, wodurch mir vorläufig jede Gelegenheit zu Untersuchungen in der Abtheilung Waru genommen war; denn wenn ich auch selbst die Krankheit nicht gefürchtet hätte, so pflegen doch bei ihrem Erscheinen alle Leute in die Wälder zu flüchten, indem sie die Siechen in den Stranddörfern ihrem Schiksale überlassen, und die Beschaffung von Mannschaften wird dadurch zur Unmöglichkeit. Auch die Reise zum Bobot erschien nicht mehr räthlich, weil man nicht wusste, ob die Pocken nicht etwa schon bis dahin vorgerückt seien; sollte dies aber später während meines eventuellen Aufenthaltes in jener Gegend geschehen sein, so wäre ich daselbst lange festgehalten worden und hätte ich nicht sogleich nach Ambon zurückkehren dürfen. Zudem war die beste Zeit für Untersuchungen im südlichen Seran verstrichen, denn der Regen hatte sich hier bereits eingestellt, und Ueberströmungen in den Flussbetten, welche jeden Erfolg in Frage stellten, waren zu fürchten; endlich sind Fahrten mit der Orembai an der Südküste während des Ost-Musons mit Gefahr verbunden. So wurde denn nach langer Berathung beschlossen, dass ich den Residenten über Hatusua und Amahei nach Buru begleiten sollte, um meine Forschungen auf dieser Insel fortzusetzen.

Am 26ten April um 3½ Uhr nachmittags dampfte der *Arend* von Wahaï ab, und reichlich 24 Stunden später befanden wir uns in Hatusua, woselbst ich meinen alten Reisegenossen *Pieters* nochmals wiedersah; am 28ten April wurde dann die

Fahrt in der Frühe fortgesetzt, und nach fast 6 Stunden lag der Dampfer auf der Rhede von Amahei. Hier traf ich auch den Posthalter *van Gent* zurück, welcher mich sammt dem erkrankten Dolmetsch *Kuhuwael* schon am 15ten April in Wahaï verlassen hatte, indem er von dort mit dem *Camphuijs* von der Neu-Guinea Linie der *Paketvaart-Maatschappij* zunächst nach Ambon und weiterhin nach seinem Wohnorte heimgekehrt war. Am Mittage des 29ten April endlich lichtete der *Arend* seinen Anker, um nach Kajeli zu fahren, nördlich von Ambon und den Uliassern und im Süden des Kap Sial hin — für mich, der ich mit den Reliefformen der umgebenden Inseln vertraut geworden war, eine sehr instruktive Reise, bei welcher viele der mit Mühe gewonnenen Einzelheiten nochmals im übersichtlichen Gesammtbilde und gleichsam aus der Vogelperspektive an meinem geistigen Auge vorüberzogen. Dann ging ich frohen Muthes dem neuen Arbeitsfelde entgegen.

---

10. ANHANG: ETHNOGRAPHICA.

Während die meisten ethnographischen Gegenstände bereits im Reiseberichte ihren Platz fanden, bleibt mir deren noch eine kleine Zahl zu beschreiben übrig, welche sich an die obigen Schilderungen nicht wohl anreihen liessen. Es sind das folgende:

1. Männlicher Schurz, *tjidako*, (Taf. 23, Fig. 1)gleich dem oben von Honitetu beschriebenen. Das Bastzeug ist auf lichtbraunem Grunde mit zahlreichen Verzierungen von blauer, brauner und gelber Farbe versehen, und die einzelnen Figuren sind von schwarzen Rändern eingefasst. Namentlich der eigentliche Gürtel und die beiden Enden sind sehr reich bemalt, und auf der Mitte des ersteren, hinten, fällt vor allem ein System concentrischer Ringe in die Augen, an die sich jederseits eine horizontale Reihe kleinerer und mit einander verbundener Kreise anschliesst. Im übrigen ist das Kleidungsstück in regelmässigen Abständen mit bunten Querbinden versehen. Es ist im ganzen 3,66 m. lang, der mit einer Einlage versehene Gürtel in der Mitte 12 cm. hoch; das eine Ende, welches über die Schamtheile herabfällt, misst unten in der Breite 27 cm., das andere 11 cm. Der Gegenstand stammt von der Nordküste der Abtheilung Kairatu.

2. Männlicher Schurz mit unverziertem Rückenschilde. Das Zeug ist weiss, an den beiden Aussenenden mit einigen gelben, weit von einander entfernt stehenden Querbinden versehen; aufwärts folgen dann zahlreiche, unregelmässige, dicht gedrängte Streifen und Flecken von gleicher Farbe, die Mitte des Gürtels entbehrt aber auch diese Verzierung ganz und gar. Im übrigen gleicht der Gegenstand dem vorher beschriebenen; er ist im ganzen 3,54 m. lang, der Gürtel in der

Mitte 10,5 cm. hoch, und die beiden Enden sind 28 und 9 cm. breit. Ebenfalls von der Nordküste Kairatu's abkünftig.

3. Männlicher Schurz (Taf. 23, Fig. 2), dessen Rückenschild in der Mitte ein System concentrischer Ringe von abwechselnd schwarzer, gelber und brauner Färbung zeigt. Die Zahl der Ringe beträgt 9, und die beiden äussersten sind an vier, kreuzförmig einander gegenüberstehenden Punkten winkelig ausgezogen, so dass eine sternartige Figur entsteht. Dieselbe Verzierung, aber nur aus 7 Ringen gebildet, befindet sich auf dem breiteren, beim umgelegten Tjidako vorne herabhängenden Ende, dessen Aussenrand gezackt ist (2a) und in der Mitte eine unvollständige Querbinde von gleicher Farbe mit den Ringsystemen zeigt. Sonst ist an dem ganzen Gürtel nirgends ein anderer Schmuck vorhanden.

Auffallender Weise ist diese Leibbinde im ganzen nur 2,40 m. lang und kann sie deswegen auch nicht ganz in der oben beschriebenen Weise angelegt werden. Offenbar hing das vordere Ende einfach als Schurz herab, ohne noch erst um den Körper geschlungen zu sein, und wurde das längere, schmälere, zwischen die Beine hindurchgezogen. Der Gürtel ist in der Mitte 9½ cm. hoch, sein vorderes Ende 16 cm. breit, während das andere ganz spitz zuläuft. Der Gegenstand stammt von Massisihulan, an der Bai von Sawaï.

4. Weiblicher Schamgürtel (Taf. 23, Fig. 3), vermuthlich für ein junges Mädchen (vgl. unter N° 6). Ein Zeugstreifen von geklopftem Bast, gleich demjenigen der männlichen Tjidako's, von 1,33 m. Länge und 3—3½ cm. Breite. An dem einen Ende befindet sich eine steife, vegetabilische Einlage von länglich-rhombischer Form, welche 20 cm. lang und in der Mitte 3½ cm. breit ist. Dieser Theil ist ferner in der Mitte geknickt, so dass ein doppeltes, länglich-dreiseitiges Schild entsteht, welches vor die Schamtheile gebracht wird und zwischen dessen beide Hälften der nicht gesteifte Theil des Zeugstreifens hindurchgezogen werden kann, nachdem er zwischen die Beine hin und um den Leib gelegt ist. Jede Färbung fehlt. Der Gegenstand stammt von Massisihulan bei Sawaï.

5. Weiblicher Schamgürtel (Taf. 25, Fig. 4), für ein junges Mädchen bestimmt. An einem runden, tauartigen, ungefärbten Pflanzengeflechte von grauer Farbe und 80 cm. Länge, welches um den Leib gebunden wird, ist ein länglich-dreiseitiges Schild befestigt, durch welches die Schamtheile bedeckt werden. Dasselbe ist 8½ cm. lang und oben reichlich 3 cm. breit; es besteht aus unbearbeitetem Pflanzenbast und ist sammt einem langen, schmalen Streifen, welcher unterhalb des Schildchens zusammengedreht und zwischen die Beine hindurchgezogen wird, aus Einem Stücke angefertigt. Das Ende des Streifens wird einfach hinten um den Gurt geschlungen. Alfuren von Lisabatta, in Wahaï.

6. Weiblicher Schamgürtel (Taf. 25, Fig. 3), für eine verheirathete Frau.

Unterscheidet sich von dem vorigen dadurch, dass der Gürtel aus einem flachen, roth gefärbten Rottangeflechte besteht. Er misst 48 cm.; das Schildchen ist 10 cm. lang und oben 4½ cm. breit. Dieser Tjidako darf nur von der rechtmässigen Gattin getragen werden, d. h. nach Zahlung des ganzen Brautschatzes; bis dahin wird der Mädchengürtel auch von der bereits geehelichten Frau beibehalten [1]). Alfuren von Lisabatta, in Wahaï.

Einen roth gefärbten Frauengurt der eben beschriebenen Art erhielt ich auch aus Massisihulan, von woher ebenfalls der unter N° 4 angeführte Gegenstand stammt. Es ist somit, nach Analogie der von Lisabatta abkünftigen Objekte, kaum zu bezweifeln, dass letzterer einem jungen Mädchen angehörte.

7. KOPFPUTZ (Taf. 27, Fig. 5). An das ovale, 8 cm. im Durchmesser haltende Bruchstück einer grossen, flachen Muschel ist innen eine Reihe von Federn festgebunden, nachdem die meisten von ihnen zunächst in Stücke von dicken Grasstielen gesteckt sind (5a). Es befinden sich darunter zwei nach oben divergirende Büschel von Hühnerfedern, welche mit einigen Federn aus dem Hahnenschwanze endigen, und von diesen ist eine einzelne an der Spitze, längs des Schaftes, zerspalten. In gleicher Weise, aber der ganzen Länge nach, ist ein Büschel von lichtgelben Schwungfedern des rothhaubigen Kakadu's zertheilt, deren Fahnen sich hiedurch zierlich krümmen; sie hängen beiderseits unten herab. Kleinere, röthliche Federn aus der Brust desselben Vogels stecken dahinter, und endlich sind noch einige Federkiele in dem Schmucke angebracht, an denen nur oben ein sehr kleiner Theil einer weissen Fahne erhalten blieb. Das Ganze ist 30 cm. hoch und wird vor die Stirn gebunden [2]).

Ich sah ausserdem einen Kopfschmuck (Taf. 26, Fig. 1) bestehend aus einem Haarbande von Rottan, an welchem über der Stirn zwei lange, flache, weit bogenartig nach hinten überhängende und mit Federn besetzte Streifen angebracht waren. Hierfür hatten ausschliesslich Hühnerfedern Verwendung gefunden.

Beide Gegenstände werden von den Pata-lima in Massisihulan bei Festlichkeiten getragen, unter anderem beim Tanzen des *kahua* (= *mako* oder *karori*), sowie von dem Alfuren, welcher sich auf die Kopfjagd begiebt. Auch bei den Patasiwa sind, laut mir gegebener Versicherung, die gleichen Zierrathe bei solchen Gelegenheiten in Gebrauch.

8. KAMM (Taf. 25, Fig. 2), im wesentlichen gleich dem oben von Honitetu beschriebenen, aber mit verzierter Handhabe. Die Verzierung besteht in Einker-

---

1) Ueber Tjidako's von Frauen und Mädchen ist auch Boot zu vergleichen (Korte schets, pag. 894), desgleichen van Doren (Fragmenten, pag. 151, 157 u. 159).

2) Nach van Doren heisst dieser Schmuck *walahate* und darf er nur von Leuten getragen werden, welche bereits viele Köpfe erbeutet haben (Fragmenten I, pag. 156).

bungen sowie in eingeritzten und geschwärzten Figuren, welche auf der Aussenfläche des Bambusstückes angebracht sind. Die gegenüber liegende Fläche der Handhabe zeigt ferner in der Mitte einen Längskiel und zu seinen Seiten je eine Perlenreihe, während unten noch eine aus drei Schnüren gebildete Quaste befestigt ist. Diese Schnüre bestehen aus kleinen, blauen und weissen Glasperlen; sie tragen an ihren Enden einen flachen, aussen gekerbten, von einem Schneckengewinde hergestellten Ring nebst einem Paar rother Früchte und einer einzelnen grösseren Perle. Der Gegenstand stammt aus der Abtheilung Wahaï.

9. Tasche (Taf. 27, Fig. 4) aus Flechtwerk (von Rottan?) im Zickzackmuster, mit liegendem Andreaskreuz und Gruppen von vier, einander mit den Spitzen berührenden Dreiecken, aus schwarzen und ungefärbten Streifen hergestellt. Oben wird der Rand von einem roth gefleckten Rottanbande eingefasst; zwei schmälere derartige Streifen sind in der Mitte der Länge nach durch das Flechtwerk hingezogen und jederseits mit einer blauen Glasperle verziert. Ein Deckel oder eine Klappe ist nicht vorhanden. Die Tasche ist in der Mitte 22 cm. lang, dabei 10½ cm. hoch und oben 7 cm. breit; sie stammt von der Nordküste der Abtheilung Kairatu.

Ganz die gleichen Taschen sah ich wiederum in der Abtheilung Wahaï, woselbst sie mit den flachen, von Schneckengewinden hergestellten Muschelringen versehen waren, die ich oben als Zierrath eines Kammes erwähnte, und welche in dieser Gegend, gleichwie in Honitetu, auch als Halsschmuck Verwendung finden. Sie dienen offenbar demselben Zwecke wie die früher [1]) beschriebenen Taschen von Segeltuch.

10. Kalkköcher für Siri (Taf. 23, Fig. 4) aus einer Kalabasse, hakenförmig gebogen; am Stiele mit einer Quaste von weissen Perlenschnüren versehen, an denen Früchte einer Sapotacee hängen, sowie mit einem Paar Messingschellen, am anderen Ende mit einer Schlinge von grossen, bunten, sehr regelmässig angeordneten Glasperlen. Unten ist der abgestutzte Theil der Frucht durch ein Holzstück geschlossen, welches mittelst Harz befestigt wurde, und in dem nur am Rande eine kleine Oeffnung zum Ausschütten des Kalkes angebracht ist. Mit Hilfe der Schlinge von Perlen wurde der Köcher vermuthlich an einer Tasche aufgehangen, so wie dies oben bei den Alfuren von Honitetu beschrieben ist. Dieser Gegenstand, dessen Gesammtlänge, vom Perlenschmucke abgesehen, 15 cm. beträgt, stammt von der Nordküste der Abtheilung Kairatu.

11. Kalkköcher für Siri (Taf. 30, Fig. 4) aus Bambusrohr, an der Ober-

---

1) pag. 125. — v. Rosenberg bildet einen Alfuren ab, welcher eine solche Tasche aus Flechtwerk umgehangen hat (Mal. Archipel, pag. 313).

fläche mit zierlichen, eingeritzten und geschwärzten Figuren versehen, nahe dem unteren, geschlossenen Ende mit einer breiten, ringförmigen Einkerbung. An dem anderen Ende wurde nach Einfüllung des Kalkes wiederum ein rundliches Holzstück eingelassen, diesmal mit 2 Oeffnungen am Rande, aus denen der Kalk wie aus einer Pfefferbüchse ausgestreut werden konnte; der Verschluss war aber nicht weiter befestigt. Dieser Köcher, welchen ich in Kaibobo erhielt, ist reichlich 16 cm. lang und von den Etti-Alfuren des Innern abkünftig.

12. KALKKÖCHER FÜR SIRI (Taf. 24, Fig. 7), ähnlich dem vorigen, doch ist sein Verschluss durch einen Ring von Bambus hergestellt, welcher einen Kern von Gabba-gabba besitzt und so einen vollständigen Deckel bildet. Dieser ist durch einen Faden mit dem Köcher verbunden. Die eingeritzten, schwarzen Figuren bestehen am Deckel sowie an den beiden Enden des Köchers aus Querbändern, und eins derselben, welches 31 mm. breit ist, besitzt Zeichnungen, die, wie ich meine, Fische darstellen sollen (7b). Auf dem fast 11 cm. langen Mittelfelde befinden sich dagegen drei getrennte Bilder, unter welchen vor allem eine Eidechse (7c) sehr bemerkenswerth ist [1]), während die zweite Figur (7e) als Nachbildung der Sonne aufzufassen sein dürfte und ich für die dritte (7d) keine Deutung zu geben vermag. Der Deckel ist noch mit einem Büschel von weissen Hühner- und orangefarbigen Kakadufedern geschmückt, und unten an dem Köcher befindet sich eine Quaste von bunten Glasperlen, an deren Enden eingekerbte, halbmondförmige Perlmutterstücke hängen. Ohne Federn und Quaste ist der Gegenstand 22½ cm. lang; er stammt von Alfuren aus der Gegend von Lisabatta, in Wahaï.

13. KETTEN (Taf. 23, Fig. 6—8), theilweise sicher als Halsschmuck verwendet (6), während andere vermuthlich schräg über der Brust getragen wurden [2]), vorherrschend aus Perlen verfertigt, welche nach Art der carolinischen aus Nüssen geschliffen sind (6), ferner aus grauen Früchten von *Ruellia*, welche an den betreffenden Ketten mit einzelnen der erstgenannten Perlen regelmässig abwechseln (8), sodann aus Stückchen von schwarzen und gelb gefärbten Pflanzenstengeln (7) und einzelnen rothen, blauen, weissen oder sonst gefärbten Glasperlen. Bei einer zusammengesetzten Halsschnur (6) ist eine Doppelreihe von Nussperlen hie und da durch ein Paar rother Glasperlen verbunden, so dass dieselbe gegliedert wird und die

1) Vgl. G. A. Wilken, De Hagedis in het volksgeloof der Malayo-Polynesiërs (Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde van Ned. Indië; 5e volgreeks, 6e deel, 1891, pag. 463 und, was die Zusammenstellung der Eidechse mit der Sonne betrifft, besonders l. c. pag. 476). Ich entnehme der betreffenden Abhandlung noch, dass bei den Papua's, Melanesiern und Polynesiern Eidechsen vielfach in der Ornamentik vorkommen. Die Eidechse dürfte im gegebenen Falle mehr als eine Verzierung sein, nämlich die Abbildung eines Thieres, welches als *totem* verehrt wird; denn der Glaube an die Abstammung von Thieren ist nicht nur in dem von mir bereisten Gebiete weit verbreitet (vgl. auch Buru, unten), sondern auf Buru findet sich obendrein der Glaube, dass die Geister der Abgestorbenen sich in Eidechsen incarniren. (Riedel, l. c. pag. 8).

2) Vgl. oben, pag. 72.



Glasperlen hierbei als Zwischenglieder dienen. Die Ketten stammen alle von der Nordküste der Abtheilung Kairatu.

14. BAUCHBAND (?) (Taf. 27, Fig. 1). Ein schwarzer Zeugstreifen von 63 cm. Länge und 5½ cm. Breite, an den Rändern der Länge nach mit je einer Doppelreihe jener kleinen, abgeschnittenen Gehäuse von *Nassa* benäht, welche die Leute an der Elpaputibai auf ihren Kopftüchern anbringen [1]). Dazwischen befindet sich eine geschlängelte Doppelreihe von kleinen, weissen Glasperlen, und die übrig bleibenden Felder sind abwechselnd mit einer rohen, eckigen Glasscherbe und einem blumenähnlich-viertheiligen Perlmutterstückchen verziert. Man hat mich versichert, dass der Gegenstand um den Leib getragen werde, doch ist mir unbekannt, wie derselbe angelegt wird. Er ist von den Alfuren von Massisihulan bei Sawaï abkünftig.

1) Vgl. oben, pag. 194.

BURU.

1. KAJELI UND UMGEBUNG.

In der Frühe des 30sten Aprils langten wir vor KAJELI, dem Hauptorte der Insel Buru, an. Das Dorf liegt am südlichen Ufer der tiefen, kreisförmigen Bai gleichen Namens, welche sich im Nordosten der Insel befindet, auf einer wenig über den Meeresspiegel sich erhebenden, weit ausgedehnten Uferterrasse. Langgestreckt dehnt es sich vor dem Auge des Ankömmlings aus, und eine Reihe von Missigits, mohammedanischen Bethäusern, mit stufenartig aufgebauten Spitzen, verleiht ihm von der Rhede aus ein stattliches Ansehen. Doch mehr als hierdurch wird das Interesse durch die schöne Landschaft gefesselt, welche ringsumher den Gesichtskreis abschliesst: Hinter dem Orte steigt im Süden die breite Masse des 1410 m. [1]) hohen BATUBUA empor, welche von der Bai aus den Eindruck eines riesigen, flachen Schildes macht; sie ist fast stets von Wolken gekrönt und trägt auch bei klarem Wetter meist eine Nebelkappe, welche das Relief des Gipfels völlig getreu nachahmt, ohne es dadurch dem Auge zu entziehen; die scharfen, dunklen Linien, welche sich von der dichtbewaldeten Höhe aus thal- und seewärts erstrecken, sind nur dem Eingeweihten als tief einschneidende Wasserrisse bekannt und verrathen keinem auf den ersten Blick die grosse Anstrengung, welche das Erklimmen des bis dahin noch unbetretenen Gipfels erfordern könnte. Ein welliges Hügelland, welches allmählig nach Nordosten zu abfällt und hier an der Bai im Kap Fusan endigt, schliesst sich an den Fuss des die Gegend beherrschenden Batubua an, und ihm ist im Südosten des Ortes eine pittoresk gestaltete, klippige, graue und über 500 m. hoch ansteigende Gebirgsmasse aufgesetzt, welche von den Seeleuten „Mutter und Tochter" (*moeder en dochter*), von den Strandbewohnern KAKUSAN und von den Alfuren PLOÏ genannt wird. Diese vom Zahn der Zeit zerfressene Höhe, die ich später als ein tief zerklüftetes Kalksteingebilde kennen lernte, gilt den Bewohnern, gleich dem Batubua, für heilig. Das Hügel-

1) Diese Angabe beruht auf meiner eigenen Messung, deren Resultat merkwürdig gut mit der durch Gregory angegebenen Schätzung übereinstimmt; denn letztere betrug 4500 rheinl. Fuss, also 1412 m. (Gregory, Zeemans Gids, pag. 194).



land, welches hier im Osten der Bai nahe ans Meer herantritt, um daselbst vielerorts in klippigen Abstürzen zu endigen, ist mit Gras und Kajuputi (ein sicheres Zeichen von Unfruchtbarkeit) bestanden, und da der genannte Baum lichte Waldungen bildet, so sieht man des feinen Laubes wegen aus grösserem Abstande im wesentlichen nur die hellen Stämme und Zweige, welche besenartig hervorragen, und aus noch weiterer Ferne nimmt jenes Hügelland meistens ein bräunliches Kolorit an. Ein gleiches Relief und gleichen Pflanzenwuchs bemerkt man unweit des nördlichen Ufers der Bai; einzelne flachkegelige Spitzen heben sich daselbst hervor. Nur in den Erosionsfurchen des Hügellandes, im Norden und Osten der Bai, entwickelt sich ein üppigeres Grün, welches die Eintönigkeit des Kolorits wohlthuend unterbricht, und zwischen den genannten Höhen breitet sich als westliche Fortsetzung der Uferterrasse von Kajeli eine weite, von den Anschwemmungsprodukten des Waë Apu gebildete Ebene aus, welche mit üppig wuchernder, hellgrüner Mangrove am Meeresufer endigt.

Die Landung ist bald bewerkstelligt, und wir befinden uns nahe dem Forte *Defensie* in einer grasbewachsenen Ebene, aus der nur einzelne Bäume, vor allem Pinangpalmen und Brodbäume, aufragen. Ihr Boden ist mit zahlreichen, mehr als fusshohen Erdhügeln bedeckt, in denen man mehrere Centimeter weite, rundliche Schlupflöcher bemerkt. Sie werden von einem langschwänzigen Krebse aufgeworfen, *Thalassina anomala Herbst* [1]) genannt, einem Thiere, welches ich später nur mit grosser Mühe nach zahlreichen, vergeblichen Grabversuchen erhielt, und über dessen Lebensweise bis dahin wenig bekannt war. Der weit verbreitete, unter anderem auch auf Ambon und Sumatra gefundene Krebs ist im Leben schön gefärbt, licht schieferfarben, mit backsteinrothem Rückenstreifen und schwarzen Borsten an den Gliedmassen. Im sumpfigen Graslande watet hie und da ein Vogel, vor allem häufig ein kleiner Silberreiher; abends ertönt aus ihm das Concert zahlreicher Frösche.

Nach wenigen Minuten Gehens ist der Ort selbst erreicht, und die Illusion, welche man sich von der Rhede aus vielleicht noch über seine Bedeutung gemacht hat, nimmt sogleich ein klägliches Ende. Freilich giebt es da gut gepflegte, gerade Wege, die zum Theil durch Zäune und lebende Hecken eingefasst sind, und schlanke Pinangpalmen (*Areca Catechu L.*) [2]) mit dunkelgrünem, scharf gegen den lichtgefärbten Stamm sich abgrenzendem, grob gefiedertem Blätterschopfe bilden im Verein mit manchen anderen Fruchtbäumen, so namentlich mit Pisang, eine hübsche Staffage der Landschaft; doch sind die Wohnungen von ausserordentlicher Aermlichkeit, gleichwie in den Stranddörfern Serans.

1) Seither hat Horst, nach Anlass des von mir mitgebrachten Thieres, eine kurze Notiz über diese Species publicirt (Notes from the Leyden Museum Vol. XV, p. 314) 1893.

2) Sieh nebenstehende Abbildung.

Die Wände der niedrigen Häuser (vgl. auch Taf. 33, Fig. 1) sind meist von den Blättern der Nipapalme (*Nipa fruticans Wurmb.*), bisweilen von denjenigen des Sagubaumes und selten von den Blattstielen des letzteren (Gabba-gabba) hergestellt. Das Blätterdach steht weit über die niedrige Thür hervor, um Schutz gegen Sonne und Regen zu bieten, und wird vorne in der Regel nur durch einige rohe Stöcke gestützt; selten ist zwischen diesen eine niedrige Brüstung vorhanden, so dass



Strasse in Kajeli.

nach ambonscher Art ein abgeschlossener Raum, eine sogenannte Vordergallerie, gebildet wird, und noch seltener bemerkt man Fenster oder auch nur fensterartige Oeffnungen. Im Innern befinden sich mehrere dunkle Wohn- und Schlafräume, ausserdem stets eine besondere Küche, die entweder an das Wohnhaus angebaut oder auch ganz von ihm geschieden ist. Nur die Häuser der angeseheneren Leute weichen in Bauplan und Einrichtung hievon ab und schliessen sich wiederum ganz an diejenigen von Ambon an.

Ein Baileo ist nicht vorhanden und diese Bezeichnung für einen öffentlichen Versammlungsort auf Buru überhaupt nicht bekannt. Statt dessen dient ein einfacher Schuppen (*sabua*) für Zusammenkünfte, ein durch vierseitige Holzpfähle getragenes Dach von Atapp, welches von einer halb mannshohen Brüstung aus Gabba-gabba umgeben ist, so dass die Wände oben offen bleiben. An den Längsseiten befinden sich darin zwei einander gegenüber liegende, nicht verschliessbare Eingänge, und das einzige, wodurch sich dies Gebäude auszeichnet, ist die jederseits vorragende Verlängerung der Dachfirste, *ïaniko* genannt, sowie eine am unteren Längsrande des Daches angebrachte Verzierung. Diese besteht aus kurzen

dreiseitigen Spitzen, welche am Rande aus dem sonst gerade abgeschnittenen Atapp hervorstehen; die nasenartig an den beiden Enden vorragende Firste ist unten S-förmig ausgezackt und soll ursprünglich nur am Sabua und dem Hause des Regenten gestattet gewesen sein [1]), der Imam und die Araber erlauben sich aber gegen den alten Gebrauch zu sündigen, indem sie den Ianiko auch an ihren Wohnungen anbringen. Ob die andere Verzierung des Daches irgend welche Bedeutung hat, vermochte ich nicht zu erfahren. Ein heiliger Stein (*batu pamali*) fehlt.

Die Bewohner von Kajeli sind zum grössten Theile Mohammedaner, deren Kopfzahl zur Zeit meiner Anwesenheit 938 betrug, und zu denen sich noch 18 Araber gesellten; die Christen dagegen waren nur durch 135 Personen vertreten, und endlich hielten sich noch 35 Chinesen in dem Orte auf. Die inländische Bevölkerung trägt noch durchaus den Typus der Alfuren, und wenn eine Vermischung mit fremden Elementen stattgefunden hat, so war dieselbe doch jedenfalls nicht einflussreich genug, um eine Umprägung von Körper- und Gesichtsformen zu erreichen; ich vermochte mindestens auch nach meinen längeren Reisen im Innern des Landes, wobei ich fast ausschliesslich mit Alfuren in Berührung kam, ohne die Anzeichen der Kleidung keine Grenze zwischen letzteren und den Bewohnern Kajeli's zu entdecken. Freilich wollen die Mohammedaner und Christen von einer solchen Uebereinstimmung nichts mehr wissen, und jeder von ihnen hält sich für das Mitglied einer auserlesenen Gesellschaft, welche weit über dem heidnischen Alfuren stehe. So ist denn die Bezeichnung „Alfure" auf Buru ebenso wie auf Seran als gleichbedeutend mit dem heidnischen Bewohner des Landes und nicht als Stammesmerkmal aufzufassen.

Die Männer unter den Mohammedanern sind von einer ganz erstaunlichen Trägheit und Unzuverlässigkeit, vielleicht zum Theil infolge des Opiumgenusses, dem viele sich hingeben sollen. Meist lungern sie ohne irgend welche Beschäftigung im Hause umher, und ihre Hauptthätigkeit besteht darin, dass sie, nur mit dem Sarong und einem Kopftuche angethan, die Kinder tragen und ihnen vorsingen. Währenddessen muss die Frau nicht nur die gewöhnlichen Hausarbeiten verrichten, in langen Bambusköchern Wasser herbeischleppen, die Wäsche am Flusse besorgen, die Pflanzungen bestellen, nachdem Alfuren die Bäume ausgerodet haben, sondern sie geht noch obendrein in den Wald, um Holz zu holen und zu benachbarten Orten, um Handel zu treiben oder Lebensmittel herbeizuschaffen. Selbst das Rudern mag sie hierbei allein besorgen, und wenn sie von der Ausfahrt zurückkehrt, so wird ihr der Mann nicht einmal behilflich sein, um bei ungün-

1) Auf Seran, Ambon und den Uliassern hat die nasenartige Verlängerung der Dachfirste nichts Besonderes zu bedeuten (vgl. Ambon).

stigem Wasserstande die beladene Prau in die halbversandete Flussmündung hineinzuschieben. Nur dem Fischfange gehen die Männer hin und wieder nach, wobei sie sich unter anderen auch des bekannten Wurfnetzes bedienen, welches in Seran und auf den benachbarten Inseln in Gebrauch ist.

Beim Ausgehen sieht man die Männer in Beinkleid und kurzer Jacke, so dass ihre Tracht sich alsdann an die europaeische anlehnt und im wesentlichen nur durch das Kopftuch von ihr abweicht. Einzelne angesehenere Leute, und in erster Linie die Regenten, bedienen sich indessen des Fes als Kopfbedeckung; doch fehlt demselben die Troddel, und steht statt derer eine stielartige Verlängerung, welche aus dem rothen Stoffe der Mütze angefertigt ist, oben in der Mitte hervor — als ob die Leute sich eine ausgehöhlte Frucht aufgestülpt hätten. Ihre Frauen tragen sich gleich denen von Ambon, ebenso diejenigen der Christen (Bürger), bei welchen die Männer wiederum durch ganz kurz geschorenes Haar und den Hut vor den Mohammedanern ausgezeichnet sind. Ob sie sich sonst noch in irgend einer Weise vortheilhaft unterscheiden? Ich habe es nicht erfahren, bin aber geneigt, jeden Alfuren für einen weit brauchbareren und ordentlicheren Menschen zu halten als die lässige Einwohnerschaft von Kajeli [1]).

Den fremden Arabern sagt man nach, dass sie die Bevölkerung gegen die Anordnungen der niederländischen Verwaltung aufhetzen; Thatsache ist, dass sie selbst sich nicht an das Verbot halten, welches ihnen untersagt, ausserhalb Kajeli's ihren Wohnort aufzuschlagen, und dass sie bei den einheimischen Mohammedanern, welche glücklich sind, falls sie einem Araber nur die Hand drücken dürfen, grossen Einfluss besitzen. Die oft gescholtenen, aber anscheinend für Indien doch ganz unentbehrlichen, fleissigen Chinesen gehören zu den Angesehensten der Einwohnerschaft; sie dürfen, gleich den Arabern, nur in Kajeli wohnen; dort haben sie sich Taubenschläge eingerichtet und bringen sie auf solche Weise eine angenehme Abwechselung in die Eintönigkeit des Dorfes.

Hin und wieder tauchen Alfuren auf, mit kurzem, weit oberhalb der Kniee endigendem Beinkleid und wüst unter dem Kopftuche hervorhängendem, krausem Haar (Taf. 37, Fig. 2). Sie kommen meist, um die Erträge ihrer Pflanzungen zu bringen, welche die Mohammedaner, und vor allem die Regenten, erpressen, oder Ar-

---

1) Willer hat allerdings eine sehr gute Meinung von den Christen Kajeli's (l. c. pag. 117) und sucht seine Ansicht statistisch zu beweisen. Ich muss indessen bekennen, dass die Aufzählung der Berufsthätigkeiten dieser Leute (durch Willer) auf mich keinen überzeugenden Eindruck macht; denn wenn die Christen gelegentlich fischen, jagen, Sagu klopfen u. s. w., so darf man das nicht als Handwerk oder eine dem gleich stehende Thätigkeit anführen. Mir scheint der Willer'sche Bericht in mancher Hinsicht sehr optimistisch gefärbt. — Bleeker, dessen Werk der Hauptsache nach eine Kompilation ist, welche von ihm nach Anlass einer sehr flüchtigen Reise mit Geschick zusammengestellt wurde, hat diese Angaben Willer's ebenfalls aufgenommen und so noch weiter verbreitet (l. c. II, p. 31).



beiten zu verrichten, welche von jenen gefordert werden; denn diese Leute werden in unerhörter Weise geschunden und ausgesogen. Freilich ist es den Regenten gesetzlich verboten, von den Alfuren noch die sogenannten *kwarto's* und *tanate* zu fordern, aber es geschieht dies dennoch in altgewohnter Weise, und die Bedrückten werden jedem, der sie darnach fragt, erzählen, dass sie freiwillig die Dienstleistungen verrichten und ihre Erträge bringen. Wie dürften sie gegenüber den Regenten anders aussagen!

Europaeer giebt es in Kajeli nicht, wenn auch, wie überall in den Molukken, die den Europaeern bürgerlich gleich gestellten Elemente mit diesem Namen belegt werden, und ausser dem Posthalter hat kaum noch Einer eine Gesichtsfarbe, welche nur überhaupt die Bezeichnung als „Weisser" rechtfertigen würde.

Der Resident hatte mich zum Posthalter *S. J. Hoffman* geführt und mich daselbst nach Erledigung seiner Amtsgeschäfte den verschiedenen, in Kajeli wohnenden Regenten von Buru bekannt gemacht, wobei letzteren aufgetragen wurde, so weit irgend möglich ihre Unterstützung zur Erreichung des Zweckes meiner Reise zu verleihen. Der Nachdruck, mit dem dies seitens des Residenten geschah, erwies sich später als sehr wirksam; dass er nicht überflüssig war, hatten die traurigen Erfahrungen gelehrt, welche vor mir Forbes bei seinen Forschungen auf der Insel machte.

Zur Erläuterung des Umstandes, dass in Kajeli eine ganze Reihe von Regenten ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat, sowie mancher hiemit zusammenhängender Verhältnisse ist es nothwendig Folgendes zu erwähnen:

Die Insel zerfällt in eine Anzahl von Landschaften, deren bedeutsamste Kajeli mit dem gleichnamigem Hauptorte ist. Umfährt man das Eiland von dort aus nach Westen, so trifft man der Reihe nach am Nordstrande die Landschaften Leliali, Tagalisa, Lisela und Hukumina; dann folgen an der Westküste Palumata und Tomahu, im Südwesten Foggi, im Süden Massarette, Okki und Waësamà, endlich im Südosten Lumaëti, welches wiederum an Kajeli stösst. Die Grenzen dieser 12 Gebiete sind nur in sehr rohen Umrissen bekannt und unter anderen in die Riedel'sche Karte ziemlich willkürlich eingezeichnet; denn es hat zum Beispiel Tagalisa überhaupt kein Hinterland. Die Grenze zwischen Lisela und Hukumina, gleichzeitig diejenige der beiden Abtheilungen, welche dem Posthalter von Kajeli einerseits und dem von Massarette (Tifu) andererseits unterstellt sind, habe ich später am Nordstrande bestimmen können, ebenso die Grenze zwischen Lisela und der Landschaft Massarette im Innern der Insel. Die beiden letztgenannten Gebiete haben für Buru, nächst Kajeli, die hauptsächlichste Bedeutung.

Die Regenten aller Landschaften waren nun im Jahre 1657 unter dem Forte von

Kajeli vereinigt worden und hatten eine Anzahl von Bewohnern ihres Landes mit sich gezogen, welche gleich jenen bereits unter der ternatanischen Herrschaft zum Islam übergingen. Sie blieben aber trotz des Auszuges aus ihrer Landschaft dort nach wie vor die Gebieter, und so zerfiel die Bevölkerung thatsächlich in 2 Gruppen, deren eine aus Mohammedanern bestand und in Kajeli ihren festen Aufenthalt nahm, während die andere in ihrer engeren Heimath und im heidnischen Zustande verblieb. Heutzutage wohnt aber der Regent von Leliali, seit etwa 10 Jahren, sammt mohammedanischen Unterthanen wieder in seinem eigenen Lande, im Orte Djikomarasa, ebenso der Regent von Foggi seit kurzem im gleichnamigen Dorfe an der Westküste, ferner derjenige von Waësama in Wamsisi und endlich der Gebieter von Okki im gleichnamigen Orte an der Südküste. Massarette hat in Tifu einen zum Christenthume übergegangenen Alfuren als Haupt erhalten, aber auch in Kajeli giebt es noch einen Regenten von Massarette, welcher daselbst nur über wenige, ihm untergebene Mohammedaner gebietet, und so spricht man denn auch von einem Massarette-Kajeli und Massarette-Tifu. Dass die Scheidung hier so vollständig erfolgen konnte, ist wohl nur dem Umstande zuzuschreiben, dass in der Landschaft Massarette das Christenthum von grossem Einflusse geworden und hierdurch das Festhalten am Althergebrachten erschüttert worden ist; die alfurische Bevölkerung der übrigen Gebiete kann sich dagegen nicht entschliessen, andere als die alten, rechtmässigen Regenten für ihre Landschaften anzunehmen. Mir scheint das ein grosses Glück für die Eingeborenen zu sein, da bei weiterer Zersplitterung die Anzahl der Landesherren und solcher Personen, welche sich mit diesen für gleichberechtigt halten, erheblich vermehrt werden würde. Das aber bedeutet gleichzeitig einen Zuwachs von Unterdrückern für die ohnehin schon schwer belastete Bevölkerung des Hinterlandes, weil die Häupter von ihren in Kajeli ansässigen Unterthanen nur noch Kwartodienste [1]) zu verlangen haben und sonst keinerlei rechtmässige Einkünfte besitzen, also thatsächlich auf das Schinden der Alfuren angewiesen sind — ein völlig unhaltbarer Zustand!

Die in Kajeli noch heute ansässigen Regenten sind, ausser demjenigen von Kajeli selbst, die Häupter von Lisela, Tagalisa, Palumata und Massarette-Kajeli; die dort wohnende, mohammedanische Bevölkerung von Lumaëti, Hukumina, Tomahu und Foggi ist ihrer unbedeutenden Kopfzahl wegen ebenfalls dem Regenten von Palumata zugewiesen, und die Orte Hukumina und Palumata in den gleichnamigen Landschaften sind überhaupt ganz verlassen; dort halten sich nur noch einzelne, umherstreifende Horden von Alfuren auf. Es wäre wünschenswerth, dass die Zahl

1) Kwarto's sind Leute, welche gegen freie Kost persönliche Dienste aller Art zu leisten haben. Die Dörflinge lösen sich für solche Kwartodienste bei den Regenten der Reihe nach ab. Ebenso geschieht dies auf Ambon u. s. w. (vgl. van Hoëvell, Ambon l. c. pag. 26).

der vorhandenen, kleinen Herren noch weiterhin so viel wie möglich beschränkt würde, wozu der Regierung vielleicht die öfter vorkommende Kinderlosigkeit als bestes Hilfsmittel dienen könnte.

Noch am Tage unserer Ankunft begannen die Berathungen mit den Regenten über die Herstellung von Wegen zum Zwecke meiner Untersuchungen, wobei mir zunächst der Resident und nach dessen bald erfolgter Abreise der Posthalter kräftige Unterstützung verlieh, und als ich abends im gastfreien Hause des letzteren das Lager aufsuchte, hatten die Pläne bereits bestimmte Gestalt angenommen. In erster Linie wurde beschlossen, die Insel von Nord nach Süd zu durchqueren und dabei den See von Wakollo, im Innern des Landes, zu berühren, womöglich von der Südküste nochmals hierher zurückzukehren, um alsdann vom See aus nach Osten, längs des Waë Apu, wieder zum Strande hinabzusteigen. Endlich wollte ich den Batubua und den Kakusan erklettern, aber für alle diese Reisen mussten erst Wege gesucht und offengehackt werden, was einen grossen Aufwand von Zeit und Mühen verursachte, und deswegen beschloss ich, die erstkommenden Tage zu kleineren Excursionen in der weiteren Umgebung des Ortes zu verwerthen.

Zunächst wandte ich mich der Untersuchung des Uferlandes an der Bai von Kajeli zu, wofür ich ein mir vom Posthalter verschafftes Boot (eine *sarua*) gebrauchte, welches mit sechs Leuten bemannt war und durch ein flaches, von vier Holzstangen getragenes Dach einigen Schutz gegen Sonne und Regen gewährte. Es konnte sowohl zum Rudern als zum Segeln benutzt werden und diente mir auch späterhin mehrfach zu kleineren Fahrten, da es sich stets im Geleite der Orembai befand, mit welcher die Küste bereist wurde; dennoch zog ich in der Regel eine gewöhnliche, inländische, mit Auslegern versehene Prau für die Aufnahme der Uferformationen vor, weil man mit ihr rascher fördert und bequemer landen kann. Freilich darf man niemals mit einem solchen Fahrzeuge allein reisen, da es weder gross genug für die Aufnahme von selbst bescheidenem Gepäck ist noch bei ungünstigem Wetter die wünschenswerthe Sicherheit bietet, und so wird man, falls nicht beides zu erhalten oder zu bemannen ist, der Sarua stets den Vorzug geben müssen.

Die Fahrt erstreckte sich von Kajeli aus nach Osten bis zum Batu Mustika [1]), einer Klippe, in welcher die bereits von Seran her bekannte Glimmerschiefer-Formation der Insel etwas westlich vom Kap Fusan endigt. Es sind Gesteine, welche infolge der deutlichen Schichtung und einer senkrecht dazu gerichteten Zerklüftung an altes Mauerwerk erinnern und in doppelter Mannshöhe, hübsch mit Pflanzen gekrönt, am Strande endigen. Im Südwesten von diesem Punkte ist das Ufer noch

---

1) Ueber die Bedeutung des Namens ist Bamang am Waë Apu, weiter unten, zu vergleichen.

eine Strecke weit felsig, und solche bewachsene Klippen bilden im innersten, südöstlichen Winkel der Bai auch zwei kleine Eilande, von denen das eine etwas umfangreicher als das andere ist, und welche daher von den Bewohnern als Pulu Besar und Pulu Ketjil unterschieden werden; dahinter ist aber der Strand von Buru flach und streckenweise mit üppiger Mangrove-Vegetation bedeckt. Zwischen ihren phantastischen, zum Boden herabgestiegenen Luftwurzeln haben sich Leute angesiedelt, welche von den kleinen Sula-Inseln [1]), im Norden von Buru, herübergekommen sind und hier der Bereitung von Kajuputi-Oel obliegen (Taf. 33, Fig. 2). Ihre Häuser stehen auf hohen Pfählen, so dass man mit Hilfe einer Leiter in den aus Gabba-gabba hergestellten, mit Atapp gedeckten Wohnraum gelangt, und daneben bemerkt man schon im Vorbeifahren die kleinen Bethäuser, welche uns später bei den Alfuren noch ausführlicher beschäftigen werden und hier *huma koïn* genannt werden. Die sulanesische Bezeichnung ist *papasia uma.*

Neben Dammerharz, welches vielfach von den Alfuren im Innern gesammelt und an der Küste gegen Kleidung und dergleichen Dinge vertauscht wird, ist als Ausfuhrartikel von Buru namentlich Kajuputi-Oel von Bedeutung. Taback wird zwar auch gebaut und nach Ambon hin verkauft, um dann weiter nach Seran und anderen benachbarten Inseln verhandelt zu werden, doch ist derselbe für den Weltmarkt ohne jede Bedeutung, und seine Qualität scheint auch für die Zukunft nichts zu versprechen. Auf Buru verkauft man ihn im Kleinhandel in dreiseitigen Blattdüten, für die je 1 Cent bezahlt wird. Die reichen Waldungen, in denen unter anderen das schönste Ebenholz wächst, werden leider fast gar nicht ausgenutzt, während sich doch mit der willigen und sehr lenksamen Bevölkerung des Hinterlandes die erforderlichen Arbeiten sehr wohl verrichten liessen.

Die Bereitung des Oels geschieht wie auf Seran in äusserst primitiver Weise (Taf. 32, Fig. 1): Ueber einer roh zusammengemauerten Feuerstätte steht ein Fass von etwa ein Meter Höhe (*a*), welches als Destillirgefäss dient; dahinein werden die Blätter der *Melaleuca* gepresst, und der Behälter wird zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Ihm ist ein metallener Helm (*b*) aufgesetzt, welchen die Leute von Ambon oder Java erhalten, und dessen Schnabel in einem zweiten, etwas grösseren und als Kühlapparat dienenden Fasse (*c*) endigt. Letzterem wird durch ein Bambusrohr (*d*) von oben her, mittelst irgend eines kleinen Rinnsals am Gehänge eines Hügels, Wasser zugeführt. Das ätherische Oel der Pflanze geht demnach mit den Wasserdämpfen über und scheidet sich nach dem Erkalten wieder ab. Wasser und Oel gelangen alsdann durch ein kleines Ausflussrohr am unteren

---

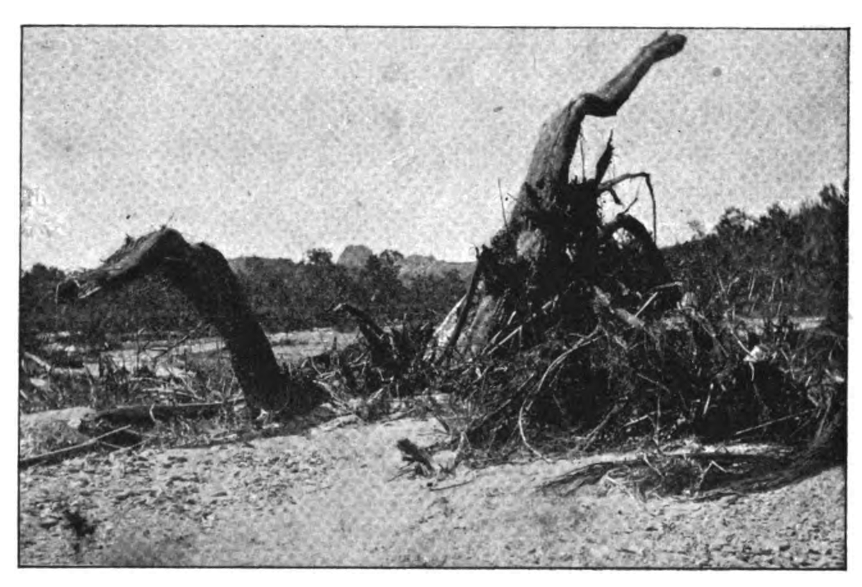
1) Ueber die Herkunft dieser Sulanesen vgl. Wilken, Alfoeren v. h. eiland Boeroe pag. 13, und besonders die hierzu gehörige Anmerkung auf pag. 49.

Theile des Kühlfasses in eine aus Cocosnuss hergestellte Schale, die wiederum mittelst einer kurzen Röhre in den Hals einer Flasche mündet. Meist sieht man eine der viereckigen Branntweinflaschen, wie sie überall in Indien anzutreffen sind, zu diesem Zwecke verwendet. Eine solche ist nun am Boden mit einer kleinen Oeffnung versehen und steht in einem mit Wasser gefüllten, kleinen Trog (*e*), so dass sie anfangs ebenfalls von Wasser erfüllt ist. Das Destillationsprodukt verdrängt aber allmählich letzteres aus der Flasche, und das mit dem Oele übergegangene Wasser vermag ebenfalls aus der am Boden befindlichen Oeffnung in den Trog zu fliessen, bis schliesslich die ganze Flasche mit dem Oele angefüllt ist und ausgehoben werden kann, indem man das Loch an ihrem Boden einfach mit dem Finger unter Wasser abschliesst. Der Gewinn an Oel beträgt bei einer solchen Vorrichtung täglich etwa 1½ Liter. Bekanntlich ist die licht-blaugrüne Flüssigkeit als flüchtiges Reizmittel in Europa sehr geschätzt, auf Buru selbst benutzt man sie als Hausmittel bei allen nur denkbaren Krankheiten.

Minder bequem als eine Fahrt in der Bai, aber desto lohnender an Naturschönheiten sind Ausflüge von Kajeli aus in die beiden, im Dorfe ausmündenden Flussbetten, dasjenige des Waë Kajeli im Westen und des Waë Lumaïti im Osten. Beide Gewässer ergiessen sich in geringem Abstande von einander ins Meer, und ihre Umgebung bietet bereits im Orte selbst anziehende Bilder, die wohlthuend gegen das traurige Einerlei der anderen Theile der Negorei abstechen (Taf. 33, Fig. 1). Da liegen Prauen auf den Strand gezogen, hin und wieder sieht man ein Boot kommen oder gehen, Enten schwimmen auf dem Wasser, und die Ziege, das Hausthier der Mohammedaner, welches in Kajeli in grosser Zahl gehalten wird, grast am Ufer; ein primitiver Steg verbindet die einander gegenüber liegenden Strassen; die ärmlichen, sich allmählig in das Grün der Anpflanzungen verlierenden Häuser bilden dazu eine gute Staffage, desgleichen Frauen, die im Flusse ihre Wäsche besorgen, Kinder, welche sich im Wasser tummeln, oder badende Leute beiderlei Geschlechts. Nur wenige Schritte aufwärts im Bette, so sieht man vielleicht aus der dichten Vegetation einen Alfuren hervortreten, welcher hier für kurze Zeit sein nothdürftiges Lager aufgeschlagen hat und neugierig den weissen Mann betrachtet.

Aber da ändert sich auch schon der Charakter des Flusses (Taf. 34), denn gleich hinter den Häusern treibt er ungehindert sein Spiel mit allem, was an den Ufern wächst: Bäume und Sträucher, vom strömenden Wasser unterwaschen und gefällt, liegen in grosser Zahl in seinem Bette, hier ein mächtiger Waldriese, dessen Wurzel einem ungeheuren Kissen gleich diesseits in die Luft ragt, während die Krone des Baumes am jenseitigen, wohl zwanzig bis dreissig Schritte entfernten Ufer in den Wald hernieder gefallen ist, so dass der Stamm zur verbindenden

Brücke geworden; dort lange, gekrümmte Wurzeltheile, deren zugehöriger Stamm tief im Sande begraben liegt, wie die Arme eines rettungslos Ertrinkenden in die Luft hineinragend; an einem andern Orte wirr durcheinander geworfene und tausendfältig verschlungene Zweige von Bäumen, Sträuchern und Lianen. Das alles entweder dicht an einander gereiht oder auch über erweiterte Abschnitte des Flussbettes in isolirten Partieen unregelmässig zerstreut, hin und wieder noch mit einigen grünenden Schlinggewächsen bedeckt, die im Falle mitgezogen wurden, oder mit wenigen, grünen Blättern, in welche die noch nicht völlig verdorrte Rinde ihre letzte Lebenskraft in vergeblichem Ringen ergiesst. Einzelne Stämme stehen schräg aufgerichtet, mit stromabwärts gekehrter Spitze, im Sande,



Im Bette des Lumaïti.

als ob sie durch Menschenhand dahinein getrieben wären; ihr schwerer Wurzel- oder Kronentheil, welcher bei der Bewegung flussabwärts am Boden nachschleppte, ist mit Sand überschüttet worden, so dass hierdurch der Stamm in seiner eigenthümlichen Lage festgehalten wurde. Bisweilen sieht man auch einige Bruchstücke ansehnlicher Bäume in nahezu schwebender Lage auf anderen Stämmen und Aesten ruhen; sie wurden bei hohem Wasserstande hierher getragen, fingen sich und verharrten, als der Fluss allmählig wieder zusammenschrumpfte, in der einmal angenommenen Lage.

Alle diese Gegenstände bieten aber ebensoviele Hindernisse für das fliessende Wasser und die mitgeführten Sand- und Geröllmassen, welche sich nun in ihrer Umgebung anhäufen und dem Flusse den Weg mehr und mehr verlegen. Er zieht

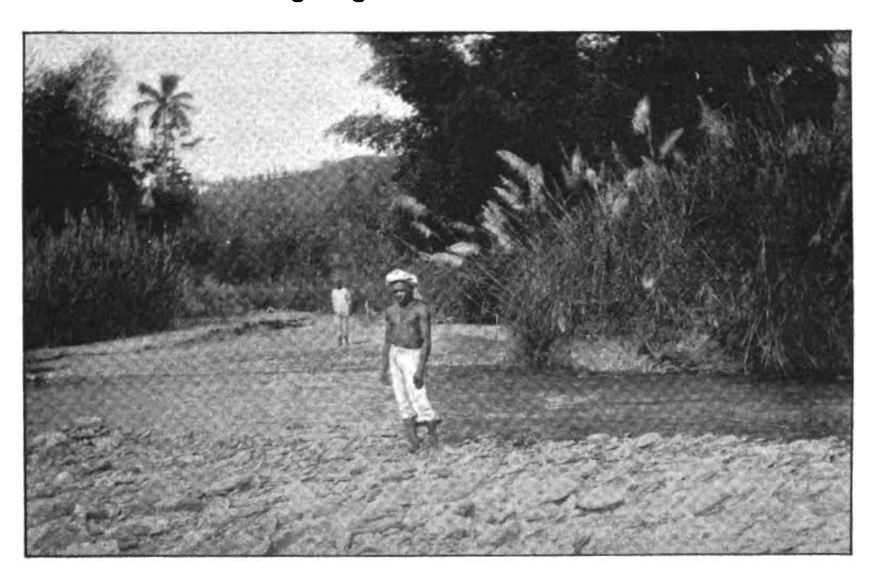
sich in scharfem Bogen um die Pflanzenleiber hin, trifft mit Macht auf das gegenüber liegende Ufer oder doch auf die Grenze der Rinne des Trockenbettes, um hier das Zerstörungswerk von neuem zu beginnen, während gleichzeitig an der concaven Seite des Bogens die Ablagerung der Schuttmassen schnell fortschreitet. So verlegt der Strom sein Bett, bis die Krümmung zu stark geworden ist und entweder ein Durchbruch den Lauf wieder corrigirt und verkürzt oder neu gebildete Hindernisse ihn in irgend einer anderen Weise modificiren. Es wandert der Fluss durch die Ebene, welche er allmählig mit den Zerstörungsprodukten des von ihm durchströmten Gebirgslandes anfüllt, und es kann einem aufmerksamen Beobachter nicht lange verborgen bleiben, dass in gleicher Weise die ganze Ebene von Kajeli der Anschwemmung durch die Flüsse ihren Ursprung zu danken hat.

Es ist leicht verständlich, dass die Breite der Gewässer unter solchen Verhältnissen erheblichem Wechsel unterliegen muss, und so sieht man denn auch diejenige des Fluthbettes sowohl am unteren Kajeli als am Lumaïti regellos zwischen zwanzig und hundert Schritten schwanken. Ist der Strom zur Trockenzeit wasserarm, so bildet sein Bett nicht selten kleine Sandebenen, in denen die zehn bis zwanzig Schritte breiten Rinnsale kaum noch hervortreten, während nur hie und da eine unbedeutende, grünbewachsene Insel liegt. Selbstredend ist dann das Wasser an manchen Stellen vielfach und regellos in eine Anzahl noch kleinerer Arme zertheilt, und nur nach heftigen Regengüssen fluthet im Bette eine breite, stark bewegte Wassermasse, mit Stromschnellen und seeartigen Erweiterungen.

Der Wald am Ufer des Unterlaufes hat seinen ursprünglichen Charakter eingebüsst, weil in ihm überall die Pflanzungen der Leute von Kajeli zerstreut liegen, aber er hat dadurch nur gewonnen, da seine einfache Profillinie gebrochen und die kompakte Masse von Grün gegliedert wurde. Es fehlt nicht an gewaltigen Bäumen, die, unbeengt von gleich kräftigen Nachbarn, ihre breite Krone voll und prächtig entfalten konnten, und oben aus ihren Aesten fluthet die Draperie grüner Schlinggewächse zum Boden hernieder; aber daneben wiegen Pisangs ihre breiten Blätter, ragt der schlanke Stamm der Cocospalme und der mächtige, dunkelblaugrüne Wedel der Saguweerpalme (*Arenga*) über niedrigem Ufergebüsch hervor, im Vereine mit zahlreichen Sagupalmen, deren Stämme man einzelne Leute hier am Flusse bearbeiten sieht. Dazu gesellen sich am Lumaïti viele Djatibäume, welche durch ihren grossen, gelblichen Blüthenstand den sonstigen Mangel an Blumen ersetzen und durch ihr grossblättriges Laub dem Grüne einen willkommenen Wechsel verleihen; *galoba* wächst in Mengen am Flusse, und manche Farne decken mit ihren zierlichen Blättern den Waldboden. (Die *galoba* ist ein *Amomum Linn.*, wozu auch der gewöhnliche Cardamom gehört, auf Java *pining* genannt und nicht

mit der *qaloba utang* [1]) zu verwechseln. Ihre am Boden wachsenden Früchte bergen in länglichen Kapseln einen nach Himbeeren schmeckenden, graulichen Samen, der mir auf meinen Reisen in Buru vielfach als Erfrischung am Wege diente). Das Landschaftsbild erhält ferner noch einen ganz besonderen Reiz dadurch, dass bei vielen Krümmungen des Flusslaufes der Batubua (Taf. 35) oder der Kakusan [2]) zu Gesicht kommen, welche nun, eingeschlossen im Rahmen üppigsten Grüns, die pittoreske Scenerie des an Pflanzenruinen so reichen Bettes im Hintergrunde abschliessen.

Nach einem Marsche von etwa $\frac{3}{4}$ Stunden aufwärts im Flusse, wobei die verschiedenen Wasserarme ungezählte Male durchwatet und manche Baumstämme überklettert werden müssen, gelangt man zu seinem Mittellaufe, an den Fuss eines



Im Bette des Kajeli.

niedrigen Hügellandes. Es ist wieder mit Gras und vielfach mit durchsichtiger Kajuputiwaldung bestanden und ragt 150—200 m. über das Bett der Ströme, welche nun stundenweit landeinwärts den gleichen Charakter beibehalten, hervor. Zahlreich sind am Ufer der flachgewölbten Höhen Schichten der Ur-Schieferformation angeschnitten, hie und da in blutrothe Verwitterungsprodukte umgewandelt, aber dichte Waldung fehlt; nur selten bemerkt man in den Flussweitungen einen ansehnlichen Baum, und dem entsprechend vermindert die Anzahl und Bedeutung der durch das Pflanzenreich hervorgerufenen Sperren. Desto reichlicher aber werden die Schuttablagerungen, hier in der Nähe des anstehenden Gesteins von weit grö-

1) Sieh: Seran, oben pag. 186.
2) Vgl. die Abbildung auf Seite 261.

berem Materiale; darauf wächst mehr als doppelte Mannshöhe erreichendes Gras (*Arundo*) mit grossen, weissen Rispen, und zierliche Bambusbüsche neigen ihre schlanken Halme über den plätschernden Strom. Hin und wieder bemerkt man einen Baumfarn. Alle Pflanzen stehen meist unbewegt in der stillen, sonnendurchglühten Luft, so dass nur das eilende Wasser, dem Pulsschlage der schlafenden Natur gleich, das Leben und den Wechsel der Dinge zum Ausdrucke bringt. In der Regel ist das Flussbett hier im Mittellaufe schmäler als weiter abwärts, da seiner Abänderung und Breitenzunahme durch den anstehenden Fels ein gewisses Ziel gesetzt wird.

Von thierischem Leben bemerkte ich weder am Lumaïti noch am Kajeli, die ich beide mehrere Wegstunden weit landeinwärts untersuchte, sonderlich viel. Später beobachtete ich allerdings in den Flüssen der Nordküste einen grossen Silberreiher (*Herodias alba Blyth*) sowie Enten und Wasserschnepfen in erheblicher Zahl, hier dagegen sah ich kaum etwas anderes als zahlreiche Papageien in den Djatibäumen, dann fand sich oben zwischen Geröll der Unterkiefer des merkwürdigen, auf Buru, Selebes und die Sula-Inseln beschränkten Schweines, welches die Leute *babirusa*, also Schweinhirsch, nennen (*Sus Babirussa*). Es ist bekanntlich von den Eingeborenen so bezeichnet, weil es in beiden Kiefern grosse, stark gekrümmte Hauer besitzt, von denen die oberen zu dem Vergleiche mit dem Geweih eines Hirsches [1]) geführt haben. Lebend sah ich das Thier leider niemals auf dem Eilande.

---

2. KLEINERE REISEN VON KAJELI AUS.

Die Untersuchung der Bai und die Ausflüge in die genannten Flussbetten nebst Kompasspeilungen in der Umgegend des Ortes, Photographiren, Aufzeichnungen mancherlei Art und das Besorgen von Einkäufen für grössere Reisen auf der Insel, das alles hatte meine Zeit bis zum 5ten Mai in Anspruch genommen; inzwischen war mit Hilfe der Alfuren ein Weg zum Kakusan aufgefunden und an schwierigen Stellen unter Aufsicht des Regenten von Kajeli gangbar gemacht worden. Die Leute kamen mit abenteuerlichen Erzählungen von ihrem Ausfluge zurück, als ob Kinder ausgegangen wären, das Gruseln zu erlernen; vor allem wussten sie viel von einer grossen Schlange zu erzählen, deren Spur sie am Kakusan gefunden haben wollten.

Am 6ten Mai machte ich mich also dorthin auf den Weg, mit einer ansehnlichen Begleitung, weil der Rückweg nicht mehr an dem gleichen Tage angetreten

1) Bereits 1682 ist durch Nieuhof eine ergötzliche Abbildung und Beschreibung dieses Thieres gegeben (l. c. 2ter Theil, pag. 25).

werden konnte und somit mancherlei Dinge für den Verbleib im Freien mitgenommen werden mussten. Das gerade macht selbst solche kleine Excursionen so umständlich; denn nur in jenen Fällen, wo Hin- und Rückweg am selbigen Tage ausführbar sind, wie bei den geschilderten Reisen im Flussbette, kann man mit einem halben Dutzend Leute zum Tragen von Instrumenten und Lebensmitteln auskommen. Selbstredend erfordert aber jeder Ausflug, entsprechend den jedesmal wechselnden Anforderungen, ein langwieriges Aussuchen der erforderlichen Utensilien und eine zeitraubende Verpackung.

Wir gingen zunächst in südöstlicher Richtung durch den Ort und die hart daran grenzenden Pflanzungen zum Lumaïti, überschritten denselben und gelangten nun in eine ausgedehnte Grasebene [1]), mit weitem Ueberblick über den Batubua und Kakusan. Da im Grase nur einzelne Djatibäume als Ueberreste verwahrloster Anlagen [2]) zerstreut stehen und auch das Hügelland nirgends hervorstechende Pflanzenformen oder auch nur dichte Waldungen wahrnehmen lässt, so machte die Landschaft in der kühlen Morgenstunde auf mich den Eindruck eines europaeischen Mittelgebirges, und noch oftmals wurde ich an diesem Tage auf den niedrigen Höhen mit ihrer durchsichtigen Vegetation und dem freien Blick in die Ferne hieran erinnert.

Um sich gegen das schneidende Gras, *kusukusu* genannt (*Imperata arundinacea Cyrill*), zu schützen, versahen sich meine Leute zum Theil mit primitiven Sandalen oder roh zusammengeschnürten, schuhartigen Hüllen, Fussbekleidungen, welche beide aus unbearbeiteten Stücken von Hirschleder hergestellt werden, und die ich auch in Wahaï bisweilen tragen sah.

Schon nach einer reichlichen halben Stunde ist das flachwellige, uns bereits von der Küste sowie den Flussbetten her bekannte und aus archaeischen Gesteinen gebildete Terrain erreicht, in dessen Niederungen Sagupflanzungen liegen; dann geht es über die niedrigen Bodenwellen wieder ununterbrochen durch Gras mit dünn vertheiltem Kajuputigehölz, dessen Bäume hier nur eine unbedeutende Höhe erreichen und in grosser Zahl umgestürzt sind. Sie zeigen dabei an den flach ausgebreiteten Wurzeln Theile des lateritähnlich gefärbten Erdreichs, der Verwitterungskrume der auch hier anstehenden Glimmerschiefer. Der angenehme, nur eben bemerkbare Duft des aetherischen Oeles des Kajuputi, der Blick abwärts auf die Baumkronen der Nie-

---

1) An die Bebauung der Ebene von Kajeli und anderer Flächen von Buru hat man früher sehr übertriebene Erwartungen geknüpft, und sicherlich war De Vriese im Rechte, wenn er solchen falschen Vorstellungen entgegentrat (Natuurkdg. Tijdschr. voor Nederl. Indië, Deel XXIII, pag. 77). Vgl. ferner hierüber Teijsmann (verslag, l. c. pag. 815 ff.). Trotzdem giebt es noch manche Leute, welche an den unausführbaren Luftschlössern im Geiste fortbauen.

2) Die Djatibäume sollen unter englischer Herrschaft hier angepflanzt sein (Van der Crab, Molukscho eilanden, pag. 237).

derungen, hinüber einerseits zum Gebirge und andererseits zur Bai von Kajeli, das alles vereinigt sich, um mir, dem die dunklen, eintönigen Wälder Serans noch frisch in der Erinnerung liegen, den Weg zu verschönern. Freilich giebt es manchen Punkt und manche Strecke, an denen die ganze Aufmerksamkeit dem Pfade zugewandt werden muss, da er oftmals an steilen, schotterbedeckten Gehängen hin- und über scharf eingeschnittene Wasserrisse wegführt.

So gelangen wir, 2½ Stunde nach dem Aufbruche von Kajeli, in ein kleines Bachbett, welches Sanlapa heisst und zum Waë Lea führt, der östlich vom Kap Fusan ins Meer fliesst, und jetzt ändert sich mit einem Male die Scenerie, denn die Wasserader hat ein üppiges Pflanzenleben wachgerufen; wir befinden uns inmitten eines jener dunklen Streifen, die wir bereits bei der Ankunft, von der Rhede her, als Unterbrechungen der eintönigen, mageren Vegetationsdecke des Hügellandes kennen gelernt haben. Das Bachbett selbst ist nur fünf Schritte breit, aber es windet sich in vielfachen Krümmungen abwärts, und während wir seiner Richtung folgen, sind wir doch oftmals genöthigt, es zu verlassen oder zu überschreiten. Dickichte von Rottanpalmen versperren uns jeden Augenblick den Weg, und die Leute müssen trotz aller Vorarbeiten noch vielfach von ihrem Parang zum Offenhacken des Pfades Gebrauch machen.

Das Messer, dessen sich die Bewohner von Kajeli bedienen, ist mit Einschluss des Griffes meist nur 40—44 cm. lang, seltener 50—52 cm.; in ihrer Form gleicht die Klinge entweder derjenigen der Bergbewohner Serans, und dies ist namentlich bei den längeren Waffen der Fall, oder ihre Schneide ist vorne abgerundet und der Rücken ganz gerade, so dass die lange Spitze fehlt und eine kurze, breite Klinge entsteht. Der 12—14 cm. lange Griff gleicht wiederum manchmal demjenigen des alfurischen Parangs von Seran und ist an Prunkwaffen bisweilen von Horn geschnitzt, um welches unten ein Silberring gelegt ist (Taf. 31, Fig. 6), weit häufiger dagegen ähnelt er solchen Messergriffen, wie ich sie bei den Mohammedanern der Nordküste Serans sah [1]). Mir scheint es, als ob ein Thierkopf mit geöffnetem oder geschlossenem Maule seiner einfachen Bearbeitung zu Grunde liege (Taf. 31, Fig. 1 u. 5). Niemals wird aber das Messer offen getragen, sondern stets in einer primitiven Holzscheide, welche mittelst einer Schnur so befestigt wird, dass sie eng an der linken Seite oder am Rücken des Mannes anliegt (Taf. 37, Fig. 2). Im ganzen ähnelt jenes, bis auf die Form des Griffes, am meisten einem Messer, welches ich auf Buano sah, und das hier in gleicher Weise angelegt wird (Taf. 31, Fig. 2), von der stets entblössten, langen Waffe der Alfuren Serans ist es dagegen durch den Besitz der Scheide und seine Kürze unterschieden.

---

1) Vgl. oben, pag. 225.

Je weiter wir dem Sanlapa abwärts folgen, desto tiefer werden die Einschnitte, welche er ins Hügelland gemacht, desto höher die Klippen an seinem Ufer. Anfangs sind sie zehn bis dreissig Meter hoch; dann folgt eine tiefe, dunkle Schlucht, durch welche sich der Bach über so zahlreiche Hindernisse hinwindet, dass wir am rechten, steilen Gehänge hinauf- und hier mit Mühe entlangklettern müssen, während links eine etwa 80 m. hohe Felswand emporsteigt. Bald darauf geht es wieder von der sonnigen Höhe hinab ins geheimnissvolle Dunkel des Bettes, über ungezählte, mächtige, abgestürzte und wild durcheinander geworfene Blöcke, zwischen denen das Wasser in kleinen Fällen seinen Weg sucht, über Baumstämme, die beim Fallen über die enge Schlucht hin derart zerbrochen sind, dass ihr unteres Ende noch an dem Gehänge emporreicht, in dem sie früher wurzelten — es ist eine kleine Vorprobe der Strapazen, welche das Bereisen des Inneren Buru's mit sich bringt, aber sie dauert nicht lange, denn schon nach Ablauf einer reichlichen Stunde, die wir im Thaleinschnitte des Sanlapa zubrachten, befinden wir uns am Waë Lea. Während einer kurzen Rast im Trockenbette desselben wurde mir das einfache Mahl von trockenem Zwieback und Wasser durch den abscheulichen Geruch des stinkenden Durian, welchen die Leute in Mengen verzehrten, wieder einmal verdorben.

Der Fluss hat hier ein etwa vierzig Schritte breites Inundationsbett, war aber derzeit nur zu einem Viertel von Wasser erfüllt; er ist reich an Schotter und fliesst in starken Krümmungen durch eine unbedeutende Landschaft; niedrige Höhen und ein eintöniger, unansehnlicher Wald umsäumen seine Ufer. Nur eine Viertelstunde lang wandern wir in seinem Bette, dem wir ohne Schwierigkeit aufwärts folgen; dann befinden wir uns an der Mündung eines rechten Nebenflusses, Papaïpu genannt, welcher anfangs gleiche Breite mit dem Waë Lea besitzt und ebenfalls reich an Schotter ist, aber wenig Wasser führt und sich aufwärts alsbald bis zu 10—15 Schritte verengt. Dort sind die Ufer klippig wie am Sanlapa, und da die Formation sich nicht ändert, so bleibt der Charakter beider Nebenflüsse, abgesehen von ihrer verschiedenen Breite, nahezu der gleiche. Auch hier sind wir wieder genöthigt, eine tiefe Schlucht am linken Gehänge zu umgehen, wobei wir auf stark erhitzten Schieferbrocken, die man ungern mit der Hand berührt, an einer Böschung von 43°—50° Neigung hinklettern. Ohne Ausrutschen geht das nicht ab, und die Vorsorge, mit der von den Leuten Rottan zum Festhalten gespannt worden ist, erweist sich als sehr nützlich. Bald darauf langen wir wieder im Bette des Papaïpu an.

Waren wir bisher, von Kajeli aus, ununterbrochen in einem von Gesteinen der Ur-Schieferformation aufgebauten Hügellande gegangen, so ändert sich nun alsbald die Umgebung. Dicht an einander gereiht liegen in dem Wasserlaufe Blöcke

von mehreren Metern im Durchmesser, abgerundete Sandsteine und phantastisch zerfressene Kalksteine, deren lichtgraue Farbe prächtig gegen das Grün des an Rottan reichen Waldes und gegen das dunkle, weiss aufschäumende Gewässer absticht. Ein wenig weiter aufwärts, gegenüber der Einmündung eines kleinen, von links kommenden Nebenbaches, woselbst sich an der concaven Seite einer Krümmung des Papaïpu alluviale Ablagerungen von einiger Ausdehnung befinden, wurde Halt gemacht, und obwohl es erst 1½ Uhr mittags war, so zeigte sich meine Begleitung doch nicht gewillt, den Weg weiter fortzusetzen.

Die erzwungene, frühzeitige Rast erwies sich übrigens bald als sehr wünschenswerth, denn die Leute hatten in ihrer Eigenschaft als Mohammedaner so ungenügende Vorbereitungen für den Verbleib an dieser Stelle gemacht, dass ich genöthigt war, mir noch erst nach eigener Anordnung ein Blätterdach aufbauen zu lassen. Sie hatten ihren mehrtägigen Aufenthalt hieselbst, vor dem Antritte meiner Reise, unzureichend gefunden, um mehr als einige schräg stehende Schirmdächer herzustellen, unter denen sie selbst nahe am Boden auf hölzernen Pritschen schlafen konnten. Mit einigen Alfuren liess sich die erforderliche Arbeit aber bereits in einer reichlichen Stunde ausrichten.

Während so die Vorbereitungen für die Nacht gemacht wurden, war ein anderer Theil meiner Begleitung auf die Jagd ausgezogen, und alsbald schleppte man eine trächtige Hirschkuh als Beute herbei; nicht lange, so flackerte bereits ein lustiges Feuer empor, und die Leute thaten sich gütlich am Mahle des ihnen in Kajeli so selten gebotenen Fleisches, wobei auch das ungeborene Junge als Lekkerbissen verspeist wurde. Ich selbst fand nahe der Station noch Gelegenheit zu einigen geognostischen Untersuchungen, denn es stehen hier die bereits erwähnten Sandsteine an, und den Abend brachte ich zu, indem ich mit Hilfe meines Dolmetschers, eines aus Kajeli abkünftigen Sinjo, Erkundigungen über Sitten und Gebräuche, über vielleicht ausführbare Bergbesteigungen und dergleichen mehr einzog. Ergötzlich war es, zu bemerken, wie verwundert die Leute über manche meiner Fragen waren, da sie aus ihnen richtig schlossen, dass mir vieles von Buru bekannt sein müsse — und doch sei ich ja niemals dort gewesen! Obwohl nicht Neuling in der Gesellschaft uncivilisirter Menschen, hätte ich doch kaum in einem Orte wie Kajeli, welcher durch eine Dampferlinie allmonatlich mit der Welt in nähere Verbindung kommt und noch obendrein mancherlei Beziehungen zu Ambon hat, solche Beschränktheit erwartet. Vom Batubua wurden mir abenteuerliche Dinge berichtet, und mein Plan, dort hinaufzusteigen, wollte den Menschen durchaus nicht behagen. Es sei ein gefährlicher Weg, voll tiefer Schluchten; grosse Alfuren, schwarz und mit langen Ohren, sollten auf seinem Gipfel wohnen; der Berg weiche auch fortwährend vor einem zurück, wenn man

ihn besteigen wolle, er mache Regen, Donner und Blitz. Letzteres freilich ist nicht zu bezweifeln, denn der Batubua ist der eigentliche Wolkensammler im Gebiete von Kajeli.

Am anderen Morgen wurde die Reise zum Kakusan gegen sieben Uhr fortgesetzt. Wir konnten zwar den Gipfel von unserer nur 97 m. hoch gelegenen Station nicht erblicken, doch waren wir zur Linken des Papaïpu kaum eine Viertelstunde an steilen Hängen emporgeklettert, als derselbe sich in nächster Nähe zeigte. Es ist die Kakusan Besar genannte Hauptspitze, welche sich von hier aus in der Richtung *S* 35° *W* als ein abgestumpfter Kegel mit einem Böschungswinkel von 45° darstellt, vulkanähnlich und mit lichtgrauen, nur spärlich bewachsenen Felsmassen; eine niedrigere, hutartige Klippe, die eine noch steilere Profillinie besitzt, liegt unmittelbar daneben. Beide erheben sich über flachwelligem, dem öfter beschriebenen Hügellande des Küstenstrichs ähnlichen Terrain, welches hier auch die gleiche Vegetation trägt, aber doch von anderen Gesteinen (Sandsteinen) gebildet ist; zwischen ihnen und unserem Standpunkte befindet sich der Thaleinschnitt des kleinen Baches, welcher bei der verlassenen Station in den Papaïpu mündet und an dessen rechtem Ufer wir nach dem Aufbruche von dort emporgestiegen waren — es ist ein Anblick von seltener Schönheit (Taf. 36).

Während wir den Bach in einem weiten Bogen umgehen, führt uns der Weg noch eine Strecke aufwärts; die ausgedehnten Grasfelder sind daselbst niedergebrannt, so dass die Untersuchung des Bodens möglich wird; rückwärts blickt man von hier auf die Bai von Kajeli. Dann folgen alsbald zahlreiche, zerfressene Felsen und kleine Klippen von Kalkstein, die zum Theil als lose Verwitterungsreste auf den flachen Bodenwellen liegen, und nun erscheint auch wieder der Kakusan Besar, welcher nach Norden mit 68° Neigung, nach Süden unter etwa 20° abfällt und sich hier an den Kakusan Ketjil anschliesst, dessen lichtgraue bis weissliche Felswände weiter vor uns zur Linken sichtbar werden. Die kleine, oben erwähnte, hutartige Nebenspitze lassen wir zur Rechten und mit ihr unermessliche, phantastische Anhäufungen von Blöcken, die wie zerstörte Mauerwerke aus dem hohen Grase hervorstehen.

So gelangen wir zu einer Schlucht in der den Hauptgipfel zusammensetzenden Felsmasse, welche eine mächtige, ungeschichtete und polyëdrisch zerklüftete Kalksteinbildung darstellt; scharfkantige Blöcke von ansehnlicher Grösse haben sich von der einen, weit überhängenden Wand losgelöst, und knollige Tropfsteinbildungen hängen daran. Der Ort ist wild; man begreift, dass die Buruesen ihn verehren. Ihrer Meinung nach sollte ich die Schlucht auch nur mit unbedecktem Haupte betreten dürfen, und sie selbst blieben am Eingange stehen, da es ihnen nicht

geheuer ward, als mein Hammerschlag die Stille der Einsamkeit unterbrach.

Nur ein einzelner Alfure begleitete mich ausser dem Dolmetsch noch weiter aufwärts, denn dieser fühlte sich infolge eines hier gebrachten Opfers von Harz sicher. Ein einfacher Stock, roh abgeschält und einem Manne vom Boden ab bis zur Brust reichend, war in die Erde gesteckt, darauf ein Stein und dann ein Stück Dammerharz gelegt; daneben stand noch ein mannshoher, zu einer rohen Spitze zugeschärfter Stock eingepflanzt, und alles war vorbereitet, um gleich nach dem Antritte des Rückweges hier nochmals opfern zu können. Ich habe der einfachen Handlung an diesem Orte nicht beigewohnt, doch war ich später oftmals Zeuge derselben. Die Leute zünden alsdann das Harz an, stellen sich in beliebiger Zahl (meistens nur zwei bis drei Personen) um den Opferpfahl und rufen in gemessener Weise laut die *nitu-nitu*, ihre Voreltern, an. Sie sprechen dabei stets nur wenige Worte hinter einander, dann nach kurzer Pause ein paar neue Worte, die bald von Einer Person, bald von mehreren gleichzeitig oder durcheinander so ausgerufen werden, dass die verschiedenen Absätze des Gebetes sich beliebig unter die Betenden vertheilen. Die Ceremonie verhindert sie übrigens nicht, hin und wieder dazwischen einem Gespräche zuzuhören oder sich gar daran zu betheiligen, und das Ganze macht den Eindruck, als redeten die Alfuren laut mit Ihresgleichen, womit ja auch die Vorstellung von den Göttern als ihren Voreltern im Einklange steht.

Solche Dammeropfer werden übrigens bei manchen Gelegenheiten gebracht, nicht nur zur Abwehr irgend einer drohenden Gefahr, sondern vor allem auch, um sich eine gute Jagd zu sichern — nur nicht ohne besonderen Grund; denn das charakterisirt ja den Opferdienst des Heiden, dass er niemals ohne äusseren Anlass, sondern stets zur direkten Erreichung irgend eines Zweckes stattfindet. Der spitze Pfahl, welcher über die Opferstange hervorragt, bedeutet eine Lanze und wird zum Schutze des Harzes angebracht; bisweilen pflanzt man mehrere solche Spitzen daneben, und am Waë Apu, unfern Wabloï, sowie auf meiner Reise zum Batubua sah ich deren vier, öfters zwei. Der Pfahl, auf welchem das Harz liegt, wird stets abgeschält und unter seinem oberen Ende meistens noch durch eine oder zwei ringartige Einkerbungen verziert, so dass dadurch eine Art Knopf gebildet wird. Die Leute opfern nicht, oder jedenfalls nicht gerne, auf demselben Pfahle zu wiederholten Malen; ich sah sie bisweilen neue Vorrichtungen an Stelle der bereits gebrauchten setzen, und man sagte mir, dass eine mehrfache Benutzung unerlaubt sei.

Den höchsten, noch etwa 150 m. weiter ansteigenden Gipfel des Kakusan zu erreichen, war unmöglich, weil die Felsmassen nicht zu erklimmen sind; wir befanden uns 362 m. über dem Meere und hatten von der Station am Papaïpu

aus bis hieher in unablässigem Steigen noch 1¾ Stunden gebraucht. Auf dem Rückmarsche hielt ich mich einiger Untersuchungen wegen lange auf, so dass wir erst nach 11 Uhr wieder am genannten Flusse anlangten; aber nun hatten die Leute Eile, und ich begriff alsbald, weswegen sie gestern die Station nicht weiter aufwärts hatten verlegen wollen. Sie fürchteten nach dem unbefugten Betreten des heiligen Ortes, welcher noch obendrein durch das Abschlagen von Steinen entweiht war, ein Unglück, Donner und Blitz und vor allem Ueberströmung im Flussbette. Kaum sechs Stunden nach dem Verlassen des Rastpunktes befanden wir uns infolge dessen schon wieder in Kajeli, da ich ohnehin das Wesentlichste bereits auf der Hinreise zum Kakusan gesehen hatte und mich somit den Wünschen der Leute, die auch behaupteten, keinen *bakal* (Mundvorrath) mehr zu besitzen, fügen konnte. In weniger als sieben Stunden lässt sich aber der ganze Abstand von Kajeli bis zum Kakusan auch bei wohl vorbereitetem Wege und tüchtigem Ausschreiten schwerlich ablegen.

Der Ausflug zum Kakusan hatte mich gelehrt, dass dieser Theil von Buru im geognostischen Aufbau eine grosse Aehnlichkeit mit Seran besitzt: Von Kajeli bis zur genannten Spitze durchschreitet man zunächst archaeische Schiefer, dann Sandsteine und zuletzt Kalksteine, wobei man vom Liegenden ins Hangende hinaufsteigt, und alle diese Felsarten lassen sich — soweit makroskopische Prüfung ein Urtheil gestattet — nicht von solchen unterscheiden, welche auch bei der Durchquerung Serans angetroffen wurden.

Der 8te Mai diente mir zum Ausarbeiten meiner Notizen. In den frischen Morgenstunden, an denen Kajeli reich ist, lässt sich prächtig draussen schaffen, und oftmals hatte ich die Empfindung, als befände ich mich in einer europaeischen Sommerfrische. Das Schwalbenpaar, welches über mir nistet, vermehrt noch diese Illusion, denn es ist *Hirundo javanica Sparrm.*, welche in vieler Beziehung an unsere Rauchschwalbe, *H. rustica L.*, erinnert. Wie diese baut sie ihr Nest aus Koth unter dem Gebälk und in der Färbung gleicht sie der europaeischen Art sehr; nur ist das Weiss mehr oder minder graulich, die Färbung von Kehle und Stirn schmutzig orangefarben; der Schwanz hat unten weisse Querbinden und die verlängerten Federn fehlen ihm. Wenn ich nicht irre, sah ich dieselbe Art ebenfalls auf Batu Gadjah in Ambon und am Meere von Tondano in Celebes nisten. Auch die Abendstunden sind in Kajeli kühl, werden einem aber oft durch Mosquitos vergällt; trotz der manchmal drückend heissen Mittagsstunden hörte ich wenig von Fieber auf diesem sumpfigen Boden und schien mir das Klima im allgemeinen [1])

1) Von den Epidemieen, welche zu Zeiten auftreten und unter denen vor allem die Pocken verheerend gewirkt haben, ist hierbei selbstredend abgesehen.

recht gesund zu sein. Es ist das um so auffallender, als Kajeli so niedrig liegt, dass beim Anschwellen der Flüsse das Wasser nicht selten in den Häusern steht [1]).

Meine Absicht, am folgenden Tage einen Ausflug zum Waë Apu zu unternehmen, musste ich vorläufig aufgeben, weil die Leute die erforderlichen Lebensmittel für diese, nur auf einen einzigen Tag berechnete Fahrt nicht einmal in vierundzwanzig Stunden zusammenbringen konnten. So wandte ich mich denn zunächst wiederum dem Studium der Flussanschwemmungen in der Umgegend von Kajeli zu, um erst am 10ten Mai die beabsichtigte Excursion zu einer warmen Quelle am Ufer des genannten Stromes auszuführen. Da ich indessen die gleiche Reise später nochmals unternahm und bei dieser Gelegenheit den Waë Apu noch weiter aufwärts kennen lernte, so ziehe ich es vor, meine diesbezüglichen Beobachtungen an einem anderen Orte des Berichtes zusammenzuziehen und sie hier vorläufig zu übergehen.

Am 12ten Mai machte ich mich mit der Sarua auf den Weg nach Leliali, früh um 4 Uhr, da um diese Zeit der Wind für die Fahrt am günstigsten sein sollte. Wir segelten denn auch mit frischer Brise auf das Kap Karbau, im Nordwesten der Bai von Kajeli, zu, während die Mondscheibe klar am Himmel stand und die Berglandschaft mit Einschluss des Batubua und Kakusan deutlich hervortreten liess; es war so hell, und das Meer so wenig bewegt, dass ich ohne sonderliche Mühe einige Aufzeichnungen machen konnte. Bald vergoldete das Tagesgestirn den Horizont, tauchte Manipa, Kelang und Buano in rosige und purpurne Gluth, und als der Sonnenball sich aus dem Meere hervorhob, befanden wir uns gerade am genannten Kap. Mehrere Meter hoch schnellt ein langer, schmaler Raubfisch aus dem Wasser hervor, um sich bogenförmig in der Luft zu überschlagen und wieder ins Meer zurückzutauchen; es ist der *taniri* (auf Ambon *tanggiri* genannt), welcher von unten her in eine Schaar kleiner Fische gefahren ist, die nun erschreckt über die Wasserfläche dahinstiebt; auch ein gewaltiger Roche springt empor — welches Leben und welcher Streit spielt sich wohl unter dem Spiegel des Meeres ab, während hier oben die ganze Natur weihevollen Frieden zu athmen scheint!

Das Kap ist niedrig, nur einzelne, kleine Korallenblöcke sieht man dort; dann folgt bis Leliali ein sandiger Strand, auf dem wieder hie und da dergleichen kleine Blöcke, meist unter der Hochwasserlinie, liegen, die Erzeugnisse von Korallenbauten, welche noch heute an gleicher Stelle weiterwachsen. Das uns bereits bekannte Hügelland tritt etwas zurück, nur einmal, bei einer Ubong genannten Häusergruppe, erreichen etwa 150 m. hohe Gipfel das Meer; aber alles ist kahl,

2) Willer hat freilich gerade das Gegentheil erfahren und sagt, dass viel über Fieber geklagt werde, dessen Ursache er in den Ueberströmungen der Flüsse und in den Morästen sucht (l. c. pag. 187).

noch spärlicher mit der Kajuputi-Vegetation bestanden, als wie wir dieselbe auf dem Wege zum Kakusan kennen lernten, und nur schlanke Casuarinen unterbrechen vielfach unmittelbar am Strande die grosse Eintönigkeit der Küste. Obwohl der Wind nicht gut durchweht und die Leute wiederholt vergeblich versuchen, ihn herbeizuflöten, sind wir doch schon um 9½ Uhr in Leliali, an der Bai von Djikomarasa, woselbst mich der Regent auf dem Wasser mit Tifa und Gong empfängt.

Es ist ein kleiner, unansehnlicher Ort, mit Wohnungen, welche den ärmlicheren Kajeli's gleich sind; einzelne Chinesen, die Erlaubniss erhalten haben, sich zeitweilig hier niederzulassen, bringen die allerersten Erzeugnisse der Kultur und sind gerade beschäftigt, einen scheuen Sulanesen an der Hand herumzuführen, sicherlich in der Absicht, um vortheilhafte Tauschgeschäfte mit ihm zu schliessen. Heller, blendender Korallensand bildet den Boden des Dorfes, und weiter landeinwärts folgen dahinter sogleich versengend heisse Grasfelder. Ein vierzig Schritte breiter Kanal verbindet das offene Meer mit der Bai von Djikomarasa; aber da diese weiter südlich im Hügellande gelegen ist, so bemerkt man sie von der Küste aus nicht und ebensowenig von dem am westlichen Ufer des Kanales erbauten Orte. Eine üppige Pandanus-Vegetation schliesst den Blick gegen den Eingang zur Bai ab; im Dorfe stehen wiederum viele Casuarinen — aber so einfach und unbedeutend dies alles manchem vielleicht erscheint, so ist doch die Landschaft durch ihr Kolorit von überraschender Schönheit: Das Wasser auf dem flachen Korallensandboden ist von so intensiv blau- bis smaragdgrüner Färbung, dass ich unter anderem in einem gedankenverlorenen Augenblicke durch eine Lichtung im Walde hin eine grell angestrichene, ländliche Wohnung zu sehen glaubte. Das mag nun zwar an und für sich nicht schön sein, doch tönt sich diese Farbe im Meere und gegen die Küste so allmählig, unter allen denkbaren Uebergängen zwischen Blau und Grün, ab, dass nichts Hartes zurückbleibt und man den Gegensatz zum weissen Strande und dem entfernteren, blaugrauen Meereswasser nur angenehm empfindet. Einzelne weisse Wellenkämme schlagen leise gegen das Ufer, und in dem bunten Meere wiegen sich ausser unserer Sarua noch mehrere, kleine Prauen.

Die Bai selbst hat nur eine unbedeutende Ausdehnung (sie ist vielleicht so gross wie die Binnenbai von Tifu) und schmiegt sich mit unregelmässig gelapptem Umrisse in die Depressionen des sie umgebenden Hügellandes hinein; ihre Ufer sind von Mangrove umsäumt, so dass nirgends anstehender Fels zu sehen ist, und das Meereswasser fliesst mit Ebbe und Fluth ab und zu, aber das Binnengewässer läuft nicht trocken, so dass Seefische in ihm leben können. Die meisten Gipfel und Rücken, welche den wassergefüllten Thalkessel umgeben, sind mehr oder minder abgerundet; nur der Gunung Tjap an seinem südlichen Ufer ist spitzgipfelig und

der Kotta Frang im Norden der Bai, westlich von Leliali, abgeflacht. Die beiden letztgenannten Berge sind zugleich die höchsten im Umkreise der Bai, und den Kotta Frang (210 m.) hatte ich bereits am Morgen, gleich nach meiner Ankunft, bestiegen.

Man gelangt dorthin, wenn man die Ebene durchschreitet, welche sich westlich vom Dorfe am Meere hinzieht und durch Korallen-gruss und -blöcke als eine gehobene Uferterrasse gekennzeichnet ist, während sich aus ihr der Fuss des Kotta Frang mit steiler, seewärts gekehrter Böschung hervorhebt, so dass der Anstieg nicht bequem ist. Ungeheure Mengen von Quarzbrocken liegen hier am Gehänge bis zum Gipfel des Berges aufwärts zerstreut, und dieser grosse Reichthum an Kieselgestein ist auch wohl die Ursache, weswegen selbst der Kajuputi mit seinen bescheidenen Lebensansprüchen kaum aufkommen kann. Das Ganze gehört wiederum der Ur-Schieferformation an, und alles, was man vom Gipfel aus in weitem Umkreise erblickt, trägt den gleichen, dürren Charakter, abgesehen nur von den Niederungen und Thaleinschnitten; aber dennoch ist die Aussicht sehr lohnend. Da befindet sich zu unseren Füssen der See, welcher in der Verkürzung, und zum Theil vom Hügellande verhüllt, den Eindruck eines breiten, sich zertheilenden Flussbettes macht. An ihm wuchert auch üppiges Grün; einzelne Häuser liegen unfern seines Ufers im Thale, und Fusswege, ein fast unbekannter Anblick auf den sonst so dicht bewachsenen Inseln, sieht man ringsherum von Hügel zu Hügel sich schlängeln. Man fühlt sich im frischen Winde hier auf der Höhe einen Augenblick den Tropen entrückt, denn durch nichts wird man an sie erinnert. Der Batubua und der weiter westlich gelegene Honhoni sind sichtbar sowie ein grosser Theil des Strandgebietes von Buru; darüber hinaus schweift der Blick nach Kelang, Manipa, Buano und Pulu Pua; selbst Tandjung Sial an der Südwestecke Serans und der Wawani von Ambon sind dem Auge deutlich erreichbar, so dass dieser Ort nicht nur durch den schönen Fernblick, sondern auch durch die Gelegenheit zum Verrichten von Kompasspeilungen einer sehr lohnenden Verbleib bot.

Auf einen unerträglich heissen Nachmittag folgte ein kühler, angenehmer Abend, und als der zahme Kakadu kreischend nach Hause gekehrt und die Mondscheibe wieder aufgegangen war, legte ich mich ein paar Stunden zur Ruhe. Tifa und Gong, welche mich auf der ganzen Wanderung zum Kotta Frang durch ihren Lärm schon genügend gequält hatten, schwiegen auf meinen dringenden Wunsch heute Abend, und der Regent, wohl der gebildetste, aber leider dem Opium verfallene, Mann auf Buru, hatte für ein gutes, nach ambonscher Art sogar mit Kunstblumen verziertes Bett Sorge getragen. So konnte ich denn um 3½ Uhr morgens, durch erquickenden Schlaf gestärkt, mit der Sarua wieder den Rückweg antreten; doch war der Wind uns nicht günstig, und mussten wir

vom Kap Karbau aus zunächst nach Kap Fusan fahren, wobei wir den Kakusan Besar wie eine scharf zugespitzte Pyramide, den Kakusan Ketjil mit abgeflachtem Gipfel vor uns liegen sahen. Erst um 11 Uhr vormittags langten wir am 13ten Mai wieder in Kajeli an.

Inzwischen waren die Vorbereitungen für die Reise nach Wakollo, im Innern der Insel, und von dort zur Südküste so weit gediehen, dass ich zur Ausführung meines Planes schreiten konnte. Von Wakollo aus längs des Waë Apu wieder zur Ostküste hinabzusteigen, hatte sich freilich nach eingezogenen Erkundigungen als sehr schwierig erwiesen, weil die Gegend im Augenblicke zu sumpfig war und das Abtrocknen des Landes noch nicht in Aussicht stand; denn die Trockenzeit liess noch immer auf sich warten. So war denn beschlossen worden, zunächst nur einen Weg von der Nordküste aus quer durch die Insel nach Süden anzulegen, wobei das Stromgebiet des Waë Nibe (von Riedel fälschlich Waeila genannt), welcher aus dem See im Innern seinen Ursprung nimmt, geschnitten werden sollte. Ich hoffte auf diese Weise nicht nur in den Thaleinschnitten des dichtbewaldeten Landes Gelegenheit zu geognostischen Beobachtungen zu finden, sondern gleichzeitig einen Beitrag zur Geographie der Insel zu erhalten, indem ich nördlich vom See eine Gegend durchquerte, die meines Wissens bis jetzt kein Europaeer beschrieben hat, und deren kartographische Darstellung also lediglich auf der Phantasie des Zeichners beruhte. Wie der Erfolg lehrte, fand ich mich in diesen Erwartungen nicht getäuscht.

Um kein Missverständniss aufkommen zu lassen, muss ich an diesem Orte noch kurz auf die Darstellung der Riedel'schen Karte hinweisen, welche leicht die Auffassung wachrufen könnte, als würde Buru in der That von breiten, wohlgebahnten Wegen durchschnitten. Es trifft dies aber hier ebenso wenig zu wie im westlichen Seran. Im günstigsten Falle, z. B. auf der Strecke von Wakollo nach Tifu, führt nämlich ein solcher Weg durch Grasfelder, einem Indianerpfade Guiana's vergleichbar, vielfach schneidet er aber Bäche und Ströme, welche man durchschreiten muss, oder deren von Stromschnellen erfülltem Laufe man stundenlang im Wasser folgt, und meist führt er durch Urwälder, in denen umgefallene Bäume und tausenderlei andere Dinge gar nicht als Hindernisse in Betracht kommen, so wenig wie ausgedehnte Sümpfe, durch die man halbe Tage lang watet. Wenn jemand im Hochgebirge über Firnhänge, Bergschründe und Eis schreitet, so kann hier mit dem gleichen Rechte ein Weg verzeichnet werden, wie in derartigen Gegenden Buru's, für welche die betreffende Karte breite Pfade angiebt. Letztere bedeuten also im wesentlichen nur die Richtung, in der man, mit Ausschluss anderer, gleich bequemer Wege, laut gemachten Erfahrungen am besten durch die Insel gelangen

kann, und es durfte somit für mich nicht maassgebend sein, dass ein Pfad von Lisela nach Wakollo angegeben war [1]).

Die Reise ins Innere sollte von einem kleinen Bachbette aus, welches ein wenig östlich vom Waë Nibe ins Meer ausmündet, unternommen werden, und als Versammlungsplatz für die meine Begleitung bildenden Alfuren war zunächst WAËPOTE an der Nordküste bestimmt worden, bis wohin der Weg in der Orembai des Posthalters von Kajeli zurückgelegt werden konnte. Die Abfahrt war anfänglich auf den 16ten Mai um 4 Uhr morgens festgestellt; doch sprach der Posthalter stets von „heute Abend", weil er den Abend bis zum Sonnenaufgange des folgenden Tages rechnete, was zu allerlei Missverständnissen beim Einladen Anlass gab, und schliesslich gingen wir doch noch am 15ten Mai kurz vor Dunkelheit fort — indessen darf ich das nicht so flüchtig berühren, denn beim Antritte einer Dienstreise entfaltet sich der ganze Glanz, welcher den Posthalter als „Civilbeamten" in diesen kulturentrückten Gegenden umgiebt:

Die Angesehensten des Ortes geben ihm das Geleite bis an den Strand. Da ist zunächst der einheimische Arzt, der *docter djawa*, ein Eingeborener mit ausserordentlich dummem Gesichte, aber stutzerhafter, europaeischer Kleidung; er hat bereits vor dreissig Jahren „studirt" und frischt seit jener Zeit sein Gedächtniss durch ein vergilbtes, säuberlich malayisch geschriebenes Heft auf, in dem auf etwa funfzig Seiten einige Medikamente nebst Gebrauchsanweisung verzeichnet stehen. Ausserdem besitzt der Mann noch ein Notizbuch mit einer Reihe von Recepten, nach den Krankheiten geordnet, und ein zweites, nur zum geringsten Theile gefülltes, in das vor kurzem einige neuere Recepte eingetragen wurden. Das geschah gelegentlich einer bedeutsamen Reise nach Surabaya, und Antipyrin spielt unter seinen neueren Heilmitteln eine auffallend grosse Rolle. Von einer holländisch geschriebenen *heelkunde* hat der betreffende Arzt die Abbildungen nur so weit begriffen, dass er sagt, es handle sich um das Schneiden von Menschen (*potong orang*), denn lesen kann er das Buch nicht, da er kein Holländisch versteht. Dieser Tausendkünstler rieth mir später, als ich an Dysenterie litt, ich solle meinen Körper gut mit lauem Wasser abwaschen, weil ich mir die Krankheit im Regen zugezogen hätte und also die Spuren der Regentropfen entfernt werden müssten. Wo solche Leute auf die Menschheit losgelassen werden und dennoch die Sterblichkeit gering ist, muss das Klima schon leidlich gesund sein! [2])

Neben dem Vertreter der Intelligenz, welcher auch die laufenden Geschäfte des Posthalters in dessen Abwesenheit zu erledigen hat, erscheint da noch der

1) Ueber den Mangel an Wegen vgl. auch Willer, l. c. pag. 394.

2) Uebrigens will ich nicht unterlassen, hinzuzufügen, dass diese Charakterisirung KEINESWEGS für ALLE Leute gelten soll, welche den Titel eines *docter djawa* führen.

Lieutenant der Schützen. Er trägt die kleidsame Uniform lotterig, die Schärpe lose, die Mütze schief, alles zu weit; der Säbel schlenkert ihm wie einem Kinde um die Beine, und so wenig ich sonst betreffs der Eingeborenen einen solchen Vergleich liebe, so macht doch dieser Mann den Eindruck eines verkleideten Affen. Er würde die trefflichste Karrikatur für die „fliegenden Blätter" liefern, und es ist gut, dass er nichts anderes zu thun hat, als dem Posthalter seine Aufwartung zu machen sowie nebenbei mit seiner Handvoll Leute im alten Fort das Gefängniss zu bewachen.

Neben diesen höchsten Autoritäten sieht man noch den Privatschreiber des Posthalters, den einzigen, fleissigen Mann, welchen ich in Kajeli kennen lernte. Er arbeitete um geringen Lohn viele Stunden am Tage, langsam, aber stätig und sorgfältig in der Vordergallerie seines Herren, und zeichnete unter anderem auch regelmässig morgens für das „magnetische und meteorologische Observatorium" in Batavia die gefallene Regenmenge auf. Ferner kommt der Impfarzt, hier allgemein als *vaccinateur* bekannt, wie alle anderen ein Eingeborener, welcher neben seiner höheren Kunst auch noch diejenige des Löthens gelernt hat und mir damit später zum Einschliessen meiner photographischen Platten sehr von Dienst war. Manche andere Leute von geringerer Würde schliessen sich noch dem Abschiedsgeleite an.

Mittelst eines Tragstuhles geht es ins Boot und von dort in die Orembai, ein stattliches Fahrzeug, mit etwa 20 mohammedanischen Ruderern bemannt und mit europaeischem Segelzeug, obwohl es der Posthalter in Kajeli selbst von seinen Leuten hat bauen lassen. Eine geräumige Kajüte gewährt einigen Personen sehr bequeme Schlafplätze, so gut wie am Lande, und auf ihrem Dache lässt sich bei günstigem Wetter ohne Schwierigkeit speisen und in den besten Faullenzer-Stühlen ausruhen. An Gelassen zur Bergung dessen, was das Eiland erzeugt und etwa auf der Heimreise mitgenommen werden kann, fehlt es nicht. Alles, was dem Eigenthümer an guten Gläsern, Flaschen und dergleichen Dingen zur Verfügung steht, ist an Bord gebracht und, wie auf grösseren Schiffen, seefest aufgestellt; sogar hübsche Waffen sind zum Prunk an die Wand gehangen; gilt es doch als Beherrscher der Abtheilung eine gute Figur zu machen, denn der Posthalter identificirt seine Person stets mit der Regierung: „Ich, die Verwaltung (*het Bestuur*)", ist ein Ausdruck, den Beamte seines Gleichen vielfach im Munde führen. Jetzt sind die Segel gehisst, und an lustig flatternden Fahnen fehlt es nicht; es fällt aus einer kleinen Kanone, kaum mehr als ein Spielzeug, ein Schuss, der Tatabuan wird gespielt, ein zweiter Schuss mittelst Hammerschlag auf das Zündhütchen gelöst — und dahin fährt der nach eigenem Dünken fast unumschränkte Herrscher des Landes!

In meiner Gesellschaft befanden sich noch die Regenten von Tagalisa und Lisela, deren Gebiet wir betreten sollten und welche mich zur besseren Regelung aller erforderlichen Anstalten auf der ganzen Reise begleiteten, ferner der Lehrer von Kajeli, ein gebildeter Ambonese namens *J. B. Leimena*, welcher mir als Dolmetsch diente und auch sonst mancherlei Hilfe bei der Herrichtung des Gepäcks u. s. w. verlieh. Gewohnt an das Examiniren von Kindern, wusste dieser Mann die Alfuren vortrefflich auszufragen, und nicht minder erwies er sich durch genaues Aufzeichnen aller uns vorkommenden Namen und Worte von grossem Dienste. Die Frauen der Regenten folgten in der uns bereits bekannten Sarua, und die Orembai hatte ausserdem noch ein kleines Boot mit Auslegern, eine sogenannte Flügelprau (*vlerkprauw*), im Schlepptau.

Bereits in der Frühe des 16ten Mai hatten wir die Bai von Djikomarasa passirt, dann ruderten wir nach Anbruch des Tages wieder unter dem ohrbetäubendem Lärme von Tifa's, Gong und Flöte längs des Ufers der Landschaft Leliali. Obgleich wir Ostwind haben sollten, so wehte es doch wieder einmal von Westen; es war der Landwind, welcher uns am Fortkommen hinderte, denn aus Furcht vor Abtreiben durch den Seestrom hielten wir uns in unmittelbarer Nähe der Küste. Mit der fortschreitenden Erwärmung des Landes kam aber allmählich der Seewind durch; die Ruderer hatten auch fleissig geflötet und „brrr" gerufen, so dass sie diesem Umstande die Wendung zum Guten zuschrieben. So kamen wir um 11¼ Uhr nach Samalagi, einer kleinen Niederlassung am östlichen Strande von Tagalisa, gingen dort für kurze Zeit an Land und gelangten dann nach weiterer, zweistündiger Fahrt nach Waëpote, woselbst wir um 3 Uhr auf der Rhede lagen.

Die Küste hatte nicht viel Bemerkenswerthes gezeigt; sie trägt im wesentlichen den gleichen Charakter, wie er bereits oben, gelegentlich der Reise nach Leliali, geschildert wurde, nur ist sie im Westen etwas dichter bewaldet. Nach dem Prawan genannten Berge, welchen Riedel westlich von Leliali verzeichnet, blickte ich vergebens aus (er liegt nach Aussage meiner Begleitung in der Nähe des Waë Apu); dagegen fiel mir unfern der Grenze von Tagalisa eine Höhe auf, unter deren flachem Gipfel sich, etwa 150 m. über dem Meere, ein horizontaler Streifen von weissen Felsmassen hinzieht, was durchaus den Eindruck einer alten Uferterrasse von Kalksteinen macht, und die Behauptung der Leute, wonach sich daselbst eine verlassene Festung befinden sollte, ist damit sehr wohl zu vereinen. Der Gipfel heist Kulebleo und liegt etwa dort, wo Riedel das gänzlich unbekannte Maralat verzeichnete, wenig landeinwärts; etwas weiter westlich, noch an der Küste von Leliali, befinden sich im Meere einzelne grosse, isolirte Blöcke, die ihrer Form wegen mit einem Wasserkruge verglichen und daher Batu Tampajan genannt wurden.

---

3. AUFENTHALT IN WAËPOTE.

WAËPOTE liegt im Innern einer weiten Bai, westlich begrenzt von dem gleichnamigen Kap, an dem der WAË POTE sich ins Meer ergiesst, östlich vom TANDJUNG BATU NOHA. Es besteht aus drei getrennten Häusergruppen (*humalolin's*), die zugleich drei *fenna's* repraesentiren, und deren jede ein besonderes Oberhaupt besitzt. Obwohl zur Landschaft Tagalisa gehörig, wohnen doch im mittleren Humalolin Leute von Lisela. Die Ebene, in welcher Waëpote sich befindet, ist ziemlich weit und von den Anschwemmungsprodukten dreier kleiner Flüsse gebildet; der westlichste derselben, WAË POTE, wurde schon erwähnt; dann folgt der WAË UNA und noch weiter östlich, unfern des TJ. BATU NOHA ein drittes kleines Gewässer. Ungeheure Mengen von Schotter sind durch diese unbedeutenden Bäche angeführt, und das Meer hat sich ihrer bemächtigt, um sie in der Hochwasserlinie zu Uferwällen aufzuhäufen: weit läuft die Welle an der Flachküste hinauf, trägt den gerundeten Stein auf den schräg abfallenden Strand, zieht sich dann zurück und hebt das Wasser unfern des Landes so sehr empor, dass es zu einem breiten Berge anschwillt, sich überstürzt und wieder zur Bildung einer neuen Welle Anlass giebt.

Auf der auf- und abwogenden Wasserfläche tanzt eine kleine, mit jungen Fiedern der Cocospalme geschmückte Flügelprau, in welcher sich der Kapalasoa befindet, um uns bereits auf dem Meere mit Rabana, Gong und Flöte zu begrüssen. Das war in Samalagi in derselben Weise geschehen, und auch später empfing ich an der Nordküste von Buru noch öfters ein gleiches Willkommen. Inzwischen bleibt uns noch Zeit, den Blick über die Ebene von Waëpote und das hübsche, 200—250 m. hoch ansteigende Hügelland schweifen zu lassen, welches sich, abwechselnd mit Gras und Waldung bedeckt, im Süden des Dorfes erhebt. Vergeblich schaut man übrigens nach Cocospalmen aus, die man doch sonst als erste Anzeichen von Dörfern überall zu finden gewohnt ist; denn diese Bäume werden hier nur wenig angepflanzt, wohl fallen dagegen einige Partieen von Sagupalmen ins Auge.

Dass es indessen an Cocospalmen nicht gänzlich fehlt, beweisen, ausser dem mit Blättern solcher Bäume verzierten Boote, noch die Ehrenbögen und Pforten, welche am Strande von allen drei Landungsplätzen der verschiedenen Humalolin's aus zu den Häusern führen, die uns, hart am Meere gelegen, zum Verbleib angeboten wurden; denn auch sie sind mit Cocosfiedern behangen. Es ist das hier, wie überall in den Molukken, der Festschmuck, und so lange derselbe frisch ist, nimmt er sich durch seine lichte Färbung in der meist sattgrünen Umgebung

nicht übel aus, denn es werden zum Verzieren nur die noch unentfalteten, gelblichgrünen Blätter genommen. Dabei zertheilt man zunächst den Blattstiel vollständig der Länge nach und löst nun an den so erhaltenen Hälften die Nerven der noch zusammengefalteten Fiedern heraus, so dass letztere ebenfalls halbirt werden, worauf sich dann die halbirten Fiedern nochmals zerschlitzen lassen. Die auf solche Weise behandelten Blätter werden halbkreisförmig gebogen und zu einer Einfassung an beiden Seiten des Weges zusammengestellt oder auch zum Schmucke von mehr oder minder kunstvollen Pforten verwendet, für deren Errichtung man sich eines Gerüstes von Bambus bedient. In Ulu auf der Insel Siau, nördlich von Celebes, sah ich auch das Bambusrohr selbst in Verbindung mit Fiedern der Cocospalme als Zierrath benutzt, indem letztere in halber Höhe vom Erdboden um einen aufrecht stehenden Halm gebunden waren, welchen man bis auf die Spitze entblättert hatte. Das habe ich aber in den Molukken nirgends beobachtet.

Wir steigen bei dem mittleren der drei Humalolin's, östlich vom Waë Una, ans Land und werden hier, wie überall bei den Alfuren Buru's, unter Trommelschlag und Gesang empfangen. Vier bis fünf Männer hocken am Strande, die Tifa zwischen Oberschenkel und Leib geklemmt, meist an der linken Seite, so dass sie mit der rechten Hand auf die Trommel schlagen und mit der Linken den Klang modificiren können. Dabei geräth dann der ganze Körper in eine rhythmische, tanzende Bewegung. Singende Frauen hocken daneben (Taf. 38); alles ist anders als bei ähnlichen Anlässen auf Seran; schon der abweichende Tifaschlag könnte uns anzeigen, dass wir uns bei einem anderen Volke befinden, und fremdartig genug sieht es hier in der That aus.

Das Logirhaus am Strande (*persinggahan* = *pesanggrahan*), welches lediglich vom Posthalter und den Regenten hin und wieder benutzt, zu diesem Zwecke aber in allen Stranddörfern (und an der Nordküste im wesentlichen nach demselben Bauplane) errichtet wird (vgl. auch Taf. 48), besitzt Wände von Baumrinde, die unmittelbar auf dem Boden stehen. Von dem gleichen Materiale hat man darin ein Zimmer abgeschieden, dessen Thüröffnung durch Zeug verhangen ist, während unter dem Atappdache durch weisse Laken eine Art Decke hergestellt ist und auch sonst die Wände im Innern so viel wie möglich mit Zeug von allerlei Farben behangen sind. Vor dem Hause befindet sich ein länglicher Raum, welcher von einer halbmannshohen, aus geklopftem Bambus hergestellten Brüstung umgeben und mit einem auf Pfählen ruhenden Dache versehen ist, während er jederseits an der Längswand eine Bambuspritsche besitzt. Seine Längsachse steht senkrecht zu derjenigen des eigentlichen Wohnhauses, dem wieder jedes Fenster fehlt; hinter dem letzteren befindet sich eine auf Pfählen ruhende Küche mit Seitenwänden von Gabba-gabba. Das ist im wesentlichen auch der Bauplan und die

Einrichtung der besseren Wohnungen, wie sie bei den Kapalasoa's von Waëpote und anderen benachbarten Dörfern der Nordküste angetroffen werden, und alle Elemente der einfacheren Häuser sind hierin enthalten.

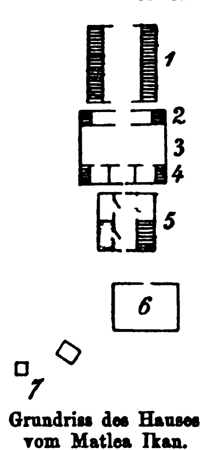
Nur etwa hundert Schritte landeinwärts, anscheinend auf einer Brandungsterrasse, welche vor geologisch kurzer Zeit dem Meere entstiegen ist, liegen die Wohnungen des Dorfes (Taf. 38 u. 39). Als Seitenwände der Häuser findet sich daselbst wieder in erster Linie Baumrinde verwerthet, auch wohl Gabba-gabba oder zerklopftes Bambusrohr, seltener Atapp von Sagublättern. Kaum jemals steht ein Wohnhaus auf Pfählen, wohl aber ist solches bei den Küchen der Fall, bei denen man diese Bauart zum Schutze gegen das Eindringen von Hunden liebt. Als Dachbedeckung dient wiederum Atapp von Sagublättern, und von obenher wird die Firste sehr oft gegen Regen durch ein Bambusrohr geschützt, an dessen überstehenden Enden gelegentlich Verzierungen durch das Anbringen wellenförmiger Ausschnitte hergestellt sind. Das ähnelt alsdann der nasenartig verlängerten Dachfirste, welche als Ianiko von Kajeli beschrieben wurde, doch hat es lediglich als Verschönerungsmittel des Daches Bedeutung. Die ganze Bauart gleicht im wesentlichen derjenigen der Häuser von Kajeli, abgesehen von dem fremdartigen Eindrucke, welchen die Verwendung von Baumrinde als Material für die Wände macht, sowie von den mit gespaltenem Bambus belegten Pritschen, die sich, bald klein und bankartig, bald von ansehnlicher Grösse, vor den Häusern befinden. Solche Pritschen, *degodego* genannt, sieht man auch in den Wohnungen als Schlafplätze benutzt, und zugleich sind im Inneren mehrere Räume durch dasselbe Material, welches zur Herstellung der Aussenwände benutzt wurde, abgeschieden. Die Trennung ist aber sehr unvollständig, denn die Wände erreichen weder das Dach noch laufen sie häufig zu ebener Erde so weit durch, dass durch sie zimmerartige Abtheilungen gebildet würden; ist dies dagegen wohl der Fall, und gesellt sich zum Hause noch eine Vordergallerie, so entsteht eine Wohnung, welche derjenigen von Ambon sehr ähnlich wird. Dass sie aber nicht ursprünglich in dieser Form hierhergehört, geht schon aus der Benennung der Räume hervor, denn für die Gallerie giebt es im Bahassa keine Bezeichnung. Es möge hier kurz der Bauplan des Hauses vom Matlea [1]) Ikan, des Oberhauptes der westlichsten Häusergruppe von Waëpote, mitgetheilt werden; denn diese Wohnung ist die grösste und am besten eingerichtete, welche ich in Buru sah, und ihr Eigenthümer, wo nicht der reichste, so doch gewiss einer der reichsten Alfuren des Nordstrandes.

---

1) *Matlea* ist die Bezeichnung eines unter dem Regenten stehenden Häuptlings, von höherem Range als der *kapala soa*. Er ist der Vorstand einer *fenna* (Willer l. c. pag. 100).



Das eigentliche Wohnhaus ist 11 Schritte lang und 8 Schritte breit; an seiner dem Strande zugekehrten Front befindet sich zunächst die *gandré* (2; holländisch: *gaanderij*), ein langer, schmaler Raum, umgeben von einer Brüstung, die gleich einem Geländer aus isolirten Stäben hergestellt ist, und an jedem Ende mit einer kleinen Bambuspritsche [1]) ausgestattet. Von dort gelangt man in den *humtina* genannten Hauptraum (3), welchem von der Gandre aus durch zwei mit Holzgittern versehene Fensteröffnungen Licht zugeführt wird, und in dem zur Zeit meiner Anwesenheit zwei sehr ordentliche Betten standen. Die Thüröffnung, welche die Verbindung mit der Gandre herstellt, ist durch einen Vorhang geschlossen, und da sonst jedes Fenster fehlt, so ist drinnen die Luft wegen Mangels an frischer Zufuhr dumpf und schwül, wie ich später beim Uebernachten hieselbst erfahren sollte. An der gegenüberliegenden Seite bemerkt man in dem Humtina noch drei andere, gleichfalls verhangene Thüröffnungen, über denen bunt gestickte, oblonge Tücher als Zierrath angebracht sind, und gleichzeitig ist durch weisse Leinentücher eine Art Plafond hergestellt. Von den letzterwähnten Thüren führt die mittlere in einen kurzen, hinten im Hause ausmündenden Gang, *slelatt* genannt, die beiden anderen jede in ein kleines, vollständig vom Gange und dem Humtina geschiedenes Schlafzimmer, welches für je eine Frau des Matlea bestimmt ist (4). Diese Zimmer heissen *slikut* und besitzen als einziges Hausgeräth eine Bambuspritsche. Alle genannten Räume sind von sauber bearbeiteter Baumrinde aufgeführt und stehen mit der Vordergallerie unter einem gemeinsamen Dache.



Grundriss des Hauses vom Matlea Ikan.

Dahinter folgt in kurzem Abstande von dem eigentlichen Wohnhause noch ein Hinterhaus, *huma pamori* genannt (5), welches für die beiden jüngsten Frauen des Matlea angebaut wurde. Es enthält zwei, mittelst Thüren von Gabba-gabba verschliessbare Verschläge und daneben, in einem grösseren Raume, abermals eine Pritsche. Endlich bemerkt man noch weiter hinten die isolirt und auf Pfählen stehende, gleich dem Huma-pamori aus zerklopftem Bambusrohr hergestellte Küche, *aptaïn* (6).

Nicht eigentlich zur Wohnung gehörig, aber von ihr gleich dem Huma-pamori nur durch einen Gang von einem Schritt Breite getrennt, ist der 9 Schritte lange *tilan* (1), ein Name, unter dem eigentlich ein Logirhaus (*pesanggrahan*) zu verstehen ist. Dieser Raum dient indessen ebenfalls für Versammlungen, gleich dem Baileo auf Seran und dem Schuppen in Kajeli, wird auch wie letzterer in der

---

1) Die Pritschen sind in dem Grundrisse alle horizontal gestrichelt.

Regel kurzweg Sabua genannt; er ist von einer aus geklopftem Bambus hergestellten Brüstung umgeben (an anderen Orten der Nordküste fehlte dieselbe), im übrigen aber offen, und besitzt wiederum an jeder Längsseite eine grosse Bambuspritsche. Uns zu Ehren ist der Tilan an der Decke und an den Seiten mit weissen Laken behangen, denn Zeug bildet vor allem den Reichthum eines Alfuren und spielt auch beim Frauenkaufe die bedeutendste Rolle [1]).

Die Baumrinde-Häuser haben übrigens längs der Küste nur eine geringe Verbreitung, und hier sah ich sie ausserhalb der Landschaft Lisela nirgends. In Waëmangi fanden sie sich genau so wie in Waëpote, doch standen daselbst auch manche Atappwohnungen, welche mit denen der Südküste übereinstimmten, und ebenso war es in Wamlana. Westlich von Waëmangi fehlten dagegen, so weit meine Beobachtung reicht, die Häuser von Baumrinde bereits an der Bucht von Bara. Vermuthlich hängt aber die Verwendung des Baumateriales ganz von der Vegetation und in letzter Linie von der geologischen Bildung des Bodens ab, da das Kalksteingebirge vielleicht nicht die erforderlichen Baumarten liefert. Oftmals stehen die Wohnungen der einzelnen Dörfer ungemein zerstreut.

Der ungewöhnliche Anblick des Dorfes Waëpote wird indessen noch weit weniger durch die Verwendung von Baumrinde hervorgerufen als durch die zahlreichen, kleinen Gebethäuser, die *huma koïn's* (*koïn* = heilig), deren Vorkommen auch bei den Sulanesen bereits eingangs gedacht wurde. Beim Matlea Ikan standen in geringem Abstande seitwärts von der Küche zwei solcher Häuser (7), alter Gewohnheit gemäss, die man beibehalten müsse, wie der Besitzer meinte; in der Regel gehört aber zu jeder Wohnung nur ein einzelnes derartiges Huma-koïn.

In weitaus den meisten Fällen besteht das Gebethaus aus einem durch vier Pfähle getragenen Atappdache mit einer am Ende geschnitzten Firste von Bambusrohr, so wie dieselbe ebenfalls an den Wohnhäusern vorkommt (Taf. 32, Fig. 4). Seine Höhe beträgt ungefähr 3 m., und innen unter dem Dache befindet sich ein kleiner Boden zum Aufbewahren der gleich näher zu bezeichnenden Gegenstände. Selten führt dort hinauf eine kurze Leiter (Taf. 32, Fig. 2, *a*), und ebenso wird zwischen den Stützpfählen des Daches an der Erde nur ausnahmsweise eine niedrige Brüstung von geklopftem Bambus angebracht, so dass unvollständige, oben geöffnete Seitenwände gebildet werden und ein kleiner, halb geschlossener Raum entsteht, den man durch eine Thür betritt (Taf. 32, Fig. 2, *b*). Bisweilen ist auch ein niedriges Häuschen gemacht, welches von Blättern hergestellte Seiten hat, mit letzteren aber nicht den Boden berührt, sondern von zwei in der Mitte der Querwände angebrachten Pfählen getragen wird (Taf. 32, Fig. 5). Ein der-

1) Sieh ferner Wilken, Alfoeren v. h. eiland Boeroe, pag. 18.

artiges Huma-koïn von kaum 2 m. Höhe gilt indessen nur als Ersatz für ein grösseres, zu dessen Anlage der Eigenthümer aus irgend welchen Gründen noch nicht gekommen ist. Uebrigens sah ich ein Gebethaus von durchaus gleicher Konstruktion später auch bei den Galelaresen in Bara, am Nordstrande von Buru, während einzelne Leute dieses Stammes überhaupt kein besonderes Häuschen bauen, sondern ihre Opferstätte im Innern der Wohnungen besitzen.

Dass in den verschiedenen Gegenden der Insel betreffs des Gebrauchs der Huma-koïn's mancherlei Abweichungen von Obigem bestehen, wird sich im weiteren Verlaufe der Reiseschilderungen ergeben; hier möge nur noch darauf hingewiesen werden, dass nicht einmal alle Strandbewohner von Lisela denselben Gewohnheiten beim Opfern huldigen. So haben z. B. die Alfuren von Wamlana, welches etwas weiter westlich an der Nordküste liegt, weder im Dorfe noch in ihren Pflanzungen Gebethäuser, wenngleich sie dieselben in früheren Zeiten wohl besassen; sie opfern jetzt an heilgen Stätten im Freien, an Flüssen, auf Steinen u. s. w. Noch weiter westlich, bei den Alfuren von Waëmangi und auch von Bara, an der gleichnamigen Bucht, befinden sich die Huma-koïn's nicht im Dorfe, sondern entfernt von ihm in den Anpflanzungen, obwohl die Sulanesen und, wie erwähnt, auch die Galelaresen diese Häuschen an den gleichen Orten noch neben ihren Wohnungen zu bauen pflegen.

In dem Huma-koïn wird zu den Voreltern, den Nitu-nitu, gebetet, während man in einem an der Erde stehenden oder an einem Stocke befestigten Blattköcher (Fig. 4 u. 5, *d*) bei Gong- und Tifaschlag Dammerharz brennt. Das geschieht vor dem Antritte einer Reise, um Schutz vor Gefahren zu erbitten, beim Anlegen von Pflanzungen, um gutes Gedeihen, beim Aufbruche zur Jagd, um reichliche Beute zu erflehen, und bei solcher Gelegenheit behängt man denn auch die Häuschen mit gespaltenen Fiedern der Cocospalme (Fig. 4), genau so, wie solche zur Herstellung der festlichen Vorrichtungen beim Empfange von Fremden benutzt zu werden pflegen. Als Ersatz für das Grün können aber unter beiderlei Umständen auch weisse Tücher dienen, welche gleich den Blattfiedern so aufgehangen werden, dass sie ringsherum vom Dachrande niederfallen (Fig. 2).

Auf dem Boden des Häuschens bewahrt man allerlei Gegenstände als Opfer für die Nitu-nitu: Kleine Koffer mit Reis, Pinang und Siri, ferner Essgeschirr, Geld, Sarongs, Gong und Tifa, endlich Schilde, Lanzen und Parangs — kurzum alles, was einen Alfuren erfreuen kann. Diese Gegenstände sind zum Theil von hohem Alter und deswegen von um so grösserem Interesse. Unter den Parangs sah ich einen, welcher am Griffe ein Büschel von Menschenhaar als Verzierung trug, gleichwie ich dies auch von Lokki in West-Seran kennen lernte[1]); sonst

1) vgl. oben, pag. 234.

glich sein Modell demjenigen der Bergalfuren Serans, doch wird das Messer auch hier, ebenso wie in Kajeli, stets in der Scheide getragen und ist es wiederum kürzer als auf Seran. Eine andere derartige Waffe von 57 cm. Länge zeichnete sich durch einen sehr sorgfältig geschnitzten Holzgriff aus (Taf. 31, Fig. 4), und auch Horngriffe kommen vor.

Die Schilde (Taf. 30, Fig. 5 u. 5*a*), in Kajeli *salawako*, bei den Alfuren *fira* genannt, stimmen mit denjenigen der Tabelloresen überein [1]) und erinnern an die Wehr der Seranesen, sind aber im Gegensatze zu letzterer stets klein, meistens nicht länger als 46—50 cm., und stark gebogen, sowohl in der Richtung der Längsachse als senkrecht dazu. In der Mitte verläuft ein scharfer und zu dessen beiden Seiten noch je ein schwächerer Längskiel, wie er auch an dem grossen, seranesischen Schilde vorkommt, so dass das ganze Vorderfeld des Gegenstandes in vier annähernd gleiche Theile zerlegt wird. Die Nebenkiele sind nur als Zierrath von Bedeutung, während der scharfe Mittelkiel und die starke Krümmung des Schildes eine wirksame Wehr gegen den Paranghieb bilden, da derselbe bei geschickter Handthierung (Taf. 37, Fig. 1) leicht abgleitet. Viele Schilde sind ausserordentlich zierlich mit Muscheln eingelegt, anderen fehlt aber dieser Schmuck durchaus.

Die Lanzen (Taf. 38 u. 39) sind im Mittel 2 m. lang und haben eine flache, lanzettförmige, lange Eisenspitze, welche die Leute selbst anfertigen können, indem sie sich zum Schmieden des bereits aus Wahaï bekannten Gebläses der Tabelloresen, mit Saugern von Hühnerfedern, bedienen. Die Strandbewohner behaupteten, dass sie das Schmieden von den Bergalfuren gelernt hätten, und in der That fand ich später in Wakollo dieselbe Vorrichtung wieder. Ueberhaupt sah ich auf Buru nur ein einziges Mal eine Lanze mit Bambusspitze, und zwar bei einer umherschwärmenden Horde von Alfuren in der Nähe von Foggi; diese war 24 cm. lang, lanzettförmig und den eisernen Spitzen sehr ähnlich, wenn auch letztere meistens länger sind.

Vom Kampong Waëhiri, welcher am oberen Waë Apu, noch 2 Tagereisen von Wagapa entfernt, liegt, erhielt ich später eine Lanze, wie ich sie sonst auf meinen Reisen nicht angetroffen (Taf. 30, Fig. 7). Sie besitzt 1,97 m. Länge, wovon 53 cm. auf die Eisenspitze kommen. Letztere ist unten vierseitig und dünn, oben breiter, verflacht und mit Zinken versehen, deren beide äussersten einander gegenüberstehen, während nach unten zu noch fünf andere in alternirender Stellung folgen. Die Spitze ist in den Stock eingelassen und alsdann durch geflochtene Rottanbänder befestigt; an ihrer Basis hängen ferner drei kurze, schmale Zeugstreifen herab, welche dunkelblau, roth und weiss gefärbt sind. Unten am Schafte

1) vgl. pag. 284.

der Lanze sind noch unbedeutende, ringartige Verzierungen angebracht (7*a*). Dann sah ich nach meiner Rückkehr von Buru auf Ambon in der Sammlung van Hoëvell's eine Lanze, welche oben am Schafte mit rothem Tuch umwickelt und daselbst mit Gras verziert war, ganz entsprechend dem weiter unten beschriebenen, heiligen Parang (Taf. 30, Fig. 6). Sie rührte ebenfalls von Buru (vermuthlich aus der Landschaft Kajeli) her und wurde daselbst auch wiederum, gleich dem entsprechenden *parang pamali*, in einem Huma-koïn bewahrt.

Die Lanze dient den Alfuren zur Hirschjagd und wird auf allen Wanderungen mitgenommen, denn Pfeil und Bogen sind auf Buru nicht in Gebrauch. Vergebens wird man sich auch hier an der Nordküste nach Schädeln umblicken, denn nicht nur ist dem Buruesen die Kopfjagd fremd, sondern in diesem Inseltheile überhaupt jegliche Schädelverehrung unbekannt. Damit soll aber keineswegs behauptet werden, dass der Schädeldienst auch in anderen Theilen des Eilands gar nicht vorkomme; im Gegentheile versicherten mich Leute von Kajeli, dass dort die Schädel der Vorfahren ausgegraben und auf einer Schüssel im Huma-koïn bewahrt würden. Letzteres stimmt auch mit der Aussage meines zuverlässigen Dolmetsch überein, der in einem Häuschen unfern Kajeli den Schädel einer Frau gesehen, welcher auf ihren eigenen Wunsch hiehergestellt war.

Ueberhaupt werden gerne gerade solche Gegenstände in dem Huma-koïn bewahrt, welche von den Nitu-nitu selbst herstammen. So hing unter anderen in demjenigen des Matlea Ikan von Waëpote die Kleidung seiner Urgrossmutter, ein bunt gefleckten und daher *kaïn patola* (*patola* = Schlange) genanntes Zeug, welches auch bei der Zahlung des Brautschatzes (*harta*) eine grosse Rolle spielt und ganz besonders geschätzt ist.

Die Waffen des Huma-koïn's werden von dessen Eigenthümer zwar nicht zum Schlagen benutzt, und noch weniger macht derselbe von den Schilden Gebrauch, da für sie ausser zum Tanzspiel augenblicklich jede gewöhnliche Verwendung ausgeschlossen ist; wohl aber giebt man beides dem Wahrsager, falls ein solcher gerufen wird. Diese Person heisst bei den Alfuren *kehal de keha* oder im Malayischen einfach der *pamali* (die Sulanesen, welche sie ebenfalls besitzen, nennen sie *Sösö*); sie wird befragt, nachdem sie sich selber durch allerlei Verrichtungen, die mir aus eigener Anschauung leider nicht bekannt sind[1]), in einen hysterischen Zustand versetzt hat.

1) Wilken schildert dies (l. c. pag. 29). Die Beschwörung heisst nach ihm *ĕmkehal* und der Beschwörer *ĕswohi*; bei den Galelaresen und Tabelloresen heisst ferner nach Wilken die Beschwörung und nicht der Beschwörer *soo-soo*; Willer dagegen, nach dem eine ähnliche Geisterbeschwörung auf Seran vorkommt, nennt wiederum die Person und nicht die Handlung daselbst *sou-sou* (holl.: *so-oe — so-oe;* eiland Boeroe, pag. 18). Ich vermag nicht zu entscheiden, auf welcher Seite hier ein Missverständniss vorliegt.

Später erhielt ich von den Bewohnern von Waëlata einen sogenannten *parang pamali* (Taf. 30, Fig. 6), den ich bei den Alfuren der Nordküste nicht gesehen. Seine Form und Scheide stimmen mit denjenigen der Schwerter von Waëpote überein, der schwarz gefärbte Griff besitzt aber an seinem äussersten Ende jederseits drei Löcher, in welche schmale, rothe Tuchstreifen eingeknotet sind, und ausserdem ist die ebenfalls schwarze Scheide noch mit rothem Tuch umwickelt, während dazwischen oben am Griff ein Büschel von Gras eingesteckt ist. Ein solcher Parang dient niemals zum täglichen Gebrauche, sondern wird im Huma-koïn bewahrt und unter anderem von dem *kehal de keha* benutzt, dies jedoch nicht ausschliesslich, denn auch der Eigenthümer hängt ihn beim Anrufen der Nitu-nitu über die Schulter. Man benutzt die heilige Waffe ausserdem zu Zaubereien, indem man sie rosten lässt, den Rost hernach abkratzt und nun in verschiedener Weise einem Feinde damit Schaden zuzufügen sucht. Wird z. B. der Rost des Parangs unter Nennung des Namens einer Persönlichkeit, welcher man nachstellt, in den Fluss geworfen, so muss der Betreffende sterben, falls er von dem so verhexten Wasser trinkt. Selbstredend sorgt man dafür, dass das Zaubermittel oberhalb des Wohnortes des Feindes in den Fluss gelangt. Vermengt man ferner den Rost mit Wasser und sprengt ihn so über die Anpflanzungen einer verfolgten Person aus, so sterben die Gewächse ab. In beiden Fällen wird bei Ausübung der Zauberei der Parang über die Schulter gehangen. An Stelle eines rothen Tuches kann auch das bunte, sogenannte *patola* als Verzierung der heiligen Waffe benutzt werden, während in früheren Zeiten statt dessen eine Bekleidung von geklopftem Baumbast angewandt wurde; als letztere durch das inzwischen auf Buru bekannt gewordene Zeug ersetzt wurde, geschah dies, wie die Leute behaupten, auf Anrathen der Beschwörer. Man versicherte mich ferner, dass nicht nur bei allen zu Wabloï gehörigen, sondern überhaupt bei allen Alfuren der Landschaft Kajeli die Waffe in der genannten Weise Verwendung finde.

Wo in den Humalolin's von Waëpote und benachbarten Ortschaften ein besonderer Versammlungsort (*tilan*) besteht, da ist derselbe nichts anderes als ein hohes, von Pfählen getragenes Blätterdach, ohne Seitenwände und mit grossen Bambuspritschen an den Längsseiten. Ein Bambusköcher für das Brennen von Dammerharz ist in seiner Mitte in den Boden eingepflanzt. Die Dachfirste des Gebäudes gleicht derjenigen der Huma-koïn's sowie mancher gewöhnlicher Häuser, und einen von Atapp geschnittenen Ianiko sah ich an ihr niemals, wohl aber wiederum an derjenigen des Pesanggrahan von Samalagi. Ein heiliger Stein kommt bei den Tilan's der Nordküste auch nirgends vor.

Nach und nach versammelten sich nun in Waëpote die Alfuren von Lisela

und Tagalisa, welche mich auf der Reise ins Innere begleiten sollten. Es sind mittelgrosse Gestalten von gleicher Körperfarbe wie die Seranesen, meist schmächtig, bisweilen aber auch von gedrungenem Bau, mit deutlich papuanischen Gesichtszügen, breitem, flachen Gesichte und breiter Nase, in deren Nüstern man von vorne hineinblickt, mit grossem, vorstehendem Munde und wulstigen Lippen. In der Regel ist der Gesichtsausdruck einfältig, und namentlich die Frauen können auffallend dumm in die Welt hineinglotzen. Beiden Geschlechtern fehlt durchaus jede Tatuirung. Der Bartwuchs ist spärlich, das Haar meist sehr kraus; aber die Leute finden das nicht schön [1]), und die Frauen kämmen deswegen ihr Haar möglichst straff nach hinten, wobei sie es am Hinterkopfe in einem einfachen Knoten befestigen. Die Männer tragen es bald mehr bald minder lang, aber doch an den Enden gestutzt; sie bedecken es durch ein Kopftuch, welches von den gewöhnlichen Leuten so gebunden wird, dass das Haar nur hinten und an den Schläfen oder auch über der Stirn darunter hervorsteht, in ziemlich unordentlicher Weise; die Kapalasoa's dagegen legen das Tuch kranzartig um den Kopf und ziehen alsdann das eine Ende von hinten nach vorne so über die Mitte desselben hin, dass das krause Haar oben auf dem Kopfe zu beiden Seiten unbedeckt bleibt.

Als Bekleidung (Taf. 38 u. 39) dient dem gewöhnlichen Manne eine kurze Hose, welche nur die Hälfte des Oberschenkels bedeckt und in der Regel weiss ist; sie wird niemals abgelegt oder durch eine andere Bedeckung ersetzt, auch nicht im Walde, denn der Tjidako der Seranesen ist hier gänzlich unbekannt, ebenso wie jegliche andere aus Baumbast verfertigte Kleidung [2]). Dazu gesellt sich eine kurze Jacke, die aber bei Jagd- und anderen Ausflügen häufig ausgezogen wird, und welche wiederum meistens weiss oder auch graulich ist. Die Kapalasoa's tragen ein langes Beinkleid von beliebiger Farbe und über der Jacke noch eine bunte Leibbinde, dazu bei festlichen Gelegenheiten ausserdem ein langes, schlafrockähnliches, vorne offen hängendes Oberkleid von möglichst bunter Färbung, violett, blau, grün, roth oder gelb, bisweilen mit einem Stoffe gefuttert, welcher schroff

---

1) Sie wollen nicht mit den Papua's verwechselt werden, und der Name „Papua" gilt ihnen als eine Beschimpfung; dennoch tragen die Alfuren von Buru, gleich denen West-Serans, ganz unverkennbar den Typus der Papua's, von denen ich wiederholt einzelne Leute in den Stranddörfern traf, so dass ich sie direkt mit den Alfuren vergleichen konnte. Wenn Wallace sagt, die Bevölkerung von Buru bestehe vorwiegend aus Malayen vom Celebes-Typus, während der Rest mit den Alfuren Serans übereinstimme, so ist dies nur dadurch zu erklären, dass er die fremde und einheimische Bevölkerung zusammengeworfen hat. (vgl. l. c. II, pag. 146). Da Wallace nur wenig von Buru kennen lernte, kann dies auch keineswegs befremden. Mir ist es nicht zweifelhaft, dass die Bergbewohner von Buru und Seran den Melanesiern näher stehen als den Malaisiern!

2) Es ist auffallend, wie sehr sich dies alles bereits geändert hat, seit Wilken seinen Bericht über die Alfuren von Buru schrieb (1875).

gegen die Aussenseite absticht und stets sichtbar bleibt, weil das Kleid vorne nicht geschlossen werden kann. Wenn eine Anzahl solcher Würdenträger im Kreise um mich herum hockte, so ergötzte ich mich oftmals an dem bunten und doch recht malerischen Bilde der Gruppe.

Die Frauen kleiden sich in Rock (Sarong) und Jacke, und in weitaus den meisten Fällen ist jener roth, diese dunkelblau und kurz; selten sieht man eine längere, lichtfarbige oder weisse Kabaja nebst einem bunten Sarong tragen. Eine Unterkleidung scheinen sie nicht zu kennen, und Zierrathe giebt es bei ihnen kaum, ausgenommen einfache, von Muscheln angefertigte Ringe am Handgelenke, gleichwie solche auf Seran getragen werden. Diese Muschelringe benutzen auch manche Männer, welche sie dann wiederum links anlegen. Als grosse Seltenheit findet man ferner bei den wohlhabenderen Frauen eine einzelne Silbernadel im Haarknoten stecken, denn Leute von Kulor auf Saparua kommen von Zeit zu Zeit auch in diese Gegend, um solche Kostbarkeiten für die Alfuren anzufertigen. Andere Zierrathe habe ich aber weder bei Männern noch Frauen jemals bemerkt.

Einige Alfuren haben ihre Frauen mitgebracht, deren Zahl keiner Beschränkung unterworfen ist, und welche, wie bekannt, durch Kauf erworben werden. Eine Folge davon ist, dass nur die wohlhabenderen Männer sich den Luxus der Heirath erlauben können und somit meistens erst die älteren, welche es durch Ersparen allmählig zu einem gewissen Wohlstande gebracht haben. Jüngere Leute dagegen können in vielen Fällen keine Frau bekommen, und die geringe Kopfzahl der Eingeborenen ist ohne Zweifel theilweise diesem Umstande zuzuschreiben, während gleichzeitig die Erfahrung lehrt, dass der Kinderreichthum der älteren Männer aus erklärlichen Gründen in der Regel gering ist.

Schon vor der Geburt der Kinder werden die Ehen vielfach zur Zeit der Schwangerschaft von den Eltern verabredet, soweit das Geschlecht der zu erwartenden Weltbürger dies eben zulassen wird, und letztere haben sich einer solchen Verabredung ohne Widerspruch zu fügen. Auch erfragen sich ältere Männer häufig junge Frauen von der noch schwangeren Mutter, wobei dann der Brautschatz nach der Geburt den Eltern allmählig abgetragen wird; stirbt aber das Mädchen, bevor es geehelicht werden konnte, so muss der Betrag zurückgegeben oder von Seiten der Eltern für eine andere Frau gesorgt werden.

Stets wird das Mädchen aus einer anderen Fenna (Stamm) gewählt, welche den Kaufpreis gemeinschaftlich in Empfang nimmt und auch die Verantwortlichkeit für die gute Aufführung der Frau zu tragen hat; umgekehrt geschieht auch die Zahlung der Harta nicht allein von dem ehelustigen Manne, sondern mit Unterstützung der Fenna, welcher er selber angehört. Begeht die Frau Ehebruch, so kehrt sie entweder zu ihrer Fenna zurück oder sie heirathet ihren Mitschuldigen,

wobei dann der letztere oder der betreffende Stamm den Betrag des Brautschatzes zurückzahlen muss. Sind Kinder da, so braucht bei einfacher Scheidung und ohne nachweislichen Ehebruch dieser Betrag nur zur Hälfte wiedergegeben zu werden, weil die Nachkommenschaft unter allen Umständen bei dem Vater bleibt und die geschädigte Fenna also bereits Nutzen aus der einfach als Kaufgut angesehenen Frau gezogen hat; ist dagegen Ehebruch festgestellt, so tritt eine Verminderung der zurückzuerstattenden Harta nicht ein, und kann die Fenna des treulosen Weibes letztere nicht zahlen, so ist sie zur Lieferung einer anderen Frau verpflichtet. Dass die Mädchen unter solchen Umständen als höchstes Besitzthum geschätzt und sorgfältig bewacht werden, bedarf wohl kaum des Hinweises; Treulosigkeit bei Frauen ist aus gleichen Gründen eine Seltenheit.

Von den verschiedenen Frauen eines Mannes ist die älteste die Hauptfrau; sie führt das Regiment, bemuttert und beaufsichtigt die jüngeren Weiber und sorgt in erster Linie für das Wohlbefinden des Mannes. Bei den Frauen des Matlea Ikan, die längere Zeit in unserer Gesellschaft waren, sah ich niemals irgend welche Uneinigkeit, trotzdem ihrer 5 waren, die höchste Anzahl, welche mir bekannt geworden ist [1]). Es war geradezu bewundernswerth, wie hier die Aelteste ihren Mann stets mit liebender Sorgfalt umgab, für seine Kleidung, Nahrung und Unterhaltung sorgte, sich zu ihm setzte und ihm überallhin die Siridose nachtrug. Dabei sah man übrigens ihr selber auch sogleich die ihr zukommende, höhere Stellung an der wohlhabenden Kleidung an. Ich lasse es dahingestellt, ob lediglich Zuneigung der Grund solcher echt weiblicher und häuslicher Tugenden war; denn der Mann hat das Recht, die Hauptfrau, falls sie ihre Stellung nicht gut ausfüllt, zur letzten zu machen, wobei freilich nicht ausgeschlossen ist, dass sie nach eingetretener Besserung ihren alten Rang wieder bekommt.

In Bezug auf die *fenna*, deren oben Erwähnung geschah, verdient noch hervorgehoben zu werden, dass diese Bezeichnung in den an den Nordstrand grenzenden Landschaften als gleichbedeutend mit *soa* gebraucht wird [2]); sowohl in Leliali als hier in Waëpote fand ich reichlich Gelegenheit dies zu untersuchen. Dem entsprechend hat Lisela, welches 17 Kapalasoa's besitzt, auch 17 Fenna's, von denen

---

1) Picauly berichtet, dass er in einem Dorfe (?) Masawajin, welches nicht sehr weit landeinwärts von Mefa gelegen haben muss, einen Mann mit zehn Frauen und 19 Kindern angetroffen habe (Zendeling-genootschap, pag. 213).

2) Die Mittheilung Wilken's (Alfoeren v. h. eiland Boeroe, p. 4), dass sich die Soa aus der Fenna entwickelt habe, will ich hiemit keineswegs bestreiten. Ich selbst lernte bei den Alfuren von Wabloï am Waë Apu Verhältnisse kennen, welche der Darstellung Wilken's entsprechen und auf die ich weiter unten zurückkommen werde. Obige Schilderung giebt lediglich die jetzt an der Nordküste der Insel üblichen Bezeichnungen zurück, ohne Konstruktion; Wilken wies l. c. auch schon darauf hin, dass Fenna und Soa oft mit einander verwechselt werden.

sich 7 am Strande und 10 im Gebirge befinden und welche in Waëpote zur Zeit meiner Anwesenheit durch 8 Kapalasoa's vertreten waren. Jede Fenna kann nun in eine Anzahl *humalolin's* (Häusergruppen, *huma* = Haus, *lolin* = Gruppe), welche je eine Familie repraesentiren, zerfallen, doch kann eine solche Fenna auch durch ein einzelnes Humalolin allein vertreten sein. Einen Kollektivnamen für alle Fenna's einer Landschaft giebt es nicht; nirgends auf Buru, wo immer ich mich hiernach erkundigte, konnte ich eine Bezeichnung im Bahassa, welche die Landschaft als Ganzes umfasste, erfahren; wohl spricht man von einem *tana Lisela* u. s. w. Als *fukmolin* [1]) (*fuka* = Insel oder Land, *molin* = hinten) oder Hinterland bezeichnet man entweder die ganze Insel mit Ausnahme des Ortes Kajeli, im Gegensatze zu letzterem, oder auch wohl im allgemeinen das Innere des Landes, im Gegensatze zu dem Strande. Die Regenten der Landschaften heissen bei den Alfuren *opo djo* [2]) (*opo* = *tuwan*), übereinstimmend mit dem *upu djo* auf Ambon.

Am Persinggahan stehen, wie fast an allen Landungsplätzen der Insel hohe, schattenspendende Bäume, damit die Leute den Tag über aufs Meer hinausblicken können, ohne von der Sonne belästigt zu werden. Dort wurden von uns noch mancherlei Konferenzen mit den Kapalasoa's und den übrigen Alfuren abgehalten, Verabredungen für die Einrichtung der Märsche, die Art der Bezahlung u. s. w. getroffen und vor allen Dingen Vorsorgsmaassregeln gegen etwaiges Fortlaufen der Träger genommen, letzteres unter Androhung von Strafen seitens der Kapalasoa's. Bei solchen Gelegenheiten pflegten die Dorfshäupter ihre Frauen (*njora's*) mitzubringen, welche alsdann mit ihrer metallenen, viereckigen Dose erschienen, in der sie Pinang, Siri und Kalk bewahren, denn die seranesischen Köcher für Kalk sind auf Buru unbekannt. Mir wurden diese Leckereien, die ich schwerlich zurückweisen konnte, stets wieder und wieder angeboten, und die bittere Kost, welche einen Nachgeschmack wie von grünen Pflaumen zurücklässt, besorgte mir manchen unangenehmen Augenblick. Die Frauen kauen übrigens, ebenso wie die Männer und ihre Geschlechtsgenossinnen von Ambon, auch gerne Taback.

Die Verabredungen wurden, wie gewöhnlich, durch einen Schluck Arak bekräftigt, ein Getränk, auf das die Alfuren sehr erpicht sind und welches ich in kleinen Portionen stets abends den angeseheneren Leuten austheilen liess; denn ohne ein solches Mittel schlägt der Eingeborene die Freundschaft des Europaeers nicht

1) Willer (l. c. pag. 101) schreibt *fogmorin* und Wilken *fugmolin* (holländisch: *foegmolin*, l. c. pag. 4). Beide geben ferner an, dass dies der Kollektivnamen für alle Fenna's einer Landschaft sei, gleichbedeutend mit einer Bundesgenossenschaft. Wenn man aber von einem *fukmolin Massarette* oder *f. Lisela* spricht, so bedeutet dies nichts anderes als denjenigen Theil des Hinterlandes, welcher zu Massarette respektive zu Lisela gehört. Dies kann indessen leicht zu dem erwähnten Missverständnisse leiten.

2) Wilken schreibt *djahoe* (holländische Schreibart; l. c. pag. 4), Willer *johoe* (holl. Schreibart; l. c. pag. 101).



hoch an, und man darf es bei keiner Reise vergessen. Auch Frauen lieben den Trank, so gut wie die Männer, aber das Trinken hatte bisweilen seine Schwierigkeiten. So darf die Frau unter anderen nicht in Gegenwart ihres Schwagers trinken, denn das ist *geba koïn* (*geba* = Mensch); aber es wird dadurch Abhilfe gesucht, dass der Schwager sein Gesicht dem Strande zukehrt, so dass er die Schwägerin nicht sehen kann, oder die Frau trinkt hinter dem Schutze eines vorgehaltenen Sarongs, wie ich es auch später wieder auf dem Wege zur Südküste in Polpitu sah.

Dort am Strande wurde auch an manchen Stunden des Tages, und vor allen Dingen abends, unter Gesangbegleitung die Tifa geschlagen, und zur Erhöhung der Festlichkeit pflegte man nach Anbruch der Dunkelheit in einigen Bambusköchern, welche in einer doppelten, vom Strande bis zu unserer Wohnung reichenden Reihe eingepflanzt waren, Dammer zu brennen, während die Musik bisweilen bis tief in die Nacht oder gar bis zu Tagesanbruch dauerte. Sie hat mich hier und an vielen anderen Orten der Insel, ebenso wie auf Seran und den Uliassern, wiederholt um die wohlverdiente Nachtruhe gebracht, und das Schreien der Natursänger kann sich für empfindliche Ohren bis zur Unerträglichkeit steigern, besonders wenn die Leute unverdrossen dasselbe Lied endlos wiederholen.

Der Gesang, *inafuka* genannt (*ina* = Mutter) und der Tifaschlag sind übrigens durchaus nicht einförmig an Melodie und Inhalt, es giebt vielmehr eine grosse Zahl verschiedener Lieder, welche in ebenso mannigfaltiger Art durch die Trommel begleitet werden, und einzelne Weisen besitzen auch für das europaeische Ohr einen sanften Charakter. Doch hörte ich keine getragene Musik mit vielfach verschlungenen Stimmen, so wie ich sie später in Bara, an der gleichnamigen Bucht der Nordküste, bei den Galelaresen vernommen habe.

Abwechselnd singt bald dieser bald jener Tifaschläger eine Strophe vor (niemals ein Mädchen, wie auf Ambon und den Uliassern), welche dann von den Frauen wiederholt wird, meistens in näselnder Weise, mit kaum geöffnetem Munde und in so langem Athem, dass einem dabei für die stumpfsinnig vor sich hinblikkende Sängerin bange wird. Wer die Frauen so dahocken sieht, häufig das Kinn mit der Hand und den Ellenbogen auf das Knie gestützt, der sollte kaum erwarten, dass der Inhalt der Lieder Interesse einflössen könne, und doch singen diese Leute leidenschaftlich gerne und ist der Sinn des Gesanges keineswegs werthlos. Folgende Strophen habe ich mit Hilfe meines Dolmetsch und des Regenten von Lisela aufgezeichnet:

molo leon dena lale,
dena jomo moho, leli:
leli ato daba, mali.

Darin bedeutet: *molo* = vorbei, *leon* = Bai, *dena* = Kinarbaum, *lale* = viel, *jomo* = Blatt, *moho* = fallen, *leli* = (sich) wieder zurückwenden, *ato* = Liebesgeschenk, *daba* = begegnen, *mali* = lachen. Die freie Uebersetzung würde also lauten:

Vorbeifahrend an einer Bai, an der viel Kinarbäume stehen,
Sieht man ein Kinarblatt fallen, aber sich umwenden:
Das Liebesgeschenk zurückzugeben, begegnen sie sich, aber sie lachen.

Es soll bedeuten, dass zwei Liebende einander zürnten und sich die Geschenke, die sie einander gemacht, gegenseitig zurückgeben wollten, als sie sich aber begegneten, begannen sie zu lachen und versöhnten sie sich. Der Kinarbaum (*Kleinhovia hospita L.*) spielt bei den Alfuren Buru's eine grosse Rolle. Ein anderes Lied heisst:

„ina! wate hoti lalin,
hoti jana, kaïsili.
bara iko, lili peni,
sohi jating karangulu,
jating karangulu."
„ „mela, mela; laúwa maradika." "

Hierin ist *ina* = Mutter, *wate* = Tante, *hoti* = halten, *lalin* = das Innerste, *hoti lalin* = liebhaben, *jana* = Kind, *kaïsili* = Geschwister, *bara* = nicht, *iko* = fortgehen, *lili* = zurück, *peni* = nochmals, *sohi* = warten, *jating* = Matten, *karangulu* = Kissen (*kara* = Baumwolle), *mela* = nein, *laúwa* = widersprechen (hier als Verneinung des folgenden Wortes), *mara* = Blutsverwandter von Muttersseite, aus derselben Soa, *dika* = jemand. Die freie Uebersetzung ist hiernach:

„Mutter! Die Tante hat lieb,
Hat lieb das Kind (mich) und die Geschwister.
Sie soll nicht fortgehen, sie soll nochmals zurückkommen,
Sie soll warten mit ihren Matten und Kissen,
Mit Matten und Kissen." —
„ „Nein, Nein; sie ist kein Familienglied." "

Der erste Theil des Liedes ist von einem Kinde gesprochen gedacht, die letzte Zeile dagegen ist die Antwort der Mutter und soll bedeuten, dass sie die Tante nicht zurückhalten kann, da sie einer anderen Soa angehöre, also im Sinne der Alfuren einer anderen Familie. Das *mara* ist in obigem Verbande nicht völlig klar, aber ich konnte keine andere als die gegebene Erklärung erfahren, trotzdem ich das Lied bis zum 5ten Juli mit mir herumgetragen und noch näher zu deuten versucht habe [1]).

1) Eine Wörterliste für Bahassa von Buru hat van der Crab gegeben (Anhang zu: De Moluksche eilanden).



Die Tifa, deren sich die Alfuren zur Begleitung des Gesanges bedienen (Taf. 31, Fig. 13), ist kleiner als die Trommel, welche man in der Regel in West-Seran antrifft, und einzelne dieser Instrumente sind nicht länger als 39 cm. Allerdings sah ich ein noch weit kleineres, von gleicher Form wie auf Buru, in Wahaï am oberen Ajer Besar; doch diente es daselbst nur für den Gebrauch im Hause. Der untere Theil der gewöhnlichen buruesischen Tifa ist oberhalb des Fusses verschmälert, so dass der Trommelschläger sie bequem unter dem Arme halten kann; hier und am Fusse sind eingeritzte Figuren angebracht, manchmal in recht zierlicher Weise.

Daneben existirt aber auch die grosse, seranesische Tifa, welche ich in Waëpote nebst Rabana und Gong beim Tjakalele verwenden sah (Taf. 37, Fig. 1). Der Charakter des letzteren ist fast der gleiche wie auf Seran, und die Buruesen benutzen dabei den kleinen Schild nebst Parang, indem sie sich scheinbar zum Streite auffordern und schliesslich zuschlagen. Sie gerathen hierbei aber nicht selten so sehr in Aufregung, dass sie Gefahr laufen, einander wirklich zu verwunden, und da sie dies selbst wissen und fürchten, so nehmen sie anstatt des Messers meistens einen Stock. Wir beobachteten denn auch die nöthige Vorsicht, als ich den Tjakalele mit der Waffe aufführen liess, wobei ich Gelegenheit hatte, den kleinen Schild als eine sehr wirksame Wehr kennen zu lernen. Bei den Empfangsfeierlichkeiten sah ich an der Nordküste Buru's den Tjakalele nirgends, wohl aber wiederum an der Südküste der Insel, in Kawiri und Tifu, woselbst er ziemlich ungeschickt getanzt wurde.

Das Treiben in Waëpote war wegen der Vorbereitungen zur Reise ein sehr lebhaftes. Es muste für die nöthigen Körbe, für Bambusstöcke zum Tragen und vor allem auch für Mundvorrath gesorgt werden; denn der Weg von der Nordküste bis zum See von Wakollo ward von einem älteren Kapalasoa, welcher ihn mehrfach zurückgelegt hatte, auf 4½ Tage geschätzt, wenn er selber von morgens früh um 6 Uhr bis nachmittags 4 Uhr marschire, während ich mit Rücksicht auf die vorzunehmenden Untersuchungen für mich auf die doppelte Zeit rechnen musste, und da auf der ganzen Strecke kein Dorf berührt werden konnte, so war eine grosse Menge von Lebensmitteln erforderlich. Die Alfuren gingen aus diesem Grunde auch fleissig auf den Fischfang aus und benutzten hierzu unter anderen wieder das mehrfach erwähnte und auch bei den Galelaresen gebräuchliche Wurfnetz. Daneben ist zum Fangen von *bobara*, *komo* und *tjakalang* (*Thynnus pelamys C. V.*) ein Eisenhaken in Gebrauch, welcher an Kupferdrath befestigt wird und Hühnerfedern als Lockmittel trägt. Die Zahl der letzteren muss ungerade sein (dann beisst der Fisch besser an) und ihre Farbe roth zum Fangen rother Fische. Dieselbe Art zu fischen

ist auch auf Ambon [1]) und den Uliassern bekannt, woselbst man statt rother Federn auch wohl gleich gefärbte Kattunfetzen benutzt. Die Fischschwänze werden von den Alfuren Lisela's bisweilen, wie in Wahaï, an den Wohnungen befestigt, um sich dadurch für die Zukunft einen guten Fang zu sichern.

Mir selbst blieb noch Zeit zu einem kleinen, geologischen Ausfluge nach dem benachbarten Kap Batu Noha, welches mit einem etwa 40 m. hohen, steilen Absturze am Meere endigt. Die Ur-Schieferformation ist daselbst auf weite Strecken hin aufgeschlossen, und ihre dunkelgefärbten, von weissen Adern durchzogenen Blöcke, durch polyëdrische Zerklüftung des Gesteins entstanden, schaffen hier ein pittoreskes Bild; während an ihrem Fusse die Brandung tost, werden sie oben von schöner Waldung überragt. In ihr sah ich mehrfach den kupferbraunen Raubvogel mit weissem Kopfe und ebenso gefärbter Brust, von der Grösse eines Bussards, *Haliastur girrenera Vieill.*, welcher sich so häufig am Strande Buru's am Waldesrande aufhält, da er sich von Fischen und allerlei niederen Seethieren nährt. Nach Aussage der Leute sollte sich am genannten Kap noch ein Stein mit einer alten Inschrift befinden, doch stellte sich heraus, dass lediglich die mannigfach zerfressene Oberfläche des Felsens zu dieser irrthümlichen Auffassung geleitet hatte.

Ausserdem liess ich in Waëpote die Alfuren eifrigst nach den grossen Bockkäfern suchen, welche mir von Seran her bekannt waren, erhielt indessen nur ein einziges, 7 cm. langes, aber noch nicht ganz entwickeltes Exemplar eines *Xixuthrus* (vermuthlich *lunicollis v. Lansb.*), welches aus einem Baumstamme genommen war. Dagegen bekam ich in grosser Zahl zunächst die Raupen und endlich, als die Leute anfingen meine Wünsche zu begreifen, auch die Puppen eines prächtigen Schmetterlings, des *Cossus strix. Linn.*. Die Raupen, welche über 14 cm. lang werden, sind von lichtbraungelber Farbe, mit braunem Kopfe und ebenso gefärbten Brustbeinen und Luftlöchern sowie zahlreichen, über den ganzen Körper zerstreuten, kleinen, braunen, borstentragenden Tüpfelchen. Ausserdem besitzen sie oben auf jedem Ringel ein ovales, durch eine zarte, gelbbraune Linie eingefasstes Feld. Die Puppen, welche mehr als 7½ cm. Länge erreichen, stecken in einem schmutzigbraunen, vierseitigen Gespinste, welches durch seine Form einigermaassen an eine Pisangfrucht erinnert. Ich liess dafür nach Art eines Vogelbauers einen grossen Käfig aus Gabba-gabba und Bambusstreifen herrichten und hing denselben in unserem Hause auf, in der Hoffnung, die Puppen später mitnehmen zu können, was bei der Reise quer durch die Insel selbstredend nicht möglich war. Als ich aber um Mitte Juni an die Nordküste zurückgekehrt war, hatten sich bereits alle Schmetterlinge entwickelt und lagen sie todt, abgeflogen und zerfetzt in dem Be-

1) Sieh auch Bleeker, Reis, deel II, pag. 101.

hälter. Ich stellte dann sogleich einen zweiten Versuch an und war alsbald so glücklich, einen schönen Schmetterling zu erhalten, welcher oben eine in allen denkbaren Nuancen, vom lichten Perlgrau bis Schwarz, abgestufte Färbung besitzt und unten schwach stahlblau schillert. Leider hält sich diese Schönheit nicht, denn das Grau wird später unscheinbar und auch der bläuliche Glanz der Unterseite vergeht; vorläufig aber freute ich mich in fast kindlichem Entzücken, wie es wohl nur jemand nachempfinden kann, der auch in seiner Jugend Naturalien sammelte, des schönen Thieres. Ein zweites Exemplar kam Mitte Juli in Ambon aus, aber mit den übrigen Puppen, deren letzte auf der Reise von dort nach Batavia zu Grunde ging, war ich wieder nicht glücklich. Sie sprengten wohl den Cocon, konnten sich aber nicht aus der Hülle befreien, was ich der inzwischen eingetretenen, für Buru sehr abnormalen Regenzeit zuschreibe.

---

4. VON WAËPOTE NACH WAKOLLO.

Mittlerweile war der 19te Mai herangekommen, an dem wir zur Mündung des Waë Lalmata (d. h. trockener Fluss), eines kleinen Gewässers östlich vom Tandjung Waë-Nibe, aufbrachen, um von dort die Reise ins Innere anzutreten. Meine Begleitung bestand aus nicht weniger als 133 Mann; darunter befanden sich der Regent und 7 Kapalasoa's von Lisela sowie der Regent von Tagalisa mit 4 Kapalasoa's, ferner 89 Alfuren und 15 Sulanesen aus den beiden genannten Landschaften, aus der Negorei Lisela in Kajeli 6 Leute, endlich noch einige andere Bewohner von Kajeli und meine javanischen Diener. Hierbei sind aber nicht die Alfuren eingerechnet, welche bereits im voraus den Weg aushackten und die sich derzeit vermuthlich schon in Wakollo befanden. Da die Leute nichts ohne viel Geschrei verrichten können, so gab es ein gewaltiges Lärmen und ein buntes Treiben beim Einladen des Gepäcks, welches zunächst in zahlreichen Prauen nach dem Lalmata gebracht werden sollte. Ein Boot nach dem anderen fuhr beladen davon, und endlich folgte ich selber mit dem Posthalter und dem Dolmetscher, während die Leute, soweit sie nicht am Rudern theilnahmen, in langer, oft unterbrochener Reihe rüstigen Schrittes dem Meeresufer entlang ihrem Ziele zustrebten. Unsere von Kajeli mitgebrachten Fahrzeuge, sammt den Njora's und den meisten Ruderern, blieben in Waëpote zurück; für sie brauchte nicht weiter gesorgt zu werden, da sie reichlich Zeit zum Fischen hatten und ausserdem als Mohammedaner über alle Erträge der Alfuren verfügten, auch über etwaige Schweine und die zahlreichen Ziegen, welche hier und auf den benachbarten Inseln übrigens lediglich als Schlachtvieh Verwendung finden.

Nach kaum einstündigem Rudern langten wir am Lalmata an, und dort begannen wir sogleich die Trägerkolonne zu ordnen (vgl. Taf. 40). An Bambusstöcken von Schulterhöhe, welche der Länge nach zerspalten und an den beiden Enden eingekerbt sind, wird jederseits das Gepäck für einen Mann befestigt, der es alsdann auf eine Schulter nimmt. Da kommen zunächst meine Kisten an die Reihe, von denen eine einzelne Person zwei zu tragen vermag, wenn sie mit leichten Gegenständen gefüllt sind; dann Blechbehälter, in denen Petroleum versandt wird und welche in Indien zu allen möglichen Dingen Verwendung finden, während sie mir zur Aufnahme von Lebensmitteln dienen; ferner aufgerollte Matten zum Schutze gegen Regen und als Lager für einige Leute, weitmaschig geflochtene Körbe mit kleinen Blechdosen und Gläsern zum Trockenen und Bewahren von Insekten, Bambusköcher für Wasser, Kochtöpfe, viereckige Körbchen mit Deckel, in denen die Alfuren Kleidung und dergleichen Dinge bewahren — das alles und manches andere wird an den Tragstöcken befestigt. Die Kiste mit meinem grösseren photographischen Apparate und auch die kleineren Kisten mit schwererem Inhalte (namentlich, falls sie im Laufe der Reise Steine aufnehmen mussten), endlich auch mit Reis gefüllte Petroleum-Blechbehälter erforderten zwei Träger. In solchen Fällen wurde das betreffende Gepäck einfach in der Mitte eines Bambusstockes befestigt, während die Leute beim Tragen hinter einander her liefen. Gewehre für die Jagd fehlten selbstredend nicht und ebensowenig die Fahne, welche stets vorangetragen wurde.

Die Männer waren in der uns bereits bekannten Kleidung, trugen dabei ihren Parang, so wie derselbe oben von Kajeli geschildert ist, und zum Theil auch vierseitige Taschen von der Länge einer Handspanne und fast ebenso hoch, in der sie Siri mit Zubehör und einige andere Kleinigkeiten bewahrten [1]). Die beiden Regenten von Lisela und Tagalisa hatten über ihren Fes noch den bekannten, spitzen Hut (*tudung*) gesetzt, und da ersterer diese Kopfbedeckung von rother Farbe mit weissen Figuren verziert trug, so gewährte das einen merkwürdig komischen Anblick; auch einige Bediente des Posthalters trugen gefärbte Hüte, und gerne bemalen die Ruderer von Kajeli sie grün mit weissen Figuren, worunter besonders der Anker beliebt ist.

Endlich war alles zum Aufbruche bereit; meine Instrumente waren zum letzten Male am Meeresstrande abgelesen, und um 10 Uhr konnte der Weg landeinwärts angetreten werden. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das einen beschleicht, wenn man so ins Unbekannte hineinzieht, und noch heute kann ich es lebhaft nach-

---

1) Sie sind aus Zeug angefertigt, welches durch Pflanzensaft wasserdicht gemacht wurde (vgl. oben Seran, pag. 125).

empfinden, wie mir tausenderlei Fragen wieder und wieder durch den Sinn zogen. Als ich ins Innere Surinams ging, als ich die Reise nach Honitetu unternahm, dann wieder beim Beginne der Durchquerung Serans — stets hatte ich die Empfindung, als thäte ich einen gewaltigen Sprung ins Dunkle und Ungewisse. Es ist nicht Furcht vor Gefahren, denn ich glaube, dass ich die niemals kannte, und selbst dem Soldaten, welcher dem Feinde entgegengeht, ist sie wohl in den meisten Fällen fremd. Fast jeder trägt, dem unbewussten Triebe der Selbsterhaltung gleich, mit sich ein gewisses Vertrauen auf seinen guten Stern, den Funken, ohne dessen Besitz jedes Wagniss unmöglich sein würde, ist er auch selbst so trügerisch wie ein Irrlicht. Aber wird der Sprung gelingen? Wird der Erfolg die Mühe lohnen? Wird der Körper seinen Dienst nicht versagen? Wohin wird der Weg führen? Das drängt sich einem in erster Linie auf, rascher als es sich niederschreiben lässt, und da ist's, als weigere der Fuss seinen Dienst in demselben Augenblicke, in dem er zum Abstossen und zum Sprunge ausholen soll — doch auch nur einen untheilbaren Augenblick währt dies; dann ist's vorbei, und das Ziel, dem man nachstrebt, zieht einen noch kräftiger als vordem zu sich hin.

Es wurde schon eingangs erwähnt, dass der Weg, dem ich folgen sollte, eigens für meine Zwecke angelegt worden war. Der Regent von Lisela hatte dies in Ueberlegung mit mir durch die Alfuren seines Gebietes verrichten lassen, indem zunächst längs zielloser Jagdpfade und einiger Flüsse die beste Richtung gesucht, und darauf in dem Urwalde, welcher die Insel vom Nordstrande aus bis zum See von Wakollo fast ununterbrochen bedeckt, eine $1\frac{1}{2}$ bis 2 m. breite Schneuse ausgehackt worden war. Diese Arbeiten hatten aber die Strand- und Bergbewohner gemeinschaftlich, jeder auf seinem Gebiete, verrichtet, so dass die ersteren, welche fast ausnahmslos meine Begleitung ausmachten, allein für den nördlicheren Abschnitt des Weges orientirt waren, und nur ein einzelner Alfure des Innern, ein alter Kapalasoa von Waïli, befand sich bei mir, welcher die ganze Gegend kannte. So war es denn in der That unmöglich, sich auch nur einigermaassen ein Bild von der vor uns liegenden Aufgabe zu schaffen, ganz abgesehen von dem Umstande, dass das Befragen der Eingeborenen nach der Art ihres Landes selbst dann ziemlich erfolglos gewesen sein würde, wenn meine sämmtlichen Reisegenossen dasselbe gekannt hätten. Die Beobachtungsgabe dieser uncivilisirten Leute ist nämlich ungemein gering, sobald die Beobachtung nicht in irgend welcher Weise nutzbringend zu werden verspricht: Thiere, welche sie nicht jagen, Pflanzen, welche sie nicht benutzen, Berge, welche sie nicht besteigen, haben in der Regel keine Namen. Dabei wissen die Alfuren selbst auf ihnen bekannten Wegstrecken die Entfernungen meistens nur recht schlecht zu schätzen, denn sie gehen in der Regel langsam, jagend und suchend, halten sich an beliebigen Stellen auf, da

sie ja überall leicht ihr Nachtlager aufschlagen können, und kümmern sich nicht um die Zeit, für deren Eintheilung sie gar keinen Begriff haben. Manchmal wagen sie auch aus Furcht vor Irrthum nicht ihre Meinung zu äussern. Unter solchen Umständen war die Erklärung, welche mein Freund Wilken mir noch auf seinem Sterbebette gemacht hatte, für mich die wichtigste Richtschnur: „Du wirst durch Buru reisen können, aber es ist sehr schwierig".

Wir folgten dem Bette des LALMATA, welcher von Süden kommt und vom Küstengebirge aus in kurzem Laufe dem Meere zuströmt, aufwärts. An der Mündung nur 10 Schritte breit und trocken, erweitert sich sein Bett landeinwärts alsbald bis zu 40 und 60 Schritte, eine auf der Insel allgemein wiederkehrende Eigenthümlichkeit der Flüsse, auf deren Bedeutung ich an einem anderen Orte zurückkommen werde. Wiederholt sind Wände von altem Flussschotter in Aufschlüssen bis zu 10 m. Höhe angeschnitten; die zahlreichen Geschiebe, der Bambus im Flussbette und die dünn bewaldeten Höhen an seinen beiden Seiten erinnern an die Umgegend von Kajeli. Schon nach einer halben Stunde Gehens verliessen wir den Lalmata und stiegen an seinem rechten Gehänge den gleichnamigen Berg, anfangs mit 20° Neigung, hinan. Nach einer weiteren Stunde ist dann die steilste Steigung überwunden und marschiren wir auf ziemlich bequemem, wenngleich über viele kleinere Wellen hinführendem Pfade durch die bekannte Kajuputiwaldung, die auch hier wiederum die Höhen am Meere bedeckt, in den Wasserrissen durch Galoba (*Amomum spec.*) unterbrochen. Sie gestattet uns einen Rückblick zur Küste, zur Mündung des LALMATA und derjenigen des MASSI, eines kleinen, östlich vom erstgenannten fliessenden Gewässers, ferner auf die Ebene von WAËPOTE, zu der, ebenso wie zu den genannten Flüssen, allseitig scharf geschnittene Grate der krystallinischen Schieferformation herablaufen; auch das Kap BATU NOHA wird sichtbar und vor uns, genau im Süden, der steile PIRGAWA, den wir am folgenden Tage besteigen sollten. Man überblickt die Landschaft auf weite Strecken, und der ausgehackte Weg ist bis zum Gipfel des letztgenannten Berges sichtbar, so dass die Orientirung leicht wird und es möglich ist, die vielfach abändernden, kleinen Wegkrümmungen bei der Arbeit zu vernachlässigen. Was dies zu bedeuten hat, vermag aber wohl nur derjenige zu schätzen, welcher tagelang in waldbedeckten Gegenden gereist hat, ohne den Kompass auch nur für kurze Augenblicke ruhen lassen zu dürfen. Mittags gingen wir auf der Firste eines steilen Grats, auf welchem wir 321 m. Meereshöhe erreichten, den höchsten Punkt des G. LALMATA; dann stiegen wir an seinem westlichen, mit 35° Neigung abfallenden Gehänge in das Thal eines kleinen, zum Waë Nibe fliessenden Baches, HADIFUT genannt, hinunter, an dem wir schon kurz nach 1 Uhr Rast machten, weil wir sonst nach

Aussage der Alfuren an diesem Tage kein Wasser mehr antreffen konnten.

Hier an dem kleinen, nur 4 Schritte breiten Bache standen zerstreut sieben Wohnungen von Leuten, welche Kajuputi-Oel bereiteten und ihre in der Nähe gelegenen Pflanzungen bestellten. Alle gehörten nach europaeischen Begriffen einer einzigen Familie an, denn es waren Söhne und Töchter desselben Vaters mit ihren Frauen und Männern; doch wohnten dieselben hier nur zeitweilig zur Erledigung ihrer Feldarbeiten, während sie ihren festen Verbleib in zwei verschiedenen Fenna's hatten, entsprechend dem oben über die Heirath Mitgetheilten.

Die Bauart der Häuser stimmt im wesentlichen mit derjenigen von Waëpote überein; einige sind indessen so eingerichtet, dass unter einem länglichen Atappdache hinten nur ein einzelner, kleiner Raum durch Baumrinde abgeschlossen ist, während die Wände im übrigen offen bleiben, so dass das Ganze kaum mehr als einen Schuppen darstellt, in dem sich der Quere nach oder längs den Seiten angebrachte, mit Baumrinde belegte Pritschen befinden (Taf. 43, Fig. 1). Die Pfähle, welche das Dach tragen, sind entweder direkt in die Erde gepflanzt oder am Boden in einem vierseitigen, den Grundriss der Wohnung bildenden Rahmen befestigt. Auch die Humakoïn's fehlen nicht; pflegen die Leute doch gerade gerne bei ihren Pflanzungen die Bethäuser anzulegen, um sich eine gute Ernte zu sichern, aber sie respektiren diese Stätten nicht besonders, denn gelegentlich bewahren sie auch dies oder jenes darin auf, was mit der Bestimmung der Häuschen nichts zu schaffen hat. Ich fand darin unter anderen den Helm eines Destillirapparats liegen, und meine Leute benutzten die Humakoïn's zum Theil, um sich und ihr Gepäck vor Regen zu schützen. Von Geräthen bemerkte ich hier am Hadifut, nichts anderes als einen ausgehöhlten Block zum Stampfen von Reis, genau so geformt, wie er auch auf Seran (in Wakollo und Pasania) in Gebrauch ist [1]).

Sonst gab es an diesem unfreiwillig gewählten Aufenthaltsorte nichts, was Interesse erregen konnte; der archaeische Schotter im Bachbette bot auch kein weiteres, geologisches Untersuchungsobjekt, und so richtete ich mich denn in einem der offenen Häuser alsbald mit der Hängematte ein und liess gegen Abend, nach eingetretenem Regen, geduldig den Gesang des Inafuka, wofür die Tifa's mitgebracht waren, über mich ergehen; einige Frauen vom Matlea Ikan, welche die Reise mitmachten, sangen dazu.

Am folgenden Tage, dem 20sten Mai, setzten wir in der Frühe um 6 Uhr unseren Weg fort, stiegen zunächst das Grat des G. Lalmata, welches wir gestern verlassen hatten, wieder hinan und befanden uns kurz darauf am Fusse des G.

1) Sieh oben, pag. 175.

Pitigawa. (Der Name ist im Bahassa von Buru die Bezeichnung für das sogenannte Kikerblatt, welches man in Ambon an Stelle des Papiers zur Herstellung von Cigaretten verwendet). Der Anstieg ward hier mühevoll, denn anfangs führte der Weg unter 25°, bald darauf unter 30° Neigung aufwärts, mehrfach in kurzen Stufen oder auch durch niedrige Einsenkungen unterbrochen, und dort wo die Neigung am steilsten ist, fällt der Gipfel links vom Wege unter 55° nach Osten ab. Aber das Gehänge giebt reichlich Anlass zu Beobachtungen über das Streichen der Schieferformation und vergütet dadurch die körperlichen Strapazen; von ihm blickt man auch nochmals auf das Kap Batu Noha, die Mündung des Massi und des Lalmata sowie auf den Gipfel des gleichnamigen, gestern überschrittenen Berges zurück; auch die Mündung des Waë Nibe ist an einem Punkte deutlich zu sehen, und unter uns ziehen sich überall messerscharfe Grate von den Höhen des Gebirges bis zur Küste hin, eine durch die Erosion tief zerschnittene Landschaft bildend. Wir sollten sie für lange Zeit nicht wiedersehen; denn nun wird der Ausblick alsbald gänzlich durch die Vegetation verschlossen. Das Klettern im dichten Walde gestaltet sich trotz des ausgehackten Weges ungemein mühsam, denn oftmals liegen, während wir an einem steilen Gehänge hingehen, an dem der Fuss auf schlüpfrigem Laubboden kaum einen Halt zu finden vermag, im Wege Massen von grossen Bäumen, die stets überstiegen werden müssen, vielfach mit Hilfe primitiver Leitern, welche von den Alfuren schon vorher zu diesem Zwecke hergerichtet sind.

Obwohl wir bereits gegen 8½ Uhr den ersten Gipfel des Pitigawa, welcher 567 m. hoch ist, erreicht hatten, so waren wir doch nachher wiederum genöthigt gewesen, verschiedene steile Hänge auf- und abzugehen, bis wir uns nach Verlauf einer Stunde abermals auf einem Gipfel desselben Berges in fast gleicher Meereshöhe wie vorher befanden. Dann war die Schwierigkeit, welche das Relief der Landschaft geboten, im wesentlichen überwunden, und wenn der Weg auch noch stets in kurzen Wellen auf und ab führte, so stieg er doch allmählig und gleichmässig bis zu 727 m. Höhe an und behielt dieselbe im allgemeinen bis zum Endziele unseres heutigen Marsches bei. Dennoch sollte uns aus diesem Umstande nicht viel Erleichterung erwachsen, denn hier oben auf dem Hochplateau häuft sich die Menge der umgestürzten Bäume in erstaunlicher Weise; auf langen Strecken liegt fast alle 10 Schritte ein solches Hinderniss im Wege, und wir brauchen uns nicht lange nach der Ursache dieser unerfreulichen Zugabe umzusehen. Die Hälfte der grossen Bäume zeigt verdorrte, blattlose Kronen und ist nahe dem Boden von aussen durch Feuer verkohlt, so dass der Blick aufwärts fast an eine herbstliche Landschaft Europa's erinnert, während unten in den durch Brände entstandenen Lichtungen stellenweise unendliche Mengen von Farnen wu-

chern, die im allgemeinen Aussehen unserem Adler-Saumfarne (*Pteris aquilina L.*) ähneln; daneben kommen Baumfarne vor, während zahlreiche, niedrige Palmen und Galoba an der Bildung des Unterholzes theilnehmen. Die Waldbrände sollen in der trockenen Jahreszeit bisweilen von selbst durch gegenseitige Reibung der Aeste entstehen, wie mir später auch wieder in Tifu erzählt wurde, aber meistens trägt wohl der umherschweifende Jäger, welcher durch Unvorsichtigkeit das Gras in Brand steckt, die Schuld [1]).

Das Wild, dem der Alfure hier nachgeht, ist zunächst wiederum der Cuscus, sodann das Schwein und ausserdem der Hirsch. Die beiden erstgenannten Thiere fressen gerne die Früchte eines *kajubapa* genannten Baumes (*Schorea Selanica Bl.*), dessen Rinde auch zum Häuserbau benutzt wird, und welcher auf diesen Höhen zahlreich wächst [2]). Da steht auch ein Sassi am Wege, welches jedem fremden Alfuren das Betreten dieser Gegend verbietet; es stellt ein von der Rinde des genannten Baumes konstruirtes und von roh zusammengestellten Zweigen gestütztes Dach dar. An dem so entstandenen, kleinen Hause ist die Firste dadurch gebildet, dass die Rinde über einen Stock gehangen wurde, welcher horizontal an zwei anderen, vertikalen und an den beiden Enden des Baus in den Boden getriebenen Stäben befestigt ist. Die beiden aufrecht stehenden Stöcke überragen aber das Dach und tragen in ziemlich weitem Abstande von ihm noch einen zweiten, der Firste parallel verlaufenden Stab; an einem derselben ist ausserdem noch ein belaubter Zweig festgebunden, und das Ganze besitzt etwa 1 m. Höhe.

Später sah ich am Waë Danga noch ein sehr grosses, mehr als mannshohes Sassi für den Kusu (Cuscus). Es war ein aus gekreuzten, dicken Zweigen hergestellter Bau, der Art, dass je vier Zweige wie ein grosses, lateinisches *W* zusammengestellt und in einer, der aufrechten Stellung des Buchstabens entsprechenden Weise in den Boden gesteckt waren. Diese Konstruktion wiederholte sich sechs Mal, und alle sechs *W*-artigen, reihenförmig hintereinander angeordneten Theile waren dadurch verbunden, dass man über die drei Kreuzungspunkte der Stöcke der Länge nach andere Zweige gelegt hatte. Ausserdem trug jeder Schenkel der verschiedenen *W*'s an der Spitze noch ein kurzes, senkrecht zur Längsrichtung des Stockes angebundenes Querstück, welches die Aehnlichkeit mit dem genannten Buchstaben noch erhöhte. An einer der Querseiten des Gerüstes waren in der Mitte wieder Zweigbüschel in die Erde gesteckt, welche den ganzen Bau etwas überragten. Diese Büschel sind jedenfalls etwas Wesentliches, und ich vermuthe, dass sie eine Drohung für den Zuwiderhandelnden bedeuten, vielleicht, dass er gleich den Blät-

---

1) Dammara-Bäume scheinen sehr leicht Feuer zu fangen (vgl. Willer l. c. pag. 393).

2) Der Stamm ist zur Herstellung von Masten, Planken und Balken geeignet (Willer, Boeroe pag. 162 u. 226).

tern der Zweige verdorren und vergehen soll; denn ähnliche Beschwörungen bringt man auch sonst auf Buru in Anwendung [1]). Unfern des Sees von Wakollo, an dem Waë Sali, traf ich dann noch ein Sassi für Kusu, welches der Art aus dicken Zweigen zusammengestellt war, dass ein 2½ m. hohes Gerüst nach Art eines Dachstuhls gebildet wurde.

Der Kusu wird unter anderen mittelst einer Schlinge in sinnreich konstruirten, durch einen Stein beschwerten Fallen, welche man in einem Baume aufhängt, gefangen, und ebenso stellt der Alfure für Hirsche selbstschiessende Pfeile auf; um aber den Mitmenschen nicht in Gefahr zu bringen, pflanzt man dort, wo letztere hergerichtet wurden, ein besonderes Warnungszeichen in den Boden (Taf. 31, Fig. 9). Es besteht aus einem einzelnen, vertikal aufragenden Stabe, an dessen oberem Ende in Schulterhöhe zwei divergirende, zugespitzte, kurze Stöcke in der Weise befestigt sind, dass sie ihre Spitzen nach oben und aussen kehren. Schon gestern hatten solche Zeichen unsere Leute verhindert, in der Nähe der Station zu jagen, und auch heute standen sie wieder einzeln am Wege — eine sehr unerfreuliche Erscheinung, da wir bei unseren Maassnahmen für die Reise bestimmt auf den Ertrag der Jagd gerechnet hatten und dieser jetzt gänzlich fortfiel.

Kaum durften wir auf der an verdorrten Bäumen so reichen Höhe einen Augenblick stillstehen, denn die Leute trieben nur stets vorwärts, weil sie das fallende Holz fürchteten; als wir aber um 11 Uhr in 727 m. Höhe eine kurze Rast hielten, gestattete die lichte Waldung einen Ausblick nach Westen, woselbst sich das weite und tiefe Thal des Waë Nibe und jenseits desselben der gleichnamige Höhenrücken ausdehnte. Von einem Ueberblicke über jenes Thal war freilich nicht die Rede, doch liess sich wohl erkennen, dass der Gunung Waë-Nibe ein ähnlich abgeflachter Gipfel und annähernd von gleicher Höhe sein müsse wie der Pitigawa, auf dem wir uns noch immer befanden. Dann ging es alsbald wieder fort, stets noch über zahlreiche Baumstämme, während dichtes, dürres Laub den Boden bedeckte, so dass kaum ein einzelner Gesteinsbrocken zu finden war; schliesslich, gegen 2 Uhr, verkündeten uns laute Juchzer, welche die Alfuren hier gerade so wie auf Seran bei freudigen Anlässen ausstossen, dass wir die Nähe der Station erreicht haben müssten, die vorausgesandte Leute bereits für mich hergerichtet hatten. Es war der vielen, dürren Bäume wegen nur mit Mühe ein dafür geeigneter Platz zu finden gewesen, und kaum waren wir angelangt, so hörte man aus der Ferne den Regen heranrauschen. Obwohl an unserem Standpunkte noch alles still war, vernahm man doch bereits das Brausen des Windes und das Fallen

1) Sieh unten: Südküste.

des Regens wie eine aus der Ferne herankommende Fluth; nun wurden auch die Kronen zu unseren Häuptern gerüttelt, und krachend stürzte einer der Waldriesen zu Boden.

Da die Alfuren nichts anderes als eine überdeckte, mit Baumrinde belegte Pritsche gemacht hatten, so musste die Haupteinrichtung für die Nacht leider noch nach meiner Ankunft im Regen geschehen. Ich liess mir ein Haus aufbauen, wie ich es seither mit wenig Mühe überall auf Buru konstruirte, und da seine Einrichtung zukünftigen Reisenden von Nutzen sein kann, so will ich sie kurz beschreiben: Acht Pfähle werden so in die Erde getrieben, dass sich drei an jeder Seite der Hütte befinden; sie bilden also die vier Ecken derselben und halbiren ihre Wände. Die Pfähle an den Längsseiten haben alle Schulterhöhe; diejenigen, welche in der Mitte der Querseiten stehen, reichen dagegen weiter aufwärts, weil sie die Firste des Daches tragen müssen; alle werden oben durch Stöcke mit einander verbunden, so dass hiedurch zugleich eine Stütze für das nun herzurichtende Dach geschaffen ist. Auf den so erhaltenen Rahmen werden alsdann Stöcke gelegt, welche von der Firste bis zu den Seitenwänden herabreichen und bestimmt sind, den Atapp zu tragen, welchen ich stets mit mir führte oder voraustragen liess, da Blätter für eine taugliche Dachbedeckung an vielen Orten gar nicht zu finden sind. Der Raum im Innern wird ferner der Länge nach in zwei Hälften getheilt, deren eine für eine niedrige, aus rohen Stämmen hergestellte Pritsche bestimmt ist; letztere lässt sich mit Baumrinde belegen und als Schlafplatz für diesen oder jenen Reisegenossen benutzen, ausserdem zum Aufbewahren von Instrumenten und zum Sitzen oder auch als Tisch zum Essen. Der andere, leere Raum wird dort, wo der Boden feucht ist, ebenfalls mit Baumrinde belegt; die Kisten finden unter der Pritsche Platz, nachdem für sie eine rohe Unterlage von Stöcken geschaffen ist, und photographische Instrumente, Aneroide u. s. w. werden am besten in ihnen zwischen Zeug verpackt. Von den Seiten kann man, je nach dem Wetter und den zu erwartenden Winden, eine oder mehrere durch herabhängende Zweige schliessen, so dass mehr oder minder vollständige Schutzwände entstehen. Die langen, die Firste des Daches tragenden Pfähle erhalten ausserdem noch je eine schräge, ins Innere der Hütte reichende und in den Boden eingetriebene Stütze, weil sie bestimmt sind, die Hängematte zu tragen. Letztere wird an einem eigenen, unter der Firste hinlaufenden Längsstocke, der wiederum an jenen Pfählen befestigt ist, aufgehangen, und zwar möglichst hoch. Man kann von der Pritsche aus hineinsteigen und ist alsdann nahe dem Dache am besten gegen die Unbilden der Witterung geschützt; dass aber die Benutzung der Hängematte dem Schlafen auf der Pritsche vorzuziehen sei, ist mir nicht im mindesten zweifelhaft, denn selbst meine unverwöhnten Begleiter vermochten trotz ihrer mitgeführten Matratzen nur

schlecht auf der Unterlage von unbearbeiten Pfählen zu ruhen. Einige zusammenlegbare Stühle, ein Licht und einige Kisten, welche als Tisch Dienst thun, vervollständigen die Einrichtung.

So sah es also in unserer Waldstation aus. Wasser war nicht anders als aus einem Pfuhle, der weit abwärts westlich am Gehänge lag, zu bekommen, und den Luxus des Waschens konnten wir uns an diesem Orte aus solchem Grunde nicht erlauben; dabei war es feuchtkalt, so dass ich mich erst in meiner europaeischen Winterkleidung, selbstredend ohne Überzieher, behaglich fühlte. Aber die Nacht wurde trotzdem unerquicklich durch Regen und Wind; der Posthalter, welcher sich schon bei eintretender Dunkelheit so lange die Beine hatte kneten lassen, bis er schnarchend einschlief, wurde zudem schon um vier Uhr morgens wach und störte nun selbstredend alle Leute, die im Bereiche seiner Stimme waren, auf. Denn diese Herren können nun einmal nicht athmen, ohne zu kommandiren und rufen beständig nach ihrer Bedienung wie die Kinder nach der Amme; es ist geradezu erstaunlich zu sehen, wie sie den ganzen Tag eine Anzahl von Dienern um nichts zu beschäftigen wissen.

Jeder ist froh, als wir uns am 21sten Mai um 6 Uhr morgens wieder in Bewegung setzen. Eine kurze Zeit geht es noch in etwa gleicher Höhe und unter ähnlichen Verhältnissen wie gestern fort; dann schwinden die verdorrten Bäume, hin und wieder wächst Dammara am Wege; ein einzelnes, mit Rinde gedecktes Haus im Walde, welches übrigens nicht mehr als Wohnung benutzt wird und vielleicht nie dauernd solchen Dienst verrichtet hat, ist die erste Spur menschlicher Existenz, der wir seit dem Verlassen des Hadifut begegnen. Alsbald senkt sich nun der Weg ein wenig, und um 8 Uhr befinden wir uns in 607 m. Höhe im Quellengebiete des SAMLEKO, eines rechten Nebenflusses des WAË NIBE. Damit sind wir an der Grenze des PITIGAWA angelangt und betreten wir den GUNUNG WAË-NIBE, welcher übrigens mit der gleichnamigen, am gestrigen Tage erwähnten Höhe nichts zu schaffen hat; denn eine ganze Reihe flachgipfeliger Rücken dieser Gegend, beiderseits vom Hauptstrome gelegen, wird von den Leuten nach letzterem benannt, während besondere Namen für sie, ebenso wie für die kleineren Bäche, fehlen.

Da die Wasserläufe ihr Bett tief und steil eingeschnitten haben und in grosser Zahl thalwärts führen, so steigt der Pfad vielfach auf und ab, am schroff nach *W* abfallenden Gehänge des G. Waë-Nibe hin, und wir sind genöthigt, zahlreiche, hervorstehende Grate unter beständiger Richtungsänderung zu umgehen. So bleibt es bis gegen 11 Uhr, während man eine kurze Zeit lang jenseits des Thales gelegene Höhen erblickt, die mir abermals als G. Waë-Nibe bezeichnet werden und

von ähnlichem Relief zu sein scheinen, wie der Gipfel, an dessen Hang wir noch immer hinklettern. Dann geht es etwas rascher thalwärts, nur noch selten an einem steilen Abhange hin, bis gegen 1 Uhr ein breites Grat erreicht ist, über welches der Weg zum Bobbo hinableitet, einem in den Waë Nebo, Nebenfluss des Waë Nibe, mündenden Bache. Nachdem der Bobbo durchwatet ist, trennt uns nichts weiter als eine einzige, niedrige Anhöhe vom Waë Nebo, welcher um 2 Uhr erreicht wird, und jetzt brauchen wir nur noch eine kurze Strecke in seinem mit Klippen besetzten Bette aufwärts zu gehen, um nahe der Einmündung eines Nebenbaches zu unserer heutigen Station zu gelangen, welche sich in 364 m. Meereshöhe befindet.

Es ist daselbst eine alfurische Pflanzung mit einigen offenen, zur Zeit unbenutzten Wohnungen, die auf einer kleinen Erhöhung des Bodens im Winkel des Zusammenflusses der beiden genannten Gewässer liegt, und alsbald zerstreuen sich die Leute, um Heuschrecken gleich über die Erträge des Feldes herzufallen. Mir selbst gewährte der Aufenthalt einen grossen Genuss, da ich mich glücklich fühlte, wieder einmal ein Stück offenen Landes und einen Theil des Himmels über mir zu sehen. Die Nacht verfloss ruhiger und angenehmer als die gestrige, weil die Kälte uns nicht belästigte; nur wurde ich um 11 U. 22 M. von einem heftigen Erdbebenstosse geweckt, dem ein schwächerer um 11 U. 36 M. folgte. Scheinbar war die Richtung der Welle *N O—S W*.

War der Weg bis hierher keineswegs bequem gewesen, so warteten meiner dennoch in den folgenden Tagen Strapazen, gegen die alle bisherigen wie Kinderspiel erschienen; das Relief wurde ungemein komplicirt, und ohne Zuhilfenahme eines Profils oder einer genauen Karte sind die Einzelheiten der folgenden Märsche nicht verständlich. Es kann aber dem Leser ohnehin schwerlich erwünscht sein, an diesem Orte eine eingehende Beschreibung des Weges zu erhalten, und wenngleich mir in meinem Tagebuche ein sehr vollständiges, in grossem Maasstabe angelegtes Profil zu Gebote steht, in welchem auch die unbedeutendste Bodenwelle und der bescheidenste Wasserriss verzeichnet ist, so sehe ich doch von seiner Wiedergabe hieselbst ab und verweise ich zur Vermeidung ermüdender Einzelheiten auf den anderen Theil dieses Werkes, in welchem die geographischen und geologischen Resultate zusammengefasst werden sollen. An dieser Stelle möge nur ein allgemeines Bild von der Art des Reisens gegeben und darauf jeder Tag in einigen Hauptzügen skizzirt werden:

Geraume Zeit vor 6 Uhr, spätestens um 5½ Uhr morgens, wird aufgestanden. Viele Leute sind bereits wach und sitzen an den Feuern, eine Cigarette oder irgend ein Pflanzenblatt rauchend (unter anderen werden hiefür auch junge Nipablätter

verwendet); einige hocken dort schon seit Stunden, denn alle schlafen sehr unregelmässig, und diesen oder jenen hört man die ganze Nacht hindurch sprechen. Einen kleinen Imbiss, bestehend aus Sagu, Früchten, Fisch oder etwaigem Fleisch des Cuscus, haben die meisten schon zu sich genommen; jetzt werden sie durch einen Schlag an den Gong, welcher an meiner Hütte hängt, aus ihrer Ruhe aufgestört, und die angewiesenen Träger eilen herbei, ihr Gepäck in Empfang zu nehmen; denn die Vertheilung desselben hat bereits vorher stattgefunden und bleibt womöglich während der ganzen Dauer des Tagemarsches dieselbe für die gleichen Leute. Während die Hängematte und andere in der Nacht verwendete Gegenstände verpackt werden, überwacht der Dolmetsch die geregelte Abnahme des Gepäcks und hält mein Diener Chokolate nebst trockenem Zwieback für mich bereit. Dann werden genau um 6 Uhr nochmals die Instrumente abgelesen und sofort wird aufgebrochen.

Allen voraus geht die Hauptfrau des Matlea Ikan, welche die holländische Fahne und dazu manchmal noch ein Gewehr trägt; sie ist für mich eine wichtige Persönlichkeit, da ich die Flagge nicht nur aus nationalem Interesse den Zug eröffnen lasse, sondern sie gleichzeitig als Zielpunkt bei Kompasspeilungen verwende. Manche kleinere Wegkrümmungen können vernachlässigt werden, wenn der Abstand zwischen der Spitze und mir gross genug und noch obendrein durch eine Schlangenlinie von Trägern ausgefüllt ist; denn stets geht mir eine Reihe von Leuten voran, damit die unentbehrlichsten Dinge nicht gerade dann vermisst werden, wenn ich sie am meisten benöthige. Der grösste Tross von Trägern folgt aber hinterdrein und ist manchmal gewiss ½ Wegstunde zurück; in meiner unmittelbaren Nähe befinden sich der Dolmetsch, einige Leute mit Instrumenten, welche oft zur Hand sein müssen, und die Alfuren, deren besonderer Obhut ich anvertraut bin, vor allem der Matlea Ikan und ein Ortskundiger. Fast alle haben sich mit Bergstöcken versehen, welche wegen der schwierigen Reliefverhältnisse des Landes allgemein von den Bewohnern des Innern gebraucht werden. Meist wählen sie dafür einen beliebigen, rohen, bis zur Schulter reichenden Stock und bisweilen einen solchen von nur 115—120 cm. Länge (Taf. 41); doch sah ich diese Stöcke in den Dörfern auch mit zierlich geschnitztem, oberen Ende (Taf. 30, Fig. 11), und hier werden sie unter anderen ebenfalls von gebrechlichen, alten Leuten benutzt.

Ich selbst bediente mich eines gewöhnlichen, kräftigen Handstocks, bedauerte aber manchmal sehr, keinen langen Alpstock bei mir zu haben; am besten liesse sich in diesen Gegenden wahrscheinlich ein langer Stock mit kurzer Spitze, welche an einer breiteren Platte befestigt ist, verwenden, etwa in ähnlicher Weise anzufertigen wie der *polsstok*, der in Holland und Norddeutschland in Gebrauch und in letztgenannter Gegend als *Patstock* bekannt ist. Denn eine lange, scharfe

Spitze ist auf dichtem Laubboden und bei dürren, zerfallenden Bäumen nicht anzuempfehlen, weil es einer Vorrichtung bedarf, welche ein zu tiefes Eindringen in das Widerlager verhindert. Ausser dem Stocke trug ich selbst nur noch einen Hammer, Kompass, Uhr, Notizbuch und Bleifeder, war aber manchmal genöthigt, auch noch Hammer und Handstock fortzugeben, da sich der Marsch stellenweise zu andauernden gymnastischen Uebungen gestaltete.

Der Weg führte meistens durch dichten Wald, in dem die gefallenen Baumstämme niemals fehlen und oft in rascher Folge hinter einander den Pfad versperren; dabei ist er häufig ungemein steil, so dass Gehänge von 32° keine Seltenheit sind, und an verschiedenen Hängen, welche scharf eingeschnittene Wasserläufe begrenzen, maass ich mit dem Klinometer 35°, öfter 40° und mehr, in einem Falle sogar 57°. Dort hinauf- und hinabzuklettern war nur mit Hilfe von kurzen Stöcken möglich, welche von den Alfuren in den Boden eingetrieben waren und so für Hand und Fuss eine treppenartige Stütze bildeten; oftmals mussten noch quer gelegte Hölzer zur Herstellung von Tritten und Rottantaue zum Aufziehen und Festhalten angebracht werden. Weite Strecken gingen wir auch an Gehängen entlang, welche 32°—55°, ja bisweilen sogar 58° mittlere Neigung hatten (selbstredend nicht auf dem Flecke, wo der Fuss auftreten musste), und das alles wäre ohne die Hilfe der Eingeborenen kaum ohne Unfall abgegangen, weil der Boden obendrein manchmal schlüpfrig war und mithin dem beschuhten, europaeischen Fusse keinen genügenden Halt bot, während Schlinggewächse und Wurzeln das sichere Auftreten noch mehr beeinträchtigten. Aber die Alfuren sorgten für mich, wie für ihren Augapfel; sie erklärten lieber sterben zu wollen, als dass die Compagnie (d. i. Holland) ein Unglück überkomme, und so waren sie allzeit vor mir, hinter, unter oder über mir zur Hand, um mich sofort zu fangen, wenn der Fuss zu straucheln begann. Und oftmals geschah das; denn ich hatte ja nicht nur die Schwierigkeiten des Weges zu überwinden, sondern musste dabei vor allen Dingen noch das Profil der Gegend entwerfen, so dass ich dem Pfade nicht immer die erforderliche Aufmerksamkeit zuwandte. An den steilen Hängen sollten fortwährend Distanzen geschätzt und Wegrichtungen gepeilt werden; das Aneroid, welches mein Diener sorgfältigst über alle Hindernisse in der Hand hinwegtrug, erforderte sehr häufige Ablesungen, zumal das Relief nicht zu überblicken war und es sich somit niemals bestimmt voraussagen liess, ob wir bereits auf dem Gipfel irgend einer Höhe oder im tiefsten Punkte eines Thales angelangt seien. Gesteine, welche in den reichlichen Einschnitten und an den schroffen Hängen glücklicherweise nicht selten anstehend getroffen wurden, sollten gesammelt und eingetragen werden; Namen, Breite, Flussrichtung, Geschiebeführung der Wasserläufe waren zu erfragen und nebst dem ganzen Profile der Gegend zu zeichnen.

Führte der Weg nicht durch den Wald, so waren es Flüsse oder Bäche, in deren Lauf wir aufwärts gingen. Manchmal wurden auch sie durch viele Baumstämme versperrt, oder in engen, oft nur wenige Schritte breiten Wasserrissen lagen zahlreiche Blöcke und Gerölle, welche das Fortkommen erschwerten; aber in der Regel war der Marsch durch die Flussbetten für mich eine Erholung, weil ich hier bequem im Tragstuhle sitzen und ausruhen konnte, während dieser auf den steilen Waldpfaden nur mit Mühe ohne Insassen zu transportiren war. Trotzdem möchte ich keinem rathen, einen Tragstuhl zurückzulassen, denn dieser macht sich schon reichlich dadurch bezahlt, dass man nicht in durchnässten Kleidern zu marschiren braucht, und in Sümpfen ist er einem jeden, welcher nicht im Stande ist, barfuss zu gehen, unentbehrlich.

Leider dauerten die Wegstrecken, welche im Flussbette zurückgelegt werden konnten, und auf denen nicht nur die Ruhe, sondern vor allem auch die sonnige Landschaft und der freie Blick eine köstliche Erholung gewährten, niemals lange. Sie wurden stets nur gar zu bald wieder gegen steile Waldpfade vertauscht, und zu den Strapazen, welche hier unaufhörlich ertragen werden mussten, gesellte sich noch die beständige Sorge, doch vor allen Dingen nichts zu übersehen, und endlich eine bereits stark angegriffene Gesundheit. So war denn diese Reise unendlich ermüdend, trotz hunderter von primitiven Leitern und Stegen, mit deren Hilfe grosse Stämme, Bäche und Schluchten überschritten wurden, und manchmal war es mir kaum möglich, die unterwegs gemachten Notizen nochmals im Zusammenhange am Abende nach eingetretener Ruhe nachzulesen. Dennoch ist dies regelmässig geschehen, und vor Sonnenuntergang war jedesmal die Tagesroute genau revidirt und das betreffende Profil sauber konstruirt.

Gerastet wurde nur ein einziges Mal, gegen Mittag und meistens nicht länger als ½ Stunde, um an irgend einem Bache eine Tasse Chokolate [1]) zu bereiten und dazu einige trockene Zwiebäcke zu essen, fast stets die einzige Nahrung, welche ich auch vor dem Antritte des Marsches zu mir zu nehmen pflegte; nur brachte mir hin und wieder die Frau des Matlea Ikan irgend eine Frucht, meist eine Batate, welche sie gegen einen Zwieback eintauschte, für mich eine sehr angenehme Zugabe; dann wurde an der Station die Hauptmahlzeit eingenommen, die aber bei der durchaus unergiebigen Jagd im wesentlichen nur aus trockenem Reis bestand. Freilich fehlte es mir nicht an Conserven; doch hatte ich mich derselben bereits so lange Monate hindurch bedient, dass ich einen kaum zu überwindenden Abscheu vor dieser Nahrung empfand und hiervon nur unbedeutende

1) Niemals habe ich auf allen meinen Reisen einen Tropfen Weins oder eines sonstigen, geistigen Getränkes zu mir genommen. Ich glaube, dass dies bei starken Strapazen in den Tropen durchaus vermieden werden muss.



Quantitäten zur Stillung des ärgsten Hungers geniessen konnte, eine Erfahrung, die bekanntlich auch andere Reisende mehrfach an sich gemacht haben und wogegen man mit Vernunftsgründen vergeblich ankämpft.

Abends brannten dann die Lagerfeuer rings im Kreise; Erkundigungen für den nächsten Tag wurden so viel wie möglich eingezogen und Vorbereitungen für die Fortsetzung der Reise gemacht; oft goss auch der Regen in Strömen hernieder, und die Feuchtigkeit erforderte zahlreiche Vorsichtsmaassregeln für die gute Verpackung der gesammelten Objekte und der Instrumente. — Endlich ist alles besorgt, bis auf den Trunk Arak, den Regenten und Kapalasoa's allabendlich bei mir einnehmen; dann strecke ich mich beim trüben Scheine meines Windlichtes in der Hängematte aus, unfähig noch einen Gedanken zu fassen, um alsbald in tiefem Schlafe dem folgenden, gleich mühevollen Tage entgegenzugehen [1]).

Am 22sten Mai passirten wir zunächst einen Zufluss des Waë Nebo, genannt Ifenwaïn, und stiegen dann steil zum Waë Hangan hinab, welcher sich direkt in den W. Nibe ergiesst. Seinem vielfach geschlängelten Laufe folgten wir ¾ Stunden lang aufwärts, und lebhaft erinnerten mich die klippigen Ufer an den Papaïpu, welchen ich auf der Reise zum Kakusan kennen gelernt hatte; nur fielen hier zahlreiche Farne, unter denen sich besonders auch stattliche Bäume befanden, als Schmuck des Waldes auf, und weiter aufwärts gesellten sich dazu viele Palmen, deren Reichthum, in Gesellschaft von Pandanus, ich schon im Inundationsbette

1) Wie ungemein schwierig die Reisen im Innern von Buru sind, möge noch durch Folgendes illustrirt werden: Im Jahre 1825 versuchte *Engelhard* den See von Wakollo von der Nordküste aus zu erreichen, musste aber zurückkehren, da er das Gebirge „beinahe unzugänglich" fand; sein Begleiter *Lans* war infolge der Anstrengung schwer erkrankt und konnte sein Amt auf Buru später nicht wieder antreten. Darauf ging *Engelhard* von der Südküste aus an den See, den er auch glücklich mit seinem Begleiter *Bormeister* erreichte; aber letzterer starb 4 Tage nach der Rückkehr in Kajeli, und auch *Engelhard's* Gesundheit war infolge dieser Reise, welche im Vergleiche mit dem Wege von Norden her sogar ungemein bequem ist, erschüttert (Willer, pag. 383 u. 387). Im Jahre 1847 gingen dann *Cleerens* und *Roskott* an den See von Wakollo. Sie nahmen den Weg vom alten Lisela aus, woselbst jetzt Waëmangi liegt, und folgten dem Bette des Waë Ili, welcher östlich von der Bai von Bara mündet, aufwärts. Sie erreichten Wakollo in sechs Tagen; aber bereits am 4ten Tage heisst es im Schreiben von *Roskott:* „Der Zustand der Karavane war sorgenerregend; jeder war zu Tode erschöpft, und ein Kranker würde verloren gewesen sein; denn wenn man auch 100 Kuli's zur Verfügung gehabt hätte, so würde doch an einen Transport mittelst Tragstühlen nicht zu denken gewesen sein". Weiter wird vom 5ten Tage berichtet: „Die Kuli's fielen alsbald kraftlos nieder vor Ermüdung und Hunger" (Willer l. c. pag. 389 u. 390). Gleich mir hatte nämlich auch *Cleerens* auf den Ertrag der Jagd gerechnet, fand sich darin aber ebenso getäuscht wie ich selber, so dass in beiden Fällen die üblen Folgen nicht ausbleiben konnten (vgl. weiter unten). Teijsmann schreibt den Tod von *Cleerens* dieser Reise zu (verslag, pag. 322). Für die nähere Kenntniss der durchreisten Gegenden haben die Berichte von *Engelhard* und *Roskott* nur ein sehr dürftiges Material geliefert, was ebenfalls auf Rechnung der grossen Terrainschwierigkeiten geschoben werden muss. — Auch *Forbes* besuchte den See, indem er von Osten her, längs des Waë Apu, ins Innere reiste. Auch diese Gegend ist nach seiner Schilderung schwer zu begehen, aber ohne Zweifel mehr offen (vgl. pag. 106); sie ähnelt vielleicht streckenweise demjenigen Gebiete, welches sich zwischen Wakollo und der Südküste ausdehnt. — Ueber ältere Reisen ist Valentijn II, pag. 18 u. ff. zu vergleichen. Auch die Berichte über diese sind abschreckend.

des Ifenwain bewundert hatte, sowie namentlich auch Bambus. Überhängende oder umgestürzte Büsche des letzteren bildeten im Vereine mit zahlreichen gefallenen Bäumen manche malerische Sperre im plätschernden Wasser. Nachdem wir den W. Hangan um 8 Uhr verlassen, befanden wir uns eine Stunde später im Quellengebiete eines anderen Nebenflusses des W. Nibe, genannt W. Kibo. Dort erhielt ich zuerst Exemplare des *Hoplocerambyx nitidus Thoms*, eines grossen, glänzend-braunschwarzen Bockkäfers mit runzeligem Thorax, den ich später auch noch wieder in Wakollo antraf, und dessen Länge zwischen 35 und 65 mm. schwankt; der Reichthum an Palmen ist in dieser Gegend stellenweise so gross, dass die Landschaft der irrthümlichen Vorstellung entspricht, welche mancher europaeische Laie sich von jedem tropischen Walde macht; denn es ist, als ob man im Treibhause wandelte, wenngleich die Palmen nicht hoch und daher keineswegs von imponirender Schönheit sind. Unsere Mittagsrast hielten wir im Bette des W. Kibo, woselbst im Ufersande grosse Mengen eines kleinen, zu den *Gyriniden* gehörigen Wasserkäfers umherkrochen (*Macrogyrus spec.*); darauf gelangten wir in einen anderen Nebenfluss des W. Nibe, genannt Waëltane, welcher tief in die noch immer herrschende Ur-Schieferformation eingeschnitten ist, und erblickten bald darauf den Hauptstrom selbst.

Etwa 1½ Stunde lang gingen wir in der Nähe des W. Nibe durch Hochwald mit zahlreichen Bambusbüschen und Palmen, bald in einigen tausend Schritten Abstand von Flusse, bald unmittelbar am Wasser hin und im Beginne über nahezu ebenen Boden, durchschnitten von kleinen Wasserläufen, welche dem nahen Flusse zueilen; dann tritt das Gebirge unmittelbar ans Ufer heran, und an einem Punkte fällt es so steil ab, dass dem Fusse nirgends mehr ein Halt geboten wird. Hier haben die Alfuren schwankende Bambusbrücken, worunter eine von zwanzig bis dreissig Metern Länge, konstruirt, die am rechten Ufer des Stromes aufgehangen sind, und auf welchen wir zugleich die Kluft des Likusama, eines kleinen, von rechts kommenden Nebenflusses, am Punkte seiner Einmündung in den Nibe passiren. Die Scenerie von unserem künstlich hergerichteten Standpunkte aus ist prächtig, denn der funfzig Schritte breite Fluss wird beiderseits von dunklen, steilen Felsmassen eingefasst, und pfeilschnell drängt sich das Wasser hindurch; weiter abwärts liegen mit hohem Gras bestandene Geröllbänke darin, am Ufer wiegen sich die Bambushalme, bewegt durch Wind und Wasser, und dahinter folgt der Hochwald, aus dem zahlreiche Rottanpalme ihr neugieriges Haupt hervorstrecken. Selbst meine alfurischen Begleiter sind von der Schönheit des Anblicks in hohem Grade ergriffen, und nur den javanischen Dienern ist, wie gewöhnlich, alles gleichgiltig. Der Gegensatz zwischen solcher Indolenz und der Lebhaftigkeit der Alfuren ist mir noch oftmals aufgefallen.

Es darf leider von langem Verweilen an diesem schönen Punkte keine Rede sein, und ebensowenig kommt die Frage in Betracht, ob man im Bette des Hauptflusses aufwärts gehen könne, wie ich nach meinen Erfahrungen auf Seran gehofft hatte; wir sind vielmehr genöthigt, den W. Nibe sogleich wieder zu verlassen, und gehen dann eine kleine Strecke den W. Danga aufwärts, welcher ein wenig oberhalb des Likusama von rechts her in den Hauptstrom mündet. Dort schlagen wir gegen 3 Uhr in 349 m. Meereshöhe unsere Station auf, unmittelbar am Wasser, welches durch dunkle, von einer gewaltigen Bambusvegetation überragte Schiefer eingeschlossen ist. Es geschieht auf die Gefahr hin, nachts durch eine Ueberströmung aus unserer Ruhe aufgestört zu werden; denn die alluviale Fläche, auf welcher die Hütten an der concaven Seite einer Flusskrümmung gebaut werden, ist schmal und liegt nur wenig über dem jetzigen, niedrigen Niveau des Danga, während obendrein Regen in Aussicht ist. Doch verlief die Nacht trotz wirklich eingetretener, reichlicher Niederschläge ohne jede Störung.

Der Morgen des 23sten Mai brach trübe an, denn der Regen wollte nicht aufhören, und erst um 7½ Uhr war es so weit hell geworden, dass ich mein Aneroid ablesen konnte. Doppelt unangenehm wurde aber die Verzögerung des Aufbruchs und die Ungewissheit der nächsten Stunden durch den Mangel an genügenden Lebensmitteln, welcher sich jetzt bereits fühlbar machte. Die Eingeborenen denken nun einmal nie Tage lang voraus und leben wie die Kinder verschwenderisch mit ihrem Mundvorrathe, man mag sie so viel warnen, wie man will; ich würde zukünftigen Reisenden denn auch anempfehlen, die Rationen selbst unter Verschluss zu halten, um sie täglich auszutheilen, eine Maassnahme, auf die ich leider nicht bedacht gewesen war. Nur dann wird man seine Aufgabe mit Ruhe erledigen können, ohne beständig durch die Bedürfnisse der Leute vorausgehetzt zu werden. Glücklicherweise konnten wir den Weg gegen 8 Uhr fortsetzen. Wir folgten dem Laufe des Waë Danga zwei Stunden lang aufwärts; sein Bett, anfangs 30 Schritte breit, verengert sich alsbald bis auf die Hälfte dieses Maasses; es ist wieder in dunkle, vielfach gebogene Urschiefer eingeschnitten und erinnert fast in jeder Beziehung an den Waë Hangan, nur ist es reich an Stromschnellen, und ein wenig unterhalb eines von rechts kommenden Zuflusses, genannt Waëlkoffan, häufen sich dieselben so sehr, dass es langsam, Schritt für Schritt, im Wasser vorwärts geht. Viele Quarzitblöcke liegen dort im klippenreichen Bette, dann wird das Ufer aber alsbald ganz flach, und an die Stelle der Felsen treten hier zu seinen Seiten bis 1½ m. hohe Schotterablagerungen auf.

Fast eine Stunde nach dem Verlassen des Waë Danga befanden wir uns wieder an einem anderen Nebenflusse des Waë Nibe, dem Waë Fanabo. Die Gegend ist

dort nahezu eben, und nur eine unbedeutende Bodenwelle bildet die Wasserscheide zwischen den beiden letztgenannten Nebenflüssen; dem ist es auch wohl zuzuschreiben, dass hier in grosser Zahl Mosquitos vorkommen, um mir zum ersten Male auf der Reise im Innern von Buru die Arbeit zu vergällen. Es ist kaum möglich, noch mit Ruhe ein Instrument abzulesen oder irgend welche Aufzeichnungen zu machen, denn die ewige Störung durch die zudringlichen Insekten bringt mich in eine verzweifelte Aufregung, und da es zum Ueberflusse noch zu regnen beginnt, so wird die Lage höchst unangenehm. Glücklicherweise dauert das aber nicht lange, denn wir folgen dem Laufe des Fanabo, welcher 15—20 Schritte breit und wiederum reich an Stromschnellen ist, nur eine kurze Strecke aufwärts und befinden uns alsbald an der Einmündung eines kleinen, von links kommenden Zuflusses, des Kaminwaël, woselbst wir kurz nach 11 Uhr Mittagsrast halten. Ich musste sie länger ausdehnen, als gewöhnlich der Fall war, da ich mich heute zu Tode erschöpft fühlte, vielleicht mehr infolge ungenügender Nahrung als des Weges, der gerade an diesem Tage bis hierher nicht sonderlich mühsam gewesen war.

Nachdem wir ein wenig vor 12 Uhr wieder aufgebrochen und ein paar Minuten im Kaminwaël fortgegangen waren, um ihn alsdann zu verlassen, wurde das Relief sogleich wieder komplicirt, und da es auf den Waldwegen ziemlich schlüpfrig ist, so dass die Gefahr des Ausgleitens an den Hängen sich vermehrt, so rufen die Alfuren häufig ihre Nitu-nitu an, damit diese sie, und vor allen Dingen mich selber, vor Unglück bewahren. Sie schlagen dazu während des Marsches auf Tifa und Gong (im Bahassa *buku* genannt) und sprechen in gleicher Weise wie bei ihren Opfern, langsam und gemessen. Namentlich ein alter Kapalasoa, welcher mir stets voranzugehen pflegte, wurde nicht müde, zu beten, es möge doch kein Regen mehr kommen, und wirklich war der Himmel ihm gnädig. Die Moosvegetation, welche sich schon im Beginne dieser Tagereise mehr als bisher bemerkbar gemacht hatte, nimmt in dieser Gegend noch etwas zu, doch ist sie an Ueppigkeit nicht im entferntesten mit derjenigen des Centralgebirges von Seran oder gar des Wawani auf Ambon zu vergleichen. Polster, welche dort die ganzen Bäume bekleideten, fehlen [1]); nur hängen die Moose bartartig von den Zweigen hernieder und tragen sie dadurch an manchen Orten wesentlich zur Verschönerung des Waldbildes bei. Es ist feuchtkalt und windstill überall, auch an den Flussbetten; kein Blättchen regt sich; die Natur scheint trotz aller Ueppigkeit der Vegetation regungslos und todt, sobald man den Blick vom fliessenden Wasser abwendet, so auch am Waë Nafe, einem Nebenflusse des Waë Nibe, welcher dort, wo wir ihn um 1 U. 45 M. passiren, nur 3 Schritte breit ist.

1) Im Gebirge am Waë Ila scheint allerdings die Moosvegetation gleich üppig entwickelt zu sein wie auf dem Wawani (vgl. Valentijn II, pag. 19).

Dann führt uns der Weg wieder über und durch tief eingeschnittene Bachbetten und an steilen Gehängen hin, zuletzt über ein schmales Grat, über das wir in stufenartigen Absätzen zu einem anderen, nur 2 Schritte breiten Nebenbache des Waë Nibe, dem Waë Hahan, hinabsteigen. Dort langen wir um 2 U. 40 M. an und befinden uns nun wieder in unmittelbarer Nähe des Hauptstromes, woselbst das Land sich verflacht und wir ein nahezu ebenes Terrain passiren, nur hie und da von stufenartigen Absätzen unterbrochen, welche die Grenzen von Inundationsbetten zu sein scheinen. Aber dahinein haben einige brausende und schäumende Wildbäche ihr Bett tief eingeschnitten, und dunkle Schiefer mit weissen Calcitadern bilden an ihren Ufern pittoreske Felsmassen, so namentlich am Walutmaha, den wir zunächst überschreiten. Dann folgt alsbald der Waë Erro; er wird unmittelbar vor seiner Einmündung in den Waë Nibe passirt, und um 4 U. 20 M. schlagen wir an letzterem unsere Station auf.

Meine Hütte wird daselbst in 415 m. Meereshöhe, hart am rechten Ufer, gebaut; eine primitive Leiter führt zu dem 1½ m. niedriger gelegenen Niveau des Flusses und von dort gelangt man auf einer gleich kunstlosen, kurzen Brücke über einen Nebenarm des Nibe hin zu einer sehr ausgedehnten, von groben Geröllen gebildeten Insel. Jenseits derselben ist das Bett 30—35 Schritte breit. Der Fluss macht gerade bei der Station eine scharfe Biegung, ist wasserreich und hat ein starkes Gefälle; die wenig gewölbten Anhöhen, welche ihn in nächster Nähe begrenzen, überragen das Thal nur um 80—150 m., doch sieht man flussaufwärts in der Richtung *S* 70° *W* einen abgeflachten Gipfel, welcher vielleicht 600 m. höher ist als unser Standpunkt. Das Gras (*Arundo*), welches auch hier das Eiland im W. Nibe bedeckt, erreicht bis zu 4 m. Höhe, und sein unteres, etwas niederliegendes und geschwärztes Ende zeugt von vielfachen Ueberströmungen. Um den Fluss, in dem die Leute schon jetzt bis unter die Arme ins Wasser sinken, zu allen Zeiten passiren zu können, ist an diesem Orte eine fliegende Brücke angebracht. Zwischen zwei Bäumen der einander gegenüberliegenden Ufer haben nämlich die Alfuren eine Anzahl von Rottantauen möglichst straff und in beträchtlicher Höhe über dem Wasserspiegel ausgespannt und daran einen Korb gehangen, in welchem eine Person gerade zur Noth sitzen kann. Dieser Korb besteht im wesentlichen aus zwei runden, tonnenband-ähnlichen Reifen, welche über den Rottan hingeschoben und unten mittelst Stöcken der Art mit einander verbunden sind, dass ein etwa ein Drittel der Kreise einnehmender Sitzplatz geschaffen wird, während ringsherum, an Quer- und Längsseiten, noch je ein als geländerartige Stütze dienender Stock befestigt ist. Die Person, welche über den Fluss gehen will, setzt sich in hockender Stellung in den Korb, fasst mit beiden Händen die Rottanverbindung, an welcher jener hängt, und bewegt nun den Korb selbst ruckweise vorwärts, indem sie ihren

Körper den vorausgestreckten Armen nachschiebt. Langer Rottan, welcher von dem Sitzplatze an beiden Enden herabhängt und an den Ufern um einen Baum geschlungen ist, macht es anderen möglich, die Vorrichtung wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückzuziehen, so dass sie nicht nur für Ankömmlinge an jeder der beiden Seiten des Stromes erreichbar wird, sondern auch von einer beliebigen Anzahl von Leuten nacheinander benutzt werden kann.

So lange es noch Tag war, diente uns die erwähnte Insel zum Aufenthaltsorte. Da wurde auf der Geröllbank das Gepäck geordnet, gewaschen und gekocht, und überall sah man auch zwischen dem hohen Grase kleine Gruppen von Leuten beisammen sitzen, die sich gleich uns im Genusse einer ebenen Fläche von einiger Ausdehnung, wie wir sie lange nicht zu unserer Verfügung hatten, behaglich fühlten. Bald war das Lager hergerichtet; einzelne Rauchsäulen, durch keinen Windhauch gestört, stiegen senkrecht zum Himmel empor, und lange noch wanderten nach eingetretener Dunkelheit, Irrlichtern gleich, einige Laternen im Flussbette auf und ab; aber der Humor will nicht aufkommen, denn es sieht mit den Lebensmitteln schlecht aus, und die meisten Leute haben nur noch wenige Erdfrüchte zn essen. Meine javanischen Bedienten sind auch sehr unzufrieden, weil ich ihnen kein Fleisch mehr liefern kann und sie nicht, gleich mir, Reis ohne Zuspeise geniessen wollen; da essen auch diese Menschen lieber irgend welche Früchte, mit denen sie in sinnloser Weise ihren Magen füllen.

Am 24sten Mai war es unsere erste Aufgabe, den Fluss zu überschreiten, denn von jetzt ab führte der Weg am linken Ufer des Waë Nibe weiter. Da das Wasser reissend strömte, so dass die Leute sich des langen, an der fliegenden Brücke herabhängenden Rottans bedienen mussten, um nicht mitgeführt zu werden, so gab es manche Schwierigkeiten zu überwinden, damit Gepäck und Instrumente trocken herüberkamen. Ich selbst hätte mich gerne des Korbes bedient, aber die Alfuren meinten, ich sei dafür zu schwer und der Rottan bereits zu alt, so dass ich herabstürzen könnte. Das wäre nun freilich nicht besonders gefährlich gewesen, da ich ja höchstens ins Wasser fallen konnte, aber der Posthalter schwebte in so unglaublicher Angst für meine ihm anvertraute Person, dass ich auf sein inständiges Bitten von meinem Vornehmen absehen musste, und so wurde ich denn unter unbeschreiblichem Geschrei und Hallo von etwa zwanzig Leuten hinübergetragen, indem sie den Stuhl hoch über ihre Köpfe hielten. Dann stiegen wir am linken Ufer steil hinan, hielten uns aber in unmittelbarer Nähe des Nibe, so dass seine Wasserfläche öfters zu Gesichte kam, und gingen schliesslich nochmals zu ihm hernieder; eine Stunde nach dem Aufbruche befanden wir uns wieder am Hauptstrome. Bis dahin hatten wir uns in einem dichten Nebel befunden; nun aber bilden sich

allmählich Lücken in dem graulichen Wolkenschleier, welcher auf den Höhen lagert, und durch sie schaut ein lachend blauer Himmel mit weissen Wölkchen hindurch; weiter und weiter werden die Oeffnungen, bis der Dunst zerstiebt und auch uns der Sonnenschein zu Theil wird, welcher im Thale wohl schon lange geherrscht haben mag. Den Fluss, welcher hier eine starke Biegung macht, übersieht man von einem Punkte des Gehänges aus auf weite Strecken.

Wir verlassen ihn sogleich wieder, um abermals an seinem linken Ufer am Hange emporzuklettern und darauf in einem mannigfaltig gegliederten Terrain verschiedene Bäche zu passiren. Der erste von einiger Bedeutung heisst gleich dem Hauptstrome des Eilands Waë Apu, trägt aber bei den Alfuren auch den Namen W. Kabo, den er wiederum mit dem in die Bai von Kajeli fliessenden Gewässer theilt, so dass die beiden mit dem Zusatze „gross" oder „klein" von einander unterschieden zu werden pflegen. Darauf gingen wir im schmalen Bette des W. Ngenga aufwärts und um 9½ Uhr befanden wir uns am W. Lesnela, einem kleinen Zuflusse des Waëlkadar, welcher letztere sich in den W. Nibe ergiesst. Der Lesnela fliesst in einer Ebene, die eine ziemlich beträchtliche Ausdehnung zu besitzen scheint, denn nirgends bemerkte ich an seinem Laufe irgend eine Anhöhe; stellenweise ist sie sumpfig, und grosse Mengen von Schotter liegen darin, durch welche der Bach in vielfachen Krümmungen nach *SW* wandert, so dass er sehr oft gekreuzt werden muss, bis wir gerade um 10 Uhr am Waëlkadar anlangen, einem hier nur 6 Schritte breiten Gewässer mit starkem Gefälle und vielen Stromschnellen. Dort hielten wir Rast.

Der Wald hat einen anderen Charakter angenommen, denn fast jeder der gerade aufstrebenden Stämme ist mit einer Draperie von Pflanzen geschmückt, an deren Bildung Farne aller Art (worunter auch das grosse, weit verbreitete und rosettenartig den Baum umfassende *Asplenium nidus L.*) sowie Moose und mancherlei Epiphyten Theil nehmen. Vogelschlag vernimmt man nicht selten: einer erinnert an unseren Pirol, ein anderer an den Buchfinken; ein dritter singt drei aufeinander folgende, gleich hohe Noten, dann drei andere, um einen Ton höhere, und so fort, bis die ganze Strophe mit drei sehr hohen Noten endigt; das klingt gerade wie eine Singübung.

Ich begriff nicht gut, weswegen während unseres Aufenthaltes am Waëlkadar noch wieder zu den Nitu-nitu gerufen wurde, aber gleich nach dem Aufbruche von dort sollte ich erfahren, dass uns eine der schlimmsten Wegstrecken bevorstand, so wie ich sie weiter oben zu schildern versuchte, wenn auch die Wirklichkeit jeder Beschreibung spottet. Alsbald kletterten wir an einem Gehänge von 55° Neigung entlang, an dem ungezählte Mengen abgestürzter Bäume den Weg versperrten; links unter uns brauste der Nibe, den wir aber durch den Wald hin nicht sehen konnten, aber

hin und wieder erblickten wir jenseits flache Gipfel, welche unseren Standpunkt noch um etwa 200 m. überragten. Eine Reihe unbedeutender Bäche, die ostwärts dem Hauptstrome zufliessen, ward gekreuzt, bis wir uns um 12 U. 50 M. an einer zwei Schritte breiten, HAKNIKU genannten Wasserader befanden, welche hieselbst den Fuss des GUNUNG BATARE begrenzt. Ueber diesen Gipfel führt der Weg hin, und um 2 Uhr erreichten wir seinen höchsten, 756 m. über dem Meere gelegenen Punkt. Der Hauptstrom, den wir auch schon früher auf dem Batare gehört hatten, befindet sich dort in nächster Nähe, und alsbald stiegen wir an einem Gehänge von 57° in die Schlucht des WAËLSEHU hinab, jenseits wieder hinauf und abermals auf schroffen Pfade thalwärts zum WAËLNIPA, welcher sich gleich jenem in den Nibe ergiesst. Hier langten wir um 3 U. 20 M. an und ward alsbald der Beginn mit der Errichtung der Station gemacht; denn trotz des Gongs und trotz vieler Gebete hatten uns bereits auf dem Gipfel des Batare Ungewitter und Regen überrascht, so dass die Pfade an den Abhängen ungemein schwierig passirbar geworden waren, und es stand leider noch mehr schlechtes Wetter in Aussicht.

Die Station befand sich nahe der Einmündung des Waëlnipa in den Nibe. Jener ist hier 15 Schritte breit, und sein klippiges Bett, erfüllt mit grossen, zugerundeten Blöcken archaeischer Gesteine, ist reich an kleinen Fällen, sein Lauf stark gekrümmt. Alluviale Ablagerungen begrenzen ihn und sind gleich einem Theile der benachbarten Höhen zur Anlage einer alfurischen Pflanzung verwendet, so dass der Blick den engen Bergkessel, in dem der Waëlnipa sich hinwindet, ganz umfassen kann; rings herum ragen die nächsten Gipfel mindestens 200 m. über das Flussbett empor. Es standen hier einige Areng- und ganz vereinzelte Sagupalmen, besonders aber waren Erdfrüchte angebaut, so *Arachis hypogaea L.*, die bekannte, südamerikanische Erdeichel, hier lediglich *katjang* (sonst *k. tana*) genannt, ferner Bataten, (*Ipomoea batatas Lam.*) sowie *Colocasia antiquorum Schott*, hier als *kladie*, auf Java als *talas* bekannt, und endlich Cassave (*Manihot utilissima Pohl*), welche die Alfuren *kasbie* nennen. Eine Wohnung war nicht vorhanden.

Die erste Beschäftigung fast eines jeden von uns bestand im Ausnehmen von Erdfrüchten, und ich selbst blieb dabei nicht zurück, da mir die Erdeicheln eine willkommene Abwechselung in der eintönigen Nahrung boten, mit der ich mich schon so lange hatte behelfen müssen. Ein vorausgesandter Alfure hatte zudem noch vom nahe gelegenen Wakollo ein Huhn für mich herbeigeschafft, und niemals habe ich diesen Vogel, an dessen zähem Fleische der Europaeer in Indien nothgedrungen und wider Willen jahrelang kaut, mit so viel Freude begrüsst wie an diesem Orte.

Inzwischen hatte sich eine Anzahl von Leuten in den Pflanzungen am Gehänge zerstreut, um von den dort umherliegenden, gefällten Bäumen die Rinde für unsere

Hütte abzuschälen. Sie schlagen zu diesem Zwecke zunächst den Stamm, soweit er der Rinde beraubt werden soll, mit dem Parang und klopfen dadurch jene in ähnlicher Weise los, wie es Kinder zum Herstellen von Weidenflöten thun; ist dann die Rinde abgeschält, so bräunen sich ihre geschlagenen Stellen stärker als die übrigen Theile, und so sieht man infolge dessen an den Wohnungen meistens zwei einander kreuzende Systeme von länglichen Flecken, welche den Eindruck machen, als wäre die Wand mit rohen Figuren verziert. Die beiden verschiedenen Richtungen der Flecken rühren daher, dass der liegende Baumstamm von beiden Seiten aus beklopft worden ist.

Wir waren noch nicht unter Dach, als es mächtig zu regnen begann; dabei klagte jedermann über den Weg, und der Regent von Lisela meinte, er könne unmöglich zurückgehen, während der Posthalter fürchtete, dass er auf dem Heimwege zu Grunde gehen werde. Mir selbst ging es gut, doch hatte ich keine Veranlassung, die erlittenen Strapazen nochmals herbeizuwünschen, zumal neue Resultate auf dem Rückwege nicht erwartet werden konnten, und so wurde denn schon hier beschlossen, dass der Posthalter und beide Regenten mit mir nach Tifu gehen sollten, was anfänglich keineswegs ihr Plan gewesen, um von dort gemeinschaftlich längs der Küste nach der Abtheilung Kajeli zurückzukehren.

Am 25sten Mai verlassen wir unsere 601 m. hoch gelegene Station, um zunächst dem Waëlnipa eine kurze Strecke weit abwärts zu folgen und dann an seinem rechten Ufer steil hinaufzuklettern. Alsbald haben wir den Hauptstrom zur Linken, und das Gehänge, an dem wir in 679 m. Höhe hingehen, fällt mit 58° zu seinem Bette ab; jenseits ragt ein Kapo Date genannter Gipfel empor, welcher unseren Standpunkt um etwa 100 m. an Höhe übertrifft. Es ist gut, dass wir den schwierigen Weg in der Frühe und mit ungeschwächten Kräften machen, denn die grösste Gefahr des Ausgleitens ist stets in den Wurzeln und Lianen gelegen, denen man mit stark ermüdetem Körper kaum auszuweichen vermag. Es geht einem dann wie den Zugvögeln, welche nach langer Reise in die Netze fallen, weil übermässige Muskelthätigkeit dem Gehirne zu viel Blut entzieht und ihm das rasche Ueberblicken der Lage unmöglich macht; es scheint mir, als würde unter solchen Umständen die physiologische Zeit bedeutend länger und als wirke der ganze Organismus weit träger als in normalem Zustande.

Die schwierige Strecke dauert nicht sehr lange; dann folgt ein Gehänge mit 32° Neigung, an dem wir uns schon wieder bequemer fühlen, und darauf geht es in die steil eingeschnittene Schlucht des Waëlpanga, eines Nebenflusses des Nibe, hinab. Es ist dies ein 6—10 Schritte breiter, tosender Wildbach (Taf. 41 u. 42), welcher sich unter Bildung kleiner Wasserfälle durch Felsmassen zwängt, die

stellenweise an beiden Ufern einer niedrigen, senkrechten Wand gleich emporsteigen, während das Gehänge weiter aufwärts bald mit einem Neigungswinkel von 40°—45° zurückweicht. Viele Farne und Palmen neigen ihre grossen, zierlichen Blätter über die gossenartige Schlucht, und zahlreiche Baumfarne, auf deren lichtgrüne Wedel wir schon beim Abstiege herniedergeblickt, stehen auch im Walde am Ufer, während an der rechten Seite des Bettes mächtige Felsmassen hoch emporragen. Da sie glatt sind, so ist es ein Kunststück darüber hinwegzukommen.

Bald nach dem um 9 U. 30 M. erfolgten Aufbruche vom Waëlpanga haben wir zur Linken wieder den Nibe, dem wir nun eine weite Strecke lang stets am Gehänge hin folgen, während sein Rauschen deutlich vernehmbar ist, bis wir um 12 U. 15 M. wiederum an einem seiner Nebenflüsse, dem Waë Lata, ankommen. Inzwischen haben wir durch den *tuwan tana* und einen Kapalasoa von Wakollo die Nachricht erhalten, dass die Leute von Tifu, welche mich vom See aus nach der Südküste geleiten sollen, schon in Wakollo angekommen seien. Beide Alfuren begleiten mich fernerhin auf der Wegstrecke, die uns noch von ihrem Wohnsitze trennt.

Nach dem Verlassen des nur 3 Schritte breiten Lata bleiben wir bis kurz vor dem Eintritte in die Ebene von Wakollo in der Nähe des Waë Nibe; selbstredend geht es noch immer auf und ab, und noch eine ganze Reihe von Bächen muss gekreuzt werden, zuerst der Warora, darauf der Kateffa; alsbald ist dann der Nibe in kurzer Entfernung etwa 40 m. unter uns sichtbar, und wieder folgt eine Anzahl namenloser Bäche, von denen mir einzelne als *sangwaru*, d. i. „Verzweigung", bezeichnet werden. Die Klippen im Walde nehmen an Zahl zu, die Bachbetten sind steil und das Wasser stürzt in ihnen zum Theil als Strahl hernieder — wir sind in der Region der Wasserfälle angelangt. Im Eilschritte geht es nun vorwärts, weil alle sich nach den Fleischtöpfen Wakollo's sehnen, und die nackten Leute zudem viel von 1—2 cm. langen Blutegeln geplagt werden, die von den Pflanzen am Wege auf sie herabfallen. Um 2 Uhr erblicken wir aus genau 800 m. Höhe, nur wenig unter uns, aber noch in weiter Ferne, einen Theil des See's von Wakollo, in der Richtung *S* 20° *O*.

Meine Begleiter hätten ihre Stammes-Eigenthümlichkeit völlig verläugnen müssen, wenn sie in jenem Augenblicke nicht in lautes Freudengeschrei ausgebrochen wären, und auch der Tifaschlag durfte bei dieser Gelegenheit nicht fehlen. Ich habe die Mädchen der Uliasser einmal in trefflicher Weise als die Pariserinnen des Ostens bezeichnen hören, ebenso lassen sich aber alle Alfuren, die ich auf Seran und Buru kennen lernte, rücksichtlich ihres lebhaften Temperaments mit den Franzosen vergleichen.

Nur noch einige Bäche und Wasserrisse, dann befinden wir uns, ¾ Stunden

später, in der Ebene von Wakollo, am 8 Schritte breiten **Waë Grahe**, welcher von Westen her in den Nibe mündet und von den Einwohnern als die Quelle des letzteren betrachtet wird, wenngleich ein anderer Zufluss aus dem See kommt. Hier wird zunächst gehalten und von meinen Begleitern, namentlich auch von den Frauen, gründlich Toilette gemacht, um in würdiger Weise am Ziele anzulangen; sie handeln darin nicht anders als wie es auch die Europaeer im eigenen Lande thun würden. Indem wir darauf dem vielfach geschlängelten Laufe des Waë Grahe aufwärts folgen, bald im Wasser, bald an seinem Ufer, welches von ½ m. hohen, alluvialen Wänden gebildet wird, gelangen wir nach einer halben Wegstunde endlich nach **Wakollo**.

Der Ort, in den wir kurz vor 4 Uhr mit fliegender Fahne, unter Gong- und Tifaschlag, einzogen, liegt 787 m. hoch, unmittelbar am letztgenannten Bache. Der ganze Weg von der Nordküste bis hierher hatte ohne Unterbrechung durch ein Gebiet geführt, welches von Gesteinen der krystallinischen Schieferformation aufgebaut ist, und diesem Umstande sind auch die schwierigen Reliefverhältnisse zuzuschreiben.

---

5. AUFENTHALT IN WAKOLLO.

Von einer grossen Schaar von Leuten wurde ich in Wakollo empfangen, von den Bewohnern des Landes am See und von solchen, welche unter der Führung des Posthalters *J. G. Hogendorp* von Tifu hierhergekommen waren, Christen, Mohammedaner und Alfuren aus der jenem Beamten unterstellten Abtheilung Massarette. Die Christen sind mit ihrer geschmacklosen, schwarzen Kleidung angethan, genau so wie dies auf Ambon und den Uliassern gebräuchlich ist, und zeigen nebst dem lauten Hurrahgeschrei an, dass die Civilisation die Südküste der Insel mindestens äusserlich bereits erreicht hat, um für einen Augenblick ihren Arm bis ins Innere von Buru auszustrecken. Mohammedaner und Alfuren sind nicht weniger festlich angethan als die Christen, und einzelne von ihnen wieder mit der husarenartig bunt besetzten Jacke geschmückt, welche ich zuerst an der Nordküste Serans und dann auch bei Kajeli von den Alfuren tragen sah. Jeder sinkt, dem Landesgebrauch gemäss, zur Begrüssung in die Kniee. Die Ceremonie ist bald beendet, und im Tilan des Ortes finde ich sammt Posthalter, Dolmetscher und Dienern ein gutes Unterkommen, sehr ermüdet von dem gewaltigen Klettern und nicht minder hungerig, da wir den ganzen Tag über nur ein paar Zwiebäcke als einzige, feste Nahrung hatten zu uns nehmen können.

Ich liess, um das Vertrauen der Leute zu gewinnen, den Tuwan-tana und

die Kapalasoa's von Wakollo herbeirufen und gab ihnen allen Geschenke, die sie aber nur mit grossem Widerstreben annahmen. Man sagte mir dann, die Alfuren seien gewohnt, alles unter einander zu vertheilen, und ich thäte gut, nicht dem einzelnen, sondern stets nur dem Tana als Ganzem die Gaben auszuhändigen; doch fand ich am folgenden Tage, als ich demgemäss handelte, dieselbe Schwierigkeit, und einige Kapalasoa's machten sogar Miene fortzulaufen. Darauf erfuhr ich, dass die Alfuren von Wakollo die Strandbewohner gebeten hätten, letztere möchten doch die Geschenke für sie bewahren, dass diese sich aber dazu nicht bequemten, weil sie glaubten eine solche Handlungsweise gegenüber der „Compagnie" nicht verantworten zu können. Alles kam schliesslich darauf hinaus, dass die Eingeborenen, soweit ihre Erinnerung reichte, noch niemals Geschenke empfangen hatten [1]) und nun sagten, sie seien das nicht gewohnt, eine Antwort, welche ich auch bei anderen Gelegenheiten noch mehrfach erhielt; die Leute hängen eben so sehr am alten Herkommen, dass jede unbekannte Erscheinung sie argwöhnisch macht oder ihnen als Neuerung verboten scheint. Später haben sie sich indessen der ausgetheilten Gaben aus vollem Herzen gefreut und mir zum Dank dafür, dass ich so gut gegen sie sei, manchen Korb voll Apfelsinen gebracht.

Kurz nachdem die Austheilung der Geschenke bei der Ankunft erledigt war, fand die Begrüssungsceremonie der Alfuren statt. Sämmtliche Kapalasoa's der Nordküste haben sich zu dem Ende in ihre Festkleidung geworfen, welche ich bereits oben bei Waëpote beschrieb, Tifa's und Gong werden herbeigebracht, und nun nimmt der *menarie* seinen Anfang. Jeder einzelne sinkt, bevor er beginnt, erst vor mir in die Kniee; dann tanzt er in kurzen, hüpfenden Schritten, wie sie im Matrosenwalzer gemacht werden, aber ohne sich dabei zu drehen und ohne viel vom Fleck zu kommen. Nur hin und wieder bewegt sich einer der Männer fünf bis sechs Schritte weit in beliebiger Richtung durch die Reihen der Mittänzer hin; dabei werden die Arme mit nach vorne gekehrter Handfläche abwechselnd gehoben und wieder gesenkt und rückwärts gestreckt. Manchmal tanzen die Leute auch in der Kniebeuge, bewegen dabei die Arme in gleichem Sinne nach dem Takte der Musik fort und wiegen sich gleichzeitig in den Hüften. Eine bestimmte Anordnung der Tänzer fehlt, und keine Frau nimmt an diesem Menarie Theil; erst machen die Kapalasoa's von der Nordküste den Anfang, dann kommen die Würdenträger von der Südküste und schliesslich diejenigen von Wakollo; der zuletzt Angekommene macht also zunächst seine Reverenz und diese wird von den Gastherren erwiedert. Das ist Volksbrauch, und noch wiederholt habe ich diesen Tanz auf Buru in glei-

1) Cleerens und Roskott hatten die Leute freilich im Jahre 1847 beschenkt (Willer, l. c., pag. 391); doch scheint dies seither nicht mehr vorgekommen zu sein.

cher Weise ausführen sehen, auch mehrmals selbst daran Theil genommen, wodurch die Alfuren sich sehr geehrt fühlten.

Dass hierbei von Unsittlichkeit keine Rede sein kann, versteht sich von selbst (sogar zahnlose Greise sah ich bisweilen ganz allein und mit Leidenschaft den Menarie aufführen), und ebensowenig ist dies dann der Fall, wenn Mädchen mittanzen, welche still, meist zu zweien, zwischen die Männer treten, um auf einem und demselben Flecke stehend und mit zu Boden geschlagenen Augen die Bewegungen mit Händen und Hüften auszuführen, wie sie oben beschrieben wurden. Die Männer tanzen alsdann um die Mädchen, welche sich vielfach ablösen, herum, während alle dabei anständig gekleidet sind und keiner den anderen auch nur berührt. Das habe ich ungezählte Male bis tief in die Nacht hinein gesehen, und so oft ich auch, völlig unerwartet, zwischen die Tanzenden trat, wenn mir die Trommeln den Schlaf raubten, nie bemerkte ich etwas, dem nicht das unschuldigste, europaeische Mädchen hätte zuschauen dürfen, und ich erwähne dies besonders deswegen, weil die Missionare den Menarie irrthümlicherweise für ein sittenverderbliches Element halten und ihm mit Macht entgegenarbeiten; das aber ist sehr bedauerlich, denn den Alfuren wird damit das Beste genommen, was sie besitzen, unschuldiger Tanz und froher Sang, welches ihnen beides vorläufig noch nicht durch ein unbegriffenes Christenthum ersetzt werden kann.

Der Ort Wakollo befindet sich unmittelbar am Gehänge des Gebirges, aus dem der Waë Grahe seinen Ursprung nimmt, und welches einen Theil des den See in einigem Abstande umschliessenden Höhengürtels ausmacht. Der See liegt aber noch $\frac{3}{4}$ Wegstunden von hier entfernt, in südöstlicher Richtung, und nur an einem einzigen Punkte kann man von Wakollo aus einen kleinen Theil seiner Wasserfläche sehen; sonst ist der Blick durch die Vegetation und das Gebirge schon in nächster Nähe abgeschlossen. Ausser Wakollo liegen rund um den See herum noch fünf andere Humalolin's, genannt Waëdupa, Waëpanga, Migodo, Marmahu und Nalbesi; diese Humalolin's sind gleichzeitig 6 Fenna's, welche je eine Familie bilden und einen Kapalasoa als Haupt besitzen; zusammen machen sie das Tana Wakollo aus, welchem der Tuwan-tana als Oberhaupt vorsteht, während zwei andere Kapalasoa's angewiesen sind, den letzteren nöthigenfalls zu vertreten. Die Orte Peru und Walhanhat, welche die Riedel'sche Karte angiebt, sind im Innern gänzlich unbekannt.

In Wakollo fällt, im Gegensatze zu den Dörfern der Küste, sogleich das Fehlen der Huma-koïn's auf; denn diese befinden sich bei den Pflanzungen, an entfernten Punkten im Walde, welche auch den Alfuren der Nordküste nicht gezeigt werden, weil es *koïn* ist, Fremde dorthin zu führen. Dagegen wollen die Eingeborenen mir

wohl sagen, dass sie gerade so eingerichtet seien und dieselben Dinge enthalten wie die entsprechenden Häuser von Waëpote, und ich habe keinen Grund, dies zu bezweifeln; denn sonst erinnert hier alles so sehr an jene Gegend des Nordstrandes, dass man sich fast dorthin versetzt fühlt.

Die Häuser (Taf. 43, Fig. 2 u. 3; Taf. 44) gleichen den einfachsten Wohnungen von Waëpote (ohne überstehendes Dach und darunter befindlicher Pritsche oder gar Gallerie) und sind auch im wesentlichen aus dem gleichem Materiale aufgebaut wie jene. Ueber einem vierseitigen Bambus- oder Holzrahmen an der Erde folgt meistens die aus Baumrinde bestehende Wand, deren Thüröffnung durch ein vierseitiges Rindenstück geschlossen werden kann, indem letzteres einfach davor-gestellt (Taf. 44) oder auch an einem Rottantaue-gehangen wird (Taf. 43, Fig. 2); gelegentlich dient ein sehr kleiner, vierseitiger Ausschnitt in der Wand als Fenster. Ist die Rinde für die Herstellung der ganzen Wand zu kurz, so wird diese von unten her durch horizontal gelegte Bambusstäbe ergänzt. In anderen Fällen benutzt man letztere, um daraus eine $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m. hohe Wand herzustellen, welche dann weiter nach oben durch Atapp von Sagu vervollständigt wird, wie solcher auch bei den Baumrinde-Häusern Verwendung findet, um die übrig bleibenden Lücken oben, und namentlich an den Querseiten unter dem Giebel, anzufüllen; einzelne Wände bleiben aber halb offen und sind dann unten lediglich aus horizontalen Bambusstäben gebildet. Das Dach ist wiederum mit Atapp von Sagu gedeckt; Gabba-gabba oder zerklopftes Bambusrohr habe ich hier nirgends als Baumaterial verwendet gefunden. Innen befinden sich bald mehr bald minder vollständig geschiedene Verschläge und einige Pritschen von Bambus; stets brennt ein Feuer an der Erde; alles ist unordentlich und schmutzig, so dass das Ganze in der Regel eher den Eindruck eines Viehstalls als einer menschlichen Wohnung erweckt.

Eine günstige Ausnahme macht dagegen der Tilan, in dem wir Verbleib hielten. Es ist ein hoher Schuppen, welcher sogleich durch seine Grösse und durch den allen übrigen Häusern fehlenden *ianiko* in die Augen fällt (Taf. 44). Letzterer (Taf. 31, Fig. 11) ähnelt hier noch mehr als an anderen Orten einem Fischschwanze dadurch, dass in das Bambusrohr (*b*), welches die Firste des Atappdaches (*a*) bildet, ein schräg nach oben und aussen gekehrtes, flaches und schmales Holzstück (*k*) gesteckt ist. Die Wände des Tilan bestehen bis zu Schulterhöhe aus Baumrinde, und darüber befinden sich noch ausserdem bewegliche Klappen von Atapp, wodurch an den Längsseiten die ganzen Wände bis zu dem in Mannshöhe beginnenden Dache geschlossen werden können; an den Querseiten reichen sie aber auch nicht weiter aufwärts, so dass hier das Haus unter dem hohen Giebel zum grössten Theile offen bleibt. Im Innern befindet sich an jeder Längsseite eine mit zerklopf-

tem Bambus bedeckte Pritsche, gleichwie im Tilan der Küste, und ausserdem ein Pfahl für Dammerharz, welcher an einem der genannten Sitzplätze in der Mitte befestigt ist. Dieser Pfahl (Taf. 31, Fig. 10) ist in ähnlicher Weise geschnitzt, wie die schon erwähnten, bei Dammeropfern verwendeten Stöcke; nur ist die Arbeit kunstvoller ausgeführt, so dass unter einem oberen, kummenartigen Theile, welcher am Rande gekerbt ist, und in welchen das in Blätter eingewickelte Harz gesteckt wird, noch zwei gut ausgeschnittene Ringe folgen. Andere Schnitzereien fehlen; Thüren sind nicht vorhanden, aber zwei ungeschlossene Oeffnungen an den beiden Querseiten des Hauses ermöglichen den Zutritt.

Die Bewohner von Wakollo [1]) machen im wesentlichen den gleichen Eindruck wie diejenigen der Nordküste von Buru, mit denen sie auch verschwägert sind; allein ihre Hautfarbe ist durchgängig heller, oftmals blassgelb. Die meisten Leute sind auch hier wenig bärtig, doch giebt es in beiden Gegenden Ausnahmen, und der Tuwan-tana trägt sogar einen ganzen Ringbart, während er sich um den Mund mittelst eines Messers und unter Benutzung von Wasser rasirt! Ihr langes, krauses Haar tragen die Männer entweder ganz unter dem Kopftuche verborgen oder so, dass es hinten darunter hervorhängt, und sowohl die Kapalasoa's als der Tuwan-tana befestigen ihr Kopftuch wiederum genau so wie die Würdenträger unter den Küstenbewohnern. Ueberhaupt ist zwischen der Tracht der Alfuren des Innern und derjenigen der Nordküste in keinem Punkte ein Unterschied wahrzunehmen; nur fällt aus leicht ersichtlichen Gründen bei den Wakollonesen die Bedeckung des Oberkörpers im gewöhnlichen Leben noch öfter fort als bei den Strandalfuren. Die Männer tragen alsdann lediglich das an eine Badehose erinnernde Kleidungsstück, und die Frauen begnügen sich mit einem über der Brust zusammengebundenen Sarong. Kleidung aus Baumrinde, und mit ihr der Tjidako, ist in jetziger Zeit auch hier im Innern unbekannt.

An Waffen besitzen die Leute nur Parang und Lanze. Jener entspricht genau dem an der Küste gebräuchlichen Messer, und sein Griff hat häufig die abgerundete Form, welche oben bei den Parangs der Bewohner Kajeli's beschrieben und mit einem Thierkopfe verglichen worden ist. Die Lanze stimmt ferner genau mit derjenigen überein, welche die Alfuren von Waëpote benutzen; dass die Wakollonesen die Waffen selbst anfertigen, ist schon erwähnt, sie finden aber das erforderliche Erz nicht im eigenen Lande, sondern verwenden zum Schmieden altes Eisen, welches sie durch Vermittelung der Strandbewohner erhalten [2]). Schilde sind gänzlich unbekannt, und als ich nach der Ursache dieses Umstandes fragte, erhielt ich

1) In der Zeichnung von Forbes (l. c. pag. 111) vermag ich den Typus der Leute weder nach der Erinnerung noch nach meiner Photographie wiederzuerkennen.

2) Im Jahre 1668 war die Kunst des Schmiedens in Wakollo noch unbekannt (Valentijn II, pag. 80).

die treffende Antwort, wir befänden uns in einem Frauenlande, in dem kein Krieg geführt werde. Aller Streit wird nämlich durch Auferlegen von Bussen erledigt, und wünscht man den Verkehr mit seinen Nachbarn abzubrechen, so steckt man nur zugespitzte Bambusstöcke, sogenannte *randju's*, in die Erde, welche also wohl ein Zeichen von Streitigkeit, nicht aber von Krieg sind [1]).

Vergebens suchte ich in manchen Wohnungen nach irgend welchem Hausrathe, denn ausser der Kleidung, Lanze und Parang bewahrt der gewöhnliche Bewohner des Innern zu Hause kaum etwas, höchstens noch die erwähnte, primitive Blasvorrichtung zum Schmieden [2]) oder einen Bergstock und eine Tasche. Sachen von grösserem Werthe dürften sich dagegen in den Huma-koïn's befinden, denn da Gong, Gewehre und Teller mir unter den Gegenständen genannt wurden, welche bei Zahlung der Harta für eine Frau vorkommen, so können solche auch selbstredend unter den Besitzthümern der Wakollonesen nicht fehlen; doch sah ich selber nichts derartiges im Innern.

Um so erstaunter war ich, in einem Hause von Wakollo eine Geige (Taf. 30, Fig. 10) anzutreffen, deren Konstruktion nach Aussage der Alfuren von ihren Vorfahren herzuleiten und keineswegs erst kürzlich von den Strandbewohnern erlernt ist. Das Instrument befand sich leider in unbrauchbarem Zustande, hatte aber drei vom *Cuscus* genommene Darmsaiten gehabt, zu denen auch ein Streichstock gehörte. In seiner allgemeinen Form erinnert es sehr an unsere Geige; Resonanzkasten, Hals und Kopf sind, mit alleiniger Ausnahme der Oberdecke des ersteren, aus einem einzigen Stücke geschnitzt. Die roh aufgenagelte Decke besitzt fünf kleine, rundliche Schallöcher, von denen eins die Mitte, die vier anderen die Ecken von oberflächlich eingeritzten Figuren bilden, welche letztere die Form der Schallöcher unserer Geige anzudeuten scheinen. Der nicht mehr erhaltene Steg befand sich unmittelbar unter dem mittleren der fünf genannten Löcher; am unteren Ende des Resonanzkastens ist ferner ein durchbohrter Kiel vorhanden, welcher die Stelle des Knopfes vertritt und zum Befestigen des Saitenhalters dient. Das ganze Instrument hat 62,5 cm. Länge. Leider war es nicht möglich, dasselbe durch Tausch zu erwerben, weil die Besitzer zu hohen Werth darauf legten.

Später erhielt ich in Tifu ein anderes Exemplar einer Geige (Taf. 30, Fig. 9), welches indessen in einigen Punkten von demjenigen von Wakollo abweicht. Bei ihm endigt der Kopf mit einer einfachen, hakenartigen Krümmung und ist der Hals stark gebogen, so dass nur ein kleiner Theil desselben als Griffbrett Dienst

---

1) Die Besorgniss von Forbes (l. c. pag. 106) war demnach auch unbegründet, und seine Begleiter hätten das wissen können.

2) Offenbar dieselbe Vorrichtung, welche Cleerens und Roskott schon im Jahre 1847 hieselbst antrafen. (Willer, Boeroe, pag. 391).

thun konnte; der Kasten ist ausserdem vierseitig und sein Boden, statt flach zu sein, wie an der Geige von Wakollo, mit einem mittleren Längskiele versehen. Die Zahl der Schallöcher beträgt hier vier; diese sind im Viereck angeordnet, während ihnen die Verzierung fehlt; der rechteckige Saitenhalter ist vorhanden, und das Instrument war wiederum mit drei Saiten bezogen. Seine Länge beträgt 78 cm.

Weder in Wakollo noch in Tifu konnte ich für die Geige einen anderen Namen erfragen als *vihola*, und die Leute behaupteten, dass dies Wort dem Bahassa angehöre, hiernach muss aber jene portugiesischen Ursprungs sein. Ein gut erhaltenes Exemplar sah ich nirgends und konnte ich deswegen auch nicht erfahren, in welcher Weise auf dem Instrumente gespielt wird.

Gleich den Bewohnern der Küste verehren die Leute am See ihre Vorfahren, die *nitu-nitu*, unter denen es keine besonderen, etwa gute oder böse, Geister giebt; aber diese Nitu-nitu können erzürnt werden, wenn man vergisst, ihnen zu opfern. Hierfür dienen das Huhn und das Schwein, und zwar werden beim Opfern von Hühnern nur deren Flügel in die Huma-koïn's gebracht, beim Schlachten eines Schweines muss aber eine bevorzugte Person, welche jedesmal durch Wahl hierzu bestimmt wird, das Blut des Thieres trinken, um darauf mit den Vorfahren zu sprechen, das Fleisch dagegen wird vertheilt und gegessen. Früher wurden auch die Schädel der Nitu-nitu verehrt, doch ist dies heutigen Tages nicht mehr der Fall.

Die Leute glauben nun zwar, dass sie selbst nach dem Tode auch zu den Nitu-nitu übergehen werden, aber über das *wie* und *wo* scheinen sie gar keine bestimmten Vorstellungen zu besitzen. Auf Befragen erklärten sie lachend, dass sie nicht sagen könnten, wo sie sich nach dem Tode aufhielten, und ob sie dann noch lebten, denn dergleichen Dinge seien nur den klugen Leuten vom Strande bekannt. Der Todte wird bekleidet, darauf in Zeug eingewickelt und so in die Erde gelegt; Waffen giebt man ihm nicht mit, wohl aber bisweilen Teller. Auf das Grab setzt man am Kopf- und Fussende einen Stein, aber man bringt keine ringförmige Einfassung aus Felsstücken an. Wo die Gräber sich befänden, wollte man nicht sagen; vermuthlich liegen sie an verlassenen Orten, denn ich selbst sah keins und erfuhr das Mitgetheilte nur durch Fragen.

Dagegen war ich durch einen besonderen Umstand einmal Zeuge eines Gebetes zu den Nitu-nitu, welches auf mich in seiner frommen Einfalt einen tiefen Eindruck machte: Gleich am Abend unserer Ankunft sassen der Tuwan-tana und die Kapalasoa's von Wakollo nebst einigen Leuten aus meiner Begleitung mit uns im Tilan, um, wie es auch später noch öfters geschah, bewirthet und zugleich mit Hilfe der Dolmetscher nach Sitten und Gebräuchen befragt zu werden. Der Posthalter *Hoffman* hielt es nun für seine Pflicht, die Wakollonesen dazu zu bringen,

dass sie nach Kajeli kämen, um ihm dort ihre Aufwartung zu machen; er versprach, ihnen alsdann Kleidung schenken zu wollen, und wünschte selbst auf diese Weise einen engeren Anschluss mit dem Binnenlande zu erhalten. Die Leute weigerten sich aber bestimmt auf den Vorschlag einzugehen, und erklärten, dass es für alle am See wohnenden Alfuren verboten (*koïn*) sei, Kajeli zu betreten; man hörte anfangs auf alle Vorstellungen des Beamten nur immer „*mo*", d. h. „ich will nicht" (*tra máu*), aber endlich versprachen die Eingeborenen an die Küste von Lisela zu kommen, und zwar nach Wamlana, wobei sie dann ja im eigenen Lande blieben. Es möge gleich hier erwähnt werden, dass einer der Kapalasoa's von Wakollo in der That demgemäss handelte und uns am 15ten Juni an der Nordküste im genannten Orte seine Aufwartung machte [1]).

Jetzt meinte der genannte Posthalter, diese Verabredung zunächst durch einen Schluck Arak bekräftigen zu müssen; aber der am Boden hockende Tuwan-tana wollte nicht näher kommen, um anzustossen, er wehrte fast wie ein Bär mit seinem tiefen *mo* von sich ab. Dann liess der Beamte ein Gewehr bringen und schoss rasch hinter einander eine ganze Reihe blinder Schüsse im Tilan ab — alles eitler Effekthascherei wegen, wie sie eben halbgebildeten Leuten eigen ist. Aber kaum war das Schiessen begonnen, so floh der Gebieter des Landes mit allen Zeichen des Entsetzens davon, und die übrigen Häupter von Wakollo folgten ihm. Ich verlangte nun, dass die Leute zurückgeholt würden, damit wir sie beruhigten, und nach langem Warten gelang das endlich mit Hilfe der Strandalfuren; der Tuwan-tana erklärte uns dann, er sei nur ein Dummer und halte nicht von allen den unverständlichen Dingen, welche der Posthalter ihm zugemuthet habe; darauf liess ich ihm sagen, dass ich nichts von ihm verlangen würde, was *koïn* sei, und ein vielfaches, beifälliges *bole* zeigte uns, dass sein Argwohn wieder gewichen sei.

Nun trat der Mann vor den Tilan ins Freie, streckte seine Rechte zum dunklen Nachthimmel empor, legte die Linke halbwegs auf die Brust und sprach mit tiefer, lauter Stimme gemessen sein Gebet: Die Nitu-nitu möchten über das Schiessen nicht erschrecken, denn es sei keine Gefahr dabei und nur ein Zeichen, dass hohe Herren sich im Orte befänden, und nun möchten sie gutes Wetter senden, damit deren Anwesenheit fröhlich gefeiert werden könne. Es war, als ob ein Kind bete, so fromm-naïv der Inhalt, und doch so ernst und würdig von dem in seinem langen, talarartigen Rocke gekleideten Manne ausgesprochen.

Selbst die beiden Posthalter kommen unter dem Eindrucke des Gebets zu der

1) Die Bewohner von Wakollo haben Handelsbeziehungen zur Südküste, nicht aber zur Nordküste, weil die Gegend zwischen dem See und dem Nordstrande zu mühsam zu begehen ist (Willer, Boeroe, pag. 196, 391 u. 394).

Ueberzeugung: „Es scheint wirklich, als ob solche Leute eher durch Gott erhört würden als wir", und einer derselben erinnert sich nun des guten Erfolges, den das Anrufen der Nitu-nitu auf dem Wege nach Wakollo gehabt habe. Bald beginnen sie aber wieder, ihre dummen Witze über die Vorfahren der Alfuren zu machen, bis ich mir solche Dinge ernstlich verbitte, da ich keine Ursache fand, die bereitwilligen Wakollonesen zu kränken und unnöthigerweise ihren Argwohn wachzurufen. Nach allem, was ich von den Alfuren des Innern erfahren habe, sind diese gutherzige, ehrliche, aber gegenüber jedem fremden Einflusse sehr misstrauische Menschen.

Das Bestreben, diese Leute in nähere Beziehung zu Kajeli zu bringen, halte ich übrigens nicht nur für völlig überflüssig, sondern sogar für verwerflich. Ueberflüssig ist es deswegen, weil die Alfuren von Wakollo ihrem rechtmässigen Herren, dem Regenten von Lisela, unbedingt gehorchen und durch dessen Vermittelung wiederum der niederländischen Regierung eine tiefe Ergebenheit entgegenbringen, verwerflich, weil jene Leute in Kajeli dem mohammedanischen Einflusse nicht entgehen können und daselbst noch obendrein der Gefahr, betrogen und bestohlen zu werden, ausgesetzt sind. Der Gedanke, die Bewohner des Innern überhaupt ganz an die Küste zu ziehen, damit sie dort ihren wirklichen, dauernden Wohnort nähmen, so wie dies für Seran gewünscht wird, ist betreffs Buru meines Wissens niemals aufgekommen und würde auch von vornherein zurückzuweisen sein; denn es sind am Strande keine genügenden und zur Bodenkultur geeigneten Ländereien vorhanden. Eine solche Maassnahme liesse sich ohnehin nicht erzwingen und müsste, falls die Wakollonesen sich ihr gutwillig fügten, zu einer Entvölkerung des Landes führen, während das Innere dem Europaeer infolge dessen noch schwieriger zugänglich werden würde, als es heute bereits der Fall ist.

Die Bevölkerungszahl des Landes von Wakollo anzugeben, ist unmöglich; denn die Leute wohnen so zerstreut und an so unzugänglichen Orten, dass man auch bei längeren Reisen in dieser Gegend kaum etwas von ihren Bewohnern erfährt, und dies um so weniger, als sie ungemein scheu sind und dem Fremden so viel wie möglich ausweichen. Mehrfach habe ich es z. B. erlebt, dass ein Alfure sich aus Furcht vor uns aus dem Staube machte, nachdem wir selbst bereits sein Vertrauen erworben zu haben glaubten. Indessen kann die Zahl der Einwohner nicht gering sein, wie schon die vielen und sehr ausgedehnten Anpflanzungen in der Nähe des Sees beweisen und fernerhin der Umstand, dass der Tuwan-tana von Wakollo zur Zeit meiner Anwesenheit drei- bis vierhundert bewaffnete Leute zusammengebracht hatte. Die Ursache dieser Maassnahme war darin gelegen, dass die Ankunft des Posthalters von Tifu mit seinen zahlreichen Begleitern den Wakollonesen unverständlich schien; sie fürchteten, diese Leute von

Massarette seien mit feindlichen Absichten gegen diejenigen von Kajeli ausgezogen, und deswegen hatten sie die bewaffnete Macht zum Schutze für uns bei eventuellen Streitigkeiten in unmittelbarer Nähe aufgestellt. Freilich hat während der Dauer meines Aufenthaltes kein Fremder von ihrer Anwesenheit etwas erfahren, obwohl sich in Wakollo gegen 300 Küstenbewohner befanden, welche ihre Streifereien überallhin in die Umgegend ausdehnten, und erst nach unserem Fortgange wurde der Regent von Lisela von der getroffenen Maassnahme in Kenntniss gesetzt — wohl ein Beweis, dass kriegerische Operationen in solchem Lande eine äusserst schwierige Unternehmung sein würden.

Der Besuch des Sees von Wakollo, dessen Spiegel 749 m. über dem Meere liegt, bildete eine der angenehmsten Episoden bei meinen Reisen auf Buru. Wir gingen, um dorthin zu gelangen, zunächst eine kurze Strecke den Waë Grahe abwärts und wandten uns dann an seinem rechten Ufer nach *S O*, wobei wir eine alluviale, von kleinen Bächen durchschnittene Formation passirten. Die unbedeutenden Wasseradern rinnen hier bereits dem See zu, ohne dass in dem betreffenden Gebiete irgendwo eine bestimmte Scheidelinie zwischen ihnen und dem Flussgebiete des Nibe wahrzunehmen wäre. Die jugendlichen Ablagerungen sind mit niedrigem Walde oder mit riesigen Schilf- und Bambuspflanzen dicht bestanden, und hohe Farne, worunter manche zierliche Bäume, bilden im Vereine mit Pandanus und Galoba das Unterholz jenes Waldes, dessen Bäume wiederum mit zahlreichen kleineren Farnen behangen sind, dagegen ist die Moosvegetation nicht besonders üppig entwickelt; wohl soll dies an der östlichen Seite des Sees der Fall sein, und hier scheint sie auf den Bergen, in denen der Waë Apu seinen Ursprung nimmt, nach der mir gemachten Beschreibung einen ähnlichen Charakter zu tragen wie auf dem Gipfel des Wawani.

Bald sahen wir durch eine kleine Lücke der üppigen Ufervegetation den See in unmittelbarer Nähe vor uns liegen, und nach wenigen Schritten befanden wir uns dann an seinem Ufer (Taf. 45), woselbst einige Prauen von sehr ungewöhnlichem Bau bereit lagen.

Zur Herstellung ihrer Ausleger waren an Stelle der gebräuchlichen, beiden Querstöcke deren drei über das Boot gelegt, und diese waren mit den Längsstöcken einfach zusammengebunden, ohne dass Zwischenstücke zur Verwendung gekommen wären [1]). Der ganze Rahmen würde somit, falls die Stäbe gerade gewesen wären, in einer einzigen Ebene liegen, und mit dem Eintauchen der Längsstäbe der Flügel, auf denen das Fahrzeug bekanntlich ruhen muss, würde auch der Boot-

1) Vgl. oben, pag. 232.

rand untertauchen, weil die Querverbindungen über letzteren hinweggehen. Diesem durch das Fehlen der Zwischenstücke entstehenden Uebelstande war nun freilich durch eine leichte Krümmung der Querstäbe abgeholfen, aber doch nur in unvollständiger Weise, so dass die Fahrzeuge beständig schwankten und mit grosser Umsicht beladen werden mussten. Obendrein waren die Längsstäbe so kurz, dass sie weder hinten noch vorne über den mittelst der Querhölzer hergestellten Rahmen hinausreichten und sie also auch hierdurch eine geringere Stütze als bei anderen Prauen gegen das etwaige Umschlagen des Bootes gewährten. Die zugehörigen Ruder (Taf. 31, Fig. 12) sind 125 cm. lang und besitzen eine runde Schaufel; ihr Stiel ist an beiden Enden kantig und mit roh eingeritzten Figuren versehen.

Dass die schlechten Schiffsbauer eine grosse Scheu vor dem Befahren des Sees haben, könnte schon nach obigem erklärlich scheinen, doch glaube ich, dass das Ungewöhnliche einer solchen Wasseransammlung im Innern der Insel die vornehmste Ursache ihrer Furcht ist; erklärte doch später sogar der Posthalter von Tifu, ein geborener Saparuanese, nachdem er sich endlich zum Besuche des Sees aufgerafft, dass ihm daselbst gruselig geworden sei, weil er Aehnliches noch niemals gesehen.

Wir waren kaum am Ufer angelangt, als die Eingeborenen bereits begannen die Nitu-nitu anzurufen, damit kein Unglück geschähe, und mittlerweile forderte der Tuwan-tana einen Cent von jedem, der auf dem Wasser fahren wollte und dies nicht bereits früher gethan hatte. Das traf demnach auch alle Strandalfuren, welche mich hierher begleiteten, und die Gabe war, wie ich nachher erfahren sollte, für ein Opfer an die Geister der Verstorbenen bestimmt. Man warnte uns dann noch davor, den See mit einer Meeresbucht zu vergleichen, weil dies *koïn* sei. Ob das Verbot vielleicht damit zusammenhängt, dass die Wakollonesen, gleich den Alfuren Serans, kein Salz bereiten dürfen? Denn auch das ist ihnen *koïn*. Leider war es ebenfalls verboten, die Tiefe des Sees



Alfuren von Wakollo.
In der Mitte sitzt der Tuwan-tana, mit einer Cigarette in der Hand.

zu messen [1]), freilich nicht, seinen Umfang zu bestimmen, es liessen sich indessen hierfür in der kurzen verfügbaren Zeit an dem sumpfigen, dicht bewachsenen Ufer nicht die nöthigen Vorbereitungen treffen. Auffallender Weise hatten die Wakollonesen aber auch nichts dagegen einzuwenden, dass ich von meinem photographischen Apparate am See Gebrauch machte, obwohl sie selbst sich nicht aufnehmen lassen wollten, weil sie es nicht gewohnt seien (ohne natürlich einen Begriff von der Handlung selbst zu haben). Glücklicherweise gelang es mir dennoch, den Tuwantana irre zu führen und ihn nebst einigen Begleitern mit dem Momentverschlusse zu fangen; argwöhnisch genug blickt er freilich in diesem Augenblicke drein.

Der See liegt völlig glatt da, kein Lüftchen kräuselt seine weite Wasserfläche, in der sich alle Bilder so scharf spiegeln, dass auf den dort genommenen Photographieen die Grenze zwischen Luft und Wasser erst bei genauer Betrachtung aufzufinden ist. Die Sonne, welche wir so selten in Wakollo sahen, beginnt gerade den Wolkenschleier zu durchbrechen; rothe Libellen spielen um kleine, schilfbewachsene Inseln in nächster Nähe des Ufers, welches wiederum von hohem, schlankem Schilf und weit überhängendem Bambus, durchsetzt mit Pandanus, umsäumt wird. Dahinter folgt der Wald mit manchen, durch Draperieen von Pflanzen verzierten Bäumen, Rottan- und Sagupalmen, dann allseitig ein flachgipfeliges Gebirge, dessen durch seichte Depressionen geschiedene, von einzelnen Wolken gekrönte Höhen [2]) den Seespiegel um 150—300 m. und mehr überragen. Aus dem Schilfe erhebt sich dort, wo der Nibe rauschend den See verlässt, eine Schaar wilder Enten [3]), aber diese Thiere sind wenig scheu, und einzelne von ihnen schwimmen in allernächster Nähe unserer drei Böte. Ein weihevoller Friede liegt über dem dunklen Wasser, der Friede tiefster Einsamkeit.

Der Tuwan-tana ruft beständig in kurzen Zwischenpausen die Nitu-nitu an, wobei er dann von Zeit zu Zeit einen Cent ins Wasser wirft, während ihn einer der Kapalasoa's der Nordküste beim Gebete unterstützt. Beide flehen für das Wohl eines jeden einzelnen von uns, für mich in erster Linie, ferner für den Posthalter und die Regenten und endlich für alle noch übrigen Personen gemeinschaftlich. So wird die eine Hälfte des Geldes geopfert, während die andere später ins Humakoïn gebracht werden soll.

Leider können wir den Punkt, an welchem der etwa 10 Schritte breite Aus-

---

1) Forbes scheint es dennoch gethan zu haben (?), denn nach ihm beträgt die Tiefe des Sees 40 bis 50 Faden (l. c. pag. 114). Diese Angabe ist mir indessen nicht ganz verständlich, da es weiterhin heisst: „Die Wakolo-Leute, welche mich ruderten, ... weigerten sich bestimmt, mich nach der Mitte, oder auch nur von der Küste weg, zu rudern" (p. 115).

2) Der Charakter dieser Höhen ist nach meinen Zeichnungen und Photographieen ein wesentlich anderer, als wie das Bild von Forbes (l. c. pag. 114) ihn angiebt.

3) Nach Forbes ist dies *Dendrocygne guttata* (l. c. pag. 115).

fluss des Nibe im Schilfe sichtbar wird, nicht besuchen, denn die Eingeborenen fürchten durch den starken Strom mitgerissen zu werden und halten sich deswegen in respektvoller Entfernung. Unsere Fahrzeuge sind auch gar zu klein, zudem so schwankend, dass man sich nicht einmal auf seinem Sitze umdrehen kann und dadurch viel vom Ueberblicke über die Wasserfläche und ihre Umgebung verliert; dennoch war aber die Fahrt ungemein lohnend; sie wurde mir nur gar zu rasch abgebrochen, als sich auf einer der benachbarten Höhen eine dunkle Wolke zeigte und der Tuwan-tana infolge dessen eiligst zum Ufer zurücksteuerte. Es wäre zwar eine geringe Mühe gewesen, hier ein grosses Floss anfertigen zu lassen, um mit seiner Hilfe den See in allen Richtungen gründlich zu untersuchen, aber auch das war wiederum *koïn* [1]), und schwerlich hätte ich auch nur einen einzigen Mann gefunden, welcher auf solchem Fahrzeuge mit mir vom Ufer gestossen wäre.

Von thierischem Leben bemerkte ich im Wasser keine Spur, und man versicherte mich, dass überhaupt nur ein einzelner Fisch darin wohne (der Posthalter von Kajeli, welcher denselben früher einmal selbst gegessen hatte, nannte ihn einen Aal [2])); trotz tagelanger Bemühungen seitens der Eingeborenen, wollte es leider nicht gelingen, das Thier während meiner Anwesenheit in Wakollo zu fangen. Gesteine kommen am Ufer nicht vor [3]), dagegen sieht man überall die Sumpfvegetation Ausläufer in den See senden, was den Eindruck hervorruft, als würde sein Umfang allmählig zusammenschrumpfen.

An der Küste erzählt man von einem Wunderbaume, *lagundi*, der von Zeit zu Zeit aus dem See wachse und denjenigen, welcher von ihm esse, wieder jung mache. Eine Frau, die für einen alten Chinesen eine Speise von dem Baume bereitete, soll dies zuerst an jenem sowie auch an sich selber erfahren haben, doch ist diese Fabel den Wakollonesen selbst völlig unbekannt, wie ich durch vielfaches und gründliches Nachfragen mit absoluter Sicherheit feststellen konnte [4]).

Ausser dem Besuche des Sees bot der Aufenthalt in Wakollo nicht viel An-

1) Das Unglück, welches *Cleerens* und *Roskott* mit ihren Flössen auf dem See hatten (Willer, l. c. pag. 392), ist nicht etwa die Ursache dieses Verbots; denn dasselbe bestand schon im Jahre 1668, als *Leipzig* das Meer besuchte — soweit bekannt der erste Europaeer, welcher hierher gelangte (Vgl. Valentijn II, pag. 20).

2) Bleeker vermuthet, dass es *Anguilla Elphinstonei Syk.* sei, ein Aal, welcher eine sehr grosse Verbreitung habe und auch in Kajeli vorkomme (l. c. II, p. 87).

3) Die Erklärung für die Bildung des Sees werde ich später geben. Hier soll nur hervorgehoben werden, dass derselbe nichts mit einem Vulkane zu schaffen hat, wie wiederholt als Vermuthung von anderer Seite ausgesprochen worden ist. (Willer, Boeroe pag. 392; Bleeker, Reis, II, pag. 39; Forbes, Wanderings pag. 115).

4) Im Gegensatze hierzu sagt Forbes, dass die Sage bei den am See wohnenden Alfuren herrsche (l. c. pag. 114), und glaubt derselbe Forscher, dass sie im Verbande mit dem vulkanischen Charakter des letzteren stehe (p. 115). Leider ist aber Forbes in Bezug auf die Bevölkerung von Buru sehr unzuverlässig; verwechselt er doch sogar die Gebethäuser (*huma koïn*) mit dem *matakau*, unter welchem Namen er auch ein der-

ziehendes. Tag und Nacht gab es lang anhaltende, schwere Regenschauer, bisweilen auch unbedeutende Niederschläge bei schönstem Sonnenscheine, und nachts blickten in Zeiten der Trockenheit die Sterne trüb durch den über uns lagernden Nebel. Kam die Sonne einen Augenblick durch, so entwickelte sich aus dem kothigen Boden des Dorfes ein unerträglicher Gestank, und dabei strömte das Wasser beständig in unsere Wohnung, die, weil nur halb geschlossen, auch keinen genügenden Schutz gegen die Nachtkälte bot; denn das Thermometer sinkt bis unter 18° C., so dass mir infolge dessen und im Vereine mit der Feuchtigkeit die Nachtruhe in der Hängematte fast geraubt wurde. Ueberall hörte man Husten und viele Leute hatten Fieber.

Die Unordnung auf dem engen Raume, woselbst um den Tilan noch ein halbes Dutzend Häuser zusammengedrängt steht, wächst bei der grossen Zahl von Leuten fortwährend an; denn die Alfuren werfen allen Abfall beliebig auf die Erde und manchmal erhalte ich den Eindruck, als ob ich auf einem Düngerhaufen wohnte. Einzelne Schweine, welche nachts in hohen, schmalen Verschlägen von Baumstämmen, Schilderhäusern in der Form ähnlich, gehalten werden, über Tag aber neben uns im Kothe wühlen, tragen nicht dazu bei, jene Empfindung zu verwischen, und allein auf die Vegetation im Hintergrunde vermag das Auge mit Genuss zu ruhen (Taf. 40 u. 44). Da sieht man nicht nur schlanke Wedel der Sagupalme und Baumfarne, denen kein Fiederchen geknickt ist; auch der *Artocarpus*, welchen man in der Regel nur im ganz jungen Wachsthumsstadium hübsch, später aber so häufig krüppelig findet, entwickelt sich in dieser windstillen Gegend zu einem stattlichen, schönen Baume, mit runder, gefüllter, nur hie und da zierlich durchbrochener Krone, und in seiner Form erinnert nichts mehr an die kahlen, grauen, nur an den Enden mit einem Blätterschopfe versehenen Zweige seiner armseligen Brüder der Strandgegenden, die auf mich stets den Eindruck machten, als ob sie gerupft wären. Dazu gesellen sich viele Apfelsinen, deren Habitus demjenigen grosser Myrtenstöcke nicht unähnlich ist, und welche hier aussergewöhnlich schmackhafte Früchte liefern. Zum Schutze derselben sah ich auch an diesem Orte wieder eine rohe Zusammenstellung von Zweigen als *sassi* stehen.

Trotz des unerquicklichen Verbleibs konnten wir Wakollo doch nicht so bald wieder verlassen. Zunächst bedurfte jeder der Ruhe und besserer, reichlicherer Nahrung, als wir sie in den letzten Tagen allesammt hatten bekommen können;

---

artiges Haus abbildet (p. 108). Dieses und eine Reihe anderer Missverständnisse muss wohl auf Rechnung der unerquicklichen Verhältnisse geschoben werden, unter denen Forbes reiste, und in Verband hiermit auf den Mangel guter Dolmetsche. Auch die Schreibweise der einheimischen Worte ist manchmal recht unglücklich gewählt. — Die Fabel vom *lagondi kitam* wird in etwas abweichender Weise bereits vom alten Valentijn berichtet (l. c. II, pag. 4).



sodann musste eine grosse Reinigung vorgenommen werden, da wir seit dem Verlassen der Nordküste die Kleider nicht einmal zur Nachtzeit gewechselt hatten. Sogar die Alfuren empfanden dies Bedürfniss, schüttelten ihr langes, losgelöstes, von Schmutz starrendes und grau gefärbtes Haar, ordneten es, so gut wie dies eben ohne Kamm anging, in schmälere Strähne und suchten sich nun gegenseitig mit viel Ausdauer und Geduld das Ungeziefer vom Kopfe. Meine Leute waren eifrigst mit der Wäsche beschäftigt, welche aber bei der ungünstigen Witterung kaum trocknen wollte, und der Insektenfänger musste Feuer zu Hilfe nehmen, um die Sammlungen der letzten Zeit ordentlich conserviren und verpacken zu können. Zugleich wurde mit Hilfe der Eingeborenen noch ein reiches, neues Material an Käfern zusammengebracht, und sobald die Sonne durchkam, beschäftigte sich bald dieser bald jener von uns am Orte selbst mit der Schmetterlingsjagd. Selbstredend gab es auch noch vieles zu notiren, zu zeichnen und zu photographiren; ausserdem wurden die auf dem Wege von der Nordküste bis Wakollo gesammelten Gesteinsproben und einige andere Gegenstände Strandalfuren von Lisela übergeben, damit sie dieselben nach Wamlana brächten; die schweren Kisten brauchten dann nicht noch auf der Weiterreise mitgeschleppt zu werden, und ich konnte sie, wie auch der Erfolg gelehrt hat, den betreffenden Leuten mit völliger Ruhe anvertrauen.

Eine meiner wichtigsten Beschäftigungen bildete aber das Befragen der Wakollonesen nach ihren Sitten und Gewohnheiten, nach geographischen Einzelheiten u. s. w., eine Arbeit, welche nur dadurch möglich war, dass der Regent von Lisela, welcher so gut Bahassa wie Malayisch verstand, mir sammt dem als ständiger Dolmetsch dienenden Lehrer jeden Augenblick zur Seite stand. Denn bei den abendlichen Zusammenkünften, welche ich gewohnheitsgemäss auch an diesem Orte mit den alfurischen Würdenträgern hatte, wurde zwar das Wesentlichste erfragt, aber manches blieb dabei doch noch unklar, und dann war es Sache des Regenten, dies im Laufe des Tages durch Hin- und Herreden näher zu untersuchen. Zugleich sorgte der Lehrer mit grosser Gewissenhaftigkeit dafür, dass keine Missverständnisse aufkamen, und so glaube ich denn auch für das oben Mitgetheilte ohne Anstand die Bürgschaft der Richtigkeit übernehmen zu können.

Wohl noch nie hatte Wakollo eine solche Menschenmasse gesehen, wie zur Zeit meiner Anwesenheit, denn ausser den 133 Mann, mit denen ich vom Strande aus hergereist war, befanden sich hier noch 150 Leute aus der Abtheilung Massarette, welche gekommen waren, mich nach Tifu zu geleiten, und dazu gesellten sich ausserdem die im Orte vereinigten Einwohner des Landes Wakollo. Trotzdem war die Beschaffung von Lebensmitteln wegen der grossen Ausdehnung der Anpflanzungen am See mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden; denn den Alfuren genügen die Erdfrüchte für lange Zeit vollkommen, und für mich selbst nebst

meiner engeren Begleitung gab es auch manches Huhn, welches von den Wakollonesen eingetauscht wurde. Hierfür hatte ich mehrere Kisten voll Waaren, Sarongs Kopftücher, Ringe und dergleichen, mitgenommen, so dass ich auch im Stande war, die Zehrung für die mit Tauschobjekten völlig unversehenen Leute der Abtheilung Massarette einigermaassen zu vergüten. Doch will ich ausdrücklich hervorheben, dass die Eingeborenen dies gar nicht forderten und bereits ungenöthigt den Fremden von der Südküste nicht nur reichliche Gaben an Früchten, sondern sogar einige Schweine gebracht hatten.

Inzwischen lagen mir die auf der Reise nach Wakollo ausgestandenen Nahrungssorgen noch zu frisch im Gedächtnisse, um nicht einer Wiederholung dieses Zustandes gelegentlich des Marsches nach der Südküste so weit wie möglich vorbeugen zu wollen, und da die Wegverhältnisse im Süden des Sees im Vergleiche zu der bereits zurückgelegten Route ausserordentlich günstig erschienen, so veranlasste ich den Posthalter von Tifu, 70 Leute im voraus heimzusenden; derjenige von Kajeli entschloss sich auf mein Andringen auch, von seinen 6 Bedienten die Hälfte zurückkehren zu lassen; mehr behauptete er allerdings nicht entbehren zu können, und dass ich selber mit einem einzigen sogenannten Leibjungen auskam, machte auf ihn gar keinen Eindruck. Selbstredend begleiteten mich die Alfuren der Abtheilung Kajeli auch nicht nach Tifu, und so wurde denn die Weiterreise im ganzen mit nur etwa 90 Mann unternommen.

Freilich ging das nicht so ohne Umstände von statten, denn schon am Tage nach meiner Ankunft in Wakollo theilte man mir mit, dass die Leute von Massarette Schwierigkeiten machten; sie wollten ihre Dienste erst von der im Süden des Sees gelegenen Landesgrenze aus leisten, während bis dahin die Alfuren von Lisela mitgehen sollten. Dagegen wäre nun zwar nichts einzuwenden gewesen, wenn die Bewohner von Massarette in ihrem eigenen Lande geblieben wären, statt sich tagelang am See bei denen von Lisela zu Gaste zu bitten, unter den obwaltenden Umständen aber hielt ich ihr Verlangen für unbillig. Ich liess deswegen den Regenten (Orangkaja) von Okki, den einzigen, welcher hier aus Massarette anwesend war, nebst den 17 Kapalasoa's aus der genannten Abtheilung herbeirufen, um sie zu fragen, ob die genannten Schwierigkeiten wirklich aufgeworfen seien. Das gestanden sie ein, worauf ich ihnen zunächst die Gründe auseinandersetzte, welche mich veranlassten, ihre (selbstredend bezahlten) Dienste schon von Wakollo aus in Anspruch zu nehmen. Dann legte ich ihnen die einfache Frage vor, ob sie sich hiemit einverstanden erklärten oder nicht, indem ich mir jegliche andere Antwort als „ich will" oder „ich will nicht" dringend verbat. Wohl mag dies etwas streng geschehen sein, aber eigentlich gedroht habe ich den Leuten nicht, und doch zitterte der Regent von Okki, nach eigener Meinung der Nachkomme

eines weissen Krokodils, wie Espenlaub, als er schleunigst seine Bereitwilligkeit erklärte. Darauf folgten auch die übrigen Würdenträger seinem Beispiele, und in weniger als 15 Minuten war die Gesellschaft bereits wieder entlassen und die ganze Sache erledigt. Die Leute haben auf der Reise nach Tifu gethan, was in ihren Kräften stand, und als ich sie später an der Südküste abgelohnt hatte und hernach noch dem Orangkaja sowie den Kapalasoa's jedem eine Kleinigkeit schenkte, lediglich zum Beweise meiner Zufriedenheit und zum Andenken, da waren alle sehr glücklich; schmunzelnd strich sich der Sprössling der räuberischen Panzerechse über sein durch so viel Freundlichkeit gerührtes Herz.

---

6. VON WAKOLLO ZUR SÜDKÜSTE.

Am Morgen des 29sten Mai brachen wir wieder von Wakollo auf, und alsbald ging es in südwestlicher Richtung in der weiten Ebene des Seegebietes durch die alfurischen Pflanzungen, bei hellem Sonnenschein und Vogelschlag. Abwechselnd mit jenen folgten dann Laubwald, Bambus oder ausgedehnte, hauptsächlich mit hohem Gras und Farnen bestandene Flächen. Die Baumfarne, welche in dieser ganzen Gegend zahlreich vorkommen und namentlich auch an den Waldesrändern eine hohe Zierde der Landschaft bilden, nehmen sich besonders gut in der grasbedeckten Ebene aus, da ihre mächtigen Wedelkronen oft erst in doppelter Mannshöhe über dem Boden beginnen und so in freier Entfaltung über das Gras und niedrige Gestrüpp hervorragen. Blumen fehlen zwar auch hier wiederum, aber die Schattirungen des Grüns werden in angenehmer Weise durch zahlreiche, weissliche, kaum entfaltete Blätter unterbrochen, welche von manchen niedrigen Bäumen herniederhängen; denn ihre Knospenhüllen liessen beim Springen sogleich einen ganzen, belaubten Zweig zu Tage treten, der sich nun in ähnlicher Weise wie die frischen Triebe unserer Tannen im Frühjahre von dem älteren Laube des Baumes abhebt.

Viele, dem See zuströmende Bäche wurden passirt, deren Betten zum Theil mit gewaltigen Mengen von Schotter bedeckt oder von mehrere Meter hohen, alluvialen Wänden eingeschlossen sind. Von den kleineren dieser Gewässer waren die Namen nicht zu erfahren; das erste von einiger Bedeutung heisst Waë Haggi, dann folgt der vielfach verzweigte W. Temu und endlich der W. Feha, der ansehnlichste von allen, mit ziemlich starkem Gefälle und dort, wo wir ihn durchwateten, 8 Schritt Breite. Eine Stunde später befanden wir uns in den Pflanzungen von Nalbesi, woselbst schon um 12 U. 40 M. Halt gemacht werden musste; denn um Mittag hatte es zu regnen begonnen, und der Weg war zudem so schlecht

vorbereitet, dass wir gleich langsam förderten wie sonst an den steilsten Hängen, während der Boden doch so gut wie ganz eben war.

Das Gebirge hatten wir auf dem Wege hierher stets in kurzem Abstande zur Rechten gehabt und nun befanden wir uns unmittelbar an seinem Fusse, in einem Thalkessel, welcher fast ringsherum von niedrigen Höhen eingeschlossen ist. Anscheinend besitzt derselbe nur im Südwesten eine bedeutendere Oeffnung; doch war der Ueberblick von unserem niedrigen Standpunkte aus sehr unvollständig, zumal Regen und Nebel die Gegend verschleierten.

Während die meisten Leute vorausgesandt sind, um den Weg für den folgenden Tag frei zu machen, richte ich mich mit meiner engeren Begleitung in einigen Häusern der Pflanzung ein. Sie sind fast genau so gebaut wie diejenigen am Hadifut, welche uns am ersten Tage der Durchquerung Buru's zum Verbleibe dienten, nur fehlen die Wände von Baumrinde und sind statt dessen Palmblätter benutzt, welche mit ihrem unteren Ende am Dachrande befestigt wurden, so dass sie senkrecht und lose herniederhängen; Humakoïn's sind aber hier so wenig vorhanden wie in Wakollo. Nichts an dieser Stelle ist der weiteren Aufmerksamkeit werth, und leider erfuhr ich erst am folgenden Morgen, dass wir uns in unmittelbarer Nähe einer grösseren Häusergruppe von Nalbesi befanden, an welcher uns der Weg gleich nach dem Aufbruche von hier vorbeiführte. Der lange Nachmittag und der Abend wollen gar kein Ende nehmen, zumal unausgesetzter Regen und ein völlig durchweichter Boden uns jeden Verbleib im Freien verleiden; dann folgt eine kalte, feuchte Nacht, und um 6 Uhr morgens ist das Thermometer auf 15,3° C. gesunken.

Am 30sten Mai führt der Weg anfangs noch unter ähnlichen Verhältnissen wie am gestrigen Tage fort, aber alsbald befinden wir uns im dichten Walde, mit schlüpfrigem, sehr durchweichtem Boden und kurz darauf in einem ausgedehnten Sumpfe, woselbst zwischen der üppigen Waldvegetation hohes, breitblättriges Schilf wächst, welches die Farne verdrängt, und stellenweise die Sagupalme angepflanzt ist. Eine Anzahl kleiner Bäche, die in alluvialen, geröllfreien Boden eingeschnitten sind, entspringt hier. Zunächst kommen wir an die Quelle des Waë Moar, den wir nachher noch einige Male kreuzen; dies Gewässer fliesst in den W. Arsale und von dort in den See; dann wird der W. Sapinfattan und kurz darauf der W. Sassefattan, endlich der W. Sali überschritten, welche alle ihr Wasser direkt dem See von Wakollo zuführen, und deren Bedeutung in der genannten Folge allmählig zunimmt. Der Sali ist dort, wo wir ihn kurz nach 8 Uhr kreuzen, 7 Schritte breit und wasserreich; bald hernach werden die Wasseransammlungen im Walde geringer und bis zum W. Halebe, den wir ¾ Stunden später erreichen, führt der

Weg nur noch hie und da über sumpfigen Boden. Auch dieser Bach, 10 Schritte breit, fliesst noch in den See; wir folgen seinem stark geschlängelten Laufe aufwärts, meistens am Ufer, bisweilen daneben im Walde, überschreiten ihn mehrfach, sehen sein Bett bald klippig werden, sein Gefälle zunehmen und das Wasser mit Geröllen von Sandsteinen erfüllt, welche letztere auch am Ufer anstehen, erblicken dann zur Linken eine Anhöhe und befinden uns um 10 U. 48 M. am Fusse desselben Rückens, dem auch jene bereits angehörte, und welcher Gunung Tagalaggo heisst. Nach ihm wird der Halebe auch W. Tagalaggo genannt; er ist an dem betreffenden Punkte, in 803 m. Meereshöhe, nur noch 3 Schritte breit. Von archaeischen Gesteinen ist in dieser Gegend nirgends mehr eine Spur zu finden.

Da der Weg in den Sümpfen sehr ermüdend gewesen war und jetzt wiederum ein ziemlich steiler Anstieg bevorstand, so wurde bis 11 U. 20 M. gerastet; doch dauerte hernach das Klettern nicht lange, da schon um 12 U. 40 M. der 1065 m. hohe Gipfel des Tagalaggo erreicht war. Dieser bildet die Wasserscheide zwischen Süd und Nord, und von hier aus geht es abwärts zum Stromgebiete des Waë Mala, welcher unfern Kawiri, im Westen der Bai von Tifu ins Meer mündet. Seinem Laufe entlang sollte uns die noch zurückzulegende Wegstrecke, so weit wie möglich, führen.

Anfangs ist das Gehänge, an dem wir hinabstiegen, sehr steil, doch alsbald wird die Neigung des Bodens geringer, und fällt der G. Tagalaggo ziemlich gleichmässig, ohne Einschaltung von bedeutenderen Wellen, nach Süden ab. Auch die Vegetation bietet in dieser Gegend keine sonderlichen Hindernisse, obwohl mir die heutige Tagereise als die schwierigste auf dem Wege von Wakollo nach Kawiri bezeichnet worden war, und so förderten wir ziemlich rasch. Im Vergleiche zu der Hinreise nach dem See erschien der ganze Marsch durch dies Waldgebiet eine leichte Aufgabe, aber trotzdem war es nicht möglich, noch an demselben Tage, wie wir gehofft hatten, den Waë Mala zu erreichen, und gegen 4 Uhr wurde an einem unbedeutenden Bache mitten im Walde Halt gemacht, da ich völlig erschöpft und zum Arbeiten unfähig geworden war.

Den ganzen Tag hatte ich noch nichts als ein paar Zwiebäcke und etwas Pisang zu mir nehmen können, und nur mit Mühe erledigte ich noch vor dem Einbruche der völligen Dunkelheit meine Notizen, während alles durch den planwidrig gestockten Marsch in grösster Unordnung umherlag, vorausgeeilte Leute zurückgeholt werden mussten und später beim Scheine von Laternen die Hütte für den Nachtverbleib errichtet wurde. Von dem Posthalter von Tifu, welcher in dieser Gegend die Leitung der Träger in die Hand genommen, hatte ich mir den Verbleib an dem betreffenden Orte fast mit Gewalt erzwingen müssen, weil der Mann durchaus nicht begreifen konnte, dass ich während der Reise zu arbeiten

hatte, und der Ansicht war, der Weg könne auch in der Dunkelheit wohl fortgesetzt werden.

Einmal, gegen 2 Uhr nachmittags, hatten wir durch eine kleine Lichtung im Walde einen schönen Fernblick über ein ausgedehntes, flachwelliges Gebirge im Südosten gehabt, während sich genau östlich und in kurzem Abstande von uns der Thaleinschnitt des W. Napa, eines Nebenflusses des Mala, befand; doch konnten wir das Gewässer weder sehen noch hören. Hernach vernahmen wir das Rauschen des Napa unfern des Ortes, an dem in 568 m. Höhe die Station errichtet worden war.

Am 31sten Mai hatten wir den Weg kaum weiter fortgesetzt, als jener Fluss auch schon unmittelbar zur Linken, etwa 30 m. unterhalb unseres Standpunktes, sichtbar wurde, und wenige Augenblicke später befanden wir uns am Waë Guma, einem ansehnlichen Zuflusse des Napa, welcher von hier aus in einer ausgedehnten Ebene weiterfliesst, um sich alsbald mit letzterem zu vereinigen. Zunächst geht es nun am linken Ufer des Guma hin, dann wird dieser mehrmals gekreuzt, und endlich befinden wir uns zur Rechten eines Flusses, welcher aus der Vereinigung von Napa und Guma entstanden ist, aber laut mir gemachten Angaben keinen besonderen Namen trägt. Bei der geringen Entfernung vom Zusammenflusse der beiden Nebengewässer bis zum Mala ist dies nicht auffallend, mir scheint aber der Napa der ansehnlichere Bach zu sein, und behalte ich deswegen seinen Namen für den betreffenden Abschnitt des Laufes bei. Der Wald in der Ebene hat sich allmählig gelichtet, und wir sind in die Anpflanzungen der Alfuren von Waëeno gelangt, welche noch der Landschaft Lisela angehören. Hier wird der stark gekrümmte Lauf des Napa, welcher noch immer Sandstein-Gerölle führt, wieder ein paar Male geschnitten; dann steigt unmittelbar links vom Wege eine Höhe an, welche die Thalsohle um etwa 100 m. überragt und an deren Fusse im Walde grosse, stark zerfressene Kalksteinblöcke umherliegen; diese erinnern sogleich an die Bildung des Kakusan unfern Kajeli.

Nicht lange hernach steigen wir über einen niedrigen, stufenartigen Absatz zu einem weiten Sumpfe hinab, welcher sich in unmittelbarer Nähe des Mala ausdehnt und offenbar ein Inundationsbett des letzteren darstellt. Hier befinden sich wiederum alfurische Anpflanzungen, die aber im Augenblicke nur mit Hilfe von Brücken aus Baumstämmen passirbar sind; gleich nördlich vom Mala, in etwa 100 Schritten Abstand von seinem Bette, gelangen wir an die Grenze zwischen Lisela und Massarette. Sie ist mit Hilfe der Eingeborenen an einem Punkte genau festgestellt und durch das Pflanzen einer jungen Sagupalme markirt worden; eine Ortschaft liegt hier nicht.

Der Mala ist an diesem Punkte bereits 25 Schritte breit und zur Zeit was-

serreich, so dass die Leute in ihm an vielen Stellen bis unter die Arme einsinken; dabei ist der Strom stark, und der Versuch mit Hilfe eines von Ufer zu Ufer gespannten Rottantaues durchzuwaten, wird bald wieder aufgegeben. Aber der Uebergang über den Fluss muss doch möglichst bald stattfinden, denn das Gebirgsland, welches sich in kurzer Entfernung im Süden und flussaufwärts zeigt, bezieht sich bereits mit Wolken, und wenn ein Banjir (Wasserfluth) herankommt, so lässt sich gar nicht absehen, wie lange wir etwa noch aufgehalten werden können. Glücklicherweise gelingt es, etwas weiter aufwärts an einer starken Biegung des Stromes eine Furt zu finden. Auf dem Wege dorthin sah ich am Mala eine ausgedehnte, üppige Sawa, die einzige Reispflanzung, welche mir überhaupt auf Buru begegnet ist.

Um 9 U. 37 M. ist der Uebergang bewerkstelligt, und wiederum geht es am jenseitigen Ufer in südwestlicher Richtung über alluviale Ablagerungen, welche theils mit hohem Gras und Bambus theils mit Anpflanzungen bedeckt sind. Darin fliesst der Mesawaël, d. h. Flachwasser (*mesa* = Fläche), welcher sich nach *W* dem Mala zuwendet, nachdem sich sein Lauf weiter abwärts noch zunächst in zwei Arme zertheilt hat. Einen derselben kreuzen wir; dann nähert sich der Weg einem im Westen etwa 200 m. über das Thal hervorragenden Rücken, zugleich tritt ein Wald mit Sumpfboden auf, und kurz hernach passiren wir einen anderen Nebenfluss des Mala, genannt Waë Dula. Während wir an seinem Ufer entlang wandern, erreicht die erwähnte Anhöhe den Fluss, und alsbald umgehen wir verschiedene ihrer aus Kalksteinfelsen gebildeten Ausläufer; endlich folgt der Anstieg auf den erwähnten Bergrücken selbst.

Am steilen, kahlen Hange liegen grosse Mengen von Schotter, und zahlreiche, zerfressene Klippen, welche in ihrem Äussern durchaus an gehobene Korallenbildungen erinnern, indessen keineswegs als solche zu deuten sind, stehen aus dem Boden hervor. Aber der Kalkstein, dieser Freund des Geologen, wird auch hier wieder vergebens nach Versteinerungen durchsucht; die vielversprechende Schutthalde liefert trotz angestrengten Nachspürens keinerlei Ausbeute. Desto lohnender ist der Ausblick von der Höhe des Gipfels, denn *N* 40° *O* ist deutlich der Abschnitt des Mala zu sehen, welchen wir vor kaum 2 Stunden durchwateten; darüber hinaus schweift das Auge zu der dichtbewaldeten, flachgipfeligen Wasserscheide zwischen Süd und Nord; ringsherum liegen in nächster Nähe grasbewachsene Kalksteinberge, aus denen die Erosion viele, kleine, rundliche oder elliptische Höhen herausgeschnitten hat, die sich aus der Ferne wie Reihen engverbundener Maulwurfshügel ausnehmen; hie und da ragen mächtige, graue Klippen aus der Vegetationsdecke hervor. Warm ist's zwar im Kusukusu, und die Leute werden fast unwillig darüber, dass sie hier in der brennenden Hitze einige Zeit warten müs-

sen, bis ich selbst mit meinen Aufzeichnungen fertig bin; aber was bedeutet Sonnengluth gegen die Dunkelheit des Urwaldes und gegen den überallhin durch die Vegetation gehemmten Blick! Wer tagelang in dichtbewachsenen Gegenden reist, fühlt sich allmählig gedrückt, fast einem gefangenen Vogel gleich; hier auf den Höhen aber ist Freiheit ringsum, und die Brust weitet sich beim Anschauen von Luft und Sonne!

Es war das in der That nicht nur eine augenblickliche Aufwallung, denn von nun ab gestaltete sich die Reise durch Buru angenehm und nicht sonderlich mühsam, da sie mit geringen Ausnahmen durch offene Gegenden führte, in denen die schlimmsten Hindernisse, die gefallenen Bäume, fehlen. Nirgends sind auch die Wasserläufe, über welche der Weg hingeht, in dem bis zur Südküste reichenden Kalksteingebirge [1]) so scharf und tief eingeschnitten wie in dem nördlich von Wakollo gelegenen, archaeischen Gebiete.

Weit und durchfluthet vom Sonnenschein liegt die Landschaft vor uns ausgebreitet, weil der unfruchtbare Boden ausser Gras nur noch hie und da Farnengestrüpp, kleine Sträucher oder einzelne, unbedeutende Bäumchen trägt, die noch obendrein vielfach durch Feuer angegriffen und verdorrt sind. Nur die Höhen der Berge, an denen über dunklem Schattengrün die Wolken hängen, sowie die Flussläufe und Wasserrisse, welche sich, sattgefärbt, Schnüren gleich an den Hängen herunter und durch die Ebene hinwinden, sind mit dem vollen Schmucke der tropischen Vegetation bekleidet, so dass man auch hier wieder an manchen Stellen an den Hochwald und die Wasserläufe des krystallinischen Schiefergebirges erinnert wird. Brausend und schäumend ziehen Bäche und Ströme thalwärts; vielfach folgt Strudel auf Strudel; dort aber, wo das Wasser eine Weile im eiligen Laufe innehält, spiegeln sich in ihm Bambus und Rottanpalmen nebst mannigfach behangenen, mächtigen Waldbäumen. So bietet denn die ganze Gegend einen merkwürdigen Kontrast zwischen ihren offenen, grasbedeckten Theilen, in denen die zinkenreichen Kalksteinblöcke Termitenbauten gleich aus dem Kusukusu aufragen, und den üppig bewachsenen Thaleinschnitten, denen das fliessende Wasser die Wunder des Pflanzenreichs erweckte. Dort eine Gegend, welche an ein heimisches Mittelgebirge erinnert — denn die grasbedeckten Flächen ersetzen die kultivirten Felder, welche man in Europa zu sehen gewohnt ist, und der Vordergrund erscheint beim Mangel besonders eigenthümlicher Pflanzenformen kaum fremdartig, während nur das völlige Fehlen von Blumen in ihm auffällt — hier dagegen ein echtes Bild der Tropen, mit all seiner Ueppigkeit und grilligen Pracht.

1) Die Kalksteine dieser Gegend zeigen erhebliche, petrographische Verschiedenheiten, und es soll vorläufig keineswegs behauptet werden, dass sie alle gleichaltrig seien. Die mikroskopische Untersuchung wird hoffentlich einiges Licht über das Alter dieser Bildungen verbreiten.



Lustig flattert die Fahne im Winde, welcher die Hitze in den Grasfeldern der Höhen einigermaassen lindert, und rasch geht es unter Trommelschlag vorwärts, wenn es nichts mehr zu klopfen oder aufzuzeichnen giebt. Leider kennen aber die Leute nicht einen einzigen Namen für die zahlreichen Gipfel, welche beiderseits vom Wege sichtbar werden und durch ihr stets wechselndes Profil den Genuss des Reisens so sehr erhöhen; sie heissen allesammt einfach *gunung*. Dass es nicht an Bodenwellen in dem Kalksteingebiete fehlt, ist selbstredend, doch sind daselbst nur selten steile Hänge zu überwinden.

Fast 3 Stunden lang gingen wir zunächst über schotterreichen Boden, ohne einem Bache oder auch nur einem unbedeutenden Wasserrisse zu begegnen, während sich in einigem Abstande von uns beiderseits eng aneinander gereihte Höhen hinzogen, die den Weg 50—100 m. überragten; dann gelangten wir an den Waë Unit, dessen Wasser dem Tihi und darauf dem Mala zufliesst. Der genannte Bach ist hier 6 Schritte breit, und in seiner sumpfigen Umgebung haben Alfuren von Hawassi Sagupflanzungen angelegt. Diese Leute gehören zu dem gleichnamigen Orte an der Küste; ihre zerstreuten Wohnplätze, welche nirgends zu einem Dörfchen vereinigt sind, werden aber, zur Unterscheidung von dem Hawassi Pante am Meere, unter dem Namen Hawassi Gunung zusammengefasst.

Hier am Unit wurde in 461 m. Meereshöhe die Station errichtet. In der Nacht erwachte ich durch das Schwanken meiner Hängematte, da mehrere Erdbebenwellen in der Richtung von Ost nach West unter uns hinzogen, ohne dass aber ein unterirdischer Donner dabei wahrgenommen wurde.

Am 1sten Juni wandern wir im thaufrischen Morgen jenseits des Unit über ein flachwelliges Terrain weiter. Der Boden ist hier streckenweise mit feinem, weissem Kieselgrus bestreut, welcher wie hart gefrorener Schnee unter den Füssen knirscht; darauf wuchern Flechten und niedriges Gestrüpp, abwechselnd auch lichter Wald oder Kusukusu. Im Walde passiren wir einige Zuflüsse des Unit, zunächst den Waë Fuka, dann den Mokotwaël, beides unbedeutende Bäche von etwa 2 Schritt Breite. Kurz darauf findet sich ein Alfuren-Grab am Wege, und die umherliegenden Brocken des frisch aufgeworfenen Bodens bestehen aus Kalktuff mit zierlichen Blattabdrücken.

Das Grab (Taf. 31, Fig. 8) ist mit einer einfachen Schicht von dünnen Baumstämmen, welche der Länge nach neben einander liegen, bedeckt, und darüber steht ein niedriges Atappdach, welches an den Querseiten durch je drei Stöcke getragen wird. Ueber die Flur am Boden ist ferner ein Sarong ausgebreitet, auf den Pinangnüsse gestreut sind, ausserdem liegen auf ihm noch Reis- und Papeda-Löffel sowie eine Schale von Cocos. Die Küchengeräthe deuten an, dass hier

eine Frau ruht. Die aus Holz gefertigten, etwa 35 cm. langen Löffel sind beide gestielt, so dass der Reislöffel (8b) einem europaeischen Geräthe ähnelt; derjenige für Papeda (8a) besitzt unten zwei Schenkel, welche dem knöchernen Löffel der Alfuren von Wairama in Wahaï entsprechen [1]), und sieht somit fast wie eine Gabel aus. Kein Stein befindet sich auf dem Grabe, während dies nach dem weiter oben Mitgetheilten in Wakollo wohl der Fall ist; doch ist in einer solchen Abweichung nichts Auffälliges gelegen, da bei den Alfuren der verschiedenen Landschaften Buru's so wenig wie bei denen Serans überall einheitliche Sitten herrschen.

Anderthalb Stunden nach dem Aufbruche von der gestrigen Station befanden wir uns abermals am Unit, welcher nun mit starkem Gefälle nach Süden fliesst, und dessen Bett ganz und gar aus einem in unregelmässigen Knollen abgesetzten Kalktuffe besteht. Ueber kurze Stufen desselben Gesteins geht es im Walde abwärts; dann betreten wir das Bett eines Wasserlaufes, welcher sich bereits weiter oberhalb vom Unit abgezweigt hat, aber nur in regnerischen Zeiten fliesst; deutlich sieht man in ihm, wie die Vegetation den Anlass zur Bildung der Knollen von Tuff gegeben hat, und wie vor allem auch Wurzeln die Entstehung der Stufen begünstigen. Bald verschwindet aber das Wasser allseitig in den Wald, ohne noch einem irgendwie gekennzeichneten Bette zu folgen, so dass sich die Quellabsätze hier über weite Flächen vertheilen müssen, hernach sammelt es sich abermals und rinnt in den Tihi, gleich dem ersterwähnten, niemals austrocknenden Arme des Unit, welcher weiter unterhalb in jenen Fluss einmündet.

Der Waë Tihi, welcher ohne Mühe durchwatet wird, ist an diesem Punkte 20 Schritte breit und gleich dem Unit von Kalktuff erfüllt, welcher noch eine ganze Strecke flussabwärts anhält und den Anlass zur Entstehung hübscher Fälle von ½—1½ m. Höhe giebt. Meist liegen ihnen Barrièren zu Grunde, welche an der abwärts gekehrten Seite flach zugerundet sind, so dass das Wasser in breiter, zusammenhängender Masse darüber hingleitet, bisweilen indessen auch rundliche Klippen von Tuff, und vielleicht sind im ersteren Falle Baumstämme, im letzteren abgestürzte Blöcke die Ursache der Stufenbildung im Flussbette. Denn die Kalksteinhöhen treten wieder nahe an den stark gekrümmten Lauf hinan, so dass ihre vorstehenden Grate stellenweise nur mit Hilfe kleiner Brücken passirt werden können, während wir am jenseitigen, rechten Ufer unseren Weg fortsetzen. Dabei befinden wir uns bald in unmittelbarer Nähe des Tihi bald wieder in einiger Entfernung von ihm in einem üppigen, an Bambus reichen Walde, und die Scenerie ist in dieser Gegend ebenso mannigfaltig wie schön, vor allem hart am Ufer des Flusses. Da bilden pittoreske Klippen und losgelöste Felsmassen durch ihre graue

1) Sieh oben, pag. 236.

Färbung einen prächtigen Gegensatz zu dem dunklen, weiss aufschäumenden Wasser, in dem mehrfach kleine Inseln liegen, gleich dicht mit Grün bestanden wie das Land ringsum; dazu die kleinen Fälle und die aus ihnen hervorstehenden, rundlichen Tuffgebilde mit graubrauner Oberfläche, endlich die starken Krümmungen des Bettes, welche den Blick auf die nächste Umgebung beschränken, so dass die mannigfaltigen Pflanzenformen im Hintergrunde überall deutlich hervortreten — das alles vereinigt sich hier, um Bilder von hoher landschaftlicher Schönheit zu gestalten. Rastlos eilt das Wasser weiter, und wiegt die Bambushalme am Ufer hin und her, und lässt die auf seinen Spiegel herniederhängenden Lianen ruckweise erzittern, als ob viele, unsichtbare Hände in seinem Bette ein Kinderspiel trieben, ein Spiel nur des Spieles wegen, gleichwie die Natur hier nur ihrer selbst wegen geschmückt ist; denn Niemand bewundert ihre Schönheit.

Leider verliessen wir den Fluss schon bald wieder, und als wir ihn nach einem Marsche von einer reichlichen Stunde abermals erreichten, um ihn zu überschreiten (11 U. 50 M.), waren die Tuffe verschwunden. Bis dahin hatte der Weg durch eine offene Gegend mit Kusukusu und wenig Kajuputi geführt, während das Rauschen des Tihi oftmals aus der Ferne her zur Linken vernehmbar war. Gleich jenseits ist die Vegetation ebenso eintönig, aber die Fernsichten sind schön, während der Boden hin und wieder sumpfig wird; dann gelangen wir um 12 U. 28 M. an den Waë Dina, einen hier 15 Schritte breiten, anderen Nebenfluss des Mala. Sein stark geschlängeltes Bett ist bald passirt, und der Wald, welcher den Fluss, wie jeden Wasserlauf von einiger Breite umgiebt, ist nicht sonderlich ausgedehnt, so dass die offene Gegend schon gleich darauf wieder beginnt. Der Boden wird nun fast flach und ist reich an Sümpfen; mehrere Nebenbäche des Dina, die wir nach einander überschreiten, schlängeln sich hindurch; zuerst folgt der Manjangan-Taï (= Hirschdreck), dann der Konfokotpun (= Fledermausbaum), darauf der Gampun und endlich der Itefattan, aber keiner von ihnen hat eine grosse Bedeutung. Genau um 2 Uhr trafen wir an einem 323 m. hoch gelegenen, Polpitu genannten Orte ein, woselbst übrigens keine Wohnungen stehen; nur waren hier derzeit durch die Fürsorge des Posthalters von Tifu für mich und meine Begleiter einige Hütten aufgeschlagen, welche in festlichem Flaggenschmucke prangten.

Es hatte der landesübliche Empfang mit Trommeln (*tifa*, hier *tuba* genannt) und Gesang statt, denn es befanden sich in Polpitu der Kapalasoa von Hawassi Gunung, genannt *Selon Biloro*, sowie derjenige von Waëkibu Gunung, genannt *Lamori Titawaël*, von letzterwähntem Orte auch der sogenannte *perwies*, ein Adjunkt-Kapalasoa (Assistent und bei vorkommenden Gelegenheiten Vertreter des Kapalasoa). Vier abschreckend hässliche Frauen dieser Würdenträger (*njora's*) waren ebenfalls zugegen und machten sogleich mit den Siridosen ihre Aufwartung,

doch erlaubte ich mir diesmal, den Dolmetscher statt meiner essen zu lassen, nachdem ich die Frauen beschenkt hatte, und man nahm das nicht weiter übel, Die Männer zitterten am ganzen Leibe, als ich ihnen die Hand reichte, obwohl sie doch bisweilen zum Orangkaja von Tifu kommen und dort vermuthlich auch schon einen Weissen in der Person des Missionars gesehen hatten. Was mag es sie gekostet haben, mich mit lautem Hurrahgeschrei bei der Ankunft zu begrüssen!

Beim Inafuka sangen nur zwei Frauen, welche anfangs unter einem Sarong hockten; ebenso geschah es auch später beim Empfange in Kawiri, an der Südküste, und niemals singen in dieser Gegend mehr als zwei Frauen zugleich, im Gegensatze zu der Nordküste und zu Foggi, woselbst ihre Zahl nicht so beschränkt ist. Abends wurde unter Begleitung von 2 Gongs und 3 Trommeln der Tatabuan gespielt, und die Leute tanzten dazu, anfangs nur die Männer, hernach auch die Frauen. Letztere stehen dabei zu zweien auf einer kleinen Matte, während die Männer sie allseitig umwerben und die bereits beschriebenen Bewegungen ausführen; sie ziehen sich für besonders festliche Gelegenheiten zwei Jacken über einander an, tragen noch ausserdem einen zusammengefalteten Sarong über der Schulter [1]) und ein schmutziges Taschentuch in der Hand, so dass vermuthlich ihre ganze Toilette dem bewundernden Auge der Umgebung preisgegeben wird. Die Musik war nicht gerade klangvoll, aber ich vermochte keinen Unterschied von derjenigen wahrzunehmen, welche ich an der Nordküste gehört hatte. Der Tatabuan bestand nur aus sechs Becken, welche in einem Rahmen von Gabba-gabba so aufgehangen waren, dass je zwei auf einem Paar Rottanstreifen ruhten.

Die Kleidung der Leute ist im wesentlichen die gleiche wie in Wakollo und an der Nordküste; nur die Kapalasoa's machen hierin eine Ausnahme, denn sie schlingen ihr Tuch ebenso um den Kopf wie die gemeinen Leute und tragen auch nicht den langen Rock ihrer Amtsgenossen des Nordens, sondern statt dessen die mehrmals erwähnte, kurze Jacke, welche entweder bunt verziert oder auch einfach schwarz ist. Dass die Häuser diesseits des Sees nicht mehr von Baumrinde gebaut werden, kann bei dem Mangel an grossen Wäldern nicht befremden; sonst fand ich aber in ihrer Einrichtung keine Abweichungen von dem, was uns bereits über die Wohnungen von Buru bekannt ist.

Vom alten Selon Biloro tauschte ich hier den Stock ein, welcher Taf. 30, Fig. 11 abgebildet ist.

Am 2ten Juni traten wir gegen 6½ Uhr morgens unseren letzten Tagemarsch

1) Vgl. oben unter „Seran" die Anmerkung zu pag. 170.

bis nach KAWIRI an, dessen Nähe ich schon in Polpitu an den dorthin gesandten Hühnern und Eiern gespürt hatte, so dass die Reise mit dem selten gewordenen Gefühle der Sättigung begonnen werden konnte. Der Weg senkt sich nun rasch südwärts und führt zunächst in engen Thaleinschnitten zwischen flachkegeligen Kalksteinhöhen hin, welche ihn 80—100 m. überragen, und deren Gehänge mit zahlreichen, grossen Blöcken des polyëdrisch zerfallenden Gesteins bedeckt sind. Schon um 8 Uhr befinden wir uns an einem Nebenflusse des Mala, welcher WAÏ DULE heisst, und dessen Breite hier zwischen 10 und 20 Schritten wechselt; er ist gleich dem Tihi von Kalktuff erfüllt, und sein Bett trägt sammt der ihn umgebenden Vegetation auch im übrigen den gleichen Charakter, wie er oben vom letztgenannten Flusse beschrieben wurde.

Auch jenseits des Dule führt der Weg alsbald wieder abwärts, und nicht lange, so erblicken wir zur Rechten tief unter uns einen bogenförmigen Abschnitt des MALA. An seinem gegenüberliegenden Ufer befindet sich ein Rücken mit flachwelliger Profillinie, welcher etwa 400 m. über das Flussbett emporsteigt und an ihm in hoher, senkrechter, grauer und von vielen vertikalen Schluchten durchrissener Wand endigt. Die Gipfel dieses Höhenzuges sind dicht bewaldet, ebenso diejenigen, welche in einigem Abstande, zur Linken des Weges und im Osten, unseren Standpunkt um mindestens 300 m. überragen, und sich mit sanft geschwungenen Linien allmählig nach dem Flussbette hin verflachen. Der Hang selbst, welcher den Strom am linken Ufer begrenzt, fällt unter etwa 15° Neigung ab. Hie und da treten aus dem Walde einzelne Klippen hervor, scharf eingeschnittene Wasserrisse zertheilen auch die flachen Wellen der nächsten Umgebung, und isolirte Blöcke sind überall im Grase als Verwitterungsreste zerstreut.

Einer derselben, etwa $1\frac{1}{2}$ m. lang, gilt den Leuten als heilig, denn er lässt sich mit einiger Phantasie als Rumpf und Kopf eines Schweines deuten, und die Eingeborenen haben diese Aehnlichkeit noch dadurch zu erhöhen gesucht, dass sie einige flache, längliche Steine, welche die Beine darstellen, an das feststehende Kalksteingebilde anlehnten, während sie ausserdem auf die vermeintliche Rückenfirste eine Reihe kleiner Steine legten, welche anscheinend die Borsten nachahmen sollen. Es geht die Sage, dass das betreffende Thier von Jägern aus Lisela geschossen und an diesem Orte ins Gras gelegt sei, worauf jene sich einen Augenblick entfernten, zurückkehrend fanden sie aber das Schwein in Stein verwandelt.

Jetzt darf keiner in dieser Gegend jagen, ohne dem heiligen Bilde (welches nach obigem als Eigenthum der Alfuren von Lisela und nicht derjenigen von Massarette betrachtet wird) erst Pinang und Siri dargebracht zu haben, wobei dann auf einem in der Nähe errichteten Altar Dammerharz geopfert wird. Der Altar

(Taf. 31, Fig. 7) ist von plattigen, hier anstehenden Kalksteinen aufgebaut, vierseitig, 2 m. lang, dabei 1 m. breit und ebenso hoch; an jeder seiner Ecken steht oben eine dreiseitige Steinplatte zinkenartig hervor, und flache Steine sind auch ringsherum an den Fuss des vierseitigen Baus gelegt; endlich ist von dem gleichen Materiale oben in der Mitte ein kleines, heerdartiges Gestell über dem grossen Unterbau errichtet, um auf ihm das Harz verbrennen zu können.

Die Leute zollen dem Steinbilde eine so grosse Verehrung, dass auch die anwesenden Christen furchtsam wurden, als ich Miene machte, ein Handstück von ihm abzuschlagen, und sagten, sie wollten dann lieber erst fortgehen; so unterliess ich es denn, aus Furcht, meine Träger zu verlieren. Jeder warf nun einen Stein neben dem Götzen auf die Erde, und ich wurde dadurch lebhaft an eine Handlung erinnert, die ich in Venezuela beobachtete, woselbst die Stätte eines Erschlagenen durch einen Steinhaufen gekennzeichnet ist, den Vorübergehende allmählig in gleicher Weise errichteten.

Ueber treppenartige Absätze des plattigen Kalksteins geht es nun weiter thalwärts, wobei wir den Mala in einigem Abstande zur Rechten behalten; seine mittlere Richtung ist hier *S* 20° *O*, nachdem sie weiter oben, beim Altar, *S* 70° *W* gewesen. Kurz vor 10 Uhr treten wir dann in eine Ebene ein, in welcher der Waë Kapal fliesst, und alsbald gelangen wir an den Punkt, an dem sich derselbe mit dem Waë Floffon, einem Nebenflusse des Mala, vereinigt. Nachdem dies 10—15 Schritte breite Gewässer durchwatet ist, trennt uns nur noch ein schmaler, niedriger Kalksteinrücken vom Hauptstrome, den wir gerade um 11 Uhr erreichen Von der Anhöhe aus, welche Mala und Floffon scheidet und beiderseits steil zu den genannten Wasserläufen abfällt, lässt sich ersterer auf weite Strecken überblicken. Sein lichtgraues Wasser, welches mit starkem Strome, unter Bildung zahlreicher Schnellen und kleiner Fälle, dem Meere zueilt, fliesst hier mit einer mittleren Richtung von *S* 5° *W* in einem engen Thaleinschnitte. Es ist durchschnittlich 60 Schritte breit; von grobem Schotter gebildete, mit hohem Grase dünn bewachsene Inselchen liegen darin, und ausgedehnte Geröllbänke befinden sich am Ufer, welches beiderseits von flachwelligen, etwa 300 m. über den Mala aufragenden Bergen eingeschlossen wird. Wenn nicht am gegenüberliegenden Hange ein Alfurenhaus stände und aus einer Anpflanzung einige kleine Palmdächer hervorlugten, so könnte man sich fast nach Thüringen versetzt fühlen.

Das Studium der Profile sowie der zahlreichen Geschiebe im Flussbette nahm lange Zeit in Anspruch, und meine Begleitung benutzte diese Gelegenheit sofort, um von den Alfuren der jenseits gelegenen Ansiedelung so viel wie möglich an Früchten zu erpressen, die dann noch obendrein von den Anwohnern des Mala selbst durch das stark strömende, tiefe Wasser herbeigeschleppt werden mussten, weil meine Leute

sich dies entweder nicht getrauten oder vielleicht auch zu träge dazu waren. Erst um 12 U. 15 M. wurde die Reise nach Kawiri fortgesetzt, zunächst über Gerölle im Bette des Mala, dann an seinem linken Ufer über Alluvium und kurz hernach an einer steil und unmittelbar zum Flusse abfallenden Kalksteinhöhe hin. An letztgenanntem Punkte wendet sich der Strom unter scharfer Biegung nach *S* 20° *W*, und jetzt behält er diese Richtung eine Strecke weit bei, eng eingeschlossen durch die benachbarten, von ihm durchbrochenen Höhen, welche ihn um etwa 150 m. überragen.

Nun stiegen wir wieder in ein Thal hinab, in dem um 1 U. 5 M. ein 5 Schritte breiter Zufluss des Mala, der Waë Rehu, durchwatet wurde, und gleich jenseits abermals auf eine Kalksteinhöhe hinan, welche Lapitabong heisst. Mächtige Bänke des Gesteins sind hier aufgeschlossen, durchsetzt von Klüften, die es in grosse, polyëdrische Blöcke zerfallen lassen. Da letztere stark zerfressen und beim Abstürzen vielfach durcheinander geworfen sind, so war diese Partie nicht gerade bequem zu begehen, und als wir hernach am steilen Hange wieder zum Bette des Mala hinabkletterten, mussten wir zu ausgespannten Rottantauen unsere Zuflucht nehmen. Uebrigens ist diese schwierige Wegstrecke nur kurz und für einen guten Bergsteiger bedeutet sie nichts.

Noch einzelne grosse Kalksteinfelsen stehen im Alluvium des Flusses, vor die passirten Höhen vorgeschoben, mit denen sie früher ohne Zweifel zusammenhingen; dann weitet sich das Thal, dessen Boden von Sand und Geröllen, den Ablagerungsprodukten des Mala, erfüllt ist. Wir folgen noch anfangs in der grasbedeckten Ebene seinem Laufe, nahe dem linken Ufer, während jenseits des hier 100 Schritte breiten Bettes malerische Klippen sichtbar werden. Einer der Gipfel, welche den Strom am rechten Ufer begleiten und ihn um etwa 200 m. überragen, trägt denselben kastellartigen Charakter wie die Kalksteinberge an der Nordküste Serans und erinnert ganz auffallend an den Massohi; wenig weiter flussabwärts liegt dann eine Insel in Flusse, dessen Breite hierdurch bis gegen 200 Schritte anwächst; sie ist mit Gras und niedrigem Gesträuch bewachsen und bildet so im rauschenden Wasser einen schönen Ruhepunkt. Der Blick von hier flussaufwärts zu dem Höhenzuge des rechten Flussufers gehört zu den schönsten, welche ich in den Molukken kennen lernte.

Die Berge weichen alsdann beiderseits weit zurück, und wir verlassen den Strom, anfangs noch in derselben Ebene fortschreitend; hernach wird eine niedrige Kalksteinhöhe gekreuzt, abermals folgt Alluvium mit Anpflanzungen, dann ein fürchterlicher Sumpf und gleich dahinter die Sanddüne, auf welcher Kawiri liegt. Dort langten wir um 3 U. 5 M. an, und beim Betreten des ärmlichen Dorfes erreichte auch schon das Getöse der Brandung unser Ohr und sahen wir die Wel-

len des Meeres dort schäumend ans Ufer schlagen. Nicht lange nachher, so hatte ich mich am Strande davon überzeugt, dass das Aneroid alle Fährnisse der Reise gut überstanden, und mit dem frohen Bewusstsein, ein schwieriges Ziel glücklich erreicht zu haben, liess ich in dem festlich geschmückten Orte die üblichen Empfangsfeierlichkeiten über mich ergehen.

---

7. AN DER SÜDKÜSTE.

Es galt noch, die Strecke von Kawiri nach Tifu zurückzulegen, woselbst im Hause des Posthalters *Hogendorp* einige Tage Rast gehalten und Vorbereitungen zu weiteren Reisen getroffen werden sollten. Ein direkter Weg vom Mittellaufe des Mala nach Tifu, welchen die Riedel'sche Karte angiebt, besteht überhaupt nicht, doch kann man den letztgenannten Ort in günstiger Jahreszeit von Kawiri aus leicht mit einem Ruderboote erreichen. Derzeit war dies leider nicht möglich, weil im südlichen Buru die Regenzeit herrschte und die starke Brandung eine Küstenfahrt dem herrschenden Südostwinde entgegen von vornherein ausschloss.

So machten wir uns denn am folgenden Tage über Land auf den Weg und betraten hierbei abermals das uns bereits bekannte Kalksteingebirge, welches bis an die Südküste der Insel stösst. Obwohl die Formation in dieser Gegend durchgängig mehr bewaldet ist als längs des früher zurückgelegten Pfades, so begegnet man doch überall zahlreichen Aufschlüssen, und die Menge der abgestürzten, grossen Blöcke bietet dem raschen Vorwärtskommen bisweilen erhebliche Hindernisse. Auf dem in südöstlicher Richtung bergan führenden Pfade befanden wir uns fast 2 Stunden nach dem Aufbruche von Kawiri in 169 m. Meereshöhe, von wo im Süden der Ocean sichtbar wird; dann ging es zu einem in die Bai von Tifu mündenden Bache abwärts, genannt NANGU LALE, d. h. „viel Rottan" (*nangu* = Rottan, *lale* = viel), und abermals einen Gipfel namens WATHAMIN KAKUN (*kakun* = Berg) hinan. Sein höchster Punkt, bis wohin wir von Kawiri aus fast 2½ Stunden gebraucht hatten, liegt 167 m. über dem Meere.

Von dort erblickt man den Eingang zur Tifubai in *S* 15° *O*, den Gipfel des SANANE [1]), des Berges der Geister, in *S* 30° *W*; er ist etwa 100 m. höher als derjenige des WATHAMIN KAKUN. Der Fuss des ersteren begrenzt die Bai von Tifu im Westen am Meere, desgleichen derjenige des TEDOÏ im Osten, und an ihnen bricht sich die Kraft der heranrollenden Wogen, während der innere, nach Osten ein-

---

1) Ueber *sanane* vgl. Wilken, Alfoeren v. h. eiland Boeroe, pag. 29.

springende Theil der Bucht spiegelglatt daliegt. Es ist ein merkwürdiger Gegensatz, wenn man vom Wathamin aus den Ocean und die Bai zugleich übersieht: jener, im Augenblicke stahlblau gefärbt, gleich dem regenschwangeren Himmel über ihm, scheint mit Gewalt die Ruhe des blaugrünen Wassers da drinnen stören zu wollen; aber die Wellen, welche er unaufhaltsam zum Angriffe vorschickt, zerschellen ihre weissen Köpfe machtlos an dem Bollwerke, das von den grauen, klippigen Sockeln des Küstengebirges gebildet wird.

Jetzt kommt auch Tifu am östlichen Ufer der Bai zu Gesicht, woselbst es am steil abfallenden Hange auf einer schmalen Terrasse 10 m. über dem Meere gelegen ist, während darüber hinaus zahlreiche kleine, vielfach dreiseitig erscheinende und dicht bewaldete Gipfel, welche sich auf gemeinschaftlicher, breiter Basis erheben, sichtbar sind. Links dagegen, am nördlichen Ufer und im Innern der Bucht, stürzt der Ehan (= Fels) in hoher, senkrechter, grauer Wand zum Wasser ab; in der Binnenbai liegt noch eine kleine, zum Theil bewachsene Klippe, im übrigen umsäumt fast überall das schöne Grün der Mangrove ihre Ufer. Damit auch die Staffage nicht fehle, welche man in kulturentrückten Ländern oftmals so sehr vermisst, fahren eine Sarua und eine Prau, die letztere mit Tifa- und Gongschlägern besetzt und beide mit den jungen Fiedern der Cocospalme behangen, auf dem Wasser umher; andere Böte, für den Transport meiner Begleitung und der Bagage bestimmt, liegen an dem mit zahlreichen Kalksteinblöcken bestreuten Ufer. Die hohe, jenseits zum Orte hinaufführende Treppe prangt abermals in einem reichen, grünen Festschmucke, welcher auch von der Terrasse des Dorfes herüberleuchtet und einen schönen Kontrast zu dem dunklen, bewaldeten Hintergrunde bildet.

Der Abstieg vom Wathamin zur Bai hatte nur ½ Stunde erfordert, da der Weg rasch und steil am Gehänge hinunterführt, und die ganze Strecke von Kawiri bis hierher lässt sich für jemanden, der sich unterwegs nicht aufzuhalten braucht, in zwei Stunden zurücklegen; nach dem gegenüberliegenden Ufer von Tifu muss man aber alsdann noch mit einem Boote hinüberrudern. Kurz nach 11 Uhr morgens langten wir am 3ten Juni daselbst an.

Seit dem 19ten Mai hatten wir Tag und Nacht in den Kleidern gesteckt, nur hin und wieder das Unterzeug wechseln und kaum den Körper gründlich reinigen können; die Kleidung war nur einmal in Wakollo nothdürftig gewaschen worden, die Ernährung durchgängig ungenügend gewesen, während an körperlicher und geistiger Arbeit von mir das Höchste gefordert wurde. Alledem war nun mit einem einzigen Schlage ein Ziel gesetzt: Ein Bad und ein Bett, reine Wäsche und Ruhe, gute Nahrung und vor allen Dingen auch eine anregende Unterhaltung im Hause des gebildeten Missionars von Tifu, des Herrn *H. Hendriks* — der Umschlag war so gross, dass ich mich kaum hineinfinden konnte.

Der Ort Tifu trägt seinen Namen vermuthlich deswegen, weil er etwa in der Mitte des zu Massarette gehörigen Küstenstrichs gelegen ist, denn *tifu* bedeutet „Mitte". Er besteht erst seit dem Jahre '82 und zählte zur Zeit meiner Anwesenheit ausser der Wohnung des Missionars und der Kirche ungefähr 30 Häuser, von denen aber nur 20 auf der erwähnten, unteren Terrasse lagen, da für mehrere kein Raum ist; die übrigen Wohnungen befanden sich auf einem höher gelegenen Vorsprunge desselben Gehänges im Osten der Bai, woselbst man sie auf dem Wege nach Mefa passirt. Graue Klippen stehen überall am Strande und vielfach auch in den von lebenden Hecken eingefassten Wegen des Dorfes aus dem Boden hervor, und ringsherum fallen die dreiseitig zerschnittenen Höhen unmittelbar zum Wasser ab; den Ocean erblickt man aber von Tifu aus nirgends, und in dem vor Winden völlig geschützten Thalkessel liegt das Wasser so ruhig gebettet, dass man durchaus den Eindruck erhält, als befände man sich an einem Binnensee. Oftmals kam es mir vor, als sei ich in das Harzgebirge versetzt.

Sieht man von den Wohnungen des Missionars und des Posthalters, welche selbstredend dem ambonschen Stile folgen, ab, so tragen alle übrigen den Charakter der ärmlicheren Häuser von Kajeli, und ebenso ist es in den Orten Mefa und Waëulung, welche weiter südöstlich, an der Bai von Mefa, gelegen sind, sowie in Kawiri; nur sah ich am letztgenannten Orte noch die Küchen nach alfurischer Sitte auf Pfählen gebaut. Die Huma-koïn's fehlen im Gebiete der Mission aus leicht ersichtlichen Gründen; doch sagte man mir, dass sie an der Südküste überhaupt niemals in den Dörfern ständen, und der Missionar selbst hatte noch keins gesehen. Dann zeigte ich einem bekehrten Alfuren die Abbildungen, welche ich von den Huma-koïn's in Waëpote angefertigt, und er erklärte mir sogleich, dass eine derselben durchaus dem heiligen Hause gleiche, welches bei ihnen gebräuchlich gewesen und unter dem Namen eines *huma pudji* (*pudji* = Gebet) bekannt sei; es entsprach dem kleinsten der oben von genanntem Orte beschriebenen Bethäuser (Taf. 32, Fig. 5).

Auch der Orangkaja von Okki, derselbe, welcher mich von Wakollo aus zur Südküste geleitete, besitzt in seinen Pflanzungen noch ein Huma-pudji, obwohl er Mohammedaner geworden ist. Darin opfert er einem weissen Krokodile, denn die Leute von Okki glauben, dass sie von solchen Thieren abstammen, und ferner, dass sich unter diesen ein weisses befinde, welches die übrigen beherrsche; opfert man aber letzterem, so thun die übrigen Krokodile dem Menschen nichts zu Leide. Im Bethause des genannten Regenten befinden sich nun zwei Modelle von Prauen, von denen eins nur mit rothem und weissem Tuch umwickelt ist, während das andere eine aus Gabba-gabba angefertigte Nachbildung des Reptils enthält. Ausserdem steht darin eine Art steinernen Altars auf dem unter Tifaschlag Dammerharz ge-

opfert wird, wobei man dann das Haus, wie gewöhnlich, mit Cocosfiedern behängt.

Wie die Bewohner Okki's vom Krokodil, so leiten diejenigen von Tifu ihren Ursprung vom Kinarbaume (*Kleinhovia hospita L.*) her, dessen bereits in Waëpote gelegentlich der alfurischen Lieder gedacht wurde. Man sagt, dass sich der Baum in aussergewöhnlich trockenen Jahren sehr leicht ohne Zuthun des Menschen durch Reibung seiner Aeste entzünde und viel zur Entstehung der von Zeit zu Zeit auftretenden Waldbrände, welche oft erhebliche Ausdehnung erlangen, beitrage.



Maedchen aus Tifu.

Die Leute von Tifu sind jetzt Christen geworden, wenngleich heidnische Sitte und Gewohnheit selbstredend noch überall hervorsieht, trotz der preisenswerthen Umsicht, mit welcher die Mission hier geleitet wird; denn letztere hat mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Vor allem der Frauenkauf steht ihr vielfach im Wege, weil die Mädchen des Brautschatzes wegen von den Eltern zu sehr geschätzt werden und sie auf diese Weise schwer in die Schule des Predigers zu bringen sind; dabei wollen manche Männer nicht von der Polygamie lassen, doch sind auch bereits Ehen im christlichen Sinne geschlossen worden. Bei alledem werden aber diese bekehrten Alfuren am Strande nicht sesshaft, sie kommen vielmehr in der Regel nur für den Sonnabend und Sonntag nach Tifu, um Unterricht zu erhalten und die Kirche zu besuchen; ist der Gottesdienst beendet, so eilt alles wieder in die Berge, und ebenso geht es auch in Mefa. Es sind das somit dieselben Zustände wie an der Nordküste Serans, woselbst es auch eine ganze Reihe von Orten giebt, welche nur nominell als Wohnsitze gelten, während die zugehörige Bevölkerung sich thatsächlich im Innern aufhält; einem augenfälligen Beispiele dieser Art werden wir noch ausserdem später auf Buru am Waë Apu begegnen.

Keinen wird es befremden, dass heidnischer Aberglaube in der Gegend von Tifu noch üppige Blüthen treibt, und bereits oben lernten wir bei dem angeblich versteinerten Schweine eine Probe hievon kennen. Das Schwein ist hier an der Südküste früher als Opferthier benutzt, so wie es in Wakollo noch heute geschieht; nach Hendriks wurde der blutende Kopf des Thieres bei dieser Gelegenheit auf einen Stock gesteckt, und darunter stand ein sehr hoher, mit weissen Laken behangener Tisch, welcher vermuthlich Siri und Pinang trug.

Zaubereien, welche dazu dienen sollen, einem anderen zu schaden, spielen ferner eine grosse Rolle; man opfert draussen und schickt darauf seinen Teufel (*setan*) dem Feinde ins Haus. Vielfach benutzt man bei der betreffenden Handlung Gegenstände, die entweder von der Person selbst, gegen welche die Beschwörung

gerichtet ist, abkünftig sind, oder doch mit ihr in Berührung kamen, so z. B. etwas Haar oder der Sand, in dem sich ein Fussabdruck des Verfolgten fand, Reste seiner Mahlzeiten u. s. w.

Zu den Gegenständen, welche den Schaden anbringen sollen und dem Feinde ins Haus geschafft werden, gehört auch der auf Tafel 30 in Figur 8 dargestellte *ijer koïn*, d. h. *barang pamali* (*ijer* = Gegenstand). Er ist etwa 16 cm. lang und besteht aus einem Bündel, in dem sich der Unterkiefer eines *Cuscus*, das Stück einer Alcyonarie, Wurzeln vom Spanischen Pfeffer und einige andere Pflanzentheile befinden. Letztere dienen zum Erregen von Fieberhitze, der Kiefer zum Beissen und die gekrümmten Zweige der Alcyonarie vermuthlich zum Fassen des zur Rache Auserkorenen, und zwar ist dieser Ijer-koïn ein sehr gefährliches Zaubermittel, welches den Tod verursachen soll und einer Frau ins Haus geworfen wurde, die nicht zu ihrem Manne zurückkehren wollte. Als ich ihn in die Wohnung des Posthalters mitnahm, wurde dieser ganz entsetzt hierüber, da er als geborener Saparuanese ebenfalls grosse Furcht vor solchen Dingen hatte. So ist es denn auch ganz erklärlich, dass andere, noch weniger entwickelte Leute bei ähnlichen Anlässen nicht selten schwere, durch Angst erregte Fieber bekommen, wenn ihnen z. B. ein grüner Zweig über die Schlafstätte gehangen wird, mit der Bestimmung, dass der Betreffende sterben solle, sobald jener verdorrt sei. Später erfuhr ich noch, dass der Gebrauch der soeben beschriebenen Ijer-koïn's auch am Meere von Wakollo bekannt ist; dort steckt man aber noch ein Stück vom Rückgrat des den See bewohnenden Aales hinein, damit der Bedrohte aufschwelle. Man benutzt ein derartiges Zaubermittel auch Leuten gegenüber, von denen man annimmt, dass sie falsche Versicherungen gegeben oder Meineide geschworen haben.

Als ein Beweis starken Aberglaubens mag ferner noch dies gelten: Die Leute von Tifu hatten von Wakollo aus ein Schwein mitgenommen, mit dem Versprechen es bezahlen zu wollen, was dann aber später der Bequemlichkeit wegen vergessen wurde. Das Thier folgte uns frei wie ein Hund überallhin, ohne dass sich jemand um dasselbe zu bekümmern brauchte, indem es sich seine Nahrung, so gut dies ging, längs des Weges suchte; alle Leute, mit Einschluss des Posthalters von Tifu, waren aber überzeugt, dass dies nur eine Folge von *obat* sei, welches dem Thiere in Gestalt einer Wurzel eingegeben worden war.

Der Gebrauch des *matakau* ist in dieser Gegend ebenfalls bekannt, es wird aber in Massarette *kenwaket* genannt, und *sassi's* sah ich mehrfach, unter anderen solche für Cocosnüsse auf dem Wege nach Mefa; es waren Zusammenstellungen von Zweigen, wie ich sie bis dahin noch nicht angetroffen, denn alle diese Dinge haben in den verschiedenen, von mir besuchten Gegenden von Seran und Buru wenig Gemeinsames.

Als Volksspiel ist von der Südküste wiederum der Tjakalele zu erwähnen, welcher mit dem kleinen Schilde und dem Parang, aber ohne besondere Festkleidung aufgeführt wurde; der Menarie wird ferner in der bereits für Buru geschilderten Weise unter Begleitung der gewöhnlich benutzten Musikinstrumente getanzt. Dass es daneben auch eine Geige giebt, ist schon bei Gelegenheit des Verbleibs in Wakollo erwähnt, und ausserdem lernte ich noch ein *tatabuan kawan* genanntes Instrument kennen, welches seinen Namen daher trägt, dass mit ihm der Tatabuan nachgeahmt wird, während es von Bambus (*kawan*) hergestellt ist. Obwohl im Archipel sehr verbreitet, zeigt es doch hier im südlichen Buru in dem gleich zu beschreibenden, zum Halten dienenden Fortsatze und den mit Klappen versehenen Schallöchern eine geringe Abweichung von der gebräuchlichen Form (Taf. 29, Fig. 18).

Das fast 1 m. lange Instrument ist im wesentlichen aus dem Internodium eines Bambushalmes sammt den Knoten seiner beiden Enden angefertigt, doch bleibt in Verband hiemit von einem folgenden Internodium noch ein schmaler, brettartiger Fortsatz erhalten. Letzterer dient dazu, das Instrument in sitzender Stellung mit dem linken Fusse auf den Boden zu drücken, während sein anderes Ende über den rechten Fuss hingelegt wird, so dass also der Spieler beide Hände frei behält. Von dem als Resonanzkasten verwendeten Rohre sind gleichzeitig fünf schmale Streifen abgespalten, welche nun durch zwischengeschobene Holz- und Steinstückchen als Saiten abgehoben, gespannt und gestimmt werden können. Die beiden äussersten von ihnen tragen eine Holzklappe, die jederseits über einen kreuzförmigen, als Schalloch dienenden Ausschnitt des Rohres herabhängt; auch ist eine kreuzartige Oeffnung in einer der Scheidewände angebracht, und zwar an dem beim Spielen rechts befindlichen Ende des Instruments. Auf dieses trommelt man mit der rechten Hand, um so den Klang der Tifa nachzuahmen, während mit der Linken die Saiten angeschlagen werden, und die Musik ähnelt in der That auffallend derjenigen, welche unter Tifabegleitung mit dem metallenen Tatabuan hervorgebracht wird, so dass der Name eines *tatabuan kawan* für das in Rede stehende Instrument sehr bezeichnend ist; sein Klang ist aber ungemein leise.

Auch den bekannten, geflochtenen Fangball (*raga*, hier *ragan* genannt) sah ich an der Südküste von Buru, in Kawiri, zum Spielen benutzt; die Leute wussten ihn dort sehr geschickt mit Händen und Füssen zu schlagen. Dagegen habe ich diesen Ball an der Nordküste so wenig bemerkt wie den Tatabuan-kawan, was möglicherweise einer Zufälligkeit zuzuschreiben ist.

Am 5ten Juni unternahm ich von Tifu aus eine kleinere Reise nach Mefa. Der Weg, welcher in südöstlicher Richtung in einigem Abstande von der Küste hinführt, bietet kaum ein anderes als rein geologisches Interesse und lässt sich für

einen sehr rüstigen Fussgänger ohne Aufenthalt in 2½ Stunden zurücklegen. Man klimmt das Gehänge hinan, welches sich im Osten der Binnenbai von Tifu unmittelbar hinter dem Orte erhebt, und geht alsdann auf einem in unbedeutenden Wellen auf- und absteigenden, nur hin und wieder etwas sumpfigen Boden durch Waldungen, bisweilen auch durch Kusukusu oder Anpflanzungen; erst in unmittelbarer Nähe der Bai von Mefa ist noch ein steiler Abstieg zu überwinden, sonst bietet aber das Terrain nirgends Mühseligkeiten. Halbwegs zwischen Tifu und Mefa kreuzt der Waë Dea den Pfad, und sein 15 Schritte breites, in Kalkstein eingeschnittenes Bett muss hoch über dem Spiegel des stark strömenden Wassers auf einem Baumstamme überschritten werden. Kurz hernach gelangt man an einen Nebenfluss dieses Gewässers, genannt Waë Roë; es soll aber ersteres laut mir gemachter Aussage das Meer nicht erreichen, sondern etwa ¼ Wegstunde von dem Punkte, an welchem wir es überschritten, im Boden verschwinden. Mefa mehr genähert fliesst der Waë Foffo, ein unbedeutender Bach, welcher von links her noch eine Waë Fefa genannte Wasserader in sich aufnimmt und an der Südküste der Insel ausmündet.

Die Bucht von Mefa dürfte fast ebenso gross sein wie die Binnenbai von Tifu, aber sie ist nach dem Meere hin weit geöffnet und sehr seicht, so dass man in ihr bei Niedrigwasser bequem umherwatet. Die Berge, welche sie umgeben, tragen einen ähnlichen Charakter wie diejenigen von Tifu und bestehen auch aus derselben Formation; unter ihnen erreicht der Gunung Mefa, welcher die Bucht im Osten am Meere begrenzt, etwa 300 m. Höhe; der gegenüberliegende Gipfel im Westen, welcher von den Leuten abermals mit demselben Namen belegt wird, ist vielleicht 50 m. niedriger. Im Innern der rundlichen Bai, welches sumpfig und mit dichter Mangrove sowie mit einigen Casuarinen bestanden ist, mündet ein unbedeutendes Gewässer, genannt Waë Mefa; am rechten Ufer desselben und hart an demjenigen der Bucht liegt ferner ein elendes, kleines Dorf, Waëulong, und weiter landeinwärts am linken Ufer des erwähnten Baches der nach ihm genannte Ort Mefa. Blickt man von diesem Dorfe aus, welches nur wenige Meter über dem Meeresspiegel auf Kalksteinfelsen gebaut ist, auf die Berge ringsum, so bemerkt man, dass es in einem Kesselthale gelegen ist, welches sich nur nach der Bai hin öffnet, während sonst die Berge überall nahe an dasselbe herantreten, um mit starker Neigung nach innen abzufallen; die Aehnlichkeit mit der Gegend von Tifu ist alsdann sehr augenfällig.

Erst seit kurzem wohnte in Mefa ein Missionar, Herr *Storm*, welcher sammt seiner Gemahlin auf der Fahrt von Europa nach Batavia mein Reisegenosse gewesen war und nach vielen, durch die Schwierigkeit der Landung auf Buru hervorgerufenen Enttäuschungen, endlich seinen Bestimmungsort erreicht hatte. Es

standen dort zur Zeit meiner Anwesenheit ausser der Kirche noch 20 Häuser, einige entfernter gelegene Wohnungen eingerechnet, und hierzu gehörten, mit Einschluss von Frauen und Kindern 170 getaufte Personen.

Nachdem ich bei meinen liebenswürdigen, alten Bekannten einen angenehmen Nachmittag und einen durch Musik verschönten Abend verlebt, trat ich in der Frühe des 6ten Juni den Rückweg nach Tifu an, woselbst für die auf den folgenden Tag festgesetzte Weiterreise nach Foggi noch manches zu erledigen war.

Ungern verliess ich Tifu, denn ich hatte daselbst und im benachbarten Mefa nicht nur körperliche Ruhe und Erholung gefunden, sondern war auch vor allen Dingen durch die Begegnung mit Menschen, welche andere als rein materielle Interessen kannten, geistig erfrischt worden. Bei den Missionaren brachte ich in anregender Unterhaltung manche lehrreiche Stunden zu, und viele der oben mitgetheilten Einzelheiten über die Bevölkerung von Massarette verdanke ich ihnen, namentlich Herrn Hendriks, welcher durch seinen jahrelangen Aufenthalt an der Südküste Buru's bereits einen grossen Schatz von Erfahrungen gesammelt hatte. Wer aber die Gegenwart gebildeter Frauen eine lange Zeit entbehrte, wird leicht ermessen können, dass ich der Gesellschaft der beiden Gemahlinnen der Missionare in nicht minder dankbarer Erinnerung gedenke! Sie theilen mit ihren Männern nicht nur das Loos der Verlassenheit, sondern auch die Mühen und Freuden gemeinsamer Missionsarbeit. Mögen die letzteren in Zukunft überwiegen und gesundes geistiges Leben in dem jetzt noch stumpfen Volke erweckt werden, so wie auch der Gegend von Tifu trotz ihres felsigen Bodens ein üppig grünendes Pflanzenkleid entsprossen ist.

---

8. VON TIFU ÜBER SEE NACH WAËPOTE.

Eine Fahrt längs der Südküste von Buru ist in der Regenzeit mit Hilfe kleiner Böte meistens kaum auszuführen, und namentlich ist die Passage der Aussenbai von Tifu dann vielfach mit Gefahr verbunden; selbst mit dem Dampfer durften wir später, am 6ten Juli, es nicht unternehmen, in die Bucht einzufahren, so dass der Kapitän damals genöthigt war, unverrichteter Sache nach Ambon zurückzukehren. Im Augenblicke blieb aber keine Wahl, und das Wetter war leidlich günstig, so dass wir uns mit gutem Muthe einem kleinen, sowohl zum Segeln als zum Rudern eingerichteten Boote der Galelaresen, einer sogenannten *fakatora*, anvertrauten. Die Galelaresen wohnen nämlich, zusammen mit Sulanesen, in ver-

schiedenen Kampongs an der Südküste, westlich von Tifu, und sind als tüchtige Seeleute bekannt.

So fuhren wir denn am 7ten Juni um 7 U. 15 M. von Tifu fort und steuerten alsbald mit dem Kopfe in die gewaltige Brandung hinein, als wir aber das offene Meer gewonnen hatten und der Kiel nach Westen gewendet werden konnte, war auch die Schwierigkeit überwunden. Wir ruderten am Fusse des Sanane hin, woselbst die Kalksteinformation in malerischen Klippen ans Meer herantritt; eine steil abfallende, kahle und graue Wand endigt hoch über uns mit dreiseitiger Profillinie, so dass man bis zum Gipfel des Berges emporzublicken glaubt; weiter abwärts lagert sich an ihren Fuss eine Felsmasse, welche aus mächtigen, deutlich über einander geschichteten Bänken aufgebaut ist und nahezu 40 m. hoch über den Seespiegel hervorragt. In ihr stehen die Schichten fast senkrecht, und da sie nach *S* einfallen, so ist eine hohe, nahezu ebene Gesteinswand dem Oceane zugekehrt, als ob der Sanane, einem wetterfesten, trotzigen Krieger gleich den anprallenden Wogen einen gewaltigen Schild entgegenhielte. Und doch zeigt die ausgewaschene Hohlkehle über dem Wasser, dass auch sein Widerstand langsam und stätig vermindern und schliesslich brechen wird; Klüfte, welche das Gestein in verschiedenen Richtungen durchsetzen und sein Zerfallen in polyëdrische Blöcke begünstigen, bieten dem Meere beim Zerstörungswerke eine hilfreiche Hand. Wo ferner infolge des Abbruchs längs der Kluftflächen kleine Absätze an der steil aufstrebenden Wand geschaffen sind, da hat auch das Pflanzenreich bereits Fuss gefasst; es sendet in die Spalten des Gesteins seine Wurzeln hinab, welche es zersetzen und beim Weiterwachsen die Felsen sprengen, und so arbeitet die Vegetation und das Meer, unterstützt durch die auflösenden Atmosphaerilien unverdrossen fort, um in langen Zeiträumen mit geringen Mitteln ein mächtiges Gebilde zu zerstören.

Etwas weiter westlich sind vom Fusse des Sanane einzelne kleine Klippen als Eilande losgelöst, und daneben zeigt ein Kap die bekannte, auch an gehobenen Korallenkalken mehrfach beobachtete Erosionsform, welche an das Hintertheil eines Schiffes erinnert. Das betreffende Felsgebilde wird deswegen auch wiederum Batu Kapal genannt, und die Eingeborenen behaupten, dass es ein gestrandetes Schiff sei, von welchem die Insel die auf ihr gepflanzte Kartoffel erhalten habe. Man bemerkt nun von *W* her, dass die erwähnte, steile und kahle Wand des Sanane mit 66° Neigung nach *S* abfällt und etwa bis zur halben Höhe des im übrigen ziemlich flach gewölbten Gipfels hinaufreicht.

Westlich von ihm verflacht sich das Küstengebirge in der Richtung nach Kawiri hin, und nun folgen die alluvialen Ablagerungen des Mala, welche eine weit seewärts vorspringende Landzunge bilden. Die Mündung des Stromes, der

wir uns um 9½ Uhr gegenüber befanden, liegt an der Spitze der letzteren und macht, vom Meere aus gesehen, einen ziemlich unbedeutenden Eindruck, obwohl ihr keine Sandbank vorgelagert ist und man das hohe Gras des Flussbettes bereits in nächster Nähe des mit Casuarinen bestandenen Strandes erblickt.

Nun wurde das Segel geheisst, und ein kräftiger Ostwind führte uns rasch das Ufer entlang nach Nordwesten; die See ging hoch, hin und wieder schlug eine Welle über den Rand unseres kleinen Fahrzeuges, und die Bemannung hatte alle Hände voll, denn die Takelage war äusserst primitiv. Das trapezförmige Segel ist zwischen zwei als Gaffel und Giekbaum dienende Stäbe ausgespannt, aber keine der beiden Längsseiten ist noch näher mit dem Maste verbunden, und nachdem die obere Stange hochgeheisst ist, wird die untere einfach mit den Händen in der erforderlichen Stellung festgehalten, wie ich es auch sonst auf meinen Reisen vielfach gesehen. Das Streichen des Segels ist nur durch allmähliges Aufrollen auf die den Giekbaum vertretende Stange möglich und erfordert bei starkem Winddrucke die ganze Kraft von zwei bis drei Personen; auch jedes Verstellen ist selbstredend mit einer sehr umständlichen Operation verbunden, und setzt plötzlich eine schwere Böe ein, so ist dem Fahrzeuge aus diesen Gründen trotz seiner grossen Stabilität nicht zu trauen. Unter allen Umständen kommt es darauf an, stets viele Hände zur Verfügung zu haben, und wir waren deswegen auch wenig erbaut, als uns mittags gelegentlich einer kurzen Landung zwei Leute verliessen, und wir nach vergeblichem Warten schliesslich genöthigt waren, die Reise ohne sie fortzusetzen. Nur mit Mühe war diese Landung im Schutze einer vorspringenden Zunge des Strandes ermöglicht worden, um einige Nahrung einnehmen zu können, was sich auf dem stark bewegten Meere in dem kleinen Boote nicht ausführen liess; übrigens war an eine Untersuchung der Küste gar nicht zu denken und musste unser Augenmerk lediglich auf möglichst rasches Fortkommen gerichtet sein.

Schnell gleiten die Ufergelände an uns vorüber, und meine ganze Thätigkeit während der Fahrt beschränkt sich auf das Notiren der Namen von Flüssen, Höhen und Dörfern, welche wir in nächster Nähe des Strandes passiren und deren Lage sich nur in sehr rohen Umrissen mit Hilfe der Uhr bestimmen lässt; denn der Wind weht ziemlich gleichmässig durch, und die Schnelligkeit des Bootes bleibt bis etwa 3 Uhr nachmittags nahezu unverändert. Zu dieser Zeit befanden wir uns ein wenig südlich von der Mündung des WAĚ BO; dann liess der Wind allmählig nach und wurde die See an der Westküste, im Schutze des Eilands, ruhig, bis wir um 4 U. 40 M. sogar wieder zu den Rudern greifen mussten. Ein feiner Regen trat ein, und die Sonne malte einen prächtigen Regenbogen an den trüben Himmel, welcher das landeinwärts befindliche Gebirge mit duftigem Schleier verhüllte; aber der Sonnenball war längst verglüht, als wir vor FOGGI, dem Hauptorte der gleichna-

migen Landschaft im Westen Buru's, ankamen, weil die Bemannung ausserordentlich lässig ruderte. Erst um 6 U. 35 M. lagen wir vor Anker.

Die Einzelbeobachtungen, welche während dieser Küstenfahrt gemacht wurden, sollen an einem anderen Orte mitgetheilt werden; hier möge nur eine kurze Charakteristik des Uferlandes Platz finden: Nirgends treten im Nordwesten des Sanane wieder hohe Gipfel und Klippen von so grosser Ausdehnung, wie sie unfern von Tifu vorkommen, unmittelbar ans Meer hinan. Wohl folgt jenseits der Ebene des Mala noch wieder ein Küstengebirge von 250—300 m. Höhe, doch sendet dasselbe nur einzelne, unbedeutende Ausläufer als Klippen an den Strand, sonst ist es fast überall dicht bewaldet und lagert sich ihm ein sandiger Uferstreifen vor. Weiter nordwestlich tritt dann ein flachwelliges, sanft zum Meere abfallendes Gebirge auf, wiederum mit dichter Vegetation bedeckt und unfern der Küste im Mittel etwa 200 m. hoch, während der sandige Strand an seinem Fusse nur hie und da durch unbedeutende Felsmassen unterbrochen wird und sich zuweilen zu ausgedehnten, alluvialen Ebenen erweitert, in denen zahlreiche Wasseradern fliessen. Erst in der Nähe von Foggi wurde wieder ein bedeutenderes Gebirge im Innern der Insel sichtbar, dessen Höhe aber infolge der bedeckten Luft nicht einmal annähernd geschätzt werden konnte.

Unendliche Schaaren von Kalongs (vermuthlich *Pteropus personatus*) flogen bei unserer Ankunft vor Foggi über die Bai hin, der gegenüberliegenden, gleichnamigen Insel zu; denn bekanntlich legen diese grossen „fliegenden Hunde" mit einbrechender Dunkelheit oft ansehnliche Strecken zurück, um zu den Orten zu gelangen, an welchen ihnen saftige Früchte als Futter geboten werden. Die Erscheinung wiederholte sich am folgenden Abende zu derselben Zeit und erinnerte mich lebhaft an die langen Züge unserer Krähen, welche allabendlich in irgend einem einsamen Gehölze ihre Ruheplätze aufsuchen.

Um 7 U. 50 M. glaubten wir aus unmittelbarer Nähe einzelne Kanonenschüsse zu vernehmen, und so selten auch ein grösseres Schiff in diesen Gewässern fährt, so wurden doch sogleich Anstalten gemacht, um ein Boot ins Wasser zu schieben, weil wir es für möglich hielten, dass sich in der Nähe der kleinen, vor der Küste von Foggi gelegenen Inseln ein Schiff in Gefahr befände. Alsbald fielen aber, durch kurze Zwischenräume unterbrochen, so zahlreiche Schüsse, dass wir eines Besseren belehrt wurden, und nur noch die Annahme einer vulkanischen Eruption gemacht werden konnte. Bis 8 U. 20 M. blieb die Zahl der einander folgenden Schläge, die übrigens von sehr verschiedener Stärke waren, besonders gross; dann wurden sie mehr vereinzelt wahrgenommen. Der Schall schien aus *N W* zu uns zu gelangen; das Meer war sowohl an diesem Abende als auch am folgenden Morgen ganz ruhig.

Später stellte sich heraus, dass um 6 U. 10 M. eine gewaltige Erruption des Gunung Awu auf Gross-Sangir stattgefunden hatte, wobei das ganze Eiland von schwerem Aschen- und Steinregen bedeckt wurde und Schlammströme grosse Verheerungen anrichteten. Seit dem 2ten März 1856 befand sich der G. Awu in Ruhe, und als ich am 22sten Nov. '91 in Taruna war, zeigte er auch noch keine Spur von Thätigkeit; jetzt brachte die plötzliche, durch keinerlei Vorzeichen angekündigte Eruption vielen Menschen den Tod, vielen anderen Verlust von Hab und Gut.

Da der genannte Vulkan 3° 39′ *N. B.*, Foggi 3° 20′ *S. B.* gelegen ist, so hatte also die Schallwelle, unter Vernachlässigung des verhältnissmässig sehr geringen Längenunterschiedes beider Orte, als wir sie wahrnahmen, bereits den Abstand von fast sieben Breitegraden zurückgelegt, und dennoch klangen die Schüsse so stark, dass sie anfangs zu dem oben erwähnten Irrthume Anlass geben konnten. In Menado hörte man sie gegen 7 Uhr und wurde gleichzeitig in der Richtung von Sangir eine mächtige Feuergluth gesehen; aus Ternate wurde berichtet, dass zwischen 6 und 10 Uhr heftiges Knallen und Erdbeben von *N W* her wahrgenommen sei, aus Makasser und Maros im südlichen Celebes, dass daselbst ziemlich schwere und dumpfe Schläge gehört wurden, die an Kanonenschüsse denken liessen, während in der Nacht vom 7ten auf den 8ten Juni an beiden Orten ein von *N O* nach *S W* verlaufendes Erdbeben, welches ungefähr 30 Sekunden anhielt, empfunden wurde. In Ambon vernahm man ebenfalls die Explosionen und wurde ausserdem ein geringes Seebeben konstatirt; um so auffallender ist es, dass bei der Grösse des Erschütterungskreises hiervon in Foggi, unmittelbar am Strande, nichts zu verspüren war. Die ersten Schüsse sind, nach mir an Ort und Stelle gemachten Mittheilungen, auf Ambon um 7 U. 45 M. gehört, also 5 Minuten früher, als ich in Foggi notirte; diese Differenz kann aber auf Rechnung der Uhren oder der Ungenauigkeit der Aufzeichnung gestellt werden, zumal man auch in jenem Orte anfangs ein Schiff in Noth glaubte und somit, gleich mir, schwerlich beim Hören des ersten Knalls zur Feder gegriffen hat, sondern erst etwas später aus der Erinnerung seine Aufzeichnung gemacht haben wird. Zu Rechnungen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles lassen sich leider alle die obigen, mehr oder minder unsicheren Zeitangaben, wie sofort ersichtlich ist, gar nicht verwenden; es ist auch schon auf Grund der Nachrichten, welche über den Verlauf der Eruption vorliegen, nicht anzunehmen, dass in den erwähnten, grossen Entfernungen von Sangir bereits ihr Beginn wahrgenommen sein sollte.

Das Dorf Foggi liegt nur 20 Minuten Gehens südlich vom Waë Miting,

woselbst sich früher ein nach diesem Gewässer genannter, von seeräuberischen Galelaresen bewohnter Ort befand, während das alte Foggi weiter südlich gebaut war. Jetzt besteht die Einwohnerschaft aus zum Islam übergetretenen Alfuren, Galelaresen und Sulanesen, deren Häuser wiederum an diejenigen von Tifu erinnern. Eine kleine Ebene dehnt sich längs des Strandes aus, jenseits des Waë Miting erhebt sich indessen sogleich ein ansehnliches Gebirge; *N* 35° *O* liegt der Gunung Karkoï, den ich auf etwa 600—700 m. schätzte; *N* 75° *O* erblickt man den G. Waë-Miting, *S* 75° *O* den Moït Kakun, beide viel niedriger als jener, aber weiter landeinwärts von einem vielleicht bis zu 1000 m. ansteigenden Gebirgslande überragt. Auch der Hauptgipfel des Eilands ist bereits von der Rhede von Foggi aus zu sehen; es ist der Kapala Madang, den Europaeern meistens nur als G. Tomahu bekannt und als solcher auf den Karten verzeichnet, dessen Höhe nach dem vom hydrographischen Bureau in Batavia herausgegebenen Blatte 2600 m. [1]) beträgt. Alle Berge sind dicht bewaldet, aber vielfach blicken lichtgraue Gesteinspartieen aus der Vegetationsdecke hervor, und tiefe Erosionsfurchen laufen an den Gehängen hernieder; namentlich am Karkoï fällt eine von steilen Felswänden begrenzte, weite und sichelförmige Schlucht auf, welche sich fast vom Gipfel aus bis zur Meeresfläche verfolgen lässt.

Leider ist es unmöglich, dorthin zu gelangen, denn die Leute sagen, dass noch keiner versucht habe, das hohe Gebirge zu besteigen, und da ich nicht aufs Gerathewohl eine ziemlich aussichtslose Excursion unternehmen wollte, während für ausführlichere Vorbereitungen die Zeit fehlte, so musste ich mich am Tage nach meiner Ankunft (am 8ten Juni) mit der Untersuchung der unmittelbaren Umgebung von Foggi begnügen. Zunächst wurde also der Versuch gemacht, den an der Mündung etwa 40 Schritte breiten Waë Miting aufwärts zu fahren, aber schon nach 10 Minuten fanden wir den Weg durch Baumstämme versperrt, so dass ich wieder umzukehren gezwungen wurde; dann ging ich über Land zur Quelle des genannten Flusses, welche bei tüchtigem Ausschreiten schon in ½ Stunde vom Dorfe aus zu erreichen ist und sich östlich von ihm, hart am Fusse des Gebirges (dem G. Waë-Miting), in einer teichartigen, in plattigen Kalksteinen gelegenen Wasseransammlung befindet. Das unregelmässig begrenzte Becken misst in seinem grössten Durchmesser vielleicht 100 Schritte, und gleich südlich von ihm, nur durch eine 10 m. hohe Kalksteinwand von etwa 3 Schritt Breite getrennt, liegt in einer kesselartigen Vertiefung ein zweiter Teich, ungefähr ⅔ so

---

1) Nach der Berechnung von A. Dronkers 2599 m. (Willer, Boeroe, pag. 87), nach derjenigen von W. Goodwyn 9998 rheinl. Fuss, also 3138 m. (Gregory, Zeemans Gids, pag. 194). Letztere Angabe halte ich übrigens für zweifellos unrichtig.

gross wie der erstere; es erinnert das an die bekannten Erdfälle Mitteldeutschlands. Selbstredend ist der Platz seiner Eigenthümlichkeit wegen den Alfuren wiederum heilig, und es stand daselbst auf der beide Wasseransammlungen trennenden Brücke auch ein Teller mit einer Opfergabe. In nächster Nähe, südlich von dem kleineren der beiden Teiche, fliesst noch ein linker Nebenbach des W. MITING, genannt W. BLAMA, welcher hier von *S* 70° *O* kommt und weiter landeinwärts entspringt.

Auf dem Wege zur Quelle des Waë Miting fiel mir in der Nähe von Foggi eine zu den Cucurbitaceen gehörige Pflanze auf, welche mit ihren zweitheiligen, schraubigen Wickelranken an vereinzelt im Grase stehenden Bäumen emporkletterte und sich durch die zierlichen, tief zerschnittenen, dunkelgrünen Blätter prächtig von den hellberindeten Stämmen abhob. Nach *Boerlage* ist es ein neue Art der Gattung *Trichosanthes*, die aber bei dem Fehlen von Blumen leider noch nicht näher beschrieben und benannt werden kann. Im Walde, welcher sich landeinwärts alsbald an die Grasebene anschliesst, standen unter anderen zahlreiche Pinangpalmen, und ich sah bei dieser Gelegenheit, wie die Leute ihre Stämme erklettern, falls sie so glatt sind, dass es nicht möglich scheint, ohne besondere Hilfsmittel hinaufzukommen. Sie fertigen alsdann einen Ring an, am liebsten aus den Blättern der Palme selbst, den sie unter die Sohlen beider Füsse durch und über ihre Spannen hinlegen, und drücken nun während des Kletterns diese als Stützpunkt dienende Vorrichtung von hinten her gegen den Stamm, indem sie dieselbe gleichzeitig mit Hilfe der Füsse möglichst straff auseinander halten.

Am 9ten Juni wurde die Küstenfahrt weiter fortgesetzt, und da das ruhige Meer hier im Westen überall zu landen gestattete, wandte ich mich mit Musse der geologischen Untersuchung des Ufers von Buru und der ihm in nächster Nähe gegenüberliegenden, kleinen Inseln zu. Dies liess sich um so leichter ausführen, als die Orembai des Posthalters von Kajeli nach Foggi gekommen war, woselbst wir sie bereits bei unserer Ankunft angetroffen hatten, so dass wieder eine bequeme Zufluchtsstätte sowie Raum für Bagage und Lebensmittel zu Gebote stand. Ich selbst machte freilich von dem schwerfälligen Fahrzeuge vorläufig keinen weiteren Gebrauch, sondern bediente mich, selbstredend nur von einigen Ruderern begleitet, der kleinen Prau, welche die Orembai im Schlepptau mit sich führte. Sowohl der Posthalter von Kajeli als derjenige von Tifu bestiegen mit allen übrigen Reisegenossen das grosse Boot, letzterer um mit uns bis zur Grenze seiner Abtheilung zu fahren, die ihm bis dahin noch unbekannt war. Wieder fiel ein Schuss von der Orembai, wieder spielten zur Begleitung der unregelmässi-

gen Ruderschläge ihrer Bemannung Tatabuan, Tifa und Flöte bei der Abfahrt, und wieder sah man die Brust des glücklichen Eigenthümers im Selbstbewusstsein schwellen, während sein Amtsgenosse von Tifu, der es noch nicht zu solchem Reichthume gebracht, von all der Pracht und Herrlichkeit völlig niedergedrückt war.

Von den kleinen Inseln an der Westküste Buru's heisst die südlichste PULU FOGGI, die mittlere P. TENGA und die nördlichste P. TOMAHU; sie werden der Hauptsache nach von einem niedrigen, kurzwelligen Hügellande gebildet, welches zum grössten Theile bewaldet, hie und da aber nur mit Gras bedeckt ist. Indessen schliesst sich an die südöstliche Ecke von P. Foggi ein Streifen alluvialen, mit Mangrove bedeckten Landes an, welcher einem anderen, von der Küste Buru's ausgehenden, fast die Hand reicht, so dass zwischen beiden Inseln nur eine sehr schmale Strasse bleibt, während das Meer an der Küste von Foggi ausserordentlich seicht ist. Auf seinem Boden wächst hier in grosser Zahl eine an Seegras erinnernde Pflanze, mit mehrere Fuss langen, breit-bandförmigen und oft korkzieherartig gedrehten Blättern, welche zu den *Hydrocharideen* gehört und *Enhalus Koenigii Rich.* genannt worden ist. Sie heisst hier *lalamon* (nach Rumphius auf Ambon *lalamut*), kommt sehr allgemein in dem von mir bereisten Gebiete auf untiefem, sandigem Meeresboden vor, woselbst sie ein beliebter Aufenthalt vieler Fische ist, und liefert essbare Früchte. Die erwähnte Strasse ist im Süden nicht mehr als 20—30 Schritte breit und so seicht, dass nicht einmal die Orembai hindurchfahren konnte, während wir selbst lange Zeit vergeblich umherruderten, um ihren Eingang aufzufinden. Drinnen herrscht ein übler Geruch, und das schmutzige Wasser ist mit zahlreichen Blasen der vom Boden aufsteigenden Gase bedeckt; doch erweitert sich der Kanal bereits an der nordöstlichen Ecke von Foggi, und wenn auch weiterhin noch hie und da Mangrove an der Küste von Buru auftritt, so sind doch dessen Ufer von diesem Punkte an bis zu P. Tomahu auf weiten Strecken von hohen Kalksteinklippen gebildet, welche stellenweise steil abfallen und über der Hochwasserlinie abenteuerliche Erosionsformen zeigen. Zu ihnen gehört auch das TANDJUNG KAMNJOHO, ein wenig nördlich von P. Foggi (der Name bedeutet im Bahassa ein stark nach Moschus riechendes Thier, welches auf Ambon *boschkat* genannt wird und also nur eine *Viverra* sein kann, vermuthlich *V. tangalunga Gray.*), ferner der BATU BANANG, welcher weiter nordwärts, aber noch immer südlich von P. Tenga, gelegen ist. Diese ausgedehnte Felspartie sollte eigentlich BATU BENANG heissen, weil damit „Nähgarn-Fels" gemeint ist; denn der Name rührt von zwei weissen Flecken her, welche an einer Stelle der senkrecht aufstrebenden Klippen zu sehen sind und von dem hier wohnenden Volke als das vergessene Nähgarn einer Nymphe gedeutet werden.

An der nordöstlichen Ecke von P. Tenga liegt auf einer schmalen, sandigen Uferterrasse, hart am Fusse des Hügellandes ein kleines Dorf von gleichem Namen mit dem Eilande. Es ist wiederum von Galelaresen bewohnt, die ich auch schon in einigen Häusern am Südstrande von Pulu Foggi angetroffen hatte, und bildete für diesen Tag unsere Station, welche mit der Orembai von Foggi aus in 4½ Stunden erreicht wurde; doch lässt sich der Abstand mit einem kleinen Ruderboote vielleicht in der Hälfte der Zeit zurücklegen. Ich selbst traf trotz mannigfachen Aufhaltes unterwegs schon kurz nach 12 Uhr ein und fand den Verbleib auf dem blendenden Sandboden freilich zur Mittagszeit unerträglich heiss, den Ort aber im übrigen ausserordentlich geeignet für einige kleinere Excursionen auf der Insel selbst sowie zum benachbarten P. Tomahu und der jenseitigen Küste von Buru.

Unmittelbar gegenüber unserem am Meere gelegenen Hause erblicken wir die Küste von Buru (Taf. 46), gebildet von einem langgestreckten, ziemlich steil seewärts abfallenden Gebirge, welches von Pulu Tenga aus in *O* und *S* 60° *O* zwei Gipfel zeigt, die anscheinend durch eine sehr weite und seichte Depression von einander geschieden werden. Es ist dicht bewaldet, doch treten im Osten ausgedehnte, zackige Felspartieen, welche an der Seeseite steile Klippen bilden, aus der Vegetation hervor — mehr ist um die Mitte des Tages in der Regel nicht wahrzunehmen. Morgens und abends aber, wenn die Nebelkappe der höheren Gipfel geschwunden ist, erscheint gerade hinter der erwähnten Einsenkung weiter landeinwärts in *S* 80° *O* der Kapala Madang mit schroff abstürzenden Flanken und schräg abgestutztem, breitem Gipfel, so dass man den Eindruck erhält, derselbe wäre als jüngerer Eruptionskegel einem älteren, im Küstengebirge gelegenen Krater aufgesetzt, und dies um so mehr, weil letzteres unter dem grossen Gesichtswinkel gegenüber dem Kapala Madang auch von sehr ansehnlichen Dimensionen zu sein scheint. Freilich ist diese Deutung durchaus unrichtig, wie im geologischen Theile näher erörtert werden soll, und unbegründet ist es auch, wenn man erzählt, dass sich auf dem Gipfel des genannten Berges ein See befinde. Es liegt hierbei vermuthlich eine Verwechselung mit dem See von Wakollo vor; denn wer sollte über seine Beschaffenheit etwas Näheres wissen? Schwerlich ist jemals ein Mensch dort oben gewesen, da es für den Eingeborenen durchaus keinen Zweck hat, den Gipfel zu besteigen, und der Alfure ohnehin viel zu grosse Scheu vor dem Unbekannten besitzt, als dass er sich einer solchen Anstrengung ohne dringendste Nothwendigkeit unterziehen würde. Ueberhaupt ist der Kapala Madang so steil, dass er wohl nur durch einen trainirten Alpentouristen erklettert werden könnte, und auch dieser würde vermuthlich den Weg von Osten her, aus dem Gebirge von Bara, nehmen müssen, da hier die

Profillinie auf günstigere Reliefverhältnisse hindeutet. Wie aber den Weg in einer Gegend finden, welche infolge der dichten Vegetation nur äusserst selten einen weiteren Ueberblick gestattet? Denn auch die höchste Spitze ist noch mit Grün bedeckt.

Imposanter noch als von Pulu Tenga ist der Blick auf den K. Madang von P. Tomahu aus, weil bei diesem Standpunkte das Küstengebirge den Fuss des Berges kaum verdeckt, so dass er sich fast unmittelbar aus dem Meere zu erheben scheint und durch seine isolirte Stellung wie ein Fürst die ganze Gegend beherrscht. Seine Profillinie gleicht von dort einem Kegel, dessen Spitze nach *N* und *S* unter 45° abfällt, und wenn die Wolken sich an den Hang lagern, um bisweilen durch die Luftströmung langsam ihm entlang aufwärts getrieben zu werden, so erhält man ungefähr den Eindruck, als mache es ihnen Mühe, dort hinauf zu gleiten. Der Umstand, dass die Wellen des Meeres fast seinen Fuss bespülen, ist selbstredend die Ursache, weswegen sich der Gipfel weit majestätischer praesentirt als mancher Bergriese des Binnenlandes von viel bedeutenderer Höhe. Die Strasse zwischen Buru und den kleinen Inseln sieht man von P. Tomahu aus durch die höchste Spitze von P. Foggi in *S* 10° *W* abgeschlossen, während das Auge gleichzeitig einen grossen Theil der angrenzenden Küsten von Buru und P. Tenga umfasst.

So hervorragend jener Punkt aber auch sein mag, so kann ich doch nicht unterlassen, noch eines Landschaftsbildes aus dieser Gegend zu gedenken, welches von so vollendeter Schönheit ist, dass es unverändert einem Künstler zum Vorwurfe dienen könnte, und welches gleich westlich von der Ortschaft P. Tenga gesehen wird, wenn man im Boote zur Westseite des gleichnamigen Eilandes fährt. Das Gebirge zeigt alsdann im wesentlichen die gleiche Profillinie, wie sie bereits von der Station aus beschrieben wurde, aber die ansehnliche Höhe des K. Madang tritt mehr hervor, weil das Küstengebirge nun unter einem kleineren Gesichtswinkel erscheint; dabei fällt die Verlängerung vom Nordhange des Hauptgipfels mit einer Böschung der Vorberge zusammen, und die Profillinie macht dadurch den Eindruck, als ginge es in gewaltigen, abgerundeten Stufen vom Meere aus zum Gipfel aufwärts. Ob hiemit der Name des Berges (*madang*), welcher Leiter bedeutet, zusammenhängt?[1]) Vor das Gebirgsland lagert sich ferner eine niedrige Sandbank als Fortsetzung des Nordstrandes von P. Tenga; sie wird vom Hochwasser überströmt und ist mit dichtem Mangrovegebüsch bedeckt, dessen

---

1) Valentijn giebt eine andere Erklärung des Namens. Er nennt den Berg Kapala Lemadang und sagt, dass dies »Dorado's Kopf" bedeute (II, pag. 8). Der Dorado oder Dorade ist bekanntlich eine *Coryphaena*, und die Deutung liesse sich wohl annehmen; doch bezweifle ich, dass Lemadang die richtige Benennung sei.



üppiges, saftiges Grün gerade in der Fluthgrenze abschneidet, während zur Ebbezeit darunter ein dunkler Schlagschatten lagert, in dem dicht gedrängt die stelzenartigen, grauen Wurzeln der Bäume sichtbar sind. Zungenförmige Ausläufer der Bank, von blendendem Weiss, schieben sich zum seichten Meeresboden vor, indem sie allmählig in das grünliche, von Thieren wimmelnde Wasser verlaufen; hinter der Mangrove endlich ragen einzelne Casuarinen, welche bei den Wohnungen der Galelaresen stehen, hoch empor und lassen ihre zierlichen Zweige in sanft geschwungenen Bogenlinien abwärts hängen. Es ist ein farben- und formenreiches Bild.

Um 11½ Uhr verliess ich am 10ten Juni P. Tenga wieder, um mit Hilfe der erwähnten, kleinen Prau meine Fahrt um die Nordwestecke von Buru fortzusetzen, und gelangte nun alsbald ein wenig nördlich von P. Tomahu zu kleinen Klippen, die inmitten der Strasse zwischen der letztgenannten Insel und dem Tandjung Biloro gelegen sind. Seeschwalben, welche hier umherflogen (sehr wahrscheinlich *Sterna hybrida Pall.*), verriethen durch ihre Unruhe, dass ihnen die Felsen als Brutstätte dienten, und ohne sonderliche Mühe fand ich auch binnen kurzem daselbst ein Gelege mit stark angebrüteten Eiern. Da die Klippen kaum 1 m. hoch über den Wasserspiegel hervorragen und so klein sind, dass man nur zur Noth darauf stehen kann, so beweist der Fund wohl zur Genüge, dass das Meer an diesem Orte im Ost-Muson sehr ruhig sein muss, da die Thiere sonst schwerlich längere Zeit hindurch jene Stätte behauptet haben würden.

Bereits gegenüber P. Tomahu verflacht sich die Küste von Buru, denn ein niedriges Hügelland lagert sich hier an den Fuss des Kapala Madang und fällt von dort rasch unter Bildung unbedeutender Wellen ab, welche bis zur Nordwestecke der Insel, dem Tj. Balipetu, den gleichen Charakter bewahren. Vereinzelt tritt noch ein Streifen Mangrove, hie und da auch eine unbedeutende Partie gehobenen Korallenkalkes am Strande auf; sonst ist derselbe aber überall mit blendend weissem Sande bedeckt, welcher eine unerträgliche Hitze ausstrahlt, und uns, die wir im offenen Boote ohnehin ununterbrochen den Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, eine gewaltige Plage bereitete. Die Fahrt ward eintönig; eine Horde umherschweifender Alfuren, die ich gerne überrascht hätte, floh bei unserer Annäherung eiligst in den Wald; fast die einzige Abwechselung bot noch der Kapala Madang, welcher wiederholt durch Lichtungen in der Vegetation des niedrigen Uferlandes sichtbar wurde; ein wenig westlich vom Tj. Balipetu erblickte man ferner genau im Norden Sula Besi, welches sich als ein hohes Gebirgsland darstellte, während gleichzeitig im Süden wiederum der Hauptgipfel von Buru hervortrat.

Das erwähnte Kap hatten wir um 3 U. 22 M. erreicht, doch wurde hier die Fahrt durch einen in seichtem Wasser befindlichen Korallenboden sehr erschwert; wir mussten uns deswegen ziemlich weit durch die Brandung ins offene Meer hineinwagen, weil es nicht möglich war, in der Nähe der Küste zu passiren, und die Sicherheit in meiner kleinen, nur mit drei Ruderern bemannten Prau liess wohl etwas zu wünschen übrig. In grosser Ferne erblickten wir nun östlich von uns Tandjung Waë-Ili, als Abschluss der weiten Bucht von Bara, welche sich zwischen ihm und dem Tj. Balipetu ausdehnt; vom erstgenannten Kap aus steigt das Gebirge nach *S* hin allmählig zu bedeutenden Höhen an, bis seine Gipfel sich im dichten Wolkenschleier verlieren. Das hohe Bergland im Süden und Südosten der Bai ist, wie sich später herausstellte, eine unmittelbare Fortsetzung des Kapalà Madang, aber es stösst auch hier nicht ans Meer, und die Fahrt nach *S O*, entlang dem Ufer der Bucht, behält im wesentlichen den gleichen Charakter wie an der Westküste während der Mittagsstunden dieses Tages; zwar liegen häufiger Blöcke von Korallenkalk am Strande, aber im Innern der Bai von Bara ist letzterer doch vorherrschend sandig oder grandig.

Endlich, um 5½ Uhr nachmittags, gingen wir an Land, da wir unser Ziel, die Grenze zwischen Hukumina und Lisela, und somit auch der Abtheilungen Massarette und Kajeli, erreicht hatten. Dieselbe befindet sich fast im innersten Theile der Bucht von Bara, im Südwesten vom gleichnamigen Orte, an einem kleinen Flusse namens Fattfallu, und diese Stelle war von uns als Rendezvous verabredet worden — aber von der Orembai konnte man leider noch gar nichts bemerken; sie war noch nicht einmal beim Tj. Balipetu sichtbar, obwohl sie doch gleichzeitig mit mir P. Tenga verlassen und ich selber für die Aufnahme der Küstenlinie unterwegs viel Zeit geopfert hatte. Wenngleich auf diese Weise an eine wohlverdiente Mahlzeit noch lange nicht zu denken war, so gewährten uns doch einige Cocospalmen, welche zufällig hier wuchsen, eine nicht zu verschmähende Erquikkung, und alsbald streckte ich die vom Sitzen in der Prau fast steifen Glieder behaglich unter den Bäumen am Ufer aus.

Der Auswurf des Meeres bot an dieser Stelle mancherlei Unterhaltung. Zahlreiche Muscheln lagen in der Hochwasserlinie, und darunter vor allem viele Flügelschnecken (*Strombus luhuanus Lin.* u. *Str. guttatus Kien.*) mit prächtiger, dunkelrother Mündung, so wie man sie in Sammlungen kaum vorfindet; die Thiere wurden lebend angespült, aber die Sonnengluth hat sie ausgetrocknet, und Schaaren von Einsiedlerkrebsen sind darüber hergefallen. Nähert man sich diesen gefrässigen und frechen Räubern, so ziehen sie sich schleunigst in das gestohlene Schneckenhaus, welches ihnen zur Wohnung dient, zurück, und wenn es irgend angeht, lassen sie sich mit bewundernswerther Eile in irgend eine kleine Oeffnung des

Ufers fallen. Auch eine *Xenophora* findet sich, jene merkwürdige, stumpf-kegelförmige Schnecke, welche ihr Gehäuse mit Hilfe fremder Bestandtheile aufbaut, indem sie solche durch ihre eigenen Kalkabscheidungen cementirt; sie hat hieselbst viele kleine, abgerundete Steine des Strandes benutzt und trägt nun in ihrer Schale eine kleine geologische Mustersammlung der dortigen Meeresablagerung mit sich herum.

Das Ufer fällt infolge seiner grandigen Beschaffenheit ziemlich steil ab, und die hohe Dünung des ruhigen Meeres bricht sich in kräftigen Wellen zu unseren Füssen. Die Wasserfläche erscheint beim Untergange der Sonne wie mit violettem Purpur übergossen; über ihr schweben blaugraue, röthlich angeflogene Wolken; jetzt beginnt kurz nach Sonnenuntergang in der hohen Waldung des Ufers mit schrillem Tone die Cicade zu zirpen, während der Himmel am westlichen Horizonte eine schwefelgelbe Färbung annimmt; graue Wolken schwimmen darin, aber weiter aufwärts verläuft das Gelb allmählich ins Violette, und mit grünlichem Glanze leuchtet auf diesem Grunde der erste Stern, umgeben von gelblichweissen Federwolken. Nun sinkt die Nacht hernieder. Der Mond beleuchtet alsbald dicht zusammengepackte, helle Wolkenmassen; dann bilden sich in ihnen Oeffnungen; der Schleier zerreist an zahlreichen Punkten, und in fratzenhaften, spukartigen Gestalten schweben die Nebel zu unseren Häuptern. Langsam nähert sich der Laut der Tifa von der schneckenartig herankriechenden Orembai her; ein Licht taucht auf; jetzt endlich auch Stimmen, und nun kann die Reise weiter gehen! — Erst um 12 Uhr Mitternacht kommen wir vor Bara an, woselbst trotz der tiefen Finsterniss unserer der übliche Empfang mit Trommeln und Gesang bei Fackellicht wartete. Wann kommt man auf diesen Reisen einmal zur Ruhe!

Bara liegt am östlichen Ufer der gleichnamigen Bai, ein wenig nördlich von dem dort mündenden Flusse Sifu und von der rundlichen Ausbuchtung im innersten Winkel des tiefen Busens. Es wohnen daselbst Galelaresen nebst einem Theile der Alfuren von der Soa Gebrihi, während andere Angehörige der letzteren sich im Gebirge aufhalten, und die gesammte Kopfzahl der im Orte ansässigen Männer betrug derzeit etwa hundert. In den Morgenstunden hat man von dort einen prächtigen Ueberblick über das südwestliche Uferland der Meeresbucht bis zum Kap Balipetu hin, mit Einschluss des hinter jenem aufsteigenden hohen Gebirges. Der Kapala Madang, welcher von hier aus flach und schildförmig erscheint, liegt *S* 57° *W*; an ihn schliesst sich der Gunung Bara, ein langgestreckter, nach *SO* ansteigender Rücken, dessen höchster Punkt sich *S* 24° *W* befindet; einen ansehnlichen Gipfel, welcher wiederum G. Sanane (Geisterberg) heisst, erblickt man noch in *S* 44° *O*.

Von Bara aus wurde ein kleiner Ausflug den Sifu (Fig. 47) aufwärts, bis an den Fuss des Gebirges, unternommen, aber ungünstiges Wetter und die drohende Aussicht auf eine Ueberströmung des Flussbettes nöthigten zur baldigen Umkehr. Auch die Küstenaufnahme im Innern der Bai wurde im Anschlusse an diejenige des 10ten Juni weiter fortgesetzt; aber alle diese kleineren Reisen haben kaum ein anderes als rein geologisches Interesse [1]), und dasselbe gilt ebenfalls von der Weiterfahrt nach Waëpote, welche am 12ten Juni um 3 Uhr nachmittags angetreten wurde. Denn die Nordküste und ihre Bewohner sind uns schon gelegentlich des früheren Aufenthaltes in Waëpote bekannt geworden, und der Charakter der Landschaft bleibt sich im Osten der Bai von Bara bis zur Bucht von Kajeli hin im wesentlichen überall gleich.

Noch vor Einbruch der Dunkelheit lag in weiter Ferne vor uns im Osten der flachgipfelige Pitigawa, den wir auf der Reise ins Innere überstiegen; dann langte die Orembai kurz nach Mitternacht in WAËMANGI (Taf. 48) an. Hier lag früher LISELA, der nicht mehr bestehende Hauptort der gleichnamigen Landschaft; jetzt betrug die Anzahl der dort wohnenden Alfuren 150, wozu sich noch etwa 30 Galelaresen und Sulanesen gesellten. Man kann von Waëmangi aus ebenfalls ans Meer von Wakollo gelangen [2]), und Riedel hat den betreffenden Weg (von Lisela aus) auch in seine Karte eingetragen; doch ist derselbe, wie mir nach vielfacher Nachfrage versichert wurde, nicht besser als der früher geschilderte Pfad.

Nachdem ich von Waëmangi aus noch eine kurze Excursion, im Bette des gleichnamigen Flusses bis ins Gebirge aufwärts, gemacht hatte, fuhr ich von dort am 14ten Juni um 2¼ Uhr nachmittags weiter nach WAMLANA, welches mit der Orembai in 3 Stunden erreicht wurde. Dann stand mir glücklicherweise wieder die altbekannte Sarua zur Verfügung, welche von Waëpote aus hierhergekommen war, und mit der die Küstenfahrt nach Osten am 15ten Juni um 3 Uhr nachmittags weiter fortgesetzt werden konnte, so dass ich in kaum 1½ Stunden bereits zum WAË NIBE gelangte. Obwohl mir genugsam bekannt war, dass die Mündungen der Flüsse dieser Gegenden in der Regel eine sehr schlechte Vorstellung von ihrem Wasserreichthume im Innern geben, so fühlte ich mich dennoch beim Anblicke des Nibe am Meeresstrande (Taf. 49) sehr enttäuscht. Was war aus dem Strome geworden, der brausend aus dem See von Wakollo thalwärts eilt, eine ungemein grosse Zahl schäumender Wildbäche in sich aufnimmt und weiter abwärts breite Wasser-

---

1) An diesem Orte soll nur hervorgehoben werden, dass unter den Geschieben des Sifu braun- bis rothbraun gefärbte, feste Kalksteine vorkommen, welche *Belemniten* und *Aptychen* enthalten. Letztere gehören zur Gruppe der *Cellulosi* und sind dem *A. laevis H. v. Mey.* nahe verwandt. Die betreffenden Geschiebe können somit nur aus Jura- oder Kreideschichten stammen, und die Aptychen weisen besonders auf oberen Jura hin. Diese MESOZOISCHE BILDUNG muss in der Nähe anstehen, da die erwähnten Kalksteine in mehr als handgrossen Stücken aufgelesen wurden und somit nicht allzuweit transportirt sein dürften.

2) Vgl. oben, Anmerkung zu pag. 310.

massen durch schroffe Felsenthäler führt! Ein ziemlich untiefes, 30—40 Schritte breites Bett, hie und da nahe dem Ufer mit hohem Gras bewachsen und von einer unbedeutenden Vegetation umgeben, im Hintergrunde abgeschlossen durch ein flachwelliges Gebirgsland, welches etwa 1½ Wegstunden flussaufwärts liegen und 300 m. hoch sein mag — das ist alles: eine nicht unschöne, aber auch durch nichts besonders ausgezeichnete Landschaft! Es wollte mir nicht einleuchten, dass der Nibe keine Nebenarme besitzen solle, und doch ist dem so; von den grossen Wassermengen, welche er in sich aufgenommen, erreicht nur ein geringer Theil das Meer, so dass die Hauptmasse durch Verdunstung auf dem Wege zur Küste verloren gehen muss. So bietet denn der Strom das Bild eines vergeblich nach Kraft ringenden Wesens.

Waëpote wurde von der Mündung des Waë Nibe aus in kaum 1½ Stunden erreicht; dort traf am folgenden Tage (am 16ten Juni) um Mittag unverhofft der Dampfer *Arend* ein, bei dessen Ankunft ein Theil der Männer von Waëpote mit Weibern und Kindern aus Furcht in den Wald floh. Alsbald befand ich mich wieder an Bord in Gesellschaft des Residenten, welcher in Amtsgeschäften nach Buru gekommen war, für kurze Weile von körperlichen und geistigen Entbehrungen erlöst. Dann langten wir am Morgen des 17ten Juni mit dem *Arend* wieder in Kajeli an.

---

9. ZUM WAË APU UND BATUBUA.

Am 18ten Juni machte ich mich mit einer grossen Prau auf den Weg zu dem ansehnlichsten Flusse der Insel, welcher in der Mitte des westlichen Ufers der Bai von Kajeli an dem nach ihm benannten Tandjung mündet und von Riedel als Waeiapo bezeichnet wird. Auf der Karte des hydrographischen Bureau's ist der Name Wai Apu einem angeblich von rechts kommenden Zuflusse des Hauptstromes beigelegt, den auch Riedel eintrug, von dessen Existenz ich mich aber nicht überzeugen konnte. Die richtige Schreibart des weit aus dem Innern kommenden Gewässers ist Waë Apu, d. h. „trüber Fluss". In nächster Nähe des Meeres zweigt sich von ihm ein kleiner Arm ab, welcher Ajer Makasser genannt wird und zur Bildung eines unbedeutenden Delta's Anlass giebt.

Bis zur Mündung des letzteren gelangt man von Kajeli aus nach etwa einstündigem Rudern, und die Fahrt dorthin längs des alluvialen Ufersaumes der Bucht ist in landschaftlicher Beziehung sehr lohnend, da man einen prächtigen Ueberblick über den Batubua, den Kakusan und das zu Füssen des Berglandes ausgebreitete Kajeli geniesst. Der Kakusan erscheint aus grösserem Abstande von *N W* her auch weit höher, als wenn man ihn von der Rhede aus erblickt, und wie eine alte Burg

ragt er steil empor, mit vielfach zerschnittenem Gipfel, dessen gezähnter Rand vielleicht zu der Benennung PLOÏ im Bahassa Anlass gegeben hat. Denn dies bedeutet das äussere Skelet eines Krebses, und mit einiger Phantasie lässt sich die obere Profillinie eines Decapoden in derjenigen des betreffenden Kalksteinberges wohl wieder erkennen; KAKUSAN dagegen ist der Name für ein kegelförmiges Körbchen, in dem man Reis über Wasserdampf kocht, und mit einem solchen hat man die beiden Hauptspitzen der Felsmasse verglichen, welche nun als KAKUSAN BESAR und K. KETJIL von einander unterschieden werden. Westlich vom Batubua tritt noch ein hoher Berg hervor, welcher HANHONI heisst, und über das Hügelland, welches die Bai im Nordwesten begrenzt, ragt ebenfalls ein ansehnlicher Gipfel heraus; es ist der WAMPASSANG, den man auch bereits von Kajeli aus in der Richtung *N* 61° *W* erblickt. Unfern der Mündung des Waë Apu treiben Mengen grosser Baumstämme im Meere; da sie unten vielfach breite Stützplanken besitzen, die weit aus dem Wasser hervorragen, so gleichen sie aus der Ferne fast einer Flotte von Fischerböten, welche die Segel geheisst haben; grosse Schaaren weisser Reiher waten in der Nähe des Ufers, nach Beute ausspähend.

Unmittelbar am Strande ist das Ajer Makasser nahezu so breit wie der Hauptstrom, doch verschmälert es sich schon eine kurze Strecke aufwärts bis zu 20 Schritte, nachdem ein von *W* kommender, aber in der Sumpfvegetation blind endigender Nebenarm, das sogenannte AJER PULI, passirt ist. Alsdann gelangt man durch vielfache Windungen der in Mangrove verlaufenden Wasserader nach kaum halbstündigem Rudern zu dem etwa 60 Schritte breiten Hauptflusse. Eine dunkle Wassermasse fluthet in dem ganz angefüllten Bette, ein niedriger Wald, aus dem vereinzelt eingestreute Cocospalmen ihr Haupt bisweilen noch hoch emporstrecken, begleitet seine Ufer; bisweilen ist der nächste Saum des Stromes auch von hohem Grase eingenommen, hin und wieder hat eine grosse Gesellschaft von Rottanpalmen die ganze, grüne Wand erobert; eine einzelne, unbedeutende Insel, an der sich erhebliche Mengen von Treibhölzern stauen, liegt ein wenig flussaufwärts von der Abzweigung des Ajer Makasser. Alles das ist sicherlich nicht unschön, und namentlich die schlanken, kletternden Palmen mit ihren zierlichen, glänzenden Fiedern verleihen dem Ufer bisweilen einen hohen Reiz, aber nichts ist hier doch grossartig zu nennen, und immer wieder drängte sich mir der Vergleich mit der majestätischen Vegetation Surinams auf, sehr zum Nachtheil dessen, was ich bisher in Ost-Indien gesehen. Wo sind die Waldriesen, welche in Guiana jeden Wasserlauf von einiger Bedeutung begleiten, die Gruppen hochstämmiger Palmen, die ungezählten Lianen und Schlingpflanzen, welche in phantastischen Verschlingungen von Baum zu Baum reichen, die viele Meter langen Luftwurzeln und fruchttragenden Stiele, welche zur Wasserfläche herniederhängen? Wo sind vor allem auch die Blumen?

Man trifft sie so selten und vereinzelt an, dass sie, abgesehen von einigen Convolvulaceen, im Charakter der Landschaft überhaupt keine Rolle spielen, und wenn auch manches zierliche Blatt sowie manche hübsche Baumform im Einzelnen das Interesse zu fesseln vermögen, so ist das Ganze doch unbedeutend; denn dies ewige Grün wirkt, wenn es nicht durch bunte Blüthen oder bizarre Formen des Pflanzenreichs unterbrochen wird, manchmal langweilig und ermüdend.

Bisher hatte ich geglaubt, dieser Gegensatz zum tropischen Amerika möchte seinen Grund zum Theil darin haben, dass die von mir bereisten Flussbetten klippig oder doch nicht sehr wasserreich gewesen seien, doch trifft am Waë Apu weder das eine noch das andere zu. Wie in Surinam, so findet sich auch hier bis weit landeinwärts ein alluvialer Boden, welcher aus der Verwitterung älterer, krystallinischer Gesteine hervorgegangen ist, und dabei nimmt die Vegetation ein wenig flussaufwärts an Üppigkeit noch bedeutend ab; die Waldungen lichten sich, während ausgedehnte, grasbedeckte Ebenen vielfach bis an das Ufer des Stromes heranreichen.

Von der Abzweigung des Ajer Makasser gelangt man unter günstigen Verhältnissen, bei nicht zu starkem Gegenstrome, schon nach reichlich $1\frac{1}{2}$ Stunden Ruderns (also in 3 Stunden von Kajeli aus) zu einem Punkte, an dem zahlreiche Blasen im Flusswasser aufsteigen, und hier befindet sich im Walde, kaum 200 Schritte vom rechten Ufer des Waë Apu entfernt, eine warme Quelle, Gassit [1]) genannt. Sie liegt in alluvialem Boden und riecht stark nach schwefliger Säure; ihr Wasser, welches nach der Untersuchung von Herrn Professor *van Bemmelen* als ein sogenanntes Mineralwasser zu betrachten ist, erfüllt einen rundlichen Pfuhl, der einen Durchmesser von etwa 8 Schritten besitzt; ihre Temperatur betrug $34\frac{1}{2}°$ C.

Bereits am 10ten Mai hatte ich diesen Ort besucht, an den sich für mich noch eine sehr unangenehme Erinnerung knüpfte; denn ich hatte hier bei meinen Aufzeichnungen längere Zeit, entfernt von der Begleitung, arglos in einem Ameisenhaufen gestanden, bis ein unerträgliches Jucken am ganzen Körper mir diese unerfreuliche Thatsache offenbarte. Nur ein völliges Entkleiden und ein Flussbad konnten Hilfe bringen, aber während mein Diener die Kleider reinigte, versank ich aus Mangel an einem geeigneten Platze zum Baden tief im Schlamme, und als ich mich endlich wieder herausgearbeitet hatte, musste ich noch eine weite Strecke mit blossen Füssen über stark erhitzten Sand laufen. Diese Reihe von Qualen erwähne ich hier, um anzudeuten, wie sehr dem Europaeer die stäte Begleitung eines wachsamen Eingeborenen vonnöthen ist, selbst wenn er nicht mehr ein Neuling in den Tropen genannt werden kann.

Am 18ten Juni brachte ich der Quelle nur einen kurzen Besuch, um alsdann die

1) Es ist dies auch der Name eines bösen Geistes (vgl. Wilken, l. c. pag. 31).

Flussfahrt weiter aufwärts fortzusetzen, in eine Gegend, die mir bis dahin noch unbekannt war. Die Reise wird nun schwieriger, denn der Strom ist stellenweise sehr stark, so dass das Boot weite Strecken gezogen werden muss; oft machen die Leute auch von einem Stocke zum Vorwärtsstossen Gebrauch. Dabei versperren häufig ansehnliche Baumstämme den Weg, und nur mit Mühe gleitet das Fahrzeug über einzelne dieser unter dem Wasserspiegel gelegenen Hindernisse hin; manche breite Sandablagerung erstreckt sich zudem von den concaven Seiten des stark gekrümmten Flussbettes aus zungenartig weit ins Wasser hinein, so dass dieses dann sehr seicht wird, während an der convexen Seite frisch abgebrochene, bis 4 m. hohe, alluviale Wände von der häufigen Umlagerung des lockeren Materiales an den Ufern des Stromes Zeugniss ablegen. Die Baumstämme stehen nicht selten dicht neben einander, bisweilen fast reihenartig, wie Kanonenläufe aus dem Strome hervor, indem sie ihre abgebrochene Spitze schräg nach oben und flussabwärts kehren, während das schwere Wurzelende weiter oberhalb am Boden ruht; dazu gesellen sich zahlreiche vom Ufer losgerissene Bambusbüsche, deren Halme durch das strömende Wasser in ununterbrochener Bewegung gehalten werden. Die unbedeutende Vegetation eröffnet vielfach einen Ausblick auf das Gebirgsland, und infolge der ungemein starken Krümmungen des Waë Apu sieht man den Batubua und den Kakusan bald vor- bald wieder hinter sich liegen. Nicht selten passiren uns Böte mit Alfuren, welche den Fluss hinunter zu ihren Pflanzungen fahren, obwohl unterhalb Wabloï, des Zieles unserer heutigen Reise, keine Ansiedlungen am Hauptstrome gelegen sind. Man sieht die Leute hier in der Einsamkeit in der Regel mit entblösstem Oberkörper und manchmal auch ohne Kopftuch, wobei sie dann in ihrem langen, unordentlichen, krausen Haare gleich wüst erscheinen wie ihre Stammesgenossen von Seran. Die für die Flussfahrt benutzten Böte entbehren aus leicht ersichtlichen Gründen der Ausleger.

Es war bereits nach 4 Uhr, als wir an dem Punkte anlangten, von wo der Pfad nach dem ½ Wegstunde entfernten Dorfe Wabloï, am linken Ufer des Waë Apu, weiter fortgesetzt werden musste. Nach Abzug des Aufenthaltes zur Mittagszeit hatte die Fahrt vom Gassit aus nicht minder als 4 Stunden und 40 Minuten erfordert.

Wir befanden uns nun in einer unfruchtbaren Gegend, die reich an Kusukusu ist und nur am Hauptstrome und den sie durchschneidenden, kleineren Wasseradern eine unbedeutende Waldung trägt, in welche die Pflanzungen der Alfuren, vor allem auch Sagupalmen, eingestreut sind. Der erste Bach, den wir auf dem Wege nach Wabloï kreuzen, heisst Ekmadilahin; er fliesst in den Waë Bloï, welcher alsdann direkt dem Waë Apu zuströmt und nach dem auch das dort gelegene Dorf benannt ist. Da kommen uns auch bereits Tifaschläger entgegen, be-

gleitet von zwei singenden Frauen, und kurz hernach befinden wir uns in dem nur 15 m. über dem Meere gelegenen Orte.

Ich war nicht wenig erstaunt, hier ein Dorf zu finden, welches durchaus an Kajeli erinnerte, und dessen *ruma negri* (*huma fenna*) im ambonschen Stile erbaut war. Ein alter, zudringlicher Mohammedaner, der weder durch barsche Antworten noch durch Stillschweigen zu einiger Zurückhaltung zu bewegen war und sich schliesslich als ein früherer Regent aus Kajeli entpuppte, erklärte mit Stolz, dass dies Gebäude von ihm errichtet worden sei, und erzählte alsdann ohne Scheu, dass er wegen Betrügereien gefangen- und darauf abgesetzt worden sei. Von einer Entehrung durch solche Strafe hatte dieser Mann offenbar gar keine Vorstellung! Alsbald erfuhr ich auch, dass Wabloï das einzige Dorf am Waë Apu sei und überhaupt nicht regelmässig bewohnt werde, da die Alfuren hier, wie überall, in kleinen Häusergruppen (Humalolin's) zerstreut leben und nur bei Gelegenheit, wenn einmal ein Beamter hierherkommt, das Dorf in grösserer Zahl besuchen. Nach dem, was mir erzählt worden, ist die Anlage von Wabloï ein misslungener Versuch, die unstäten Alfuren an bestimmte Wohnstätten zu fesseln [1]). Die ganze Bauart des Dorfes hat aus diesen Gründen auch kein weiteres Interesse; dass die Huma-koïn's ihm fehlen ist selbstredend.

Die Leute, welche zu Wabloï gehören, repraesentiren eine einzige Fenna, die aber wiederum in vier Familien oder Soa's zerfällt [2]), deren jede einen Kapalasoa als Oberhaupt besitzt. Diese Soa's heissen DAVA, FUGMAÏ, BAMANG und KOHAN; sie bestehen ferner aus verschiedenen Humalolin's, deren Dava allein schon vier zählt. So liegt z. B. gleich nördlich von Wabloï ein DAVA an einem Bache namens GUVUTVOHIN, ein anderes befindet sich nur wenig landeinwärts am Waë Apu, ein drittes noch weiter aufwärts an einem linken Nebenbache des letzteren, welcher WAË SUHAN heisst, und nach dem dies Humalolin auch als DAVA WAËSUHAN bezeichnet wird. Die Lage der vierten zu Dava gehörigen Häusergruppe ist mir nicht bekannt; sie beansprucht auch kein besonderes Interesse, so wenig wie die genaue Feststellung aller übrigen Wohnorte, weil dieselben nach Sterbefällen vielfach gewechselt werden.

Dagegen dürfte es wohl von Bedeutung sein, die richtige Schreibart für die Namen der in Kajeli gelegenen Humalolin's und Soa's zu erfahren, und deswegen habe

---

1) Nach Wilken ist Wabloï auf Befehl des früheren Gouverneurs der Molukken, C. T. Goldman, gebaut worden (l. c. pag. 56, Anmerkung 37).

2) Ich bin mir sehr wohl bewusst, dass diese Darstellung von den am Nordstrande beobachteten Zuständen abweicht; die Verhältnisse, welche ich für Lisela etc. schilderte (vgl. p. 290), fand ich am Waë Apu nicht wieder.

ich dieselbe in Wabloï mit Hilfe der Alfuren genau festgestellt. Die von Riedel eingetragenen Namen müssen folgenderweise verbessert werden: Für HEBLIMA ist zu lesen HETLIMA, für HALALMATA: WAË LALMATA, d. h. „trockener Fluss", für BASALATA: BASSALALE, d. h. „viel Bäume" (*bassa* = Baum, *lale* = viel), für ARNOTO: AJER NOTTO, für IBAT: ILAT; die übrigen Namen von Niederlassungen, deren zweifellos noch eine Reihe bis jetzt ungenannter besteht, sind auf Riedel's Karte richtig geschrieben, ein Dorf GUVUTVOHIN ist indessen in der betreffenden Gegend unbekannt; wohl fliesst daselbst, wie bereits erwähnt, ein kleiner Bach dieses Namens, welcher in den Waë Apu ausmündet.

In Wabloï wuchsen ausser Sagu- und Cocospalmen auch zahlreiche Pompelmuse, welche bei den Alfuren *kosi* heissen (*Citrus decumana L.*), sowie Nangka (*Artocarpus integrifolia L.*). Bei den letzterwähnten Nutzbäumen stand unter anderen wieder ein Sassi, eine rohe Zusammenstellung von 2 jungen, an ihren oberen Enden zerklopften und dadurch zerfaserten Cocosblättern; bei den Orangen befand sich ferner ein Matakau. Dasselbe war ein mannshohes Gestell (Taf. 32, Fig. 7), bestehend aus einem aufrechten Stocke, an dessen Spitze ein Stück Gabba-gabba nahezu horizontal befestigt war, um als Träger für eine Anzahl roher, aus demselben Materiale geschnitzter Figuren von Mäusen zu dienen: Wer die Früchte stiehlt, dem sollen Mäuse die Kleider zerfressen. Ein zweites Matakau sah ich vor der geschlossenen Thüre eines Hauses hängen (Taf. 32, Fig. 6). Es bestand aus dem eingekerbten Blattstiele einer Cocospalme sowie aus zwei roh geflochtenen Ketten von Rottan; alle drei Gegenstände waren an einem horizontal über der Thüre ausgespannten Tau befestigt, und zwar der Blattstiel inmitten der Ketten. Jener besagt, dass derjenige, welcher die Thür widerrechtlich öffnet, seinen Arm nicht mehr soll aufheben können, die Ketten dagegen bedrohen eine Frau, welche hier etwa eindringen möchte, mit einer schweren Geburt.

Auch einen Begräbnissort der Alfuren lernte ich unfern Wabloï kennen, bei Gelegenheit eines kleinen Ausfluges nach N W, auf die ersten Anhöhen, welche als die letzten Ausläufer des Gebirgslandes von Leliali eine Stunde Gehens vom erstgenannten Dorfe in die Ebene des Waë Apu reichen. Auf dem Wege dorthin passirt man zunächst den bereits erwähnten Bach GUVUTVOHIN, welcher vielfach zertheilt und mit zahlreichen Sagupalmen bestanden ist, nebst dem an ihm gelegenen Humalolin DAVA, alsdann den periodisch fliessenden WAË SALFAKKA, welcher in den WAË MITING, einen kleinen Nebenfluss des Waë Apu, ausmündet. Bald hernach liegt die Begräbnisstätte auf einem niedrigen, KAKUHIHAN genannten Hügel vor uns; aber durch nichts wird man an einen Kirchhof erinnert, denn kein Zeichen deutet die Stelle an, an der eine Leiche verscharrt wurde; weder eine Erhöhung des Bodens, noch Steine, noch Schutzdächer sind vorhanden, nicht einmal Opfergaben. Man beschränkt sich nämlich darauf, dem Todten sogleich nach dem Be-

gräbnisse einen Teller mit Siri und Pinang hinzusetzen; doch wird das später nicht wiederholt, und obwohl man an dieser Stelle noch stets begräbt, so fand sich doch erst nach längerem Suchen eine einzelne Scherbe als Rest einer solchen Spende vor.

Ein wenig weiter aufwärts folgt, nordwestlich vom Kakuhihan, eine KUBALAHIN genannte Höhe, welche trotz ihrer geringen Meereshöhe (117 m.) einen weiten, instruktiven Ueberblick gewährt; denn man sieht von dort aus nicht nur das Tandjung Karbau an der Bai von Kajeli sowie den Kakusan und Batubua, sondern auch Buano, Kelang, Manipa und sogar Seran. Leider war aber das Gebirgsland von Buru in *S* u. *S W* sehr verschleiert; im Norden und in der nächsten Umgebung trägt es in Bezug auf Relief und Pflanzenwuchs den gleichen Charakter wie bei Leliali, wie denn auch der Boden aus derselben, archaeischen Formation gebildet ist. Die grasbedeckte Ebene, welche sich von seinem Fusse nach *S* hin ausdehnt, erinnert an die mit Kusukusu bestandenen Flächen des Kalksteingebirges im Innern.

Da weder die Gegend geognostisch interessant ist, noch ethnographische Aufschlüsse von irgend welcher Bedeutung in Wabloï zu erhalten waren, so hätte ich die Reise flussaufwärts gerne bereits am 19ten Juni fortgesetzt, aber die Indolenz des mohammedanischen Regenten von Kajeli, welcher mich begleitete, schloss jede Möglichkeit eines raschen Fortkommens aus. Der junge Mann, nach europaeischen Begriffen kaum mündig, schien bei der Bevölkerung, die vielleicht dem abgesetzten Regenten noch mehr zugethan sein mochte, auch nicht in besonderem Ansehen zu stehen, und die einzige Aufmerksamkeit, welche man ihm bewies, bestand in dem Geschenke eines schneeweissen Huhnes bei unserer Ankunft. Alle seine Anordnungen wurden lässig ausgeführt, und so musste der Aufbruch bis zum 20sten Juni verschoben werden.

Wir fuhren in der Frühe dieses Tages noch $2\frac{1}{4}$ Stunden lang, unter gleichen Verhältnissen wie unterhalb Wabloï, den Waë Apu aufwärts, ohne dass der Charakter der Landschaft sich irgendwie geändert hätte. Überall dasselbe, langweilige Uferland! Links erblickte man einige Häuser von DAVA, dann rechts ein Humalolin namens WAË TEMU, endlich abermals links DAVA WAËSUHAN, woselbst gelandet wurde, um die Reise zu Fuss weiter nach WAGAPA fortzusetzen. Auch hier wiederum genau die gleiche Oede: Kusukusu und an den Wasserläufen ein unbedeutender Wald. Der Weg führte links von einem kleinen Bache namens WAË WALO hin, welcher in den WAË SUHAN fliesst; letzterer mündet bei dem gleichnamigen Humalolin in den Hauptstrom, aber er ist eben so unbedeutend wie sämmtliche Zuflüsse des Waë Apu, welche ich bis hieher gesehen hatte. Genau eine halbe Stunde nach dem Aufbruche vom Ufer des Flusses, welcher hier oben im Mittel

noch immer gleich breit ist wie an seiner Mündung, befanden wir uns in BAMANG.

Dies Humalolin trägt einen ganz anderen Charakter als Wabloï; ausser dem Tilan stehen daselbst nur noch 7 Häuser und nicht weniger als 8 Huma-koïn's. Ersterer gleicht durchaus den entsprechenden Gebäuden der Nordküste (jede Verzierung der Dachfirste fehlt ihm), die Häuser dagegen ruhen fast alle auf Pfählen und haben Pritschen unter dem vorstehenden Dache, so dass sie in mancher Hinsicht an diejenigen des Innern von Seran erinnern. Als Baumaterial ist vor allem Atapp verwendet, aber man sieht ausserdem Baumrinde und horizontal über einander geschichtete Stäbe von Gabba-gabba zur Herstellung der Wände benutzt. Bisweilen fehlen solche auch ganz, und mehrfach finden sich, an die Hauptwohnungen angebaut, kleine Räume mit Pritschen, welche mit ihren von Atapp angefertigten Wänden direkt auf dem Boden stehen. Nur ein einzelnes, kleines Haus entbehrt jeden Unterbau von Pfählen und ähnelt hierdurch den am Strande gebräuchlichen Wohnungen. Im Innern befindet sich die Feuerstätte in einem länglichen Kasten, welcher fast stets die ganze Breite des Hauses an der Wand einnimmt und Erde sowie Asche nebst einigen als Untersätze dienenden, dreiseitigen Steinen enthält. Auf einer Borte über der Feuerstätte liegt das Brennholz geschichtet, zahlreiche, geflochtene Körbe hängen oder stehen in den Wohnungen umher.

In einem Hause bemerkte ich auch eine Vorrichtung zum Opfern (Taf. 32, Fig. 8). Es waren zwei mehr als mannshohe, ziemlich dicke Pfähle nahe neben einander in den Boden gepflanzt; einer derselben (8ª) besass am oberen Ende drei der schon beschriebenen, ringartigen Einkerbungen und war im übrigen rundlich, der andere (8ᵇ) vierseitig und nur mit einem einzelnen Ringe verziert. Auf beiden stand eine Schüssel, und zwar war diejenige, welche sich auf dem ersterwähnten Pfahle befand, bestimmt, das Dammerharz aufzunehmen, so dass also diese Vorrichtung der allgemein bei Dammeropfern gebräuchlichen glich; in der anderen Schüssel dagegen lag Siri und Pinang für die Nitu-nitu sowie ein in ein Tuch eingewickelter *mustika.* Darunter versteht man Steine, welche sich gelegentlich in Thieren oder Früchten finden (nicht deren Kerne), und zu denen auch die Otolithen der Fische gerechnet werden. Man schreibt ihnen eine hohe Bedeutung zu und glaubt z. B., dass eine günstige Zeit für das Bebauen des Feldes angebrochen sei, wenn man einen solchen Mustika in einer Frucht antrifft. Beim Einlegen des Steines in die Schlüssel wird Siri gekaut und rings um den Pfahl herum ausgespuckt; das Ganze dient dazu, sich durch Opfern einen günstigen Jagderfolg zu sichern.

Die Huma-koïn's (Taf. 32, Fig. 3) unterscheiden sich von denen der Nordküste dadurch, dass sie an ihren Querseiten oben unter dem Dache offen bleiben und nun hier bis zur Firste hinauf mit Cocosfiedern behangen sind, welche

an den Längsseiten des Dachrandes ebenfalls in gewohnter Weise befestigt werden. Alle Gebethäuser trugen ohne Ausnahme den gleichen Schmuck, und so sah ich denselben auch bereits an einem Huma-koïn, welches an der Einmündung des Waē Suhan in den Waë Apu stand; es scheint also, dass die Fiedern in dieser Gegend eine ständige Verzierung der Häuschen ausmachen, was am Nordstrande nicht der Fall ist.

Das Gebirge dürfte von Bamang aus noch sehr weit entfernt sein, denn nicht einmal Geschiebe waren in dieser Gegend zu finden, und die Weiterreise nach Wagapa, welches etwas weiter landeinwärts liegt, versprach keinerlei geognostische Resultate. Da ich mich nun bereits seit einiger Zeit unpässlich fühlte, so beschloss ich, noch an demselben Tage (am 20sten Juni) so bald wie möglich nach Kajeli zurückzukehren, denn leider war schon die Aufnahme des Flussbettes vom Gassit bis Waë Suhan infolge des Unwohlseins unbrauchbar, und auch auf der Rückreise konnte ich diese Lücke in meinen Beobachtungen nicht mehr anfüllen. Dagegen mögen zur Beurtheilung der Abstände noch folgende Zeitangaben hier Platz finden.

Die Fahrt flussabwärts wurde um 12 U. 1 M. angetreten; bereits um 1 Uhr befanden wir uns am Landungsplatze unfern Wabloï, von wo um 1 U. 48 M. wieder aufgebrochen wurde; um 3 U. 50 M. gelangten wir zum Gassit, um 5 Uhr ans Ajer Makasser, um 5 U. 22 M. an den Meeresstrand und um 6 U. 35 M. nach Kajeli. Die Fahrt vom Waë Suhan bis an das Ufer des Meeres hatte also trotz des ungemein starken Stromes in dem weiter landeinwärts befindlichen Flussabschnitte und trotz sehr angestrengten Ruderns, nach Abzug des Aufenthaltes bei Wabloï, noch 4 Stunden und 34 Minuten erfordert. Wenngleich nun der Fluss zahlreiche, scharfe Krümmungen macht, so scheint mir doch aus der Dauer der Fahrt, verglichen mit den Abständen, welche ich unter ähnlichen Verhältnissen längs der Küste zurückzulegen pflegte, hervorzugehen, dass Wagapa in der That etwa so weit landeinwärts liegt, wie Riedel auf seiner Karte angegeben hat.

Es blieb mir noch übrig, den heiligen Batubua zu besteigen, und wenn auch meine Gesundheit viel zu wünschen übrig liess, so wollte ich diese Reise doch nicht aufschieben und noch weniger aufgeben; waren doch die Vorbereitungen dazu mit grossen Schwierigkeiten gepaart gewesen, weil es nicht nur galt, einen Weg zum Gipfel aufzufinden, sondern vor allem auch, die Scheu der Eingeborenen vor dem Betreten des Berges zu überwinden. Meine glückliche Heimkehr vom Kakusan hatte vielleicht dazu beigetragen, den Leuten von Kajeli Muth einzuflössen, wenngleich derselbe später, wie wir weiter unten sehen werden, nicht immer stand hielt.

Das Wetter erinnerte zwar seit einigen Tagen mehr an die Regen- als an die

Trockenzeit: eine bedeckte Luft, hin und wieder Regen, bisweilen auch Gewitter, nicht selten ein heftiger Wind, bei dem das Wasser in der Bai von Kajeli am 22sten Juni etwa 1½ m. niedriger stand als sonst zur Zeit der tiefsten Ebbe; aber wir befanden uns doch in der Jahreszeit, welche in diesem Theile von Buru trocken zu sein pflegt, und so glaubte ich denn der zeitweilig schlechten Witterung keine zu hohe Bedeutung beilegen zu müssen. Hätte ich ahnen können, welche reichlichen Niederschläge die folgenden Tage bringen würden, so wäre ich jedenfalls daheim und auf diese Weise vielleicht vor schwerer Erkrankung bewahrt geblieben, unter den obwaltenden Umständen aber wurde die Besteigung des Berges am 24sten Juni in Angriff genommen. Noch am Morgen dieses Tages fielen gewaltige Regenschauer; doch konnte ich die Träger, welche stets so schwierig zusammenzubringen sind, nicht wieder heimsenden, und so machte ich mich denn, begleitet von meinem Dolmetscher um 7 U. 43 M., als der Regen gerade ein wenig nachgelassen hatte, auf den Weg.

Fast eine Stunde lang folgten wir dem bereits beschriebenen Ajer Kajeli (im Bahassa Waë Assel genannt) im Bette aufwärts, dann stiegen wir an seinem linken Ufer das mit Kajuputi besetzte Hügelland hinan, woselbst vielfach kleine Klippen der krystallinischen Schieferformation aus dem Grase hervorstehen, welches in Gesellschaft des genannten Baumes auch hier wiederum die herrschende Pflanzenform darstellt; sie sind von Quarz durchwachsen, dessen weisse Brocken überall umherliegen. Jetzt bereits sind wir gründlich durchnässt.

Links blickt man nun eine Zeit lang auf den Fluss, rechts auf die Bai von Kajeli, während der Weg unter beständiger Richtungsänderung hügelauf und hügelab in dem vielfach zerschnittenen Terrain fast unmerklich aufwärts führt, bald *S W*—*W*, eine Strecke *N W*, dann wieder *S W*, *W*, *S* und so weiter. Gegen Mittag haben wir noch nicht mehr als 325 m. Meereshöhe erreicht und befinden wir uns an einem Punkte, von dem aus der Hanhoni *N* 80° *W* gelegen ist, in der Luftlinie vielleicht nur ½ Wegstunde entfernt. Ueber ihn und über das Thal des Waë Apu hinaus schweift der Blick zu dem Berglande, welches die Ebene des letzteren im Norden begrenzt, und der uns bekannte Kakuhihan bei Wabloï ist *N* 68° *W* sichtbar. Die Kajuputi-Vegetation ist seit kurzem geschwunden; lichter Wald mit Rottan, Galoba (*Amomum spec.*) und vielen Farnen ist an ihre Stelle getreten, während sich bisweilen auch hohes Schilf in üppigster Entwicklung zeigt. Nun führt der Weg nach *S* und dann lange Zeit hindurch nach *S O*, bis gegen 1 Uhr der Gipfel des Gunung Etnoul erreicht ist, welcher 420 m. über dem Meere hervorragt und einen prächtigen Ausblick auf die Bai von Kajeli gewährt. Denn nicht nur Tandjung Karbau und Tj. Fusan, sondern auch Tj. Waë Apu sind von dort sichtbar, während im Vordergrunde zu unseren Füssen das Ajer Kajeli in

mannigfachen Krümmungen durch das niedrige Hügelland hin seinen Weg zur Küste sucht; die hellen Geröllablagerungen des Flusses und sein blinkendes Wasser durchschneiden einer lichten Schnur gleich die bräunlich- und blaugrünen Bodenwellen zu Seiten seines Bettes. Die mittlere Richtung dieses Flussabschnittes, den wir in weitem Bogen umgangen hatten, ist von dem erwähnten Standpunkte aus *N* 40° *O*; etwas später, nachdem wir von dort aus noch eine Strecke nach *S O* marschirt, hatten wir aber den Oberlauf des Kajeli unmittelbar unter uns zur Linken, und es schien mir, als ob der Weg zum Batubua in wirklich trockener Zeit bis weit aufwärts viel bequemer im Bette des genannten Flusses als über den G. Etnoul zurückgelegt werden könnte. Die Alfuren bestätigten dies auch, erklärten aber, den Wasserlauf aus Furcht vor Überströmungen vermieden zu haben — bei dem jetzigen Wetter jedenfalls ein glücklicher Umstand! Noch immer wechselte die Richtung des Weges, auf dem wir allmählig im Walde nach oben stiegen, und zwar zwischen *S W*—*S O*, aber besondere Schwierigkeiten waren nicht zu überwinden, da die Vegetation nicht sehr dicht ist. Zu meiner Verwunderung sah ich hier noch Casuarinen wachsen, die ich bis dahin nirgends so hoch im Gebirge antraf. Dann hörten wir gegen 3 Uhr (etwa 1¾ Stunden nach dem Verlassen des Etnoul) zur Rechten den Senepa rauschen, einen Nebenfluss des Waë Lata, welcher sich unfern des Ajer Makasser in die Bai von Kajeli ergiesst, und um 3 U. 40 M. wurde in 711 m. Meereshöhe die Station errichtet.

Der Berg, auf dem wir uns befanden, trägt viele Dammarabäume, und die Leute nennen ihn aus diesem Grunde G. Dammer; doch bildet derselbe, wie der Weitermarsch am folgenden Tage lehrte, keine isolirte Spitze. Der Verbleib am genannten Orte war sehr unerquicklich, denn obwohl es in den Nachmittagsstunden nicht mehr geregnet hatte, so waren wir doch seither lange in einem dicken Nebel gegangen, und die Kleider klebten uns noch immer am Leibe. Dabei hatten die Mohammedaner von Kajeli ihren Auftrag, Hütten zu bauen, wiederum so schlecht ausgerichtet, dass ich, gerade wie auf der Reise zum Kakusan, die Arbeit unter persönlicher Aufsicht von neuem in Angriff nehmen lassen musste; lange dauerte es, bis ich den durchfrorenen Körper in europaeische Winterkleidung stecken konnte, und obwohl die Temperatur in der Nacht nicht unter 20° C. sank, so konnte ich doch trotz jener und trotz des Plaids in meiner Hängematte nicht recht warm werden.

Gleich trübe wie der vergangene Tag brach auch der 25ste Juni für uns an; es regnete so schwer, dass in den frühen Morgenstunden an Aufbruch gar nicht zu denken war. Deswegen begannen die wenigen Alfuren von Waëlata, welche sich unter meiner Begleitung befanden und bereits früher bei Anlage des Weges

an dieser Stelle geopfert hatten, von neuem Dammerharz zu verbrennen und ihre Gebete zu den Nitu-nitu emporzusenden, damit der Regen aufhöre. Halb verächtlich, halb vertrauend sahen die Mohammedaner dieser Handlung zu; doch sind sie selber so abergläubisch, dass die Spötteleien vielleicht nicht einmal ernstlich gemeint waren, sondern nur als ein Zeichen des Selbstbewusstseins gegenüber den heidnischen Alfuren geäussert wurden. Endlich, um 7 U. 40 M., hatte der Regen für einen Augenblick so weit nachgelassen, dass der Aufstieg fortgesetzt werden konnte, und um 8 U. 15 M. befanden wir uns in 755 m. Meereshöhe, auf dem höchsten Punkte des G. Dammer; dann führte der Weg wiederum mit langsamer Steigung über verschiedene Bodenwellen hin, bis um 8 U. 53 M. der 797 m. hoch gelegene Fuss des Batubua erreicht war.

Bald in dickem Nebel bald unter schwerem Regen geht es weiter aufwärts; weder Speise noch Trank ist von meinen unzuverlässigen, auf dem Pfade weithin zerstreuten Begleitern zu erhalten, und gegen 10 Uhr wird das Klettern obendrein schwierig, da auf dem glatten, durchweichten Boden, welcher die jetzt steilen Gehänge bedeckt, viele Baumstämme umherliegen, während die nassen Wurzeln dem Fusse nur einen schlechten Halt bieten. Dabei ist der Weg reich an Löchern, welche dadurch gebildet sind, dass das Erdreich zwischen dem Wurzelwerk ausgewaschen wurde. Hie und da unterbricht freilich eine kleine, ebene Fläche die steile Böschung, aber alsdann ist der Boden sumpfig und stellenweise mit teichartigen Wasseransammlungen bedeckt; namenlose, nur in den Regenzeiten auftretende Bäche fliessen an den Hängen und über den Weg hernieder — und immer Regen, Regen! Im Walde fällt besonders der Reichthum an *Freycinetia* auf, welche die Bäume mit ihren zierlichen Blättern und Stengeln locker bekleidet, um die an Dracaenen erinnernden Kronen Armleuchtern gleich in eleganter Biegung von den Stämmen nach auswärts zu strecken. Die Moosvegetation, welche sich bereits kurz nach dem Verlassen der letzten Station eingestellt hatte, beginnt einen ähnlichen Charakter anzunehmen wie im Gebirge des Innern, unfern von Wakollo, aber Baumfarne sah ich in dieser Gegend nicht.

Seit dem Morgen war die mittlere Wegrichtung *SO* gewesen, selbstredend mit zahlreichen, gelegentlichen Abweichungen, und so blieb sie auch fernerhin während der ganzen Dauer dieses Tages. Um 10½ Uhr befanden wir uns an einem Punkte, wo rechts von einem Grate, auf dem wir ebenfalls in *SO*-Richtung hingingen, der Waëlmoli floss, wiederum ein Nebenfluss des bereits erwähnten Waë Lata, und um 1 U. 50 M. hörten wir dasselbe Gewässer abermals zu unserer Rechten rauschen; in der Zwischenzeit hatten wir indessen einen namenlosen Bach passirt, welcher nach links dem Ajer Kajeli zueilte — der Weg führte somit über die Wasserscheide zwischen dem Waë Lata und Kajeli hin. Um 2 Uhr

musste in 1191 m. Höhe die Station eingerichtet werden, da der immerwährende Regen und der Hunger das Weiterkommen unmöglich machten.

Das war nun freilich leichter gesagt als gethan, weil der Wald sich sehr gelichtet hatte und nur wenige Bäume zeigte, deren Blätter zum Bauen von Häusern geeignet gewesen wären; Atapp war aber von den Leuten aus Trägheit nur in sehr ungenügender Menge von der verlassenen Station aus mitgenommen worden. Endlich hatte man ein kleines, von sechs Pfählen getragenes Dach, unter welchem meine nasse Hängematte gerade zur Noth ausgespannt werden konnte, fertig gestellt, und vermochte ich die Kleider zu wechseln; aber trocken waren auch diese nicht, weil die Träger unterlassen hatten, die Kisten zu bedecken und ohnehin alles von Feuchtigkeit durchdrungen war. Taugliches Brennholz gab es ebensowenig, und erst nach vieler Mühe gelang es, mit Hilfe von Dammerharz eine Flamme zu erzeugen; das musste aber im Schutze meines Daches geschehen, da ja das Feuer draussen im Regen nicht angemacht werden konnte, und nun beizte der scharfe Rauch des glimmenden Holzes einem die Augen. Meine Begleitung, welche, so gut es ging, in nächster Nähe Blätterschirme errichtet hatte, hockte daselbst ebenfalls an träge brennenden Zweigstücken, um den vor Kälte zitternden Körper etwas zu erwärmen, so dass bald rings herum die ganze Atmosphäre von Rauch geschwängert war. Als kurz vor Sonnenuntergang der Regen einen Augenblick nachliess und das Tagesgestirn wieder in gelblichem Lichte durch den Nebel hin von uns Abschied nahm, gedachte ich meines Aufenthaltes auf dem Centralgebirge Serans; aber dennoch war letzterer im Vergleiche zu diesem Quartiere noch erquicklich zu nennen.

Der Kapalasoa der Alfuren von Waëlata, welche den Weg bis hieher gesucht und im höheren Theile des Gebirges auch gangbar gemacht hatten, kaute gegen Abend Ingwer aus und spuckte ihn darauf rings um alle Schutzdächer (um nicht von Häusern zu reden) auf die Erde; zuvor hatte er leise zum Ingwer gesprochen, doch konnte ich nicht erfahren, was er gesagt, da niemand es wissen sollte. Die Ceremonie hatte den Zweck, gefürchtete Schlangen fernzuhalten, zu den Nitu-nitu ward aber dieserhalb nicht gebetet [1]). Als der Mann meinen Kompass sah und ich ihm die Beweglichkeit der Nadel gezeigt hatte, meinte er, dass dieser Gegenstand ausserordentlich geeignet für ein Huma-koïn sei, während die Anwesenheit eines solch merkwürdigen Dinges ihn über das Betreten des heiligen Berges etwas zu beruhigen schien.

Dass der Nachtverbleib kein angenehmer war, bedarf kaum der Erwähnung. Von der Schlucht des Waëlmoli, in deren Nähe wir uns befanden, wehte ein hef-

1) Ueber den Gebrauch von Ingwer vgl. auch Van Schmid (Aanteekeningen, pag. 510 und 514).

tiger Wind herüber, der schneidend die erkälteten Glieder durchfuhr, weil keine Seitenwand an dem Schutzdache angebracht war; beständig goss der Regen hernieder, und die Kleider wurden in der feuchten Atmosphäre nicht trocken. Unter der Hängematte hockte zum Ueberflusse ein halbes Dutzend meiner Begleiter, des besseren Schutzes wegen, und diese Leute erfüllten die Luft mit den unangenehmen Ausdünstungen ihrer nassen Kleidung.

In der Frühe des 26sten Juni war es glücklicherweise trocken, und deswegen brach ich bereits um 6 U. 45 M. mit wenigen Leuten zum nahen Gipfel des Berges auf. Nur etwa 10 Minuten von der Station aufwärts befindet sich ein Punkt am Gehänge, von dem aus man *N* 34° *O* den Kakusan erblickt und genau in derselben Richtung, darüber hinaus, den kegelförmigen Gunung Kramat, welcher nahe dem Meere zur Rechten des Waë Lea gelegen ist. Das Thal des genannten Flusses ist unter uns, etwa halbwegs zwischen dem betreffenden Standpunkte und dem Kakusan, sichtbar, während über den Kramat hin das Meer erscheint. Diese Landschaft zeigte sich übrigens erst auf dem Rückwege, als die Sonne für einen Augenblick mit schwachem Glanze die Wolken durchbrochen hatte; vorläufig marschirten wir noch im dichten Nebel und unter tropfenden Bäumen bis zum höchsten Punkte des Batubua fort. Der Weg, welcher noch stets nach *S O* führte, ging bis 7 U. 35 M. ohne sonderliche Schwierigkeit, langsam steigend oder fallend, auf und ab; hie und da standen mächtige, polyëdrisch zerklüftete, moosbewachsene Klippen von Urschiefern (Glimmerschiefer) an, die einzige Formation, welcher ich auf der ganzen Reise begegnete. Dann befanden wir uns am Fusse einer gewaltigen Felsmasse, die steil vor uns anfragte und nur mit Hilfe von Rottan, auf Händen und Füssen, erklettert werden konnte. Um 7 U. 50 M. waren wir oben und standen an einem Abgrunde, welcher mit etwa 45° nach *N* 20° *O* abfällt und in dessen Tiefe der Waë Lea rauscht, wogegen sich dies Grat, welches den Waë Lea und Waëlmoli scheidet, zur Rechten weniger steil abwärts senkt. Wir hielten uns indessen links, hart am Absturze, woselbst die theilweise frei hervorstehenden Wurzeln mancher Bäume das Gehen bisweilen recht erschwerten, während es in der Richtung *S* 20° *O*—*S* 30° *O* bald auf bald ab, bald bequemer, bald wieder an steileren Hängen entlang vorwärts ging.

Auf dem Gipfel einer kleineren Bodenwelle erklärte mir der Radja von Kajeli, wir seien am Ziele angelangt, während alle anderen sich beeilten, dies zu bestätigen; doch erkannte ich am Relief durch den lichten Wald hin, dass die Mittheilung nicht wahr sei, und alsbald stellte sich dann heraus, dass niemand höher zu gehen wagte und man aus diesem Grunde seine Zuflucht zur Lüge genommen hatte. Auch die Leute, welche den Weg gesucht hatten, waren aus Furcht vor dem heiligen Berge

nicht weiter vorgedrungen. Selbstredend kümmerte mich das wenig, und da das Pflanzenreich keine sonderliche Schwierigkeit verursachte, so vermochte ich auch ohne Hilfe der Begleitung allein vorzugehen; dann folgten aber auch die anderen, und um 9 U. 30 M. war die Spitze des Bàtubua wirklich erreicht. Es fand sich, dass sie 1410 m. über dem Meeresspiegel gelegen ist.

Da ich trotz des dicken Nebels und des schneidenden Windes zum Verweilen genöthigt war und den Instrumenten wohl oder übel die nöthige Ruhe gönnen musste, so hatte ich Musse genug, meine Aufmerksamkeit dem Pflanzenwuchse zuzuwenden, welcher bereits seit einigen Stunden mein lebhaftes Interesse wachgerufen hatte. Das galt namentlich von einem Baume, welcher auch schon in der Nähe der letzten Station häufig vorkam und noch eine Strecke weiter abwärts von mir beobachtet wurde, weil er durch seinen Wuchs wesentlich zur grösseren Durchsichtigkeit des Waldes beiträgt und daher nicht leicht übersehen werden kann. Herr Dr. *Boerlage*, dem ich das Wichtigste der nachfolgenden Notizen verdanke, erkannte ihn als *Dacrydium elatum Wall.* Dieser zu den Coniferen gehörige Baum, den ich sonst nirgends auf meinen Reisen in den Molukken gesehen, wächst auf dem Gipfel des Batubua in grosser Zahl; er erreicht nach meiner Schätzung bis zu 15 m. Höhe; seine aufwärts gerichteten Aeste stehen weit aus einander und bilden so im Verbande mit den feinen Nadeln eine sehr magere Krone.

Der Artbegriff des *Dacrydium elatum Wall.* ist weit gefasst, und es ist unter diesem Namen eine ganze Reihe von Formen vereinigt worden, welche mehr oder minder abweichende Charaktere aufweisen. Eine in diesem Sinne neue Form ist auch diejenige vom Batubua, denn sie unterscheidet sich von allen bisher angeführten (von Malakka, Sumatra und Borneo) durch die Richtung der Nadeln. In ihrer Gestalt stimmen aber letztere mit denjenigen der Exemplare von Borneo und Sumatra, in ihrer Länge mit denjenigen des *Dacrydium elatum* von Borneo überein.

Freycinetia angustifolia Bl. (von Rumphius *Carex arborea* genannt) kriecht hier oben auf der Erde hin und bildet im Vereine mit *Lycopodium spectabile Bl.* einen fast geschlossenen, bis ans Knie reichenden Teppich, dessen Entwicklung durch die wenig dichten Kronen des Dacrydiums begünstigt werden dürfte. Das zierliche Lycopodium, mit schlankem Stengel und locker stehenden Blättern, zeichnet sich durch sein lichtes, frisches Grün aus und hebt sich im Pflanzenkleide des Bodens prächtig gegen die dunkleren Freycinetien ab. Dazu gesellen sich viele Moose, welche vor allem an den Wurzeln und Stämmen der grösseren Bäume wuchern, ohne aber eine geradezu auffallende Entwicklung zu erreichen. Unter ihnen ist eine *Plagiochila* besonders häufig; sie zeichnet sich vor ihren nächsten Verwandten durch grosse Blätter aus und repraesentirt vielleicht eine neue Art. Weniger zahlreich,

wenngleich nicht selten, sieht man Lichenen, von denen ich eine *Parmelia* sammelte (*P. speciosa Nyl.* oder eine ihr verwandte Art).

Zahlreich hängen an den niedrigeren Bäumen die grossen Krüge von *Nepenthes Boschiana Korth.*, jener typischen Insektivore der feuchten Tropen des Ostens, welche hohe Stengel treibt und mit Hilfe der nicht krugtragenden Blattstielranken emporklettert. Ich brachte von hier einen der Krüge, welche uns reichliches Trinkwasser lieferten, heim; derselbe besitzt 25 cm. Länge. Beccari fand die Art auch auf Ambon, und vielleicht ist sie ebenfalls mit derjenigen identisch, welche ich dort auf dem Gipfel des Tunahuhu sah.

Ergötzlich war es, das stille Staunen der mich begleitenden Leute zu sehen, als wir wohlbehalten oben angekommen waren, ohne etwas von gefährlichen Alfuren, Riesen oder Schlangen zu bemerken. Vielleicht schrieben sie dies alles mir und meinen Instrumenten zu; denn sicherlich wäre keiner allein hierhergegangen, und der Kapalasoa der Alfuren äusserte sich nachher anderen gegenüber dahin, dass ich nächst *Allastala* der Grösste an Macht und Weisheit sein müsse. *Allastala* [1]) (hervorgegangen aus dem arabischen *Allah taäla*, welches auch in dieser Form in Kajeli bekannt ist) ist aber der mächtigste unter den Nitu-nitu; er hat Himmel und Erde geschaffen. Man versicherte mich, dass auch die Alfuren von Wakollo an diesen Gott glauben, doch habe ich an dem Orte selbst hierüber nichts erfahren. Wo ist hier die Grenze zwischen Religion [2]) und Heidenthum? Der Aberglaube kann bei der Beantwortung dieser Frage schwerlich den Durchschlag geben, da er sich bei manchen Christen bekanntlich in gleichem Maasse entwickelt findet, und sittlich ist der Alfure Buru's über viele Bekenner göttlicher Lehren sicherlich weit erhaben!

Der Rückweg vom Gipfel bis zur Station wurde, nach Abzug eines einmaligen Aufenthaltes an dem oben erwähnten Aussichtspunkte, von dem aus man den Kakusan erblickt, in 1 St. 16 M. zurückgelegt, so dass wir daselbst bereits um 10 U. 20 M. wieder eintrafen. Doch beschloss ich, noch bis zum folgenden Tage an diesem Orte zu bleiben, weil das Wetter sich etwas besser anliess und somit einige Aussicht auf trockene Kleidung vorhanden war; zudem fühlte ich mich sehr krank und hoffte durch Ruhe etwas besser zu werden. So hatte ich denn Musse, noch einiges über den Aberglauben der mich begleitenden Leute zu erfragen, was ich hier unten folgen lasse.

Die Einwohner von Kajeli, sowohl Christen als Mohammedaner, und auch

---

1) Wilken giebt die Bezeichnung *Opo Lahatala* an (l. c. pag. 21).

2) Vgl. auch Wilken (l. c. pag. 21). Die Mittheilungen Wilken's werden aber wohl nicht für ALLE Alfuren von Buru gelten, wie sich schon durch einen Vergleich mit dem von mir in Wakollo Aufgezeichneten ergiebt; Kajeli und seine weitere Umgebung dürften aus erklärlichen Gründen eine Sonderstellung einnehmen. — Sieh ferner Willer l. c., pag. 118.

noch die meisten Leute von Ambon glauben an sogenannte *suangi's*, d. h. an Menschen, welche andere krank machen können. Diese sprechen bisweilen mit dem Teufel, können sich unsichtbar machen und fliegen; auch vermögen sie sich in ein *sukun*-Blatt (vom Brodbaume) zu verwandeln. Fällt ein solches Blatt auf den Feind des Suangi, so ist jener in einigen Tagen todt; wenn dagegen jemand das auf ihn zufliegende Blatt zerschneidet, so muss der Suangi in kurzem sterben. Weibliche Suangi's essen die Eingeweide lebender Kinder, ohne dass man es ahnt, worauf dann die Kleinen erkranken und sterben; doch trachtet die Hexe nun auch noch das im Grabe liegende Kind zu verspeisen, und um sich hiervor zu schützen bewahrt man, im Falle irgend welchen Verdachtes, sorgfältig die beim Anlegen des Grabes mit dem ersten Spatenstiche ausgehobene Erde. Das ist nämlich der Schlüssel zur Ruhestätte des Kindes, den der Suangi in der dritten Nacht zu holen kommt. Bei Vollmond tanzen diese Hexen an einsamen Stellen um Mitternacht Menarie; diejenigen von Buru und Manipa sind am meisten berüchtigt.

Nach einer gleich schlechten Nacht wie die letztverflossene wurde am 27sten Juni um 6½ Uhr morgens der Rückweg nach Kajeli angetreten, und obwohl sehr krank und schwach, beschloss ich doch gerade dieses Umstandes wegen, alles daran zu setzen, um noch an demselben Tage den Ort zu erreichen. Die ersten drei Stunden ging es bei dem stark fallenden Wege noch langsam vorwärts, dann aber förderten wir sehr rasch, und bereits um 10 U. 55 M. war die Station des 24sten Juni auf dem G. Dammer erreicht, von wo wir genau zwei Stunden bis zum G. Etnoul gebrauchten. Gerade trat die Sonne durch die Wolken, als wir hier den Wald verlassen hatten, und in wunderbarer Schönheit lag die Bai von Kajeli vor uns; dabei Vogelschlag und helle Luft ringsum — es war, als hätte die Natur wie mit Zauberschlag sich geändert, und jeder lebte auf, nicht ahnend, dass der Regen uns alsbald leider von neuem heimsuchen werde. Von der genannten Höhe bis zum Ajer Kajeli dauerte der Marsch 2 St. 25 M., endlich noch 56 M. von dort bis zum Orte. Unter Hinzuziehung der Strecke, die wir am vorhergehenden Tage vom höchsten Gipfel bis zur letzten Station auf dem Batubua zurücklegten, und bei Vernachlässigung jeden Aufenthaltes nahm der Abstieg von der Spitze bis nach Kajeli 11 St. 2 M. in Anspruch, wovon 9 St. 46 M. auf den heutigen Tag kamen. In kürzerer Zeit lässt sich der Weg aber unter keinerlei Umständen zurücklegen.

Todtmüde und schwerkrank langte ich etwas nach 5 Uhr wieder zu Hause an; die Dysenterie, welche sich bereits gestern angemeldet und seit langer Zeit vorbereitet hatte, war in heftigem Grade ausgebrochen; sie fesselte mich lange ans Krankenlager, und allen Reisen war damit ein Ziel gesetzt.

Während ich auf eine Fahrgelegenheit nach Ambon wartete, konnten in den langsam dahinschleichenden Tagen, in denen ich mein eigener Arzt sein musste, nur noch wenige Aufzeichnungen gemacht werden, und unter diesen dürften die Angaben der Regenmengen in erster Linie von Interesse sein. In Kajeli betrugen sie:

2 Mai	—	5	mm.	4 Juni	—	9	mm.	27 Juni	—	38	mm.
18 „	—	8	„	15 „	—	9	„	28 „	—	3	„
22 „	—	11	„	17 „	—	14	„	29 „	—	13	„
23 „	—	28,5	„	18 „	—	4	„	30 „	—	8	„
24 „	—	5	„	19 „	—	4	„	1 Juli	—	20	„
26 „	—	31	„	20 „	—	1	„	2 „	—	48	„
28 „	—	10,5	„	24 „	—	26,5	„	4 „	—	3	„
2 Juni	—	15	„	25 „	—	12,5	„	5 „	—	6,5	„
3 „	—	16	„	26 „	—	9	„	6 „	—	23	„

Die übrigen Tage waren entweder ganz trocken oder doch so arm an Niederschlägen, dass der Regenmesser von der mit der Ablesung betrauten Person vernachlässigt wurde, wie z. B. in der Zeit vom 21sten—23sten Juni. Denn an diesen Tagen hat es in Kajeli laut meinen eigenen Aufzeichnungen wiederholt geregnet, während die obige Tabelle Trockenheit verzeichnet, und somit ist die Angabe vom 24sten Juni auch aller Wahrscheinlichkeit nach zu hoch. Abgesehen von den erwähnten Unterlassungen geschah aber die Ablesung der Maassröhren, wie ich mich selbst überzeugt habe, in Kajeli mit der wünschenswerthen Genauigkeit, und so sind also die obigen Zahlen wohl geeignet, ein richtiges Gesammtbild zu geben. Dass letzteres keineswegs demjenigen der Trockenzeit entspricht, welche nicht nur nach der herrschenden Ansicht und allen mir gemachten Mittheilungen, sondern auch auf Grund der früher gegebenen, theoretischen Entwicklung augenblicklich im nördlichen Buru herrschen sollte, bedarf keiner weiteren Begründung.

Am 6ten Juli feierte die mohammedanische Bevölkerung Kajeli's ihr Neujahrsfest (*ʿÎdu 'l qorbān* oder *Garebeg besar*), nachdem man bereits am vorigen Abende viele Lichter gebrannt sowie gesungen und getrommelt hatte. Vom Hause des Regenten aus bewegte sich nachmittags ein Festzug zu dem meiner Wohnung unmittelbar gegenüber liegenden Missigit, so dass ich also trotz der Krankheit Augenzeuge dieser Ceremonie sein konnte. Eröffnet wurde der Zug durch erbärmlich schlechte Tjakalele-Tänzer; dann folgten rothe Fahnen, darauf das von einem Manne auf der Schulter getragene Opferthier, eine Ziege, endlich Alt und Jung in bunter

Feierkleidung und unter schrecklichem Gesange. Mehrfach wurde die Ziege um das Bethaus herumgetragen und alsdann hinter demselben geschlachtet, wobei man das Blut in die Erde rinnen liess.

Mitten in die Festfreude hinein ertönte aber der Ruf *kapal*; der Dampfer *Arend*, welcher einen neu ernannten Posthalter nach Tifu bringen sollte, wurde in der Ferne sichtbar, und damit hatte auch die Stunde meiner Erlösung von dem für einen Kranken jedenfalls nicht beneidenswerthen Aufenthalte in Kajeli geschlagen. Glücklicherweise war die Bagage schon vollständig bereit; denn wenn ich mich auch selbst nicht bewegen durfte, so hatte doch der treue und bewährte Dolmetscher jedes Stück herantragen und unter meinen Augen, so wie ich es wünschte, verpacken lassen. Die gute Ankunft der Sammlungen in Leiden lieferte später den besten Beweis für die hierbei beobachtete Sorgfalt.

So begab ich mich denn um 4½ Uhr nachmittags an Bord; eine Stunde später war alles Gepäck verladen, und kurz darauf dampften wir auf Tifu zu. Indessen ging die See so hoch, dass der erfahrene Kapitän schon bald die Unmöglichkeit erkannte, in die Bai von Tifu einzulaufen, und infolge dessen langten wir bereits in der Frühe des 7ten Juli auf der Rhede von Ambon an. Kurz hernach befand ich mich wieder im gastlichen Batu Gadjah.

Dort lag ich bis zum 22sten Juli schwerkrank, schiffte mich aber, in der Hoffnung, dass die Seereise Genesung bringen werde, am Mittage dieses Tages aut dem Dampfer *Both* nach Batavia ein und gelangte schon am Nachmittage des 24sten Juli nach Makasser. Als die ersten Bekannten aus der Heimath sah ich dort unsere Spatzen wieder, welche mir bereits auf der Hinreise aufgefallen waren; denn wenngleich es bekannt ist, dass diese Vögel auf Java eingeführt wurden, so war ich doch verwundert, sie hier so weit im Osten anzutreffen. In die Molukken sind jene gefiederten Landsleute, welche alle ihre liebenswürdigen Gassenjungen-Gewohnheiten auch in den Tropen treulich bewahrt haben, bis jetzt noch nicht eingedrungen; sie würden mir daselbst sonst schwerlich entgangen sein.

Am 1sten August befand ich mich in der Frühe in Tandjung Priok und bald darauf in Batavia, woselbst ich bereits in weit besserer Verfassung ankam, als wie ich Ambon verlassen hatte; dennoch konnte an weitere Untersuchungsreisen gar nicht gedacht werden, und war ich gezwungen, nach Europa zurückzukehren. Aus diesem Grunde verliess ich Java wieder am 10ten August mit dem *Prins Alexander* und traf wohlbehalten und leidlich gesund am Nachmittage des 8ten September in Genua ein; endlich war ich am 11ten September 1892 zu Hause, nachdem ich bis auf wenige Tage ein Jahr zuvor den Kreis meiner Familie verlassen.

Ich hatte an Strapazen und Entbehrungen mehr erduldet als meine schlimmsten Befürchtungen mir vor der Abreise vorgespiegelt, aber ich hatte auch mehr

erreicht, als ich derzeit glaubte erwarten zu können, und wenngleich mir im Laufe der Reisen noch manche Frage aufstiess, deren Beantwortung ich gewünscht hätte, wenn auch vor allem die schliessliche Erkrankung noch einzelne, kleinere Untersuchungen auf Ambon vereitelte, so durfte ich doch mit dem Gesammtergebnisse der Forschungen zufrieden sein. Möchten später auch andere dies Urtheil fällen, so wird mir der Preis, um den ich die Resultate erreichte, niemals zu hoch erscheinen. Ich that, was in meinen Kräften stand — aber vieles bleibt noch der Zukunft in den bereisten Gebieten zur Ergründung vorbehalten.

LITERATUR.[1])

1. SCHRIFTEN.

P. Bleeker, Reis door de Minahassa en den Molukschen Archipel. Batavia 1856.

W. G. Boot, Korte schets der Noordkust van Ceram (Tijdschr. v. h. Kon. Nederl. Aardrijkskundig Genootschap, Ser. 2, Deel X, pag. 650, 885 u. 1163). Leiden 1893.

C. Bosscher, Bijdrage tot de kennis van het oostelijk gedeelte van Ceram en omliggende eilanden (Tijdschr. voor Indische Taal- Land- en Volkenkunde, Deel IV). Batavia 1855.

J. F. G. Brumund, Aanteekeningen, gehouden op eene reis in het oostelijke gedeelte van den Indischen Archipel (Tijdschrift voor Neêrland's Indië, jaarg. VII, deel II). Batavia 1845.

S. A. Buddingh, Neêrlands-Oost-Indië. Reizen 1852—57. Rotterdam 1860.

P. van der Crab, De Moluksche Eilanden. Batavia 1862.

M. Dassen, De Nederlanders in de Molukken. Utrecht 1848.

J. B. J. van Doren, Fragmenten uit de reizen in den Indischen Archipel. Amsterdam 1854.

J. B. J. van Doren, Beknopte beschrijving van Wahaai, op de Noord-Oostkust van het eiland Ceram (Bijdrag. tot de Taal- Land- en Volkenkunde van Neêrlandsch Indië, Deel IV). Amsterdam 1856.

A. van Ekris, Zending op Ceram (Mededeelingen vanwege het Nederlandsche Zendelinggenootschap, 5e jaargang). Rotterdam 1861.

A. van Ekris, Iets over het ceramsche kakian-verbond (Tijdschr. voor Indische Taal- Land- en Volkenkunde, Deel XVI). Batavia 1867.

Henry O. Forbes, A naturalist's wanderings in the Eastern Archipelago. London 1885. — Deutsche Uebersetzung von R. Teuscher. Jena 1886. (Letztere ist im Obigen citirt worden.)

F. A. A. Gregory, Zeemans Gids voor de vaarwaters van Java, naar en door den Molukschen Archipel en terug. Amsterdam 1853.

G. W. W. C. Baron van Hoëvell, Ambon en meer bepaaldelijk de Oeliasers. Dordrecht 1875.

G. W. W. C. Baron van Hoëvell, Vocabularium van vreemde woorden, voorkomende in het Ambonsch-Maleisch etc.. Dordrecht 1876.

J. J. de Hollander, Handleiding bij de beoefening der Land- en Volkenkunde van Nederl. Oost-Indië, II pag. 327 ff.. Breda 1861.

---

1) Diese Liste beabsichtigt keineswegs eine Uebersicht alles desjenigen zu geben, was bisher auf den verschiedensten Forschungsgebieten über die von mir bereiste Gegend publicirt wurde; vielmehr sind nur diejenigen Arbeiten hier ausgewählt, welche auf die Darstellung von Land und Leuten Bezug nehmen und somit in den Rahmen meines Reiseberichtes passen. In dieser Begrenzung kann die Liste aber wohl auf ziemliche Vollständigkeit Anspruch erheben; Wesentliches dürfte man in ihr kaum vermissen. Sie ist ursprünglich zusammengestellt, um das Citiren der betreffenden Arbeiten im Texte zu erleichtern, zumal die Titel häufig sehr langathmig sind, und aus solchem Grunde wurde auch die alphabetische Anordnung der Autorennamen für diese Uebersicht gewählt.



W. Joest, Beiträge zur Kenntniss der Eingebornen der Inseln Formosa und Ceram (Verhandlungen d. Berliner Ges. f. Anthropologie etc., pag. 53. — Zeitschrift f. Ethnologie, Bd. XIV). Berlin 1882.

W. Joest, Malayische Lieder und Tänze aus Ambon und den Uliase (Internat. Archiv für Ethnographie, Bd. V). Leiden 1892.

P. Lesson, Voyage autour du monde. Tome III. Bruxelles 1839.

E. W. A. Ludeking, Schets van de Residentie Amboina (Bijdragen tot de Taal- Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië, 3e volgreeks, Deel III). 's Gravenhage 1868.

J. H. Moorrees, Indrukken over de Molukken en in 't bijzonder over Ceram (Tijdschr. v. h. Kon. Nederl. Aardrijkskundig Genootsch., Ser. 2, Deel IX). Amsterdam 1892.

S. Müller, Reizen en onderzoekingen in den Indischen Archipel, Deel II (Werken v. h. Koninkl. Instituut voor Taal- Land- en Volkenkunde van Nederl. Indië, 2de afdeeling, afzonderl. werken). Amsterdam 1857.

Johan Nieuhofs gedenkwaerdige zee en lantreize door de voornaemste landschappen van West- en Oostindien. Amsterdam 1682.

J. Olivier, Reizen in den Molukschen Archipel, naar Makassar enz.. Amsterdam 1834.

Picauly, Eene bijdrage tot de kennis der Alfoeren van het eiland Boeroe (Mededeelingen van wege het Nederlandsche Zendelinggenootschap, 3e jaargang, pag. 195). Rotterdam 1859.

W. A. van Rees, De krijgstogt op Ceram in 1860 (Koloniale Jaarboeken, 3e jaarg.). 's Gravenhage 1863 — Abgedruckt in: Van Rees, »De pionniers ... etc."

W. A. van Rees, De pionniers der beschaving in Neerlands Indië. Arnhem 1866.

C. G. C. Reinwardt, Reis naar het oostelijk gedeelte van den Indischen Archipel, in het jaar 1821. Amsterdam 1858.

L. J. van Rhijn, Reis door den Indischen Archipel, in het belang der evangelische zending. Rotterdam 1851.

C. Ribbe, Ein Aufenthalt auf Gross-Seram (XXII Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden, p. 129). Dresden 1892.

J. G. F. Riedel, De sluik- en kroesharige rassen tusschen Selebes en Papua. 's Gravenhage 1886.

H. von Rosenberg, Beschrijving van eenige gedeelten van Ceram (Tijdschr. voor Indische Taal- Land- en Volkenkunde, Deel XVI). Batavia 1867.

H. von Rosenberg, Der Malayische Archipel. Land und Leute. Leipzig 1878.

R. Scherius, Korte aanteekeningen van eene reis over het gebergte van Ceram, van de Zuid- naar de Noordkust, of van de Negorij Makarikie naar den post Wahaaj (Tijdschrift voor Neêrland's Indië, jaarg. VIII, deel IV). Batavia 1846.

Von Schmid, Het kakihansch verbond op het eiland Ceram (Tijdschr. voor Neêrland's Indië, jaarg. V, Deel II). Batavia 1843.

Von Schmid, Aanteekeningen nopens de zeden, gewoonten en gebruiken, benevens de vooroordeelen en bijgeloovigheden der bevolking van de eilanden Saparoea, Haroekoe, Noessa Laut, en van een gedeelte van de zuidkust van Ceram, in vroegeren en lateren tijd (Tijdschr. voor Neêrland's Indië, jaarg. V, deel II, pag. 491 u. 583). Batavia 1843.

Schulze, Ueber Ceram und seine Bewohner (Verhandlgn. d. Berl. Gesellsch. f. Anthropologie etc., pag. 113. — Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. IX). Berlin 1877.

De Stuers, De Sago-boom der Molukko's (Tijdschrift v. Neêrland's Indië, 8ste jaarg., Deel I, pag. 367). Batavia 1846.

De Stuers, De Gemoetoe-boom der Molukko's (Tijdschr. v. Neêrland's Indië, 8ste jaarg. Deel I, pag. 375). Batavia 1846.

J. E. Teijsmann, Verslag over de in 1860 gedane reize in de Molukken (Natuurkdg. Tijdschrift voor Nederl. Indië, Deel XXIII). Batavia 1861.

François Valentijn's Oud en Nieuw Oost-Indiën, uitgegeven door S. Keijzer. 's Gravenhage 1856. (Zuerst erschienen in 1726.)

Q. M. R. Ver Huell, Herinneringen van eene reis naar de Oost-Indiën. Haarlem 1835.

R. Virchow, Alfuren-Schädel von Ceram und anderen Molucken (Verhandlgn. d. Berl. Gesellsch. f. Anthropologie etc., pag. 76. — Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XIV). Berlin 1882.

A. R. Wallace, The Malay Archipelago. London 1869. — Ins Holländische übersetzt und unter dem Titel »Insulinde" herausgegeben von P. J. Veth, welcher gleichzeitig eine Reihe von Notizen hinzufügte. Amsterdam 1870. (Diese Uebersetzung ist im Obigen citirt worden.)

G. A. Wilken, Bijdrage tot de kennis der Alfoeren van het eiland Boeroe (Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap v. Kunsten en Wetenschappen, Deel XXXVIII). Batavia 1875.

T. J. Willer, Aanteekeningen omtrent de instellingen der Halfoeren van het landschap Waai-Rama, behoorende tot het regentschap Hatiling, afdeeling Wahaai, eiland Ceram (Indisch Archief, Jaarg. I, Deel II). Batavia 1850. — Abgedruckt in: Willer, Het eiland Boeroe.

T. J. Willer, Beschrijving van het eiland Boeroe etc. (Indisch Archief, Jaarg. I, Deel I en II). Batavia 1849 u. 1850. — Abgedruckt in: Willer, Het eiland Boeroe.

T. J. Willer, Exploitatie van Boeroe (Tijdschr. voor Indische Taal- Land- en Volkenkunde, Deel II). Batavia 1854. — Abgedruckt in: Willer, Het eiland Boeroe.

T. J. Willer, Het eiland Boeroe, zijne exploitatie en halfoersche instellingen. Amsterdam 1858.

Autor? Beschrijuinge van de Eijlanden Banda, van de Molucse Eijlanden en van de Westcust van Sumatra (medegedeeld door P. A. Leupe). — Der über die Molukken handelnde Abschnitt ist 1629 geschrieben und vermutlich von **Aertus Gijsels** abkünftig. — (Bijdragen tot de Taal- Land- en Volkenkunde van Neêrlandsch Indië, Deel III). 's Gravenhage 1855.

Autor? (gezeichnet **E**.) Iets over Ceram en de Alfoeren (Bijdragen tot de Taal- Land- en Volkenkunde van Ned. Indië, nieuwe volgreeks, Deel I). Amsterdam 1856.

---

2. KARTEN. [1]

H. A. Meijer, Kaart van de Baai van Amboina. Maasstab 1 : 30 000. Amsterdam 1844 (verbessert 1870).

F. A. A. Gregory, Kaart der Moluksche eilanden en vaarwaters, tezamengesteld 1845, uitgegeven door Jacob Swart. Maasstab 1 : 1 000 000. Amsterdam 1847.

Plannen van Ankerplaatsen in den Molukschen Archipel, Blad I (herausgegeben vom Hydrographischen Bureau in Batavia).

W. H. A. Mickler, Kaart van Ambon [2]) en omstreken, benevens de communicatiën met het overige gedeelte van het schiereiland *Leitimor*. Maasstab 1 : 20 000.

Moluksche Archipel, Blad II. Maasstab 1 : 1 000 000 (herausgegeben vom Hydrographischen Bureau in Batavia) 1884.

---

1) Mit Ausnahme der letzterwähnten Uebersichtskarte sind hier nur Originalarbeiten citirt. Die Karten, welche in Schriften der vorstehenden Literaturliste vorkommen, sind zudem fortgelassen; der Text enthält darüber Näheres.

2) Es ist damit nur die *Stadt* Ambon gemeint.



INDEX.

A.

B.

C.

D.

G.

H.

I u. J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

X.

Z.

REISEN IN DEN MOLUKKEN,

IN AMBON, DEN ULIASSERN, SERAN (CERAM) UND BURU.

EINE SCHILDERUNG VON LAND UND LEUTEN,

VON

K. MARTIN,
Professor für Geologie an der Universität zu Leiden.

TAFELN UND KARTE.

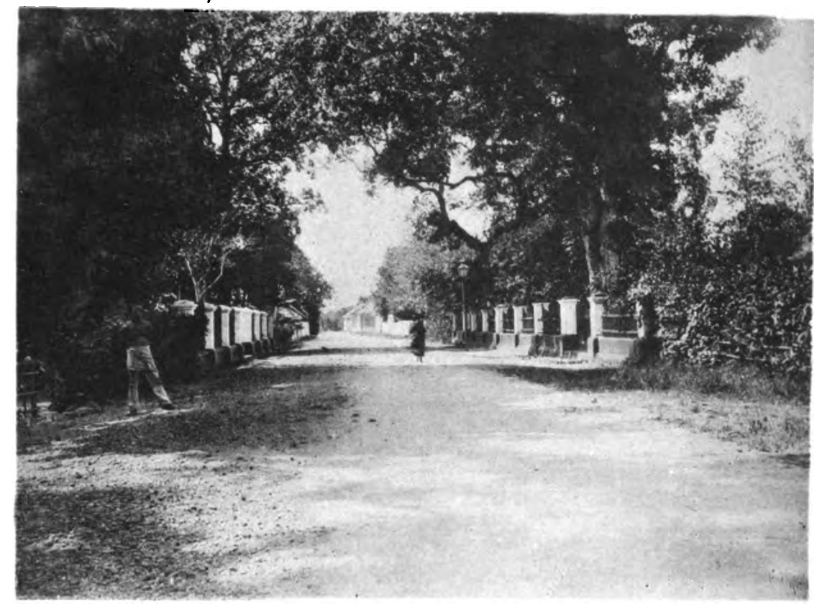
LEIDEN.
E. J. BRILL.
1894.

Gift of L. C. Jones
Rec. Jan 18, 1929

TAFEL I.

Fig. 1. ***Strasse in der Stadt Ambon.*** — Seite 3.

Fig. 2. ***Tjakalele-Tänzer in Rutung*** auf Leitimor. Im Hintergrunde Ehrenbögen, mit Cocosfiedern behangen; rechts im Vordergrunde ein Negoreibewohner in Festkleidung. — Seite 46 u. 57.



1.



Auctor phot. LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM

2.

TAFEL II.

Dörflinge von Haruku, die meisten mit der Sackhose bekleidet. Daneben ein Tragstuhl. — Seite 5, 44 u. 46.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL III.

Eguinang, Wasserfall zwischen Hatalai und Ema auf Leitimor. Das Gestein gehört der Granitformation an; im Hintergrunde Sagupalmen. Die Leute im Wasser sind meine Träger, in Ema ansässig. — Seite 9.

Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL IV.

Ema, Dorf auf Leitimor, auf einer Granitkuppe gebaut. Die Treppe ist ins Gestein gehauen; rechts ein Pfad, welcher an einer zerklüfteten Wand des Eruptivgesteins hinführt; im Hintergrunde Gebirge von Leitimor. Auf der Treppe sitzt ein Mann in Feiertagskleidung; links im Vordergrunde Fischkörbe. — Seite **9**, 10 u. 12.

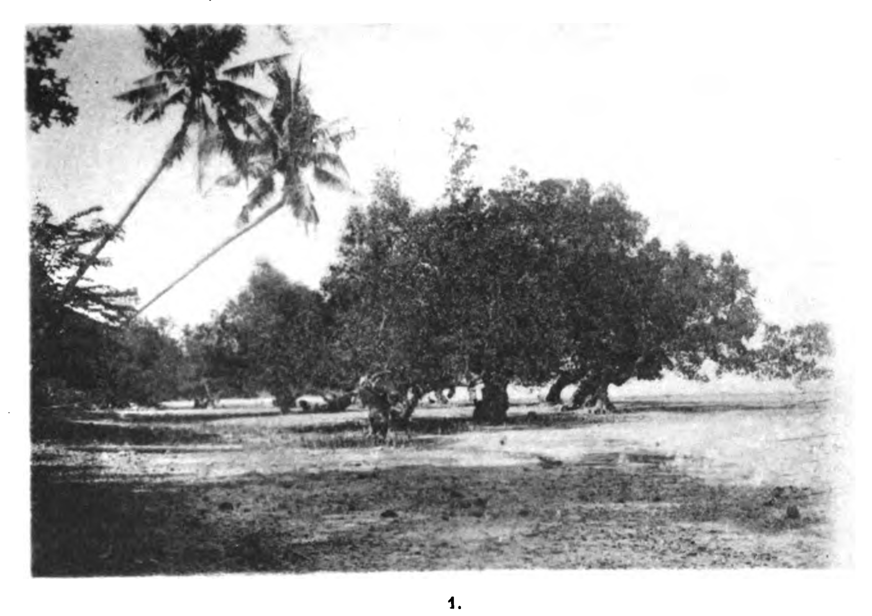


Auctor phot. LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL V.

Fig. 1. ***Sonneratia alba Smith*** auf einer im Augenblicke trockenen Brandungsterrasse am Nordstrande von Hitu, westlich von Hitulama. Links ragen aus dem Waldesrande, welcher die Küste begleitet, Cocospalmen hervor. — Seite 14.

Fig. 2. ***Waldung mit Baumfarnen*** auf dem Gipfel des Serimáu, Leitimor. — Seite 12.



1.



Auctor phot. LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

2.

TAFEL VI.

Landschaft, gesehen von Lenitu auf Nusalaut. — 1 Die kleine Insel Melano; 2 Kap Boï; zwischen beiden, im Hintergrunde, Haruku; 3 Tandjung Paperu und darüber hinaus das Gebirgsland aus der Gegend von Porto auf Saparua; 4 Tandjung Ow; 5 Gebirge von Seran; 6 Ostküste von Saparua, deren nördliche Fortsetzung nicht mehr gezeichnet ist. Im Vordergrunde die zur Zeit trockene Brandungsterrasse, welche sich um die ganze Insel Nusalaut hinzieht. — Seite 32 u. 34.

1. 2. 3.

4. 5. 6.

Auctor del. P.W.M.Trap impr. R.Raar lith.

TAFEL VII.

Fig. 1. ***Trommel*** (***Tifa***) von Hitulama auf Ambon. — Seite 48.

Fig. 2. ***Rabana*** von Hitulama auf Ambon. — Seite 62 u. **105.**

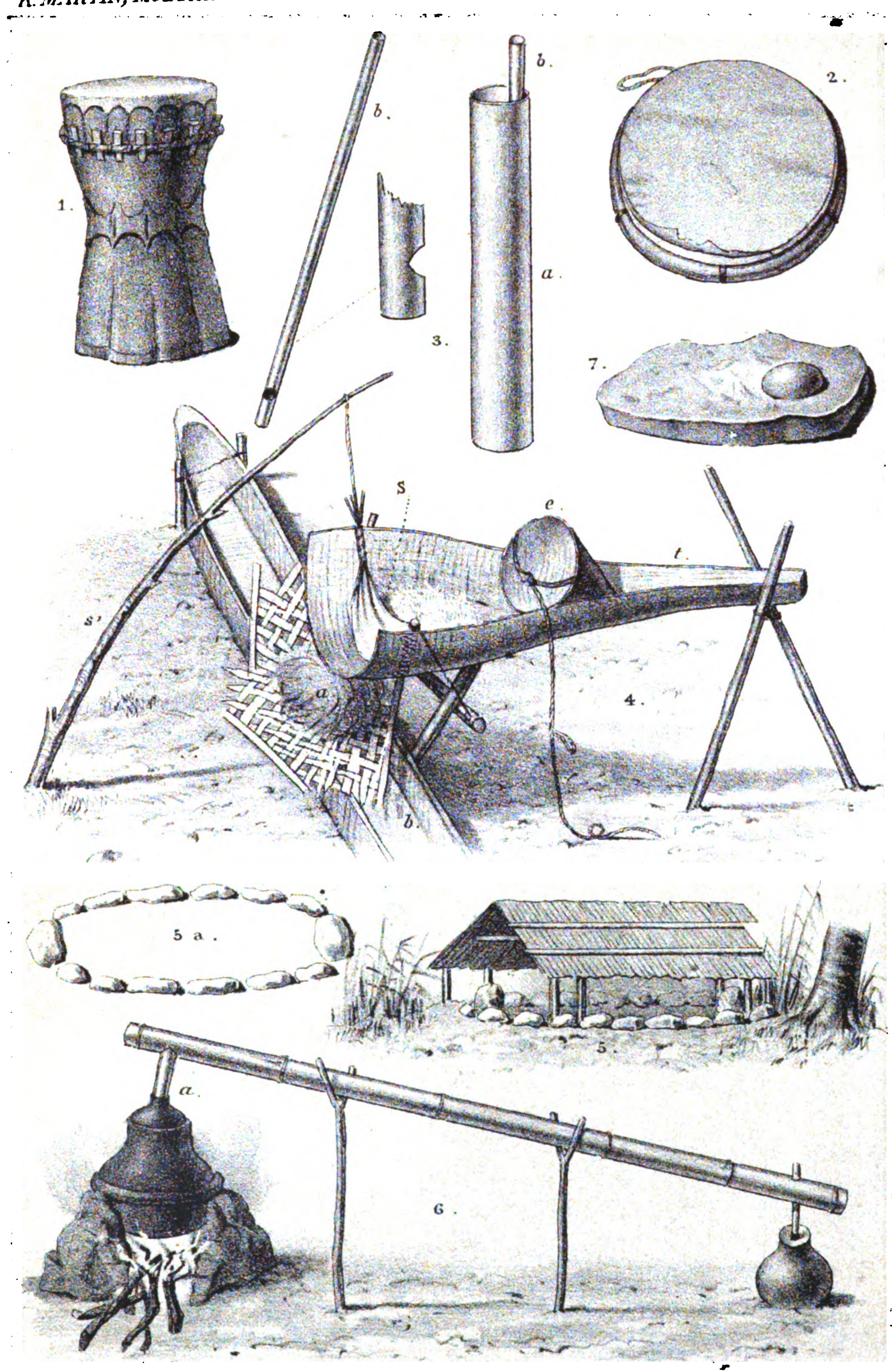
Fig. 3. ***Musikinstrument*** aus Bambus, von Saparua. — Seite 62.

Fig. 4. ***Waschapparat für Sagu,*** von Porto auf Saparua. — Seite 207.

Fig. 5. ***Grabstätte*** von Soja auf Ambon; 5[a] Anordnung des Steinringes unter dem Schutzdache derselben. — Seite 51.

Fig. 6. ***Destillirapparat*** für die Bereitung von Kolwater. — Seite 11.

Fig. 7. ***Reibstein*** für Betel. — Seite 9.



Auctor del. R. Paar lith. P.W.M.T imp.

TAFEL VIII.

Fig. 1. *Kopfputz* für den Tjakalele, von Saparua; 1ᵃ ohne den Federschmuck über der Stirn, von hinten gesehen, um die Befestigung der Stöcke zu zeigen, an welche die Federn angebunden sind. — Seite 58.

Fig. 2 *u.* 2ᵃ. *Schild* für den Tjakalele, von Saparua. — Seite 58.

Fig. 3. *Hölzernes Messer* für den Tjakalele, von Saparua. — Seite 58.

Fig. 4. *Instrument zum Fangen von Fledermäusen*, bestehend aus einem langen Bambusrohre, an dem oben die dornbesetzten Blattenden von Rottanpalmen befestigt sind. Von Soja auf Ambon.

Fig. 5. *Nautilus pompilius L.*, nach einem lebenden Thiere gezeichnet. — Seite 29.

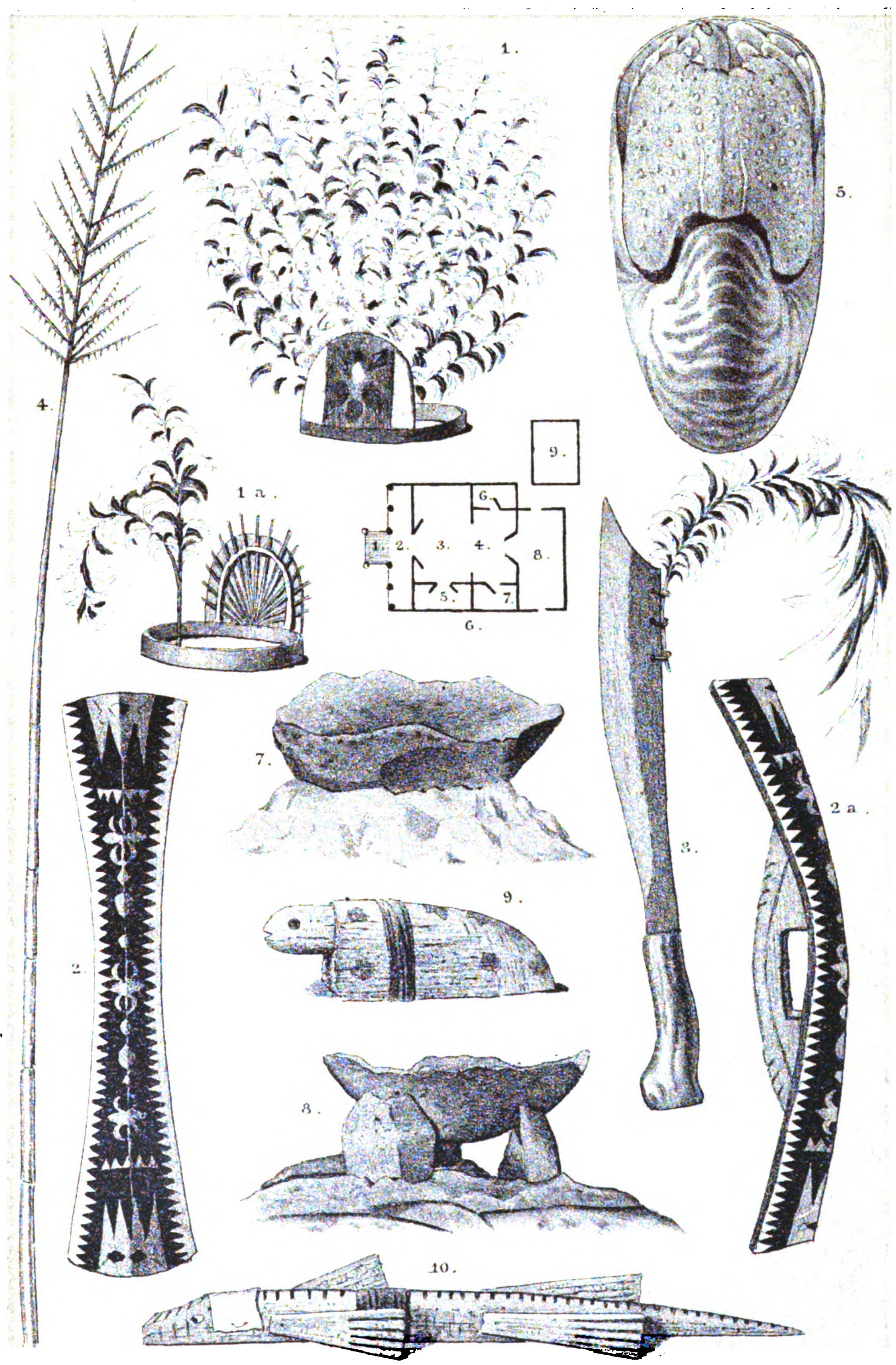
Fig. 6. *Grundriss eines Hauses von Ambon*, Regentenwohnung in Soja. — 1 Von Pfählen getragenes Palmdach, ohne Seitenwände; 2 Vordergallerie, deren Dach von hölzernen Pfeilern getragen wird, unten durch eine steinerne Brüstung geschlossen, oben ohne Seitenwände; 3—7 Geschlossene Wohn- und Schlafräume; 8 Hintergallerie; 9 Küche. In den Räumen 2 u. 3 ist der Boden mit rothen Backsteinen belegt; sonst besteht die Flur aus Lehm. — Seite 48.

Fig. 7. *Natürliche Granitschale* aus Hatalai auf Ambon. — Seite 9.

Fig. 8. *Tongku tiga*, eine Opferstätte in Hatalai, für welche eine natürliche Granitschale verwendet ist. — Seite 9.

Fig. 9. *Nachbildung einer Schildkröte*, als Matakau verwendet. — Seite 52.

Fig. 10. *Nachbildung eines Krokodils*, als Matakau verwendet. — Seite 52.

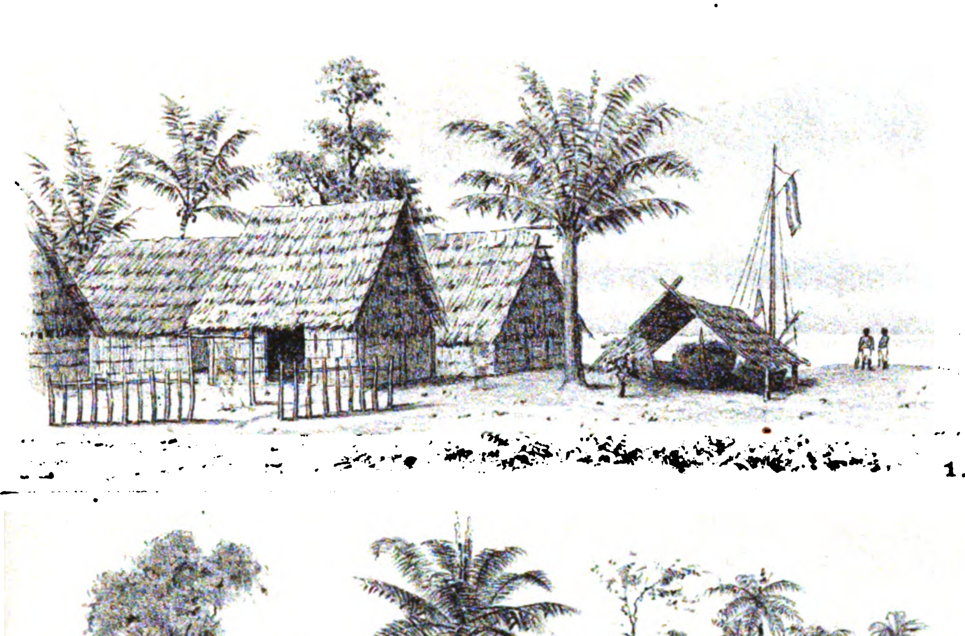


Auctor del.

TAFEL IX.

Fig. 1. *Aus dem Dorfe Slemann,* an der Nordküste von Seran. Ausblick vom Hause des Regenten auf das Meer. -- Seite 221.

Fig. 2. *Haus aus dem Dorfe Hatalai* auf Leitimor. — Seite 10.



1.



2.

Auctor del. P.W.M.Trap impr. R Raar lith.

TAFEL X.

Djudjaro's von Hatusua bei der Empfangsfeierlichkeit am 16ten Februar. Vorne links stehen die beiden Kapala-djudjaro's mit dem Federschmucke (Taf. 23, Fig. 5) in der Hand. Ueber weitere Einzelheiten der Kleidung sind die im Texte angeführten Abbildungen zu vergleichen. — Seite 72.



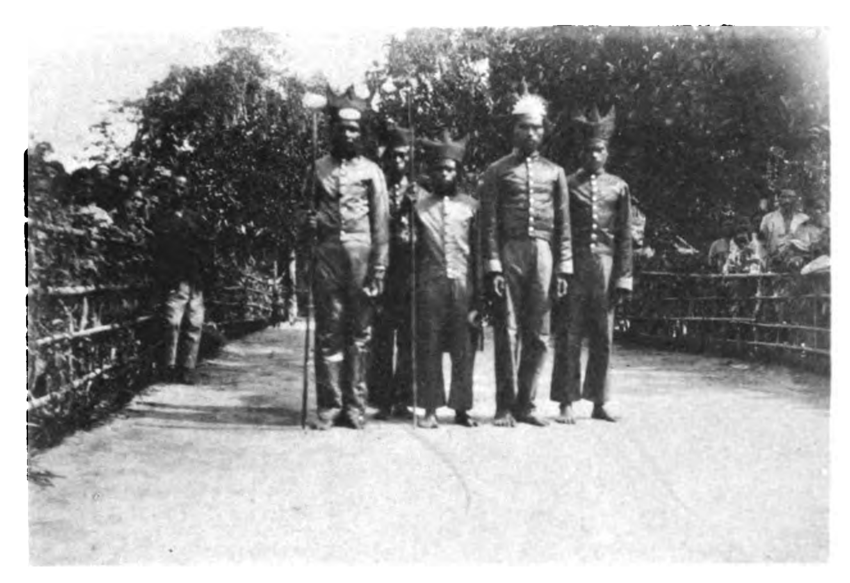
Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

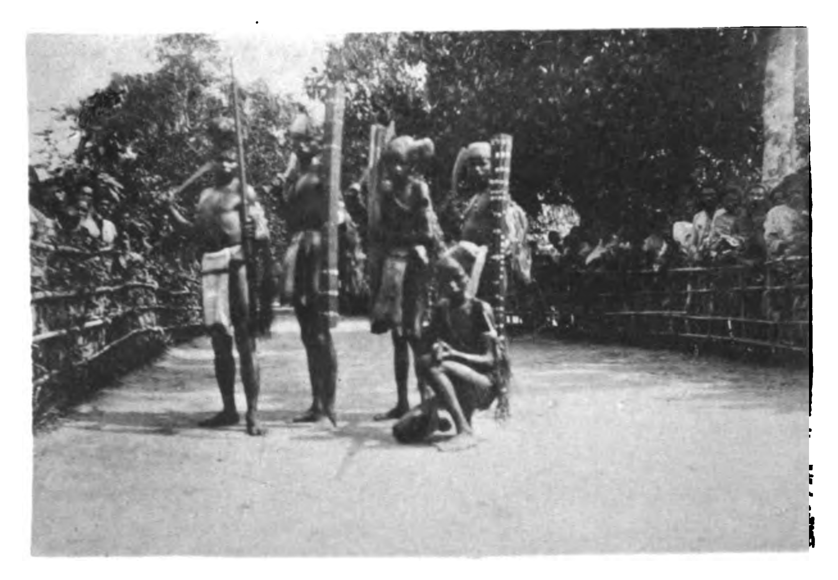
TAFEL XI.

Fig. 1. ***Saniri's*** der Pata-siwa von West-Seran, in Festkleidung. — Seite 68.

Fig. 2. ***Alfuren von Taniwel*** an der Nordküste von Kairatu, als Tjakalele-Tänzer angethan. — Seite 72.



1.



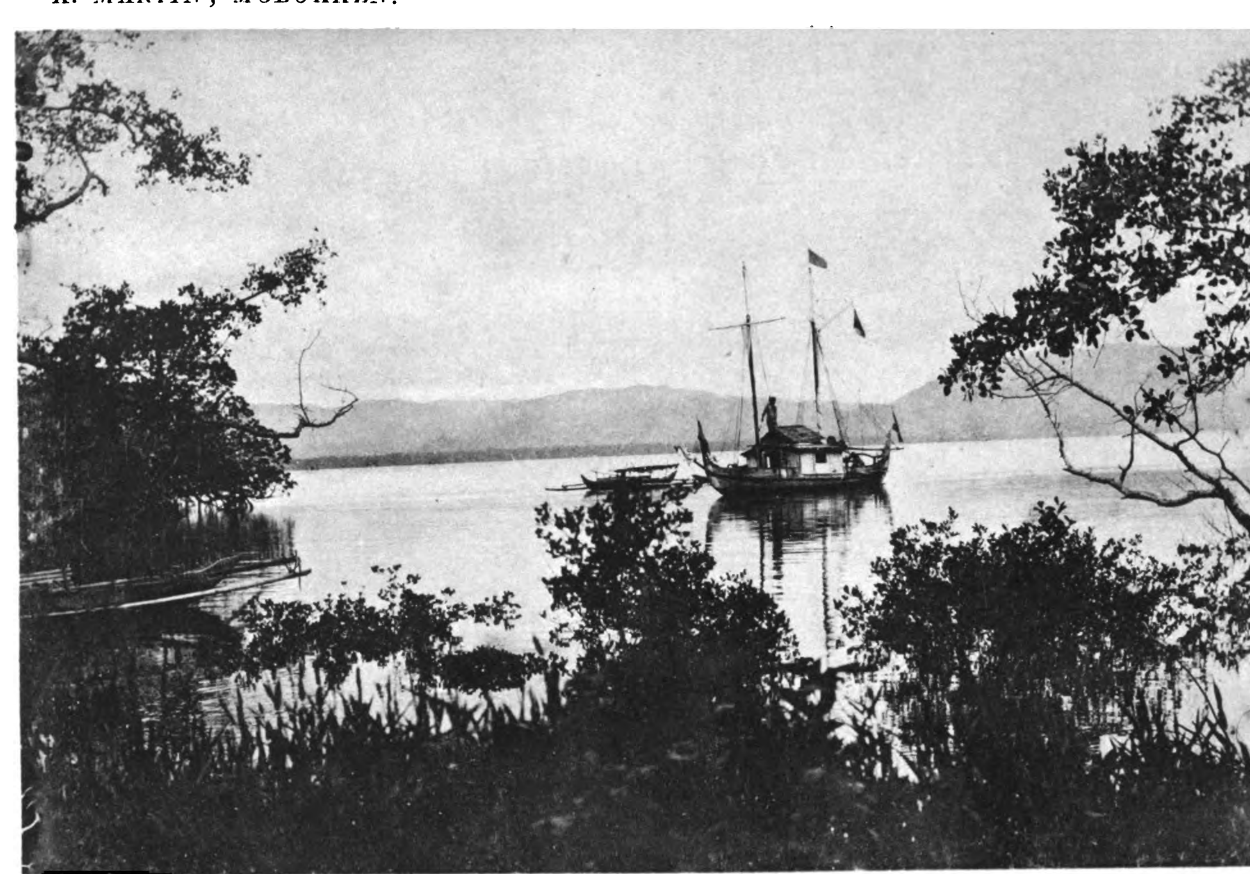
Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

2.

TAFEL XII.

Orembai. Daneben meine kleine, für die Untersuchung der Küste verwendete, inländische Prau (Seite 96); links im Vordergrunde eine Prau, welche die nach ambonscher Art befestigten Flügel zeigt (Seite 232); am Strande Mangrove. Das Bild ist von Ruïn aus genommen; das gegenüberliegende Gebirgsland, im Hintergrunde, grenzt demnach an das östliche Ufer der Pirubai. Das Dach der Orembai scheint nach dem Bilde spitz zu sein, weil die auf ihm befindliche Bagage mit Atapp gedeckt ist, doch ist es in Wirklichkeit ganz flach. — Seite 86.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XIII.

Strandbewohner von Seran, Pirubai, in Kajuputiwaldung. Auf dem Wege von Ruïn nach Katania. — Seite 79 u. 158.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XIV.

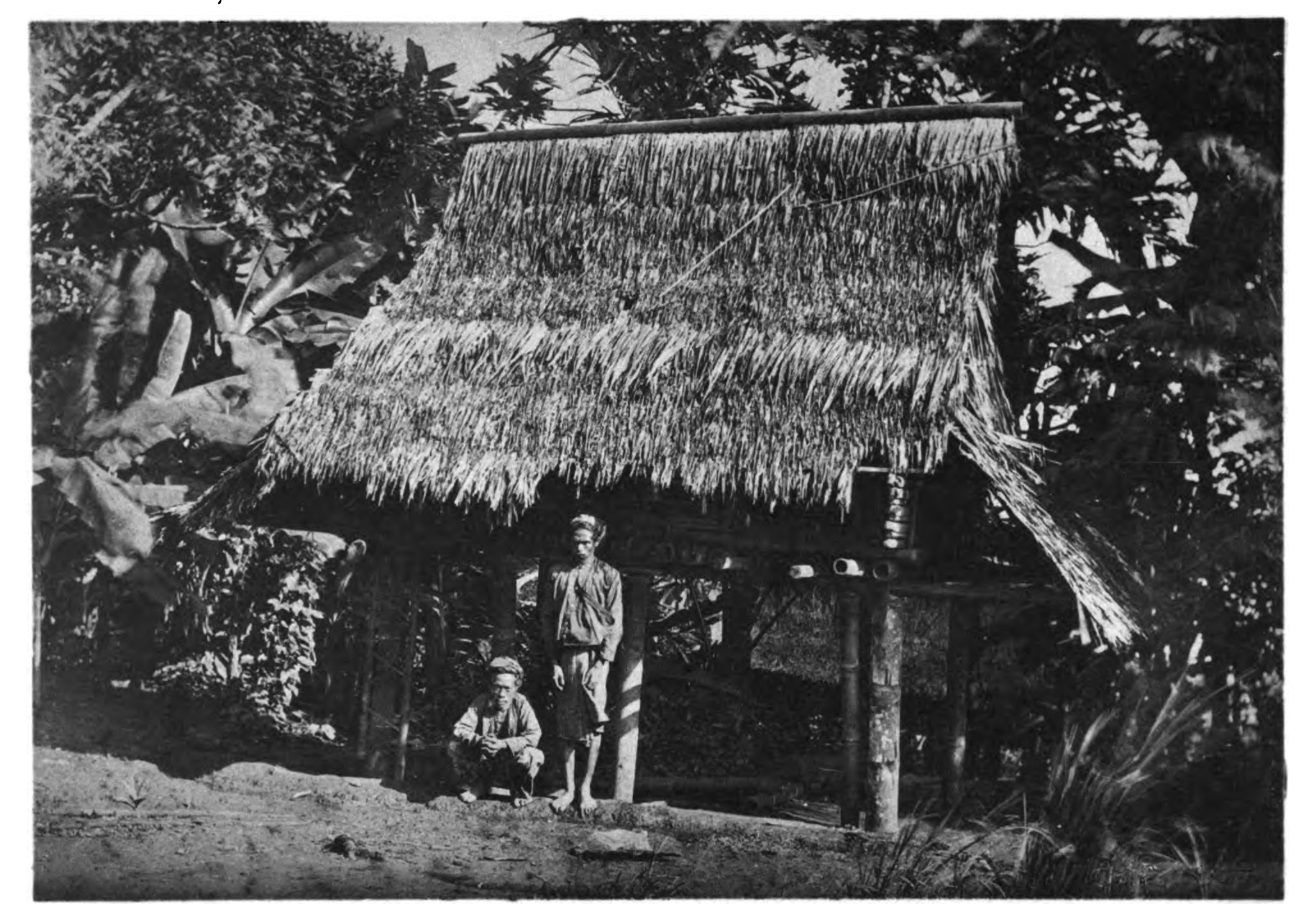
Haus von Honitetu in West-Seran, an Ort und Stelle sammt der Umgebung gezeichnet. Nur die Figuren sind später nach Photographieen, die ich von den Einwohnern des Dorfes anfertigte, hinzugefügt. — Seite 140.



Auctor del. R. Raar lith. P. W. M. T. imp.

TAFEL XV.

Haus von Wakollo in West-Seran. Die beiden Leute sind Priester der Alfuren, welche in dem zu Nuniali gehörigen Theile des Dorfes wohnen; sie sind nur ausnahmsweise so vollständig bekleidet. — Seite 173.

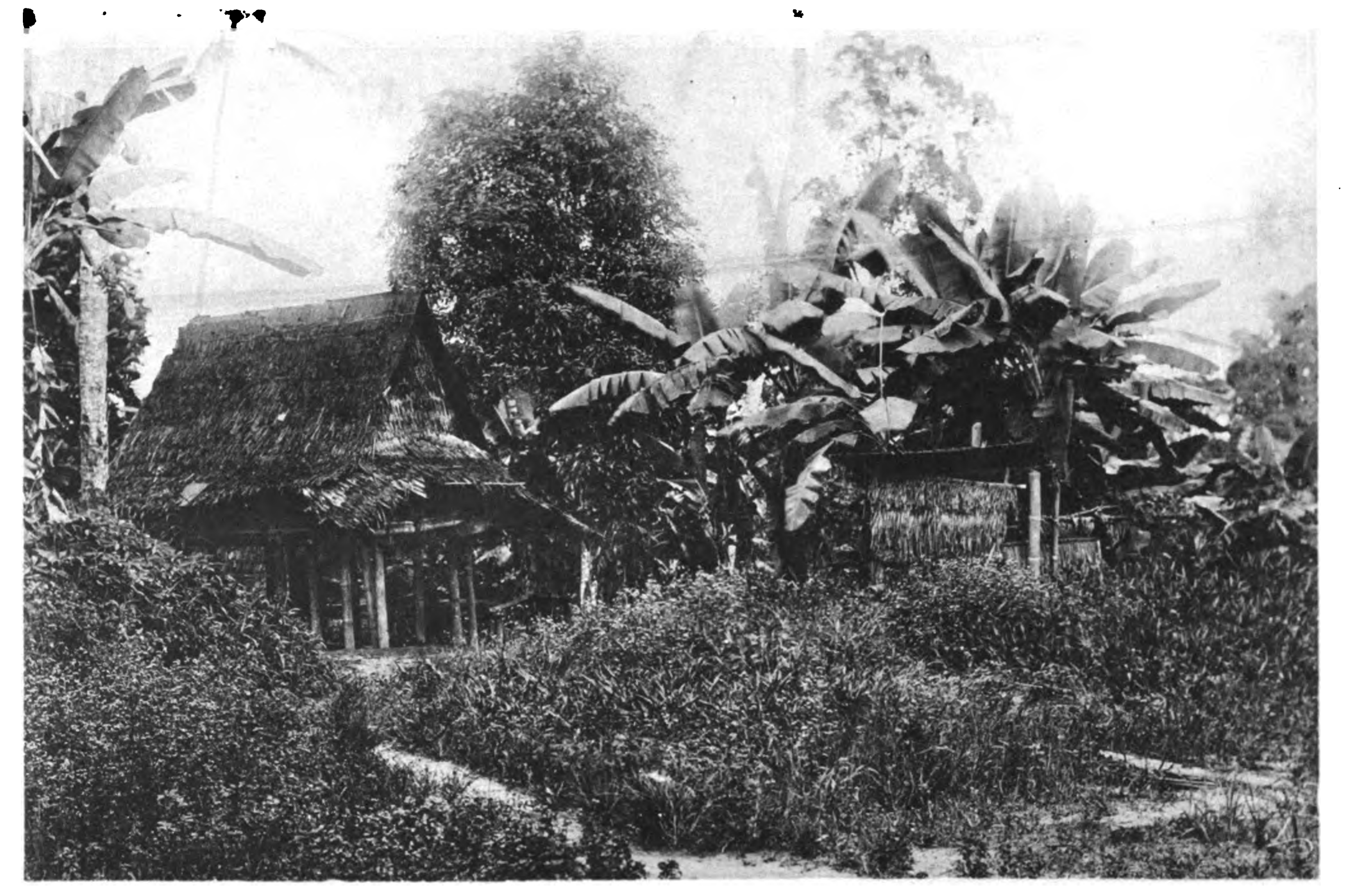


Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XVI.

Aus dem Dorfe Wakollo in West-Seran. Zur Linken ein Haus der Alfuren, zur Rechten eine Gruppe von Pisang. Der unter letzterer befindliche Schuppen ist von meinen Begleitern errichtet, gehört also eigentlich nicht hieher. — Seite 173.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XVII.

Baileo (*Tapuara*) *von Nuniali*, an der Nordküste von West-Seran. Unter dem Dachrande hängen 48 Schädel von Erschlagenen. — Seite 177.

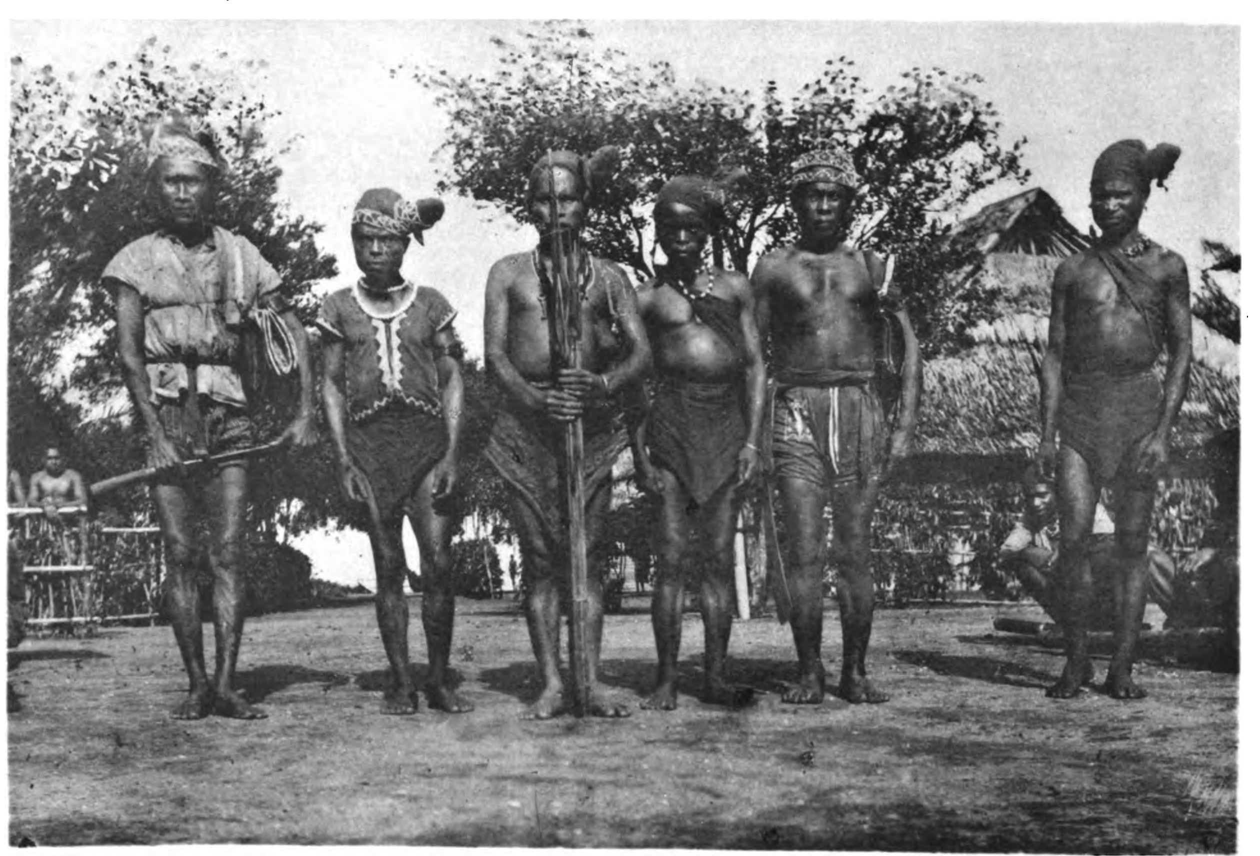


Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XVIII.

Anwohner der Elpaputibai, zu meiner Begleitung auf dem Wege durch Seran gehörig. Die beiden Leute links und die zweite Person von rechts sind Kapalasoa's, deren Kopfbedeckung mit Gehäusen von *Nassa* benäht ist. Die dritte Person von links trägt ein Bündel von Bögen und Pfeilen; bei der 1ten und 5ten bemerkt man unter dem linken Arme die geschilderte, kleine Tasche, woneben die äusserste von ihnen noch eine zusammengelegte Matte trägt. — Seite 194.

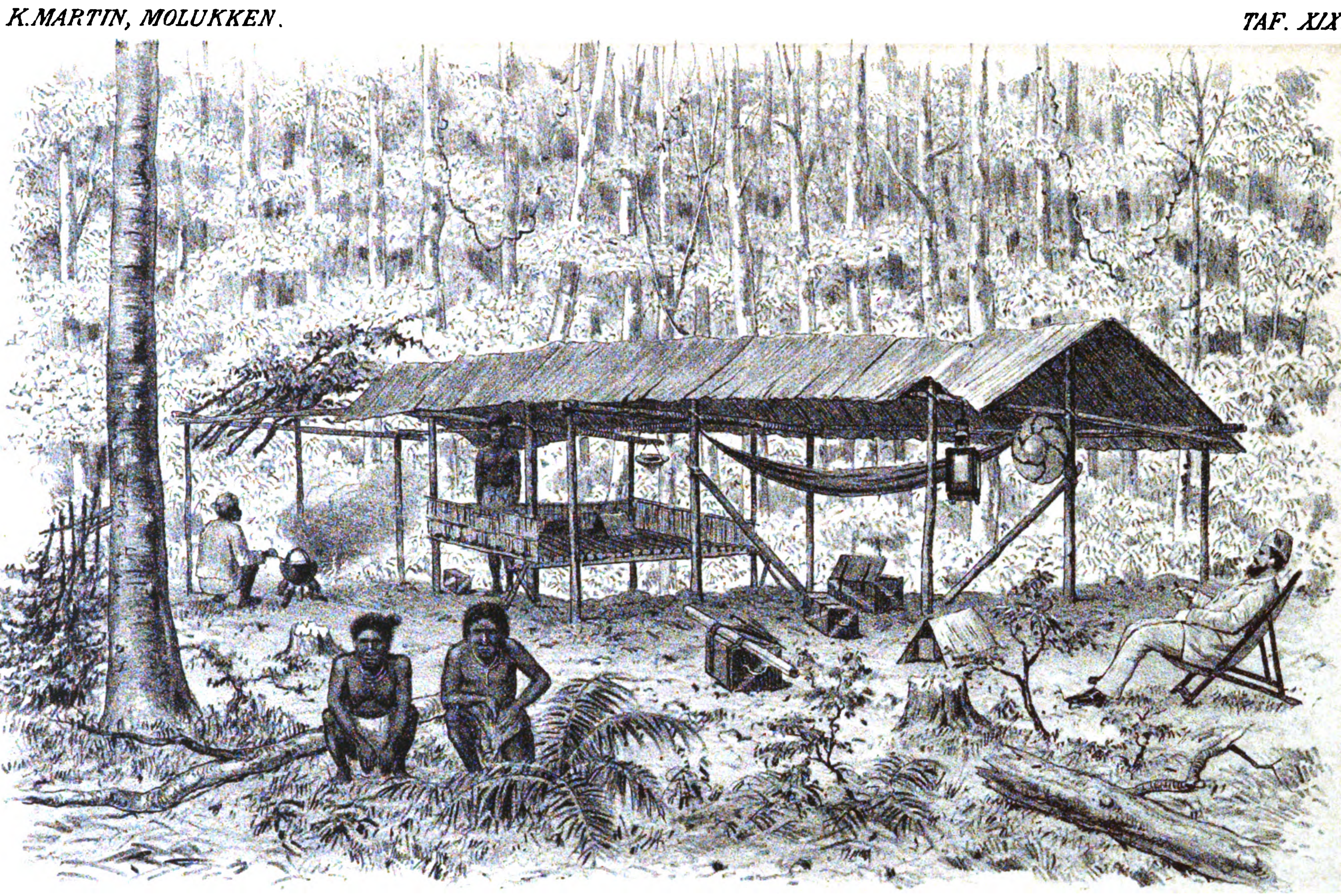


Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XIX.

Waldstation auf dem Lotone Bataï in Seran. — Seite 201 u. 205.



Auctor del. P.W.M.Trap impr. K.Raar lith.

TAFEL XX.

Im Bette des Tana, im Innern von Seran; von der am 29ten März zurückgelegten Wegstrecke. Im Vordergrunde einer meiner Träger, ein Christ mit kurzgeschorenem Haare. — Seite 203.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XXI.

Gebirge von der Nordküste Serans, gesehen von Slemann aus. Der betreffende Rücken, welcher oben zum Theil durch Wolkenschleier verhüllt ist, endigt am Kap Hatu Supun (Seite 219). Im Vordergrunde ein kaum überströmtes Korallenriff; rechts 2 Leute von Wahaï; dahinter die überhängenden Zweige einer Casuarine. Die Schönheit der Landschaft ist leider in der Photographie nicht wiederzugeben, da sie weder das prächtige Kolorit noch die Einzelheiten im Relief des den Hintergrund abschliessenden Gebirgslandes zum Ausdrucke bringt. — Seite 220.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XXII.

Fig. 1. *Kamm von Schildpatt*, Strandbewohner von Seran, Kaibobo; 1 von oben gesehen; 1[a] Verbindung der beiden Hälften, von hinten; 1[b] Blechstück, welches als Zierrath dient, von oben gesehen und gleich demjenigen, welches in 1[c] in seitlicher Ansicht wiedergegeben ist; 1[c] Aussenende des Kammes. — Seite 80.

Fig. 2. *Stab eines Kapala-saniri*, von West-Seran, zu den Talla-Alfuren gehörig; 2[a] unteres Ende. — Seite 68.

Fig. 3. *Haarschmuck* einer Kapala-djudjaro von Hatusua. — Seite 74.

Fig 4. *Theil eines Gürtels* zum Festschmucke der Mädchen von Hatusua gehörig. — Seite 73.

Fig. 5. *Salendang* der Kapala-djudjaro's von Hatusua; 5[a] der vordere, auf der Brust getragene Theil desselben. — Seite 73.

Fig. 6—9. *Silberne Armringe* der Kapala-djudjaro's von Hatusua; 6 Gesammtansicht eines solchen Ringes; 7 ein Theil des Mittelstückes eines zweiten; 8 Aussenende eines dritten; 9 Gesammtansicht eines vierten; 9[a] äussere Ansicht eines Theiles vom Mittelstücke des letzteren. — Seite 73.

Fig. 10. *Armring von Gold*, welches mit Silber versetzt ist; ebenfalls von einer Kapala-djudjaro von Hatusua. Die Zeichnung ist links abgebrochen, rechts vollständig.

Fig. 11. *Saguklopfer* von Lokki auf Seran. — Seite 208.

Fig. 12. *Knüppel* zum Eintreiben der Keile beim Zerspalten der Sagupalmen. — Seite 208.



Auctor del. P. Kaar lith. P.W.M.T. imp.

TAFEL XXIII.

Fig. 1. *Tjidako* von Seran, nördliches Kairatu; der Gürtel schräg von hinten gesehen, ohne die langen Seitentheile der Binde; 1[a] vorne herabhängendes Ende, 1[b] an der linken Seite herabhängendes Ende. — Seite 121 u. 245.

Fig. 2. *Tjidako* von Seran, Massisihulan, Rückenschild; 2[a] vorderes Ende des Schurzes. — Seite 246.

Fig. 3. *Weiblicher Schamgürtel* von Seran, Massisihulan. — Seite 246.

Fig. 4. *Kalkköcher für Siri* von Seran, nördliches Kairatu. — Seite 248.

Fig. 5. *Federschmuck* der Kapala-djudjaro's von Hatusua. — Seite 74.

Fig. 6—8. *Ketten* von Seran, nördliches Kairatu. — Seite 249.

Fig. 9. *Kamm* von Honitetu auf Seran; 9[a] seitliche Ansicht desselben. — Seite 120.

Fig. 10. *Körbchen für Gewehrpfropfen,* von Honitetu auf Seran. — Seite 125.



R. Raar, del. et lith. P.W.M.Trap imp.

TAFEL XXIV.

Fig. 1. *Baileo von Piru* auf Seran, schematischer Durchschnitt; 1[a] Verzierung an der Treppe; 1[b] Verzierung am Mittelbalken. — Seite 75.

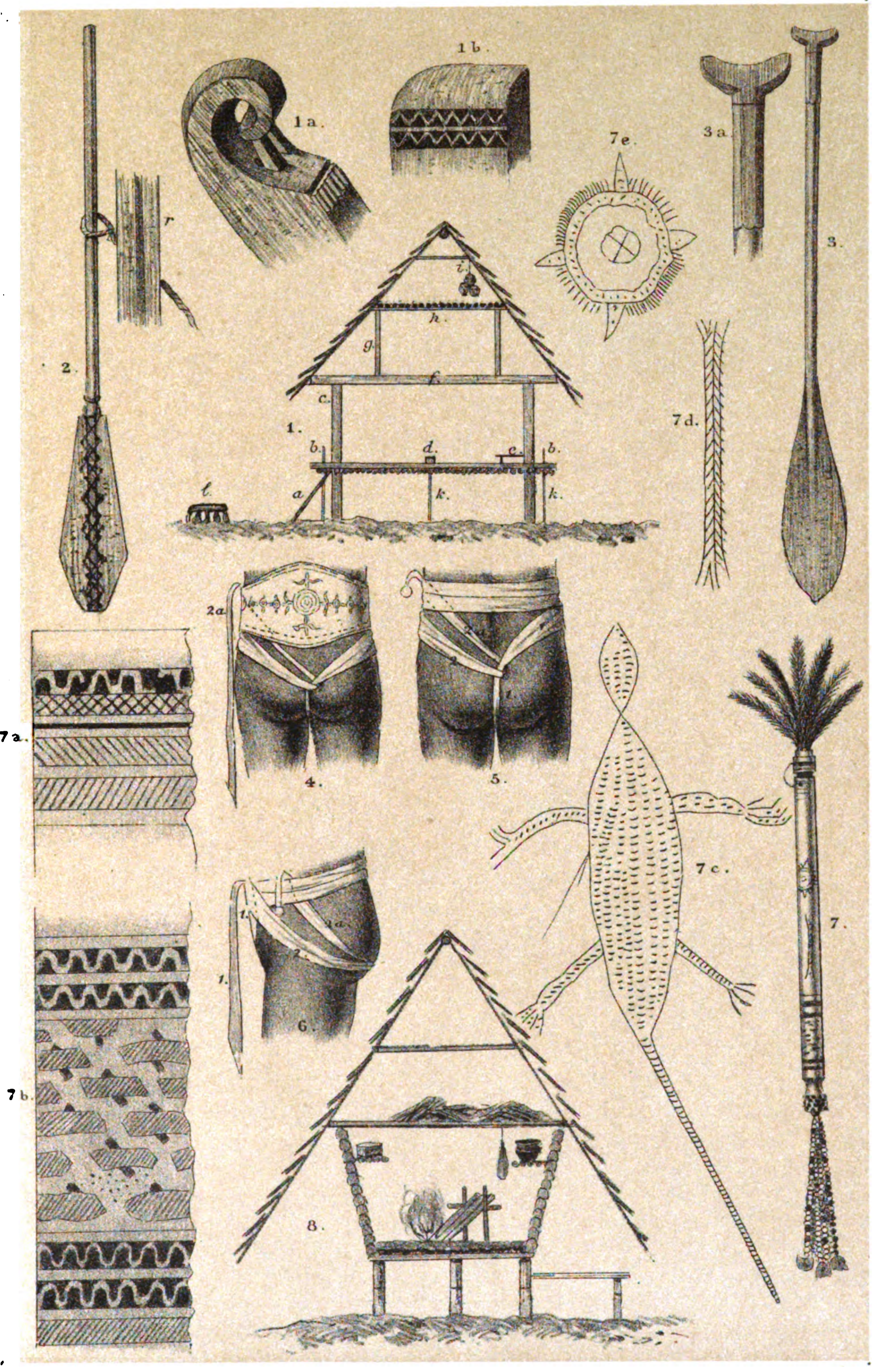
Fig. 2. *Ruder* für die Orembai. — Seite 87.

Fig. 3. *Ruder* von Kaibobo auf Seran; 3[a] sein oberes Ende. — Seite 88.

Fig. 4—6. *Befestigungsweise des Tjidako.* — Seite 121.

Fig. 7. *Kalkköcher für Siri* von Lisabatta auf Seran; 7[a] Verzierung am Deckel und am oberen Ende des Köchers, theilweise abgerollt; 7[b] desgleichen am unteren Ende des Köchers; 7[c—e] Verzierungen auf dem Mittelfelde. — Seite 249.

Fig. 8. *Haus von Rumatita* in West-Seran, schematischer Durchschnitt der Wohnung des Häuptlings. — Seite 141.



Autor del. R. Raar lith. P. W. M. T. imp.

TAFEL XXV.

Fig. 1. *Kamm* von Honitetu auf Seran. — Seite 120.

Fig. 2. *Kamm* von Seran, Abtheilung Wahaï; Handhabe von aussen und in wirklicher Grösse; 2[a] desgleichen von der Innenfläche gesehen, ohne Quaste. — Seite 247.

Fig. 3 *u.* 4. *Weiblicher Schamgürtel* von Lisabatta auf Seran. — Seite 246.

Fig. 5. *Verzierung* an einer Halskette. Alfuren von Honitetu. — Seite 123.

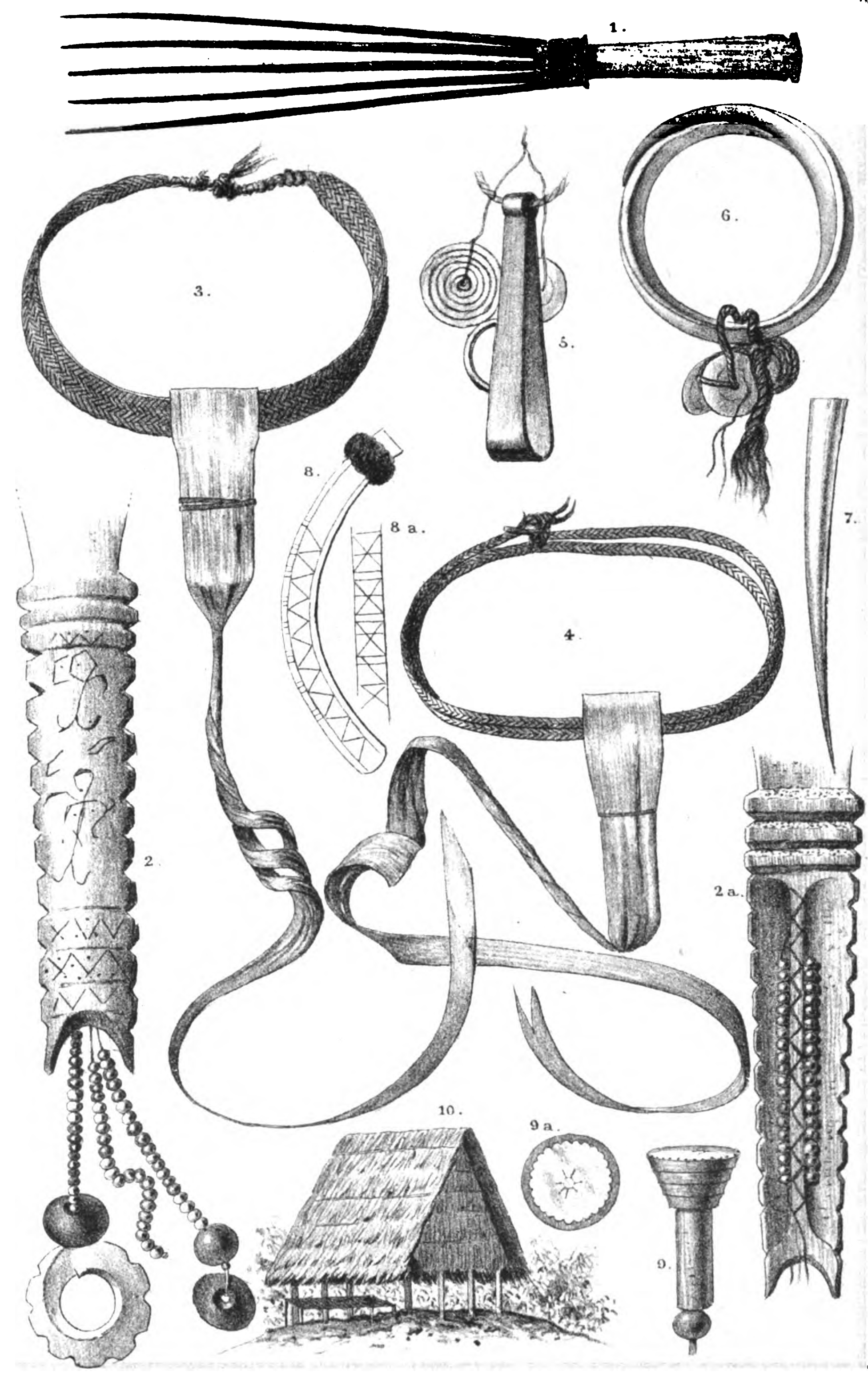
Fig. 6. *Armring.* Alfuren von Honitetu. — Seite 123.

Fig. 7. *Haarnadel.* Alfuren von Honitetu. — Seite 120.

Fig. 8. *Ohrgehänge.* Alfuren von Honitetu; 8[a] Verzierung auf der convexen Fläche desselben. — Seite 124.

Fig. 9. *Ohrverzierung.* Alfuren von Honitetu; 9[a] ihr Knopf von oben gesehen. — Seite 124.

Fig. 10. *Haus von Uráu* im Innern von West-Seran. Es liegt auf einem Hügel, weswegen man schräg von unten gegen die Pritsche ansieht. — Seite 130.



Auctor del. F. Raar lith. L.W.M.T. imp.

TAFEL XXVI.

Fig. 1. *Kopfschmuck* von Massisihulan auf Seran. — Seite 247.

Fig. 2. *Behälter für Kalk* zum Sirikauen. Honitetu. — Seite 126.

Fig. 3. *Armring.* Alfuren von Honitetu. — Seite 123.

Fig. 4. *Parang.* Strandalfuren der Elpaputibai. — Seite 81 u. 195.

Fig. 5. *Paranggriff.* Strandalfuren der Elpaputibai. — Seite 81 u. 195.

Fig. 6 *u.* 7. *Parang.* Strandbewohner von Seran, Kaibobo; 6[a] genauere Darstellung des Griffes von Fig. 6. — Seite 81.

Fig. 8. *Ohrverzierung.* Alfuren von Honitetu. — Seite 124.

Fig. 9. *Tatuirung* eines Einwohners von Hatusua, vorne; 9[a] desgleichen auf dem Rücken derselben Person. — Seite 81.

Fig. 10. *Tatuirung* eines Alfuren von Honitetu, welche in gleicher Weise bei den Bewohnern der Südwestküste Serans vorkommt. — Seite 81.

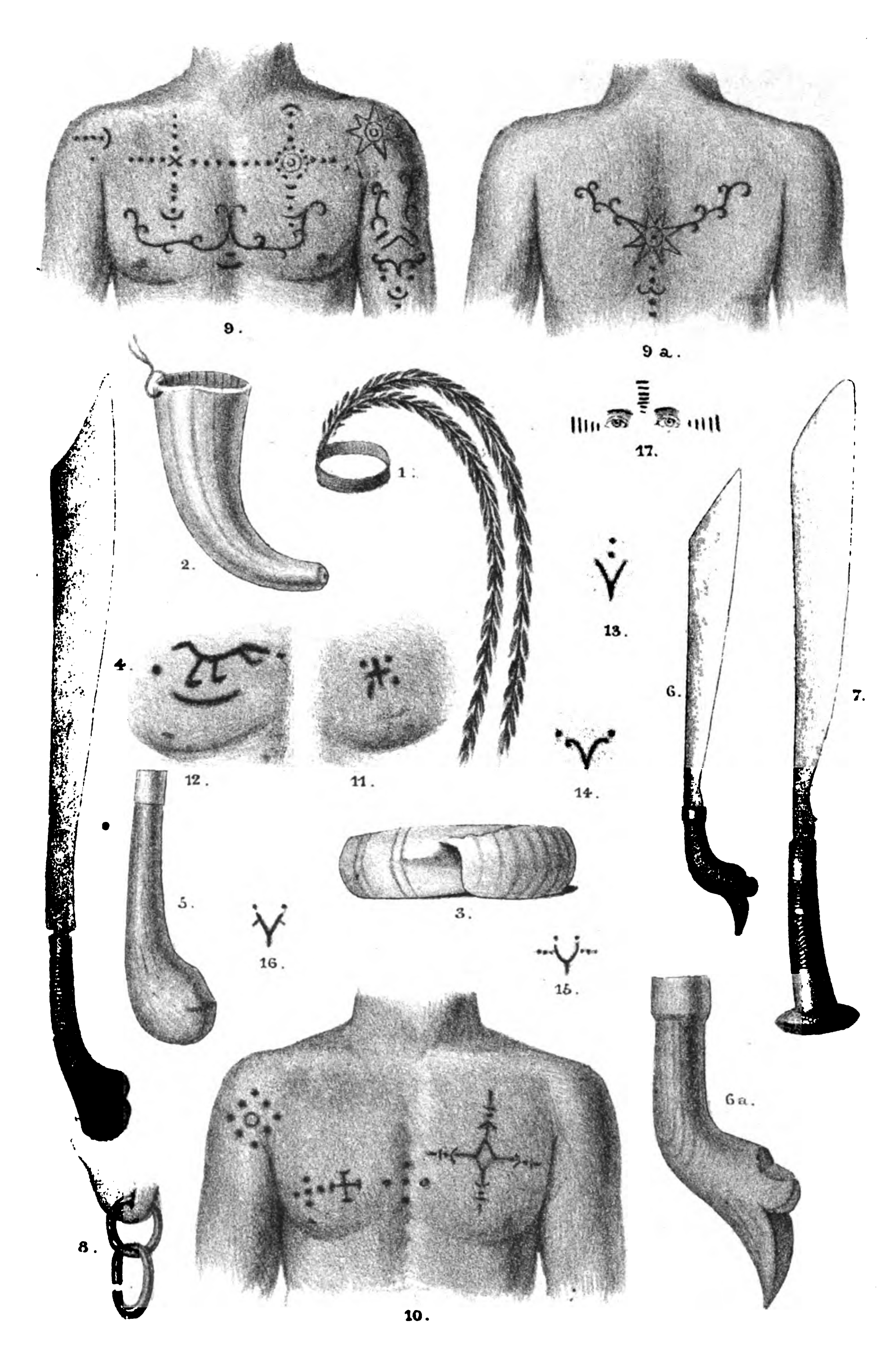
Fig. 11. *Tatuirung* auf der linken Brust eines Mannes von Kaibobo. — Seite 81.

Fig. 12. *Tatuirung* auf der rechten Brust eines anderen Mannes von Kaibobo. — Seite 81.

Fig. 13. *Tatuirung* auf der Stirn eines Mädchens von Murinatin. — Seite 168.

Fig. 14—16. *Tatuirung* auf der Stirn bei Männern von Honitetu. — Seite 124.

Fig. 17. *Tatuirung* einer Frau von Honitetu. — Seite 126.



Auctor del. R. Haar lith. P.W.M.T. imp.

TAFEL XXVII.

Fig. 1. *Bauchband* (?) von Massisihulan auf Seran. — Seite 250.
Fig. 2. *Trinkbecher* von Rumatita, im Innern von Seran. — Seite 149.
Fig. 3. *Armring* von Murinatin auf Seran. — Seite 123.
Fig. 4. *Tasche* von Seran, nördliches Kairatu. — Seite 248.
Fig. 5. *Kopfputz* von Massisihulan auf Seran; 5[a] zeigt die Befestigung der Federn an der Hinterseite des Muschelstückes. — Seite 247.
Fig. 6. *Armring* von Honitetu in West-Seran. — Seite 123.
Fig. 7. *Schild* von Lisabatta auf Seran; äusserer Abschnitt der Hinterfläche. — Seite 192.
Fig. 8. *Schild* von Kaibobo auf Seran; eine Hälfte der Vorderfläche. — Seite 192.
Fig. 9. *Schild* von Taniwel auf Seran; schräg von hinten gesehen. — Seite 192.
Fig. 10. *Schild* von Taniwel; äusserer Abschnitt der Vorderfläche. — Seite 192.
Fig. 11. *Schild* von Makariki auf Seran; eine Hälfte mit Einschluss des ganzen Mittelfeldes. — Seite 192.

1. 2. 3. 4. 5. 5 a. 6. 7. 8. 9. 10. 11.

auctor et Raar del. P.W.M.Trap impr. R.Raar lith.



TAFEL XXVIII.

Fig. 1. ***Wasserflasche*** von Buano. — Seite 159.

Fig. 2. ***Haus von Wakollo*** auf Seran. — Seite 173.

Fig. 3. ***Reismörser*** von Wakollo auf Seran. — Seite 175.

Fig. 4. ***Reismörser*** von Pasahari auf Seran. — Seite 242.

Fig. 5. ***Bambusköcher*** für Trinkwasser, von Slemann; oberes Ende. — Seite 225.

Fig. 6 *u.* 7. ***Messergriffe*** von Slemann. — Seite 225.

Fig. 8. ***Thürpfosten***, oberer Abschluss derselben, in einem Hause von Wairama in Wahaï. — Seite 236.

Fig. 9. ***Matakau*** von Latu auf Seran. — Seite 183.

Fig. 10. ***Pamali*** aus dem Baileo von Wakollo auf Seran. — Seite 174.

Fig. 11. ***Pamali besar*** aus dem Baileo von Nuniali auf Seran. — Seite 177.

Fig. 12. ***Pamali*** aus dem Baileo von Wakollo auf Seran. — Seite 174.

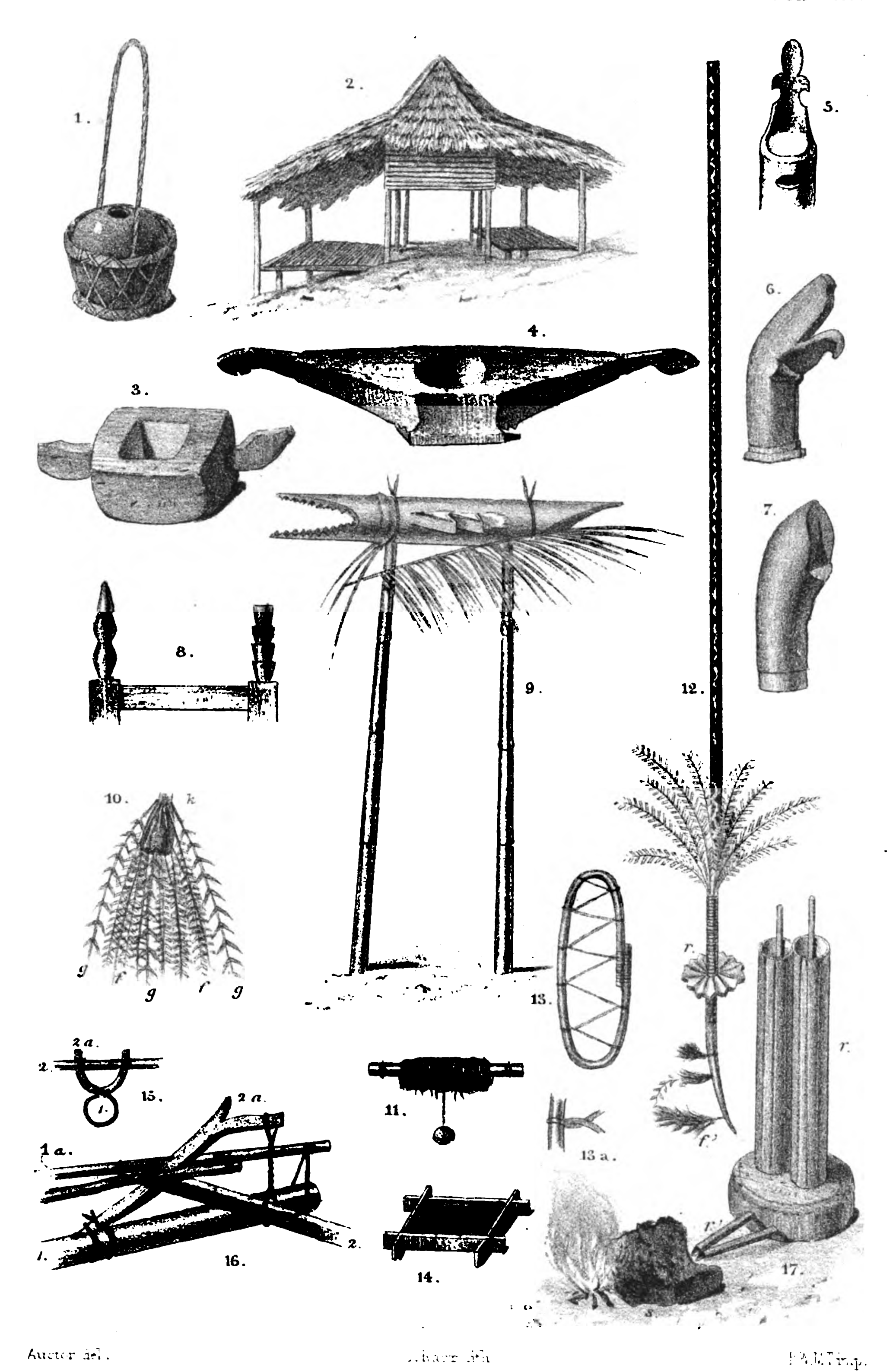
Fig. 13. ***Vorrichtung zum Tragen***, von Pasahari auf Seran; 13[a] zeigt die Befestigung des Rottans an dem Rahmen. — Seite 242.

Fig. 14. ***Feuerstätte***, versetzbar, von Wairama in Wahaï. — Seite 236.

Fig. 15. ***Einrichtung der Bootflügel*** bei Prauen von Ambon. — Seite 232.

Fig. 16. ***Einrichtung der Bootflügel*** bei Prauen von der Nordküste Serans. — Seite 232.

Fig. 17. *Schmiede* von Tabelloresen in Wahaï. — Seite 233.



Auctor del.

TAFEL XXIX.

Fig. 1. *Bogen* von Nuniali auf Seran. — Seite 195.

Fig. 2. *Bogen* von Etti auf Seran; beide Enden. — Seite 196.

Fig. 3 *u.* 4. *Bögen* von Nuniali; beide Enden derselben. — Seite 195.

Fig. 5 *u.* 6. *Pfeile* von Lisabatta auf Seran. — Seite 196 u. 197.

Fig. 7. *Pfeil* von Nuniali auf Seran; 7[a] Befestigung der Spitze, seitliche Ansicht. — Seite 197.

Fig. 8. *Pfeil* von Lisabatta. — Seite 197.

Fig. 9. *Pfeil* von Nuniali. — Seite 197.

Fig. 10—12. *Pfeile* von Sole, unfern Etti. — Seite 197 u. 198.

Fig. 13 u. 14. *Pfeile* von Nuniali. – Seite 198.

Fig. 15. *Pfeil* von Sole, unfern Etti. (Die Rottan-Umwicklung der Spitze ist verloren gegangen und durch einen Bindfaden ersetzt). — Seite 198.

Fig. 16. *Lanzenspitze* von Lisabatta auf Seran. — Seite 237.

Fig. 17. *Papedalöffel* von Wairama in Wahaï. — Seite 236.

Fig. 18. *Tatabuan kawan* von Tifu auf Buru. — Seite 354.

Fig. 19. *Saguklopfer* von Neu-Guinea. — Seite 209.



R. Raar, del. et lith. P.W.M. Trap imp.

TAFEL XXX.

Fig. 1. *Lastara* von Kawa auf Seran; Abschnitt. — Seite 80.

Fig. 2 *u.* 3. *Armringe* von Honitetu auf Seran; Abschnitte. — Seite 123.

Fig. 4. *Kalkköcher* für Siri von Kaibobo auf Seran. — Seite 125.

Fig. 5. *Schild* von Waëtemong, Wabloï, auf Buru, von vorne gesehen; 5a in seitlicher Ansicht. — Seite 285.

Fig. 6 *u.* 6a. *Parang pamali* von Waëlata auf Buru. — Seite 287.

Fig. 7. *Lanze* von Waëhiri auf Buru; 7a Verzierung unten am Schafte derselben. — Seite 285.

Fig. 8. *Ijer koïn* von Tifu auf Buru. — Seite 353.

Fig. 9. *Geige* von Tifu auf Buru. — Seite 325.

Fig. 10. *Geige* von Wakollo auf Buru; daneben der Kopf derselben in seitlicher Ansicht. — Seite 325.

Fig. 11. *Handstock*, Alfuren von Buru; oberes Ende. — Seite 345.



R. Raar, del. et lith.

P.W.M. Trap imp.

TAFEL XXXI.

Fig. 1. *Parang* von Buru. — Seite 266.

Fig. 2. *Parang* von Buano. -- Seite 266.

Fig. 3. *Parang* von Lokki auf Seran. — Seite 234.

Fig. 4. *Paranggriff* von Waëpote auf Buru; 4^a der zugehörige Parang in schematischer Darstellung. — Seite 285.

Fig. 5 *u.* 5^a. *Paranggriff* von Kajeli, von der Seite und von vorne gesehen. — Seite 266.

Fig. 6. *Paranggriff* von Kajeli. — Seite 266.

Fig. 7. *Altar* von Buru. — Seite 346.

Fig. 8. *Alfurengrab* von Buru; 8^a Papedalöffel, 8^b Reislöffel von dem Grabe. — Seite 342.

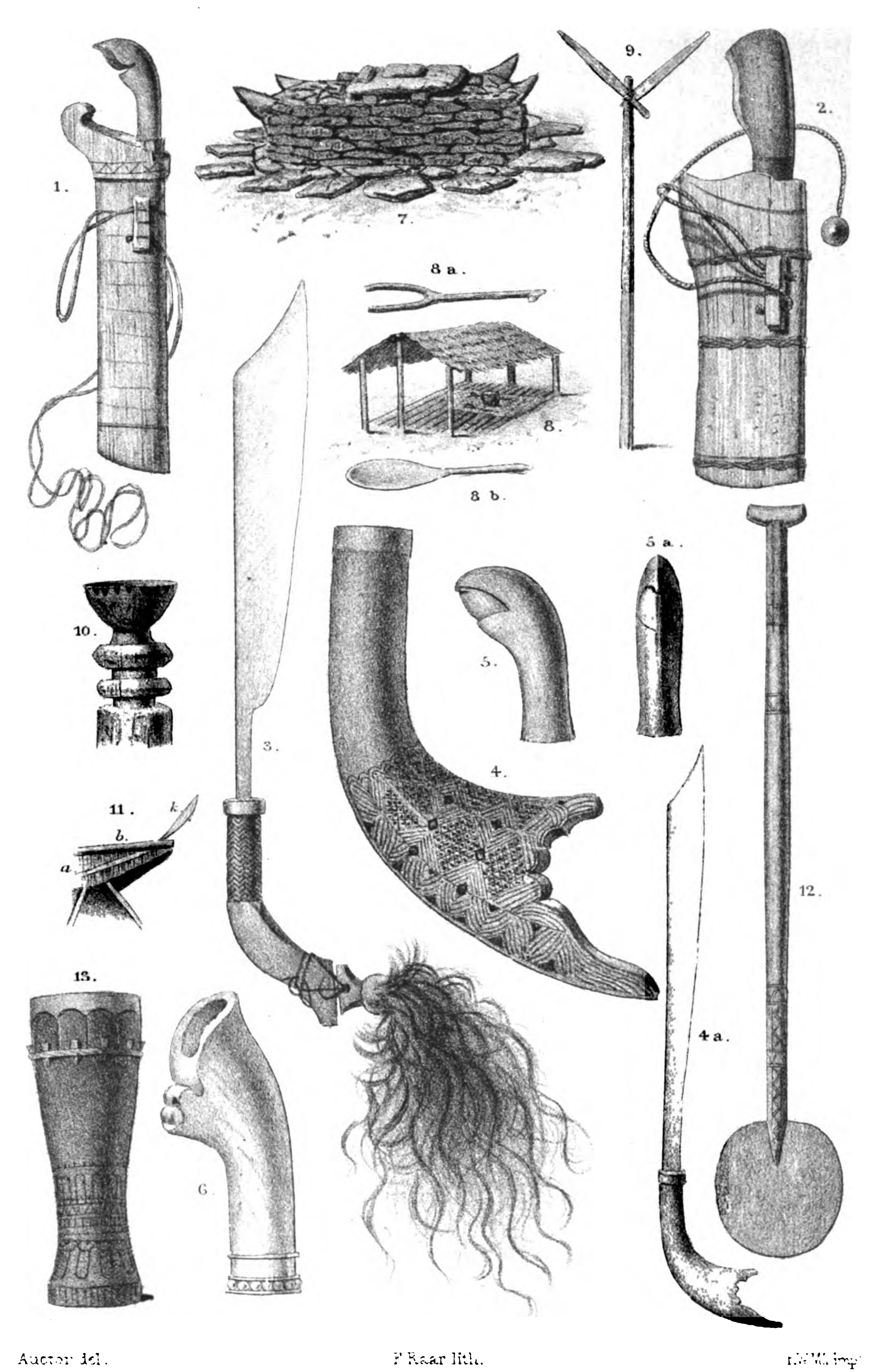
Fig. 9. *Warnungszeichen* von Buru. — Seite 303.

Fig. 10. *Dammerpfahl* aus dem Tilan von Wakollo auf Buru. — Seite 324.

Fig. 11. *Ianiko* vom Tilan in Wakollo auf Buru. — Seite 323.

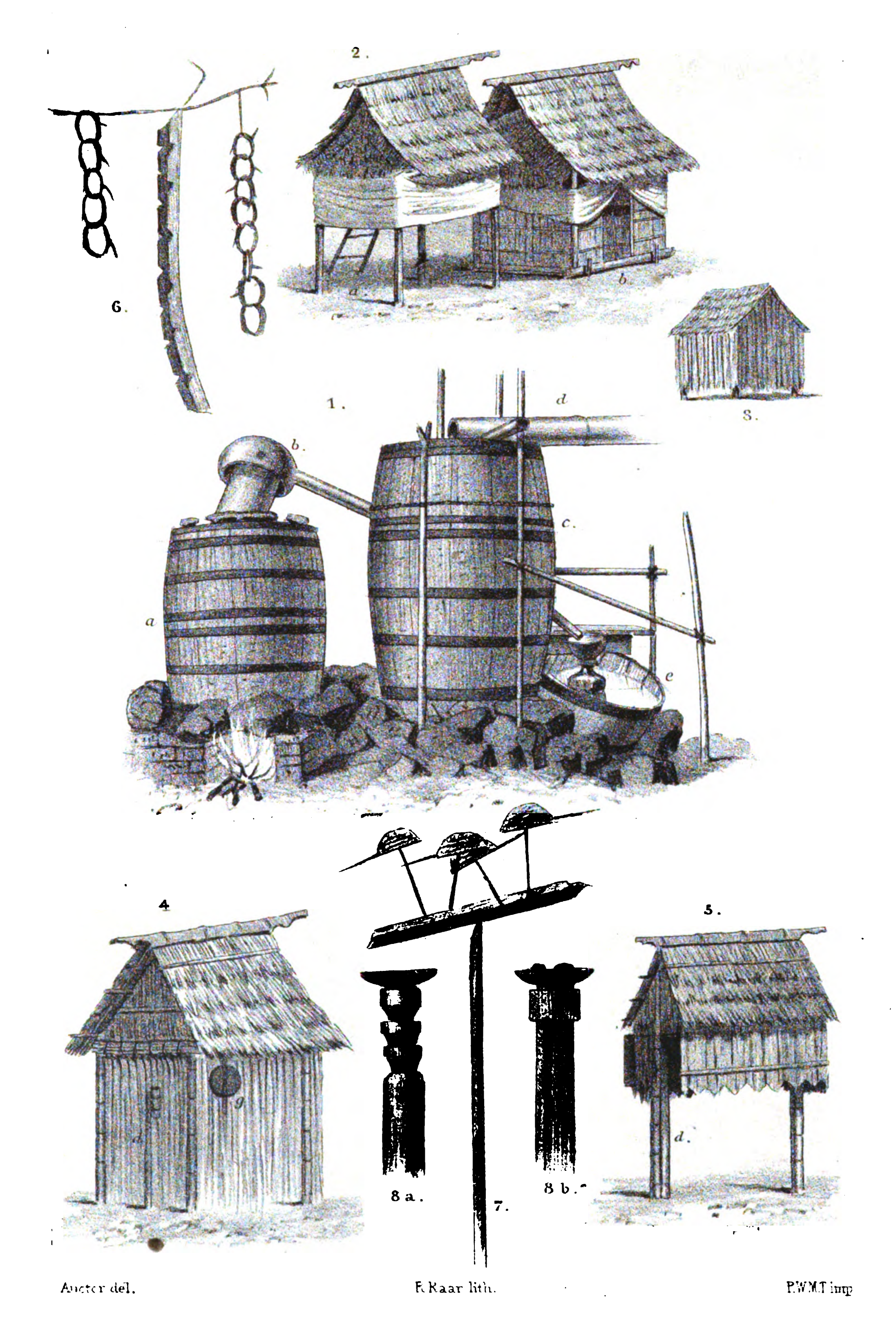
Fig. 12. *Ruder* von Wakollo auf Buru. — Seite 330.

Fig. 13. *Tifa* von Waëpote auf Buru. — Seite 294.



Auctor del. F. Kaar lith.

TAFEL XXXII.



Auctor del. F. Kaar lith. P.W.M.T imp.

TAFEL XXXIII.

Fig. 1. *Aus Kajeli.* Das Gewässer ist der Waë Kajeli; der Steg, welcher darüber hinführt, ist die einzige Verbindung zwischen den beiderseits vom Flusse gelegenen Theilen des Ortes und mündet in eine seiner Hauptstrassen. — Seite 260.

Fig. 2. *Haus von Sulanesen* an der Bai von Kajeli. Am Strande Mangrove. — Seite 259.



1.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

2.

TAFEL XXXIV.

Im Bette des Lumaïti, unfern Kajeli. Flussperren, durch gefallene Bäume gebildet. Der Mann im Vordergrunde ist mein javanischer Diener. — Seite 260.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XXXV.

Im Bette des Lumaïti, weiter aufwärts als der auf Tafel 34 dargestellte Punkt. Im Hintergrunde der Batubua. Die hohen Gräser gehören zu einer Art von *Arundo*; der letzte der Leute von Kajeli, welche auf dem Bilde vorkommen, steht unmittelbar am Fusse einer Graspartie, um deren Höhe zu zeigen. Die grossen Blätter, links im Vordergrunde, gehören einem Djatibaume an. Der Schotter rührt von archaeischen Gesteinen her. — Seite 263.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XXXVI.

Kakusan Besar von Buru. — Seite 269.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XXXVII.

Fig. 1. *Tjakalele* am Strande von Waëpote; nach einer Photographie. — Seite 294.
Fig. 2. *Alfuren von Waëlata* auf Buru; nach einer Photographie. — Seite 255.



1.



2.

Auctor phot. P. W. M. Trap impr. R. Raar lith.

TAFEL XXXVIII.

In Waëpote auf Buru. Links steht der Regent von Lisela und daneben der Posthalter Hoffman von Kajeli; alle übrigen Leute sind aus Waëpote und zum festlichen Empfange in ihrer besten Kleidung. Die hockenden Männer im Vordergrunde tragen die Tifa unter dem Arme; von den Frauen ist die dritte von links die Hauptfrau des Matlea Ikan von Waëpote. Die Männer im Hintergrunde sind, soweit sie lange Beinkleider tragen, Kapalasoa's. — Seite 280 ff.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XXXIX.

In Waëpote auf Buru. Alle Leute sind in diesem Orte ansässig; der zweite Mann von rechts ist ein Kapalasoa; der erste, ein Greis, bekleidete früher das Amt eines solchen. — Seite 281 ff.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XL.

Reisegesellschaft durch Buru, in Wakollo aufgenommen. Links der Tilan des Ortes, im Hintergrunde Sagupalmen. Der Mann mit Dienstmütze ist der Posthalter von Kajeli; rechts daneben, mit europaeischem Hute, sitzt mein Dolmetscher; zwischen beiden steht der Regent von Lisela und rechts vom Dolmetscher derjenige von Tagalisa mit seinem Knaben. Die Leute, welche links hocken, sind alle Kapalasoa's von Buru, und in der Mitte des Vordergrundes sitzt der Matlea Ikan. Alle Leute sind mit ihrer besten Kleidung angethan, es ist aber nicht möglich gewesen, die ganze Reisegesellschaft auf das Bild zu bringen. Von der Bagage wurden die mit einem Streifen versehenen Kisten zur Aufnahme von Gesteinen etc. verwendet. — Seite 297.

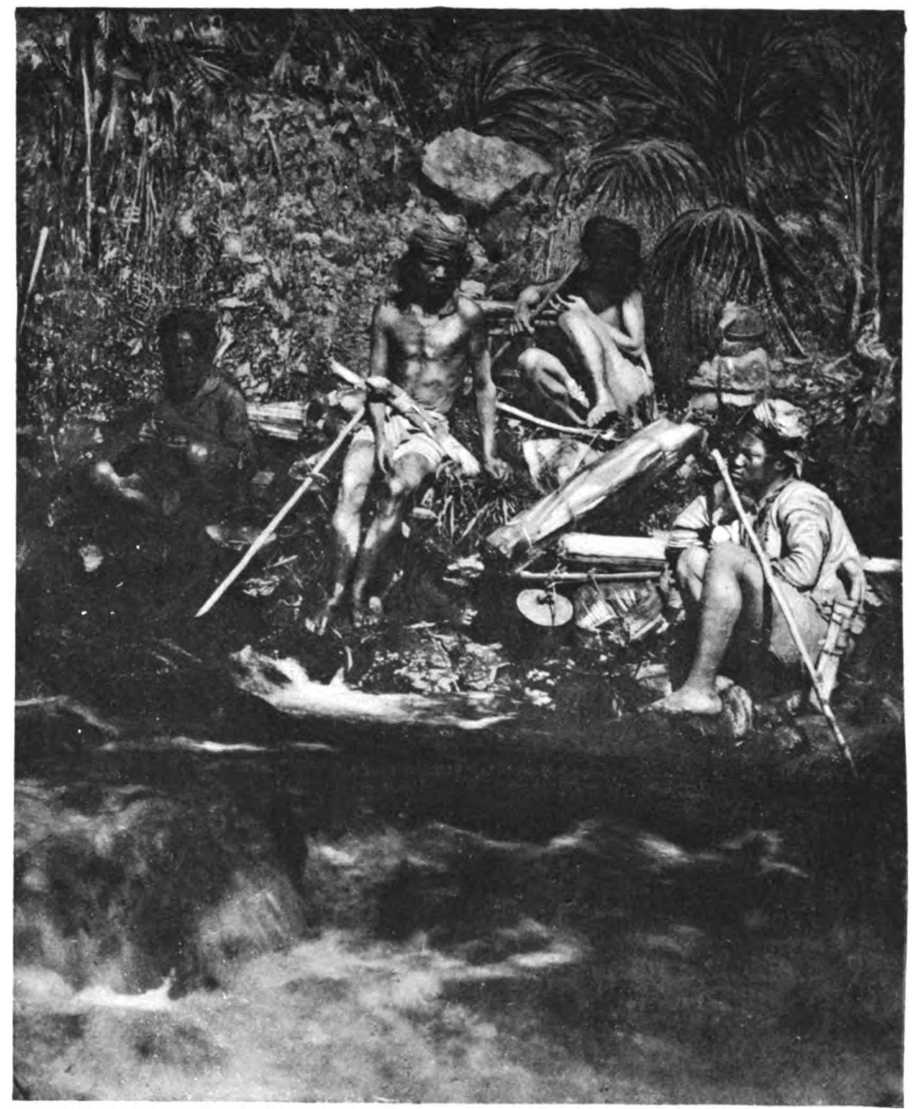


Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XLI.

Träger auf dem Marsche nach Wakollo in Buru, am Waëlpanga rastend. (Der Hintergrund ist rechts retouchirt, weil die Platte etwas verdorben war). — Seite 318.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XLII.

Waëlpanga im Innern von Buru. Im Vordergrunde einer meiner Begleiter, ein Alfure von Buru, welcher in einem Bambusköcher Trinkwasser trägt. — Seite 318.



Auctor phot.

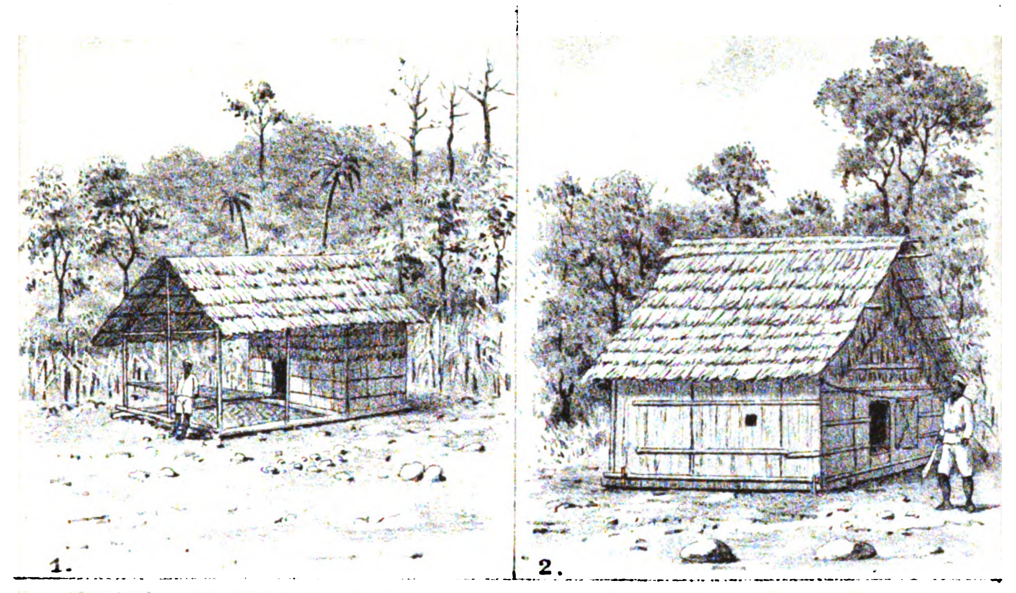
LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM

TAFEL XLIII.

Fig. 1. *Haus am Hadifut*, in Buru. — Seite 300.

Fig. 2. *Haus von Wakollo*, in Buru, aus Baumrinde. — Seite 323.

Fig. 3. *Haus von Wakollo*, in Buru, aus Bambus und Atapp; im Vordergrunde ein Apfelsinenbaum. — Seite 323.



1. 2.



3.

Auctor del. P.W.M.Trap impr. R.Raar lith.

TAFEL XLIV.

Wakollo im Innern von Buru. Das grösste Haus (das zweite von rechts) ist der Tilan des Ortes, dasjenige im Vordergrunde eine gewöhnliche Wohnung von Baumrinde. Die Leute auf dem Bilde gehören zu meiner Begleitung. Der Hintergrund ist links durch Rauch verschleiert; am Tilan wird Wäsche getrocknet. — Seite 323.



Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XLV.

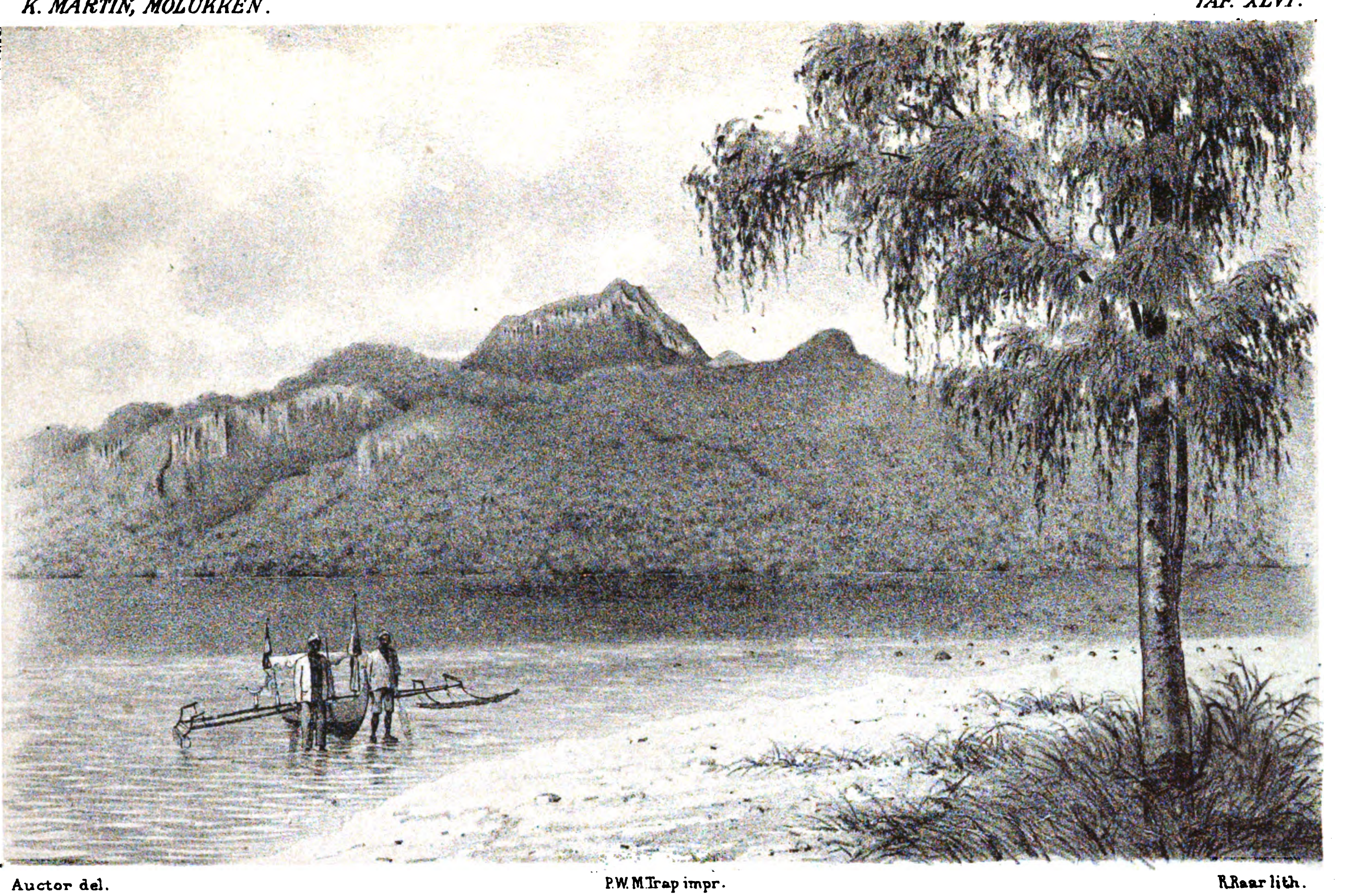
See von Wakollo. Die Spiegelung im Wasser ist so stark, dass man im Vordergrunde die Grenze der Spiegelbilder aufsuchen muss; im Hintergrunde ist letztere der Deutlichkeit halber durch Retouche hervorgehoben. Die Leute im Boote sind zwei Kapalasoa's meiner Begleitung. Zur Rechten wächst Bambus, daneben Pandanus, welcher mit Farnen behangen ist, im Wasser Schilf. — Seite 331.

Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XLVI.

Kapala Madang und die Nordwestküste von Buru, gesehen von Pulu Tenga aus. Am Strande dieser Insel meine kleine, für die Untersuchung der Küsten verwendete Prau, welche gerade ans Land gezogen wird. — Seite 364.



Auctor del. P.W.M.Trap impr. R.Raar lith.

TAFEL XLVII.

Unterlauf des Sifu bei Bara, nach Ablauf einer Ueberströmung. Vorne rechts Treibholz, hoch über dem Niveau des derzeitigen Wasserstandes, im Hintergrunde ein an Rottanpalmen reicher Wald. — Seite 369.

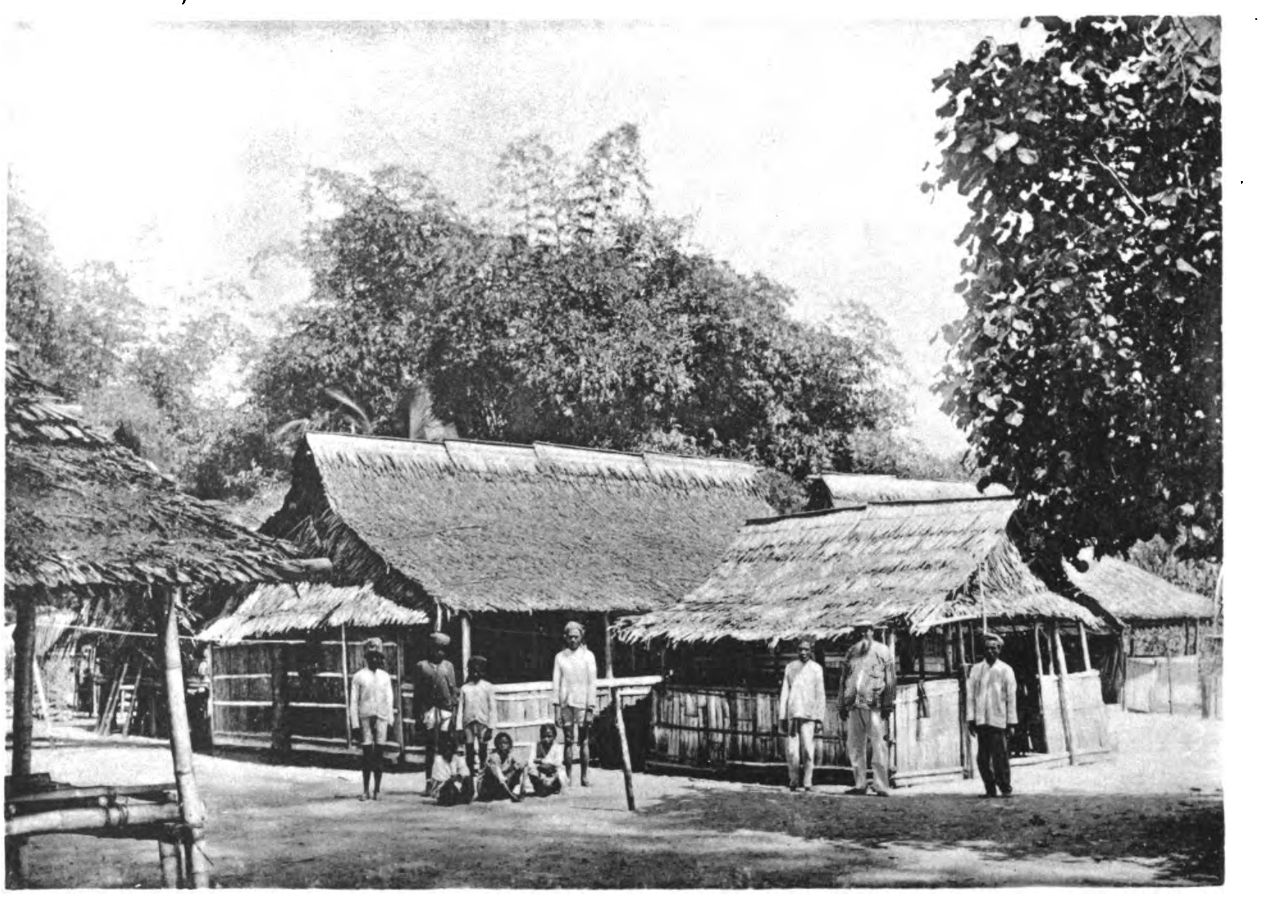


Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XLVIII.

Logirhaus in Waëmangi auf Buru. Hinter ihm ragen Bambusbüsche hervor; links im Vordergrunde ein Stück des als Versammlungsort dienenden Sabua. Zur Rechten steht der Matlea Ikan, dann folgt der Posthalter von Kajeli und darauf der Regent von Lisela, endlich zur Linken eine Gruppe von Alfuren aus Waëmangi. — Seite 280 u. 369.

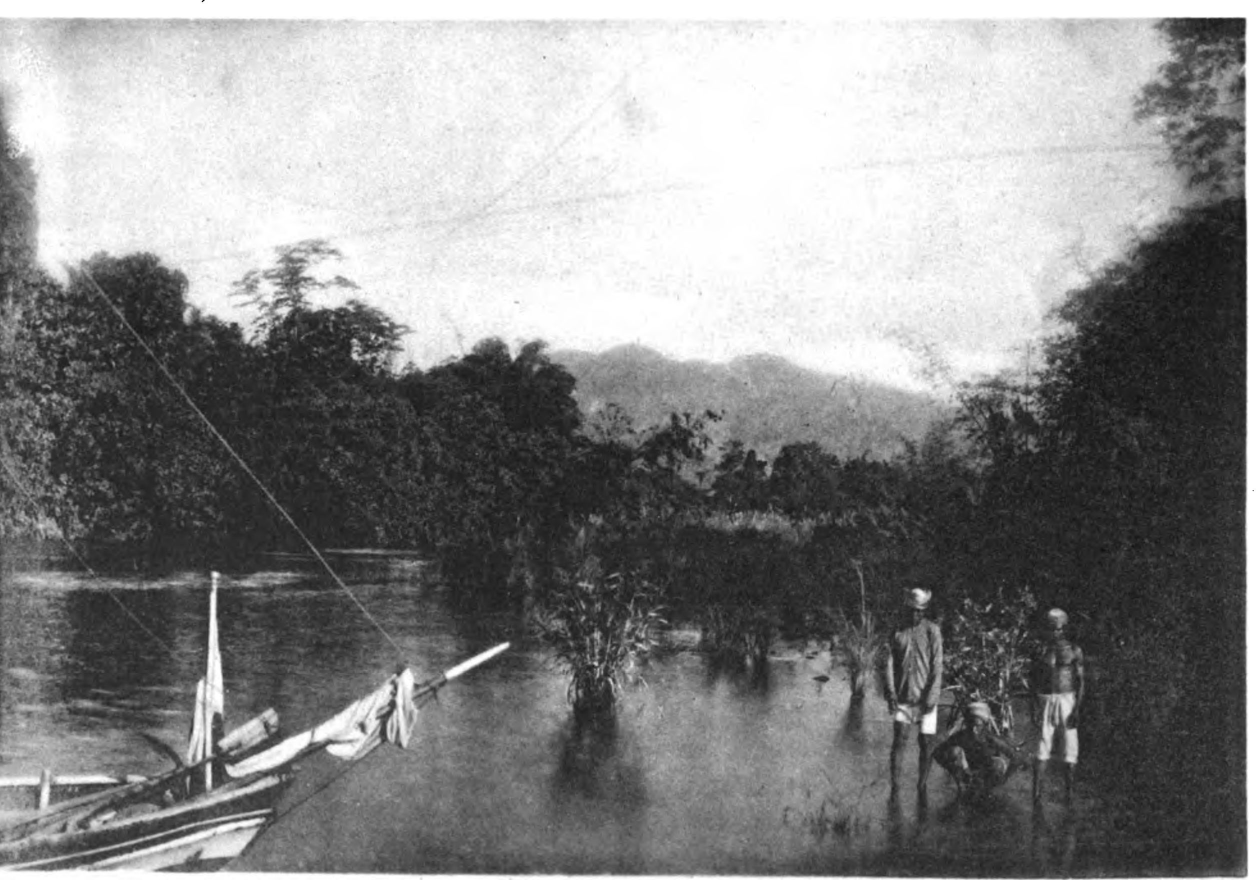


Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL XLIX.

Mündung des Waë Nibe. Im Vordergrunde die Sarua. Der Mann zur Rechten ist ein Einwohner des Hauptortes Kajeli; die beiden anderen Leute sind Alfuren. — Seite 369.

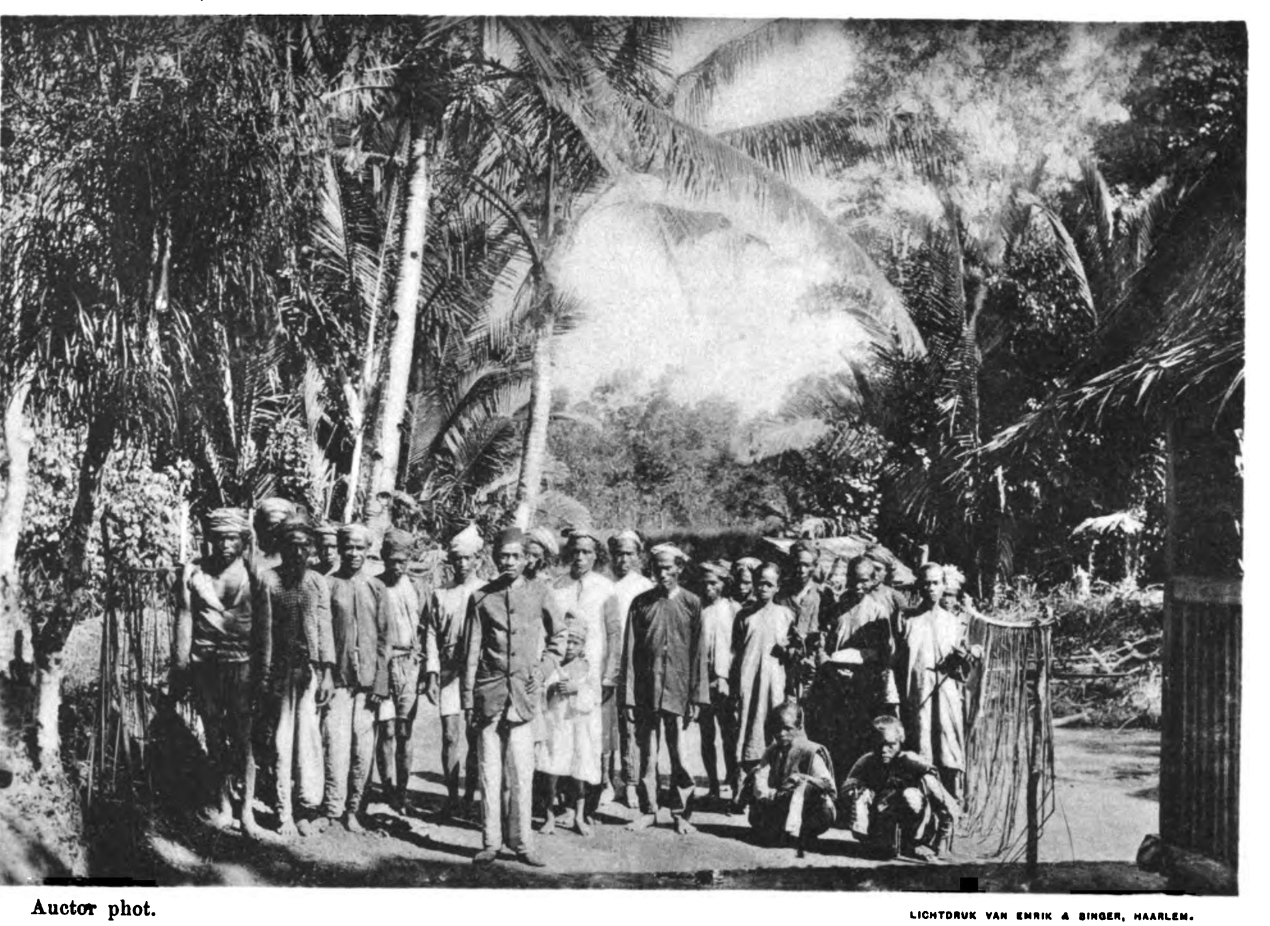


Auctor phot.

LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

TAFEL L.

Alfuren von Wabloï, am Waë Apu, in Festkleidung. Vor ihnen steht der Regent von Kajeli, stutzerhaft, mit einer Cigarrenspitze von Meerschaum im Munde. Die Wege besitzen mir zu Ehren eine Einfassung von Cocosfiedern. Cocospalmen überragen die Menschengruppe. — Seite 374.



Auctor phot.

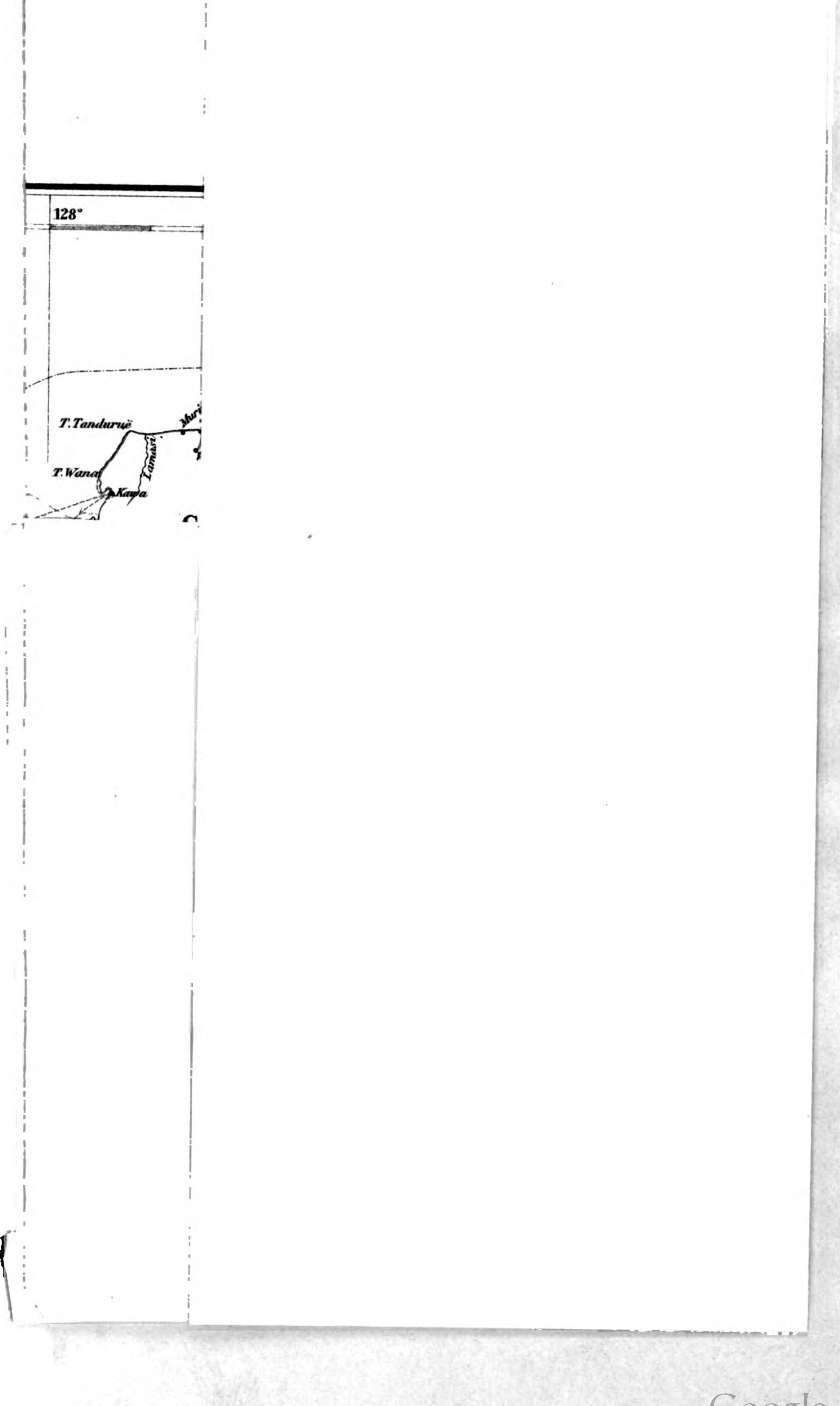
LICHTDRUK VAN EMRIK & BINGER, HAARLEM.

ERLÄUTERUNG DER KARTE.

Die Karte verfolgt lediglich den Zweck, dem Leser des Berichtes zur allgemeinen Orientirung über die zurückgelegten Wege zu dienen; meine eigenen Beobachtungen sind für ihre Zusammenstellung nur in wenigen Fällen herangezogen, vor allem für die Einzeichnung des See's von Wakollo und für das richtige Eintragen der Namen. Detaillirtere Karten sollen erst im zweiten Theile dieses Werkes gegeben werden, da meine specielleren Aufnahmen noch nicht für die Veröffentlichung reif sind. Es liessen sich aber die zurückgelegten Wegstrecken in keine der vorhandenen Karten in befriedigender Weise eintragen. Deswegen habe ich aus dem mir zu Gebote stehenden, fremden Materiale dasjenige ausgewählt, was mit meinen eigenen Beobachtungen am besten im Einklange stand, und auf Grund dessen ein neues Uebersichtsblatt zusammengestellt — soweit dies eben zur Zeit möglich war.

Als Grundlage hiefür diente mir das als „Moluksche Archipel" bezeichnete Blatt; doch ist auf ihm das westliche Seran ungemein fehlerhaft. Letzteres wurde nach einer in Ambon vorhandenen, handschriftlichen Karte, deren Herkunft mir unbekannt ist, korrigirt. Leitimor ist ferner nach der Aufnahme von Mickler eingetragen, und die Uliasser sind nach Van Hoëvell's Karte verbessert; indessen liess sich Saparua mit letzterer nicht ganz in Einklang bringen, ohne der Seekarte einen unerlaubten Zwang anzuthun. Deswegen stimmt auch das Karton von Saparua mit dem Uebersichtsblatte nicht überein.

Das Karton von Leitimor ist eine verkleinerte Reproduktion der Karte von Mickler, und ebenso sind die Kartons der Uliasser ohne Abänderung, aber unter Vernachlässigung der Bergzeichnung, in verkleinertem Maasstabe nach Van Hoëvell wiedergegeben.


128°
T. Tanduruë
T. Wana
Kawa
Lamasi

REISEN IN DEN MOLUKKEN,

IN AMBON, DEN ULIASSERN, SERAN (CERAM) UND BURU.

EINE SCHILDERUNG VON LAND UND LEUTEN,

VON

K. MARTIN,

Professor für Geologie an der Universität zu Leiden.

TAFELN UND KARTE.

LEIDEN.

E. J. BRILL.

1894.

florins.

Martin, K., Geologische Theorien der Jetztzeit mit einleitenden Bemerkungen aus der Vorgeschichte der Geologie. 1877. 8°. 0.40

Martin, K., Niederländische und Nordwestdeutsche Sedimentärgeschiebe, ihre Uebereinstimmung, gemeinschaftliche Herkunft und Petrefacten. 1878. (3 *lith. Taf.*). 8°. 2.10

Martin, K., Die Tertiärschichten auf Java. Nach den Entdeckungen von Fr. Junghuhn. Paleontol. Theil, allgemeiner Theil und Anhang mit Taf. Univalven, Bivalven, Crustaceën, Korallen, Foraminiferen. 1879—80. (26 *lithogr.* m. 2 *photogr. Taf. nebst geolog. Karte*). gr. 4°. *art.* . 25.70

Martin, K., Wissenschaftliche Aufgaben, welche der geologischen Erforschung des Indischen Archipels gestellt sind. 1883. . . . . —.50

Martin, K., Bericht über eine Reise nach Niederländisch West-Indien und darauf gegründete Studien. 1888. 2 Bde. gr. 8°. . . . . 20.—
Band I: Land und Leute. 1887. (IV, 186. 22 Taf.).
„ II: Geologie. 1888. (X, 240. 2 Taf. und 4 col. Karten).

Martin, K. West-Indische Skizzen. Reise- Erinnerungen. 1887. (22 *Taf.* und 1 *Karte*). *Separatausg. des 1en Bdes obengen. Werkes.* gr. in-8°. . . . 9.—

Martin, K., Geologische Studiën über Niederländisch West-Indiën, auf Grund eigener Untersuchungsreisen. *Separatausgabe des 2ten Bdes obengenannten Werkes.* gr. in-8°. 12.50

Sammlungen des Geologischen Reichs-Museums in Leiden herausgegeben von K. Martin und A. Wichmann.

1te **Serie:** *Beiträge zur Geologie Ost-Asiens und Australiens.*

Band I. Bearbeitet von K. Martin. 1881—83. (13 *Taf. u.* 1 *col. Karte*) gr. 8°. . . . . 12.—
Sedimente Timors. — Tertiär von Neu-Guinea. Jungtertiär von Sumatra. — Tertiar von Ost-Java. — Neue Fundpunkte von Tertiär im Indischen Archipel. — Nachträge zu den Tertiärschichten auf Java.

Band II. Bearbeitet von A. Wichmann. Gesteine von Timor und einiger angrenzender Inseln. 1882—87. (5 *Taf.*). gr. 8°. . . . 9.—
Gesteine von Timor. — Gesteine von Pulu Samauw und Pulu Kambing. — Gesteine von Kisser.

Band III. Bearbeitet von K. Martin. — Palaeontologische Ergebnisse von Tiefbohrungen auf Java, nebst allgemeinen Studien ueber das Tertiaer von Java, Timor und einiger anderer Inseln. 1883—87. (15 *Taf.*). gr. 8°. . . . . 18.—
Paläontologische Ergebnisse von Tiefbohrungen auf Java. (Vertebrata, Crustacea, Gasteropoda, Scaphopoda, Lamellibranchiata, Brachiopoda, Vermes. Echinoidea).

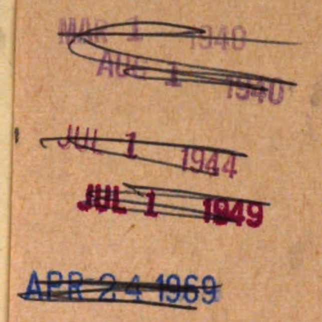
Band IV. Bearbeitet von K. Martin, 1884—90. (26 *Taf.*). gr. 8°. 21.—
Ueberreste vorweltlicher Proboscidier von Java und Banka. Fossile Säugethierreste von Java und Japan. — Ein Ichthyosaurus von Ceram. — Neue Wirbelthierreste vom Pati-Ajam auf Java. — Ueber das Vorkommen einer Rudisten führenden Kreideformation im südöstlichen Borneo. — Die Fauna der Kreideformation von Martapoera. — Versteinerungen der sogenannten, alten Schieferformation von West-Borneo. — Untersuchungen über den Bau von Orbitolina von Borneo. — Ein neues Telescopium und die Beziehung dieser Gattung zu Nerinea.

Band V. Heft 1. M. L. Crié, Recherches sur la flore pliocène de Java. 1888. (22 *u. Taf.* 1—8) gr. 8°. . . . . 3.—

2te **Serie:** *Beitrage zur Geologie von Niederländisch West-Indien und angrenzender Gebiete.*

Band I. Bearbeitet von J. H. Kloos, J. Lorié und M. M. Schepman. 1887—89. (5 *Taf.*). gr. 8°. . . . . 9.—
J. H. Kloos, Untersuch. über Gesteine u. Mineralien aus West-Indien. — J. Lorié. Fossile Mollusken von Curaçao. Aruba und der Küste von Venezuela. — M. M. Schepman. Bijdrage tot de kennis der molluskenfauna van de schelpritsen van Suriname. naar de door den Heer Voltz, gemaakte verzameling bewerkt.




MAR 1 1940
AUG 1 1940
JUL 1 1944
JUL 1 1949
APR 2 4 1969

